

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + Refrain from automated querying Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/





Mason L. 206.



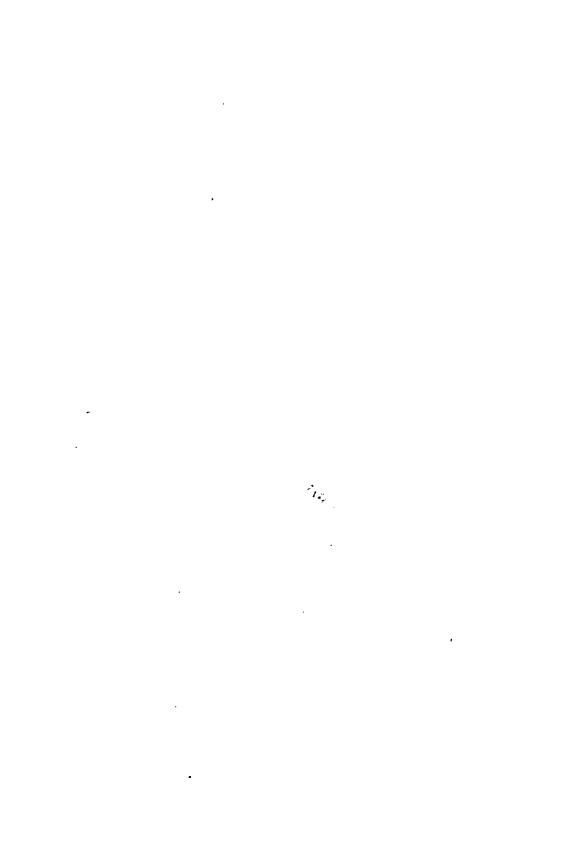




.

.





Wilhelm von Humboldt's

gesammelte Werke.

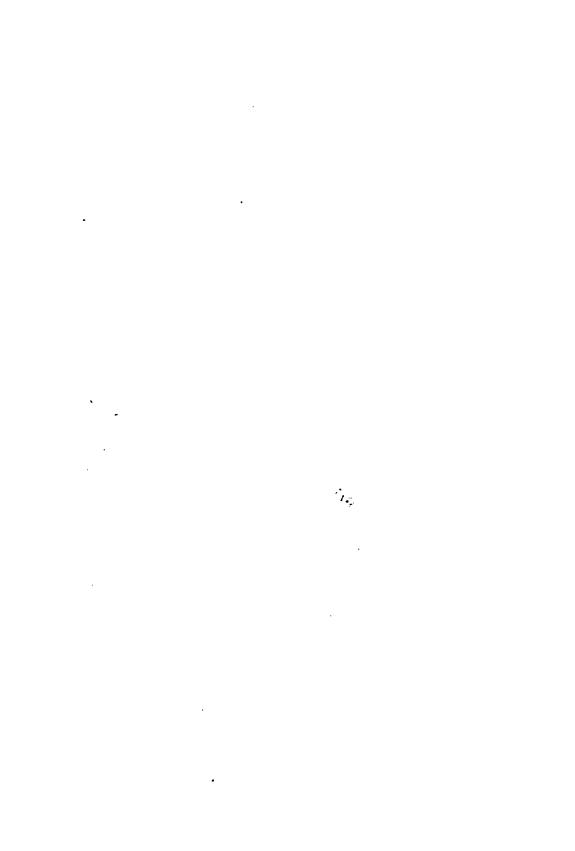
Dritter Band.



Berlin,

gedruckt und verlegt bei G. Reimer. 1843.

275. m. 100.



Wilhelm von Humboldt's

gesammelte Werke.

Dritter Band.



Berlin,

gedruckt und verlegt bei G. Reimer. 1843.

275. m. 100.

27.67 ns.

•

•

•

•

-

Inhalt.

Aeschylos Agamemnon. Metrisch übersetzt 1 — 9	ĸ
Aeschylos Agamenhon. Methsch apersetzt 1 — 5	v
(Leipzig 1816. 4. XXXVII und 86 S.)	
Die Eumeniden. Ein Chor aus dem Griechischen	
des Aeschylos	2
(Berlinische Monatsschrift herausgegeben von Bie-	
ster. 1793. Bd. 22. S. 149-156.)	
Socrates und Platon über die Gottheit, über die	
Vorsehung und Unsterblichkeit 103-14	1
(Joh. Friedr. Zöllner's Lesebuch für alle Stände.	
Theil 8. S. 186 — 256. Berlin 1787. S.)	
Ueber die gegenwärtige französische tragische	
Bühne. Aus Briefen	2
(Goethe's Propylacen. 1799. Band III. Stück 2.	
S. 66—109.)	

1¥
Seite Der Montserrat, bey Barcelona 173—212
(Allgemeine geographische Ephemeriden, heraus-
gegeben von Gaspari und Bertuch. Band XI.
Stück 3. März 1803. S. 265 — 313.)
Reiseskizzen aus Biscaya. (Handschriftlich.) 213-240
1. St. Jean de Luz
2. Spanische Gränze
3. Guipuzcoa. Anblick des Landes 222 — 235
4. Vitoria
Ueber das vergleichende Sprachstudium in Be-
ziehung auf die verschiedenen Epochen der
Sprachentwicklung
(Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse
der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu
Berlin. 1820 — 21. Berlin 1822. 4. S. 239—60.)
Ueber das Entstehen der grammatischen Formen
und deren Einflus auf die Ideenentwicklung 269-306
(Ebend. 1822 — 23. Berlin 1824. 4. S. 402 — 430.)
Berichte aus den Verhandlungen des Vereins der
Kunstfreunde im Preussischen Staate 307-383
Sonette. (Handschriftlich.)
1. Die Milchstraße
2. Niobe

•

▼	
Sei	te
3. Die Danaiden	86
4. Hoffnung der Liebe	87
5-9. Phantasien. 1-V	92
10-12. Des Lebens Ausgang. I-III	95
13. Letztes Eigenthum	96
14. Saat Gottes	97
15. Kypris	98
16. Andromeda	99
17. Die Nymphe	00
18-20. Friede mit dem Schicksal. I-III 401-4	03
21. Die Klamm	04
22. Wurzeln und Zweige	05
23. Freigebigkeit der Natur	06
24. Morgengruss der Geliebten 4	07
25. Die glückliche Zeit	08
26. Der Blitzableiter	09
27. Die Dryas	10
28. Licht und Dunkel	11
29. Penelope	12
30. Frauenliebe	13
31. Amor im Wagen	14
32. Die Stummheit	15
33. An Ihn	116
OA Deturne	117
OF 77 1 C 1 1 4	118
00 D 0 L	119
or by the land	120

	V	
•		Seite
3 8.	Reiz der Heimath	4 2]
3 9.	Der Montserrat	422
40.	Die Gegenwart	423
41.	Corinna	424
42.	Das Reich der andern Welt	425

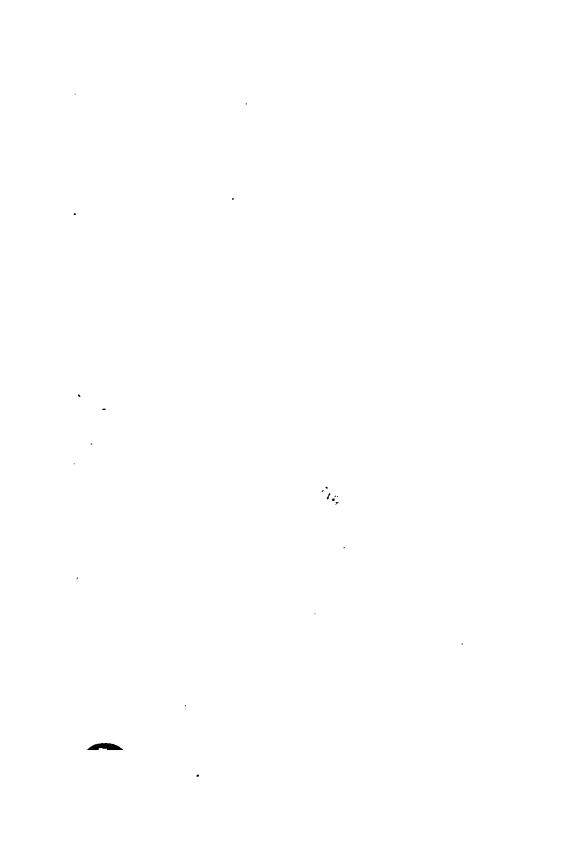
•

•









Wilhelm von Humboldt's

gesammelte Werke.

Dritter Band.



Berlin,

gedruckt und verlegt bei G. Reimer. 1843.

275. m. 100.

den kann, der bloss als Werkzeug, und auf den unmittelbaren Befehl der Gottheit gehandelt hat.

Aegisthos tritt nur auf, um auch von seiner Seite zu beurkunden, dass er in dem Enkel den Frevel des Ahnherrn straste. Sein ganzer Zwist mit dem Chor kann beim ersten Anblick überstüssig, und das Stück besser mit den letzten Anapästen, die Klytämnestra sagt, zu enden scheinen. Aber diese letzte Scene gleicht dem Schluston eines Accords, ohne den die wahre Auslösung sehlen würde, vorzüglich in dem Gegensatz der Hestigkeit Aegisths, und der nun milden Klytämnestra, und in den schönen Versen: (1642, 1643, 1646, 1649.)

Lass' uns stiften neues Leid nicht, o der Männer theuerster!
Schon zu mähen dieses Viele, ist uns Erate jammervoll;

was wir thaten, musste seyn.

Dieses ist des Weibes Rede, wenn Gehör ihr einer leiht.

Auf dieselbe Weise könnte man auch vielleicht die, sonst so dichterische Beschreibung der Trennung des Menelaos vom übrigen Heer durch einen Sturm für eine entbehrliche Episode halten. Aber die Frage mußte beantwortet werden, ob Menelaos nicht zurückkehrte, die That verhindern, oder rächen könnte? Außerdem war der Abfahrt beider Könige im ersten Chorgesange gedacht, es durfte bei der Rückkehr nicht bloß Einer genannt werden. Ein solches Streben nach dichterischer Symmetrie und Vollständigkeit ist der Griechischen Dichtung und Kunst besonders eigen.

Agamemnon wird eben so sehr, und sogar mehr durch dasjenige gezeichnet, was seinem Erscheinen vorhergeht, als durch dies Erscheinen selbst. Er soll, als der größeste und glücklichste Sterbliche, den die Götter je mit Ruhm und mit Sieg gekrönt haben, auftreten. Dies wird durch die Ersählung von der Einnahme Trojas, dem Triumphzug

des Heers nach der Heimath, der Freude, diese nach zehnjähriger Abwesenheit wiederzusehen, die sich in dem Herold auf eine so rührende Weise ausspricht, vorbereitet. Aber zugleich wird alle diese Erhabenheit, als den unmittelbar nachfolgenden Fall drohend, dargestellt. So tritt der König selbst auf, und nach wenigen Worten über die Größe des vollbrachten Unternehmens, und die Nothwendigkeit nunmehr Stadt und Haus zu ordnen, athmen alle seine Reden nur Besorgniss vor dem Neid und der Misgunst des Geschicks, Milde, wie gegen Kassandra, und die Sehnsucht, sein Leben fern von Glanz, in weiser Mäßigkeit und fröhlicher Heiterkeit zu beschließen. Dieser Wunsch, in bewegender Einfachheit, vor der, die ihm den Tod bereitet, und wenige Augenblicke, ehe sie die That vollendet, ausgedrückt, bringt die rührendste Wirkung hervor. Bei seinem Fall spricht er blos die tödtlich empsangene Wunde aus. Das so meisterhast behandelte Ausbreiten der Purpurteppiche wird nicht als eine mitwirkende Ursach, sondern nur als ein Bemühen Klytämnestras vorgestellt, den Neid der Götter und Menschen durch überirrdische Ehrenbezeigungen auf ihr Schlachtopfer zu häufen. Es macht, dass Agamemnons Stimmung, seine Neigung, die Last seines Ruhms und seiner Größe zu vermindern, sich besser aussprechen kann, und giebt zu einigen sehr dichterischen Schilderungen Anlass.

Kassandra füllt den schrecklichsten Moment des Stückes aus, den zwischen Agamemnons Eintritt in den Pallast, bei dem sein Schicksal nicht mehr zweiselhaft ist, und seiner Ermordung. Nichts im ganzen Alterthum reicht an die Erhabenheit dieser Scene, ist gleich erschütternd und rührend-Die nun als Gesangene dienende Königstochter löst nach und nach ihr starres Schweigen; bricht erst in Wehklagen, blosse unarticulirte Laute und Ausrusungen, dann in Weis-

sagungen aus; anfangs in dunkle; darauf, wo auch das Silbenmass so schön und bedeutungsvoll von den wechselnden Chorweisen zu den festen und klaren Trimetern übergeht, entfernt sie jedes Dunkel; unverhüllt soll der Seherspruch der Sonne entgegen treten. Die furchtbarsten Bilder aus der Vorzeit des fluchbeladenen Hauses, in das sie, todbestimmt, gehen soll, wechseln mit den rührendsten ihrer Jugend, des Glücks, das sie ehemals genoß, des Untergangs ihrer Vaterstadt. Mit wenigen, aber den lebendigsten Zügen ist das Elend einer, immer Unglück verkündenden, aber nie von ihren Mitbürgern geglaubten Weissagerin gezeichnet; und über der ganzen Scene liegt, wie das Dunkel einer schwülen Gewitternacht, die düstre Farbe eines ewig drohenden Verhängnisses, unglückschwangrer Verheißungen. Kassandras Unglück, und das ihres Stammes ist rettungslos, und wendet sich nicht wieder zum Bessern. Das Geschlecht der Pelopiden dauert fort, und erhebt sich wieder, Zeus gedenkt noch nicht, es zu vertilgen, (v. 666.) aber dem Priamos brachten seine Frömmigkeit und seine Opfer kein Heil, die Götter sind von Ilion gewichen, es steigt nicht wieder aus der Asche empor. Schilderung eines solchen Unglücks findet ihre dichterische Auflösung nur in starrer Ergebung, in entschlossenem Umfassen des Unvermeidlichen. Auch antwortet der Chor auf alle Gründe, die Kassandra dafür anführt, dass sie dem vorausgesehenen Tode nicht zu entsliehen versucht: (v. 1278.)

niemals vernehmen solches Wort die Glücklichen.

Die Chöre sind nur bis zu Agamemnons Eingehen in den Pallast, als Monologen, zwischen die Scenen gestellt. Von da aus schreitet die Handlung zu bewegt vor, und die Gesänge des Chors mischen sich den Scenen selbst ein. Die vier großen einzelnen Gesänge bereiten die Handlung vortreslich vor, und unterstützen ihren Gang. Der erste

ist eine vollständige, aber lyrische Exposition des ganzen folgenden Stücks, von desto größerer Wirkung, als sie das hereinbrechende Unglück noch dunkel und ungewiß andeutet. Schon bei der Abfahrt der Atreiden zeigten sich zwar günstige, aber zugleich mit Sorge erfüllende Zeichen. Möge nicht kindrächender Groll im Hause zurückgeblieben seyn! Nun folgt eine ausführliche Schilderung des unseligen Opfers, das der Grund zur Rache ward, und ungewisse Ahndung der Zukunst. Der zweite und dritte beziehen sich auf den Krieg und den Untergang Ilions; jener, bei demder Chor, da der Herold noch nicht erschienen ist, noch des Ausgangs nicht gewiß zu seyn glaubt, spricht mehr von dem Verluste, den Hellas erlitten, dem Murren des Volkes darüber, dem heimlich gegen die Atreiden schleichenden Hass; dieser, wo der Herold das große Vollbrachte verkündigt hat, und Agamemnon austreten soll, stellt die Zerstörung der seindlichen Stadt, als die gerechte Ahndung für Paris Frevel dar. Der vierte, wo Klytämpestra, bei Agamemnons Eingehen in das Haus, eben den bedeutungsvollen Anruf an Zeus gerichtet hat, (v. 949. 950.) drückt nur verwirrte, dunkle Besorgnis und Schwermuth, unbestimmte Ahndung auf übermäßiges Glück folgenden Unheils aus.

Der einzelnen Handlung des Stücks ist — und darauf beruht großentheils seine so mächtige Wirkung — ein ungeheurer Hintergrund gegeben. Von der ersten Scene an bis zum Erscheinen Agamemnons steht der ganze Troische Krieg mit allem Verderben, das er über einzelne Familien Griechenlands brachte, und allem Glanze, mit dem er die Nation verherrlichte, dem Zuschauer lebendig vor Augen; eine Fackelreihe verbindet in einer glanzvollen Nacht Asien und Europa. Dadurch daß der Dichter gerade diese Sage heraushob, gewinnt er nicht nur eine der reizendsten und

dichterischsten Schilderungen, und erregt eine für seinen Zweck ungleich dankbarere Spannung der Erwartung auf die Bestätigung der ersten Verkündigung, sondern der Fall llions wird nun auch ungleich lebendiger vor die Einbildungskraft geführt, und der Gang des Ganzen erhält eine viel größere Raschheit durch das unmittelbar nachfolgende Erscheinen des Agamemuon, so dass man die schon im Alterthum gerügte Unwahrscheinlichkeit leicht der magischen Wirkung des Wundervollen verzeihen kann. man bedenkt, dass den Griechen, wie aus dem Anfang der Geschichte Herodots sichtbar ist, der Troische Krieg gleichsam als eine Vorbedeutung ihrer späteren Siege über die Perser galt, und dass die Entsündigung Orests der Anlass wurde, dass Pallas selbst das angesehenste Gericht in Athen gründete, so fühlt man, wie auch diese Umstände die Wirkung des Stücks vermehrt haben müssen, so wenig es des binzukommenden Interesses solcher historischen Beziehungen bedarf.

Dass, wie so eben erwähnt ward, das Erblicken des Flammenzeichens und die Rückkehr Agamemnons nur durch wenige hundert, ohne Unterbrechung gesprochene und gesungene Verse getrennt sind, wird den mit den Werken des Alterthums Vertrauten nicht wundern. Man würde sogar schon irren, wenn man bestimmt und sest annähme, dass Aeschylos die Rücksahrt hätte in Eine Nacht zusammendrängen, oder ihr die natürliche Zeit lassen wollen. Dem ersten widerspricht er nicht undeutlich in der Erzählung der Zerstreuung der Flotte durch einen Sturm, und durch die Schilderung des Herolds, wie das Heer auf seinem Zuge die Kriegsbeute den Tempeln angehestet hat. (v. 565—567.) Das letzte würde gänzlich den schönen und raschen Gang des Stückes stören, in dem die durch das Fackelzeichen erregte zweiselnde Erwartung eine au-

genblickliche Auflösung fordert. Die Frage selbst konnte nicht in einem Dichter von Aeschylos Zeit entstehen, und es enthielt in seinem Begriff einer Tragödie keinen Widerspruch, den Agamemnen und sein Heer unmittelbar erscheinen zu lassen, ohne darum von der Länge oder Kürze seiner Fahrt Rechenschaft abzulegen. Die alten Kunstwerke verschmähen sehr häufig diese Sorgfalt, die einzelnen Glieder ihrer Darstellung auch gewissermaßen äußerlich, und wie es in der Natur zu seyn pflegt, zu verknüpfen. Auch die bildende Kunst benutzt diese Freiheit, und es ist ungefähr ebenso, wenn auf Basreliefs und geschnittenen Steinen die Pferde, auch in voller Bewegung, ohne alle Andeutung des Geschirres, bloss vor den Wagen gestellt sind. Die Alten konnten indess auch leicht über solche Nebendinge hinweggehen, da sie es so meisterhaft verstanden, die Einbildungskraft bei den wesentlichen zu fesseln-Dies wird vorzüglich in lyrischen Dichtungen klar, die einen ganz andren, mehr aus dem Gemüth selbst herkommenden Zusammenhang fodern, als die an sich mehr, bei den Griechen aber, bei denen alles objectiv ist, nur auf andre Weise objectiven epischen. Das Lyrische und Epische, das in der ausgebildeten Tragödie in dem Begriff einer, als augenblicklich gegenwärtig vorgestellten Handlung einzeln verschwindet, erscheint bei den Alten noch mächtig in ihr geschieden. Im Agamemnon waltet bei weitem das Lyrische vor, und indem vom ersten bis sum letzten Verse vorzüglich, aber doch nicht allein, durch den Chor. durch bloss gestaltlose Anregung von Empsindungen die entsprechende Stimmung im Zuschauer hervorgebracht wird. werden zugleich mit der größesten Festigkeit und Bestimmtheit austretende Gestalten hingestellt, mehr einzeln, als in enger Verbindung, mehr still und ruhig, als in zu reger Bewegung, so dass vor der Einbildungskrast gewissermalsen

eine Verbindung musikalischer und plastischer Eindrücke entsteht. Diese Verknüpfung der am meisten entgegengesetzten, aber an sich mächtigsten aller Künste ist der neueren Dichtkunst fremd, und so auffallend groß und ergreifend nur in Aeschylos und in Pindaros. Bei diesem ist es, der Natur seiner Dichtungen nach, vielleicht noch mehr der Fall; man erinnere sich nur an Iasons Erscheinen auf dem Markt von lolkos, an den auf Zeus Scepter schlummernden Adler, und so viele andere Stellen; in diesem Sinne könnte man ihm wohl bestreiten, was er in einem andren so schön sagt, dass er kein Bildner ist, auf festem Füsgestell weilende Gebilde zu machen. Im Agamemnon wird das Gemüth durch die Besorgnisse des Chors, die dunkeln, aber immer furchtbaren Andeutungen Klytämnestras, die Wehklagen und Weissagungen Kassandras vom ersten Verse an, wie mit schwermüthigen Melodien, mit trüben und schwarzen, aber unbestimmten Ahndungen erfüllt, und auf diesen Grund nun treten, auf ihm bewegen sich die großen, theils furchtbaren, wie Klytämnestra, theils herrlichen Gestalten, wie Agamemnon und Kassandra. Welcher schönere Gegenstand, auch für die plastische Kunst, könnte gedacht werden, als Kassandra auf dem Wagen des Mannes, der sie gefangen aus ihrer zerstörten Vaterstadt geführt hat, und vor der Thur des Pallastes, der ihm und ihr den Tod bringt! Hiermit übereinstimmend sind nun auch Sprache und Stil, nicht so zart verschmolzen, so geschmeidig, und sich dem Gespräch nähernd, wie bei Sophokles, aber einfach, kraftvoll, grandios, alterthümlich, manchmal selbst abgebrochen, dunkel und fast überreich.

Ein solches Gedicht ist, seiner eigenthümlichen Natur nach, und in einem noch viel anderen Sinne, als es sich überhaupt von allen Werken großer Originalität sagen läßt, unübersetzbar. Man hat schon öfter bemerkt, und die Un-

tersuchung sowohl, als die Ersahrung bestätigen es, dass, so wie man von den Ausdrücken absieht, die bloß körperliche Gegenstände bezeichnen, kein Wort einer Sprache vollkommen einem in einer andren gleich ist. Verschiedene Sprachen sind in dieser Hinsicht nur ebensoviel Synonymieen, jede drückt den Begriff etwas andres, mit dieser oder jener Nebenbestimmung, eine Stufe höher oder tiefer auf der Leiter der Empfindungen aus. Eine solche Synonymik der hauptsächlichsten Sprachen, auch nur (was gerade vorzüglich dankbar wäre) des Griechischen, Lateinischen und Deutschen, ist noch nie versucht worden, ob man gleich in vielen Schriststellern Bruchstücke dazu findet; aber bei geistvoller Behandlung müsste sie zu einem der anziehendsten Werke werden. Ein Wort ist so wenig ein Zeichen eines Begriffs, dass ja der Begriff, ohne dasselbe, nicht entstehen, geschweige denn festgehalten werden kann; das unbestimmte Wirken der Denkkrast zieht sich in ein Wort zusammen, wie leichte Gewölke am heitren Himmel entstehen. Nun ist es ein individuelles Wesen, von bestimmtem Charakter und bestimmter Gestalt, von einer auf das Gemüth wirkenden Kraft, und nicht ohne Vermögen sich fortzupflanzen. Wenn man sich die Entstehung eines Worts menschlicher Weise denken wollte (was aber schon darum unmöglich ist, weil das Aussprechen desselben auch die Gewissheit verstanden zu werden voraussetzt, und die Sprache überhaupt sich nur als ein Product gleichzeitiger Wechselwirkung, in der nicht einer dem andren zu helsen im Stande ist, sondern jeder seine und aller übrigen Arbeit zugleich in sich tragen muß, gedacht werden kann), so würde dieselbe der Entstehung einer idealen Gestalt in der Phantasie des Künstlers gleich sehen. Auch diese kann nicht von etwas Wirklichem entnommen werden, sie entsteht durch eine reine Energie des

Geistes, und im eigentlichsten Verstande aus dem Nichts; von diesem Augenblick aber tritt sie im Leben ein, und ist nun wirklich und bleibend. Welcher Mensch, auch auser dem künstlerischen und genialischen Hervorbringen. hat sich nicht, oft schon in früher Jugend, Gebilde der Phantasie geschaffen, mit denen er hernach oft vertrauter lebt, als mit den Gestalten der Wirklichkeit? Wie könnte daher je ein Wort, dessen Bedeutung nicht unmittelbar durch die Sinne gegeben ist, vollkommen einem Wort einer andren Sprache gleich seyn? Es muss nothwendig Verschiedenheiten darbieten, und wenn man die besten, sorgfältigsten, treuesten Uebersetzungen genau vergleicht, so erstaunt man, welche Verschiedenheit da ist, wo man blos Gleichheit und Einerleiheit zu erhalten suchte. Man kann sogar behaupten, dass eine Uebersetzung um so abweichender wird, je mühsamer sie nach Treue strebt. Denn sie sucht alsdann auch feine Eigenthümlichkeiten nachzuahmen, vermeidet das bloß Allgemeine, und kann doch immer nur jeder Eigenthümlichkeit eine verschiedene gegenüberstellen. Dies darf indes vom Uebersetzen nicht abschrecken. Das Uebersetzen, und gerade der Dichter, ist vielmehr eine der nothwendigsten Arbeiten in einer Literatur, theils um den nicht Sprachkundigen ihnen sonst ganz unbekannt bleibende Formen der Kunst und der Menschheit, wodurch jede Nation immer bedeutend gewinnt, suzuführen, theils aber, und vorzüglich, zur Erweiterung der Bedeutsamkeit und der Ausdrucksfähigkeit der eigenen Sprache. Denn es ist die wunderbare Eigenschaft der Sprachen, dass alle erst zu dem gewöhnlichen Gebrauche des Lebens hinreichen, dann aber durch den Geist der Nation, die sie bearbeitet, bis ins Unendliche hin zu einem höheren, und immer mannigfaltigeren gesteigert werden können. Es ist nicht zu kühn zu behaupten, dass in jeder, auch in den

Mundarten sehr roher Völker, die wir nur nicht gemug kennen, (womit aber gar nicht gesagt werden soll, dass nicht eine Sprache ursprünglich besser, als eine andre, und nicht einige andren auf immer unerreichbar würen) sich Alles, das Höchste und Tiefste, Stärkste und Zarteste ausdrücken lässt. Allein diese Tone schlummern, wie in einem ungespielten Instrument, bis die Nation sie hervorzulocken versteht. Alle Sprachformen sind Symbole, nicht die Dinge selbst, nicht verabredete Zeichen, sondern Laute, welche mit den Dingen und Begriffen, die sie darstellen, durch den Geist, in dem sie entstanden sind, und immerfort entstehen, sich in wirklichem, wenn man es so nennen will, mystischen Zusammenhange befinden, welche die Gegenstände der Wirklichkeit gleichsam aufgelöst in 'Ideen enthalten, und nun auf eine Weise, der keine Gränze gedacht werden kann, verändern, bestimmen, trennen und verbinden können. Diesen Symbolen kann ein höherer. tieserer, zarterer Sinn untergelegt werden, was nur dadurch geschieht, dass man sie in solchem denkt, ausspricht, empfängt und wiedergiebt, und so wird die Sprache, ohne eigentlich merkbare Veränderung, zu einem höheren Sinne gesteigert, zu einem mannigfaltiger sich darstellenden ausgedehnt. Wie sich aber der Sinn der Sprache erweitert. so erweitert sich auch der Sinn der Nation. Wie hat, um nur dies Beispiel anzuführen, nicht die Deutsche Sprache gewonnen, seitdem sie die Griechischen Silbenmaße nachahmt, und wie vieles hat sich nicht in der Nation, gar nicht bloß in dem gelehrten Theile derselben, sondern in ihrer Masse, bis auf Frauen und Kinder verbreitet, dadurch entwickelt, dass die Griechen in ächter und unverstellter Form wirklich zur Nationallecture geworden sind? nicht zu sagen, wieviel Verdienst um die Deutsche Nation durch die erste gelungne Behandlung der antiken Silben-

masse Klopstock, wie noch weit mehr Voss gehabt, von dem man behaupten kann, dass er das klassische Alterthum in die Deutsche Sprache eingeführt hat. Eine mächtigere und wohlthätigere Einwirkung auf die Nationalbildung ist in einer schon hoch cultivirten Zeit kaum denkbar, und sie gehört ihm allein an. Denn er hat, was nur durch diese mit dem Talente verbundene Beharrlichkeit des Charakters möglich war, die denselben Gegenstand unermüdet von neuem bearbeitete, die feste, wenn gleich allerdings noch der Verbesserung fähige Form erfunden, in der nun, so lange Deutsch gesprochen wird, allein die Alten deutsch wiedergegeben werden können, und wer eine wahre Form erschafft, der ist der Dauer seiner Arbeit gewiss, da hingegen auch das genialischste Werk, als einzelne Erscheinung, ohne eine solche Form, ohne Folgen für das Fortgehen auf demselben Wege bleibt. Soll aber das Uebersetzen der Sprache und dem Geist der Nation dasjenige aneignen, was sie nicht, oder was sie doch anders besitzt, so ist die erste Forderung einfache Treue. Diese Treue muß auf den wahren Charakter des Originals, nicht, mit Verlassung jenes, auf seine Zufälligkeiten gerichtet seyn, so wie überhaupt jede gute Uebersetzung von einfacher und anspruchloser Liebe zum Original, und daraus entspringendem Studium ausgehen, und in sie zurückkehren muß. Ansicht ist freilich nothwendig verbunden, dass die Uebersetzung eine gewisse Farbe der Fremdheit an sich trägt, aber die Gränze, wo dies ein nicht abzuläugnender Fehler wird, ist hier sehr leicht zu ziehen. So lange nicht die Fremdheit, sondern das Fremde gefühlt wird, hat die Uebersetzung ihre höchsten Zwecke erreicht; wo aber die Fremdheit an sich erscheint, und vielleicht gar das Fremde verdunkelt, da verräth der Uebersetzer, dass er seinem Original nicht gewachsen ist. Das Gefühl des uneingenommenen Lesers versehlt hier nicht leicht die wahre Scheidelinie. Wenn man in ekler Scheu vor dem Ungewöhnlichen noch weiter geht, und auch das Fremde selbst vermeiden will, so wie man wohl sonst sagen hörte, dass der Uebersetzer schreiben müsse, wie der Originalverfasser in der Sprache des Uebersetzers geschrieben haben würde, (ein Gedanke, bei dem man nicht überlegte, dass, wenn man nicht bloß von Wissenschaften und Thatsachen redet, kein Schriftsteller dasselbe und auf dieselbe Weise in einer andren Sprache geschrieben haben würde) so zerstört man alles Uebersetzen, und allen Nutzen desselben für Sprache und Nation. Denn woher käme es sonst, dass, da doch alle Griechen und Römer im Französischen, und einige in der gegebenen Manier sehr vorzüglich übersetzt sind, dennoch auch nicht das Mindeste des antiken Geistes mit ihnen auf die Nation übergegangen ist, ja nicht einmal das nationelle Verstehen derselben (denn von einzelnen Gelehrten kann hier nicht die Rede seyn) dadurch im Geringsten gewonnen hat?

Dieser hier eben geschilderten Einfachheit und Treue habe ich mich, um nach diesen allgemeinen Betrachtungen auf meine eigene Arbeit zu kommen, zu nähern gesucht Bei jeder neuen Bearbeitung habe ich gestrebt immer mehr von dem zu entfernen, was nicht gleich schlicht im Texte stand. Das Unvermögen, die eigenthümlichen Schönheiten des Originals zu erreichen, führt gar zu leicht dahin, ihm fremden Schmuck zu leihen, woraus im Ganzen eine abweichende Farbe, und ein verschiedener Ton entsteht. Vor Undeutschheit und Dunkelheit habe ich mich zu hüten gesucht, allein in dieser letzteren Rücksicht muß man keine ungerechte, und höhere Vorzüge verhindernde Forderungen machen. Eine Uebersetzung kann und soll kein Commentar seyn. Sie darf keine Dunkelheit enthalten, die aus

schwankendem Wortgebrauch, schielender Fügung entsteht; aber wo das Original nur andeutet, statt klar auszusprechen, wo es sich Metaphern erlaubt, deren Beziehung schwer zu fassen ist, wo es Mittelideen auslässt, da würde der Uebersetzer Unrecht thun, aus sich selbst willkührlich eine den Charakter des Textes verstellende Klarheit hineinzubringen. Die Dunkelheit, die man in den Schriften der Alten manchmal findet, und die gerade der Agamemnon vorzüglich an sich trägt, entsteht aus der Kürze, und der Kühnheit, mit der, mit Verschmähung vermittelnder Bindesätze, Gedanken, Bilder, Gefühle, Erinnerungen und Ahndungen, wie sie aus dem tief bewegten Gemüthe entstehen, an einander gereiht werden. So wie man sich in die Stimmung des Dichters, seines Zeitalters, der von ihm aufgeführten Personen hineindenkt, verschwindet sie nach und nach, und eine hohe Klarheit tritt an die Stelle. Theil dieser Aufmerksamkeit muß man auch der Uebersetzung schenken, nicht verlangen, dass das, was in der Ursprache erhaben, riesenhaft und ungewöhnlich ist, in der Ueltertragung leicht und augenblicklich fasslich seyn solle. Immer aber bleiben Leichtigkeit und Klarheit Vorzüge, die ein Uebersetzer am schwersten, und nie durch Mühe und Umarbeiten erringt; er dankt sie meistentheils einer ersten glücklichen Eingebung, und ich weiß nur zu gut, wieviel meine Uebersetzung mir hierin zu wünschen übrig läßt.

Bei der Berichtigung und Auslegung des Textes habe ich mich der Hülfe des Herrn Professors Hermann erfreut. Mit einer neuen Ausgabe des Aeschylos beschäftigt; hat mir derselbe die Freundschaft erzeigt, mir von seiner Bearbeitung des Agamemnons alles mitzutheilen, was mir bei der Uebersetzung nützlich seyn konnte. Durch diese gütige Unterstützung, ohne die ich, vorzüglich die Chorgesänge nie gewagt haben würde, dem Publicum vorzulegen, bin

ich in Stand gesetzt worden, meiner Uebersetzung einen durchaus neu geprüften Text zum Grunde zu legen, und jeder Kundige wird bald gewahr werden, wieviel glückliche Veränderungen einzelne Stellen erhalten, wieviel aufserdem die Chöre und Anapaestischen Systeme durch richtigere Versabtheilung gewonnen haben. Die sich auf den Sinn beziehenden Veränderungen des Textes sind in den Anmerkungen von Herrn Professor Hermann selbst kurz angegeben worden, die das Metrum betreffenden zeigt die Vergleichung der Uebersetzung mit den vorigen Ausgaben.

Diesem Texte bin ich nunmehr auch so genau, als es mir möglich war, gefolgt. Denn ich habe von jeher die eklektische Manier gehaßt, mit welcher Uebersetzer manchmal unter den hundertfältigen Varianten der Handschriften und Verbesserungen der Kritiker, nach einem nothwendig oft irre leitenden Gefühl, willkührlich auswählen. Die Herausgabe eines alten Schriftstellers ist die Zurückführung einer Urkunde, wenn nicht auf ihre wahre und ursprüngliche Form, doch auf die Quelle, die für uns die letzte zugängliche ist. Sie muss daher mit historischer Strenge und Gewissenhaftigkeit, mit dem ganzen Vorrath ihr zum Grunde liegender Gelehrsamkeit, und vorzüglich mit durchgängiger Consequenz unternommen werden, und aus Einem Geiste herfließen. Am wenigsten darf man dem sogenannten ästhetischen Gefühl, wozu gerade die Uebersetzer sich berufen glauben könnten, darauf Einfluss gestatten, wenn man (das Schlimmste, was einem Bearbeiter der Alten begegnen kann) nicht dem Text Einfälle aufdringen will, die über kurs oder lang andren Einfällen Platz machen.

Auf den metrischen Theil meiner Arbeit, vorzüglich auf die Reinheit und Richtigkeit des Versmaßes, da diese die Grundlage jeder andren Schönheit ist, habe ich soviel Sorgfalt, als möglich, gewandt, und ich glaube, das hierit

kein Uebersetzer zu weit gehen kann. Der Rhythmus, wie er in den Griechischen Dichtern, und vorzüglich in den dramatischen, denen keine Versart fremd bleibt, waltet, ist gewissermaßen eine Welt für sich, auch abgesondert vom Gedanken, und von der von Melodie begleiteten Musik. Er stellt das dunkle Wogen der Empfindung und des Gemüthes dar, ehe es sich in Worte ergiesst, oder wenn ihr Schall vor ihm verklungen ist. Die Form jeder Anmuth und Erhabenheit, die Mannigfaltigkeit jedes Charakters liegt in ihm, entwickelt sich in freiwilliger Fülle, verbindet sich zu immer neuen Schöpfungen, ist reine Form, von keinem Stoffe beschwert, und offenbart sich an Tönen, also an dem, was am tiessten die Seele ergreist, weil es dem Wesen der inneren Empfindung am nächsten steht. Die Griechen sind das einzige Volk, von dem wir Kunde haben, dem ein solcher Rhythmus eigen war, und dies ist, meines Erachtens, das, was sie am meisten charakterisirt und be-Was wir bei andren Nationen davon antressen, ist unvollkommen, was wir, und selbst (wenn man einige wenige, bei ihnen sehr gelungene Versarten ausnimmt) die Römer besitzen, nur Nachhall, und zugleich schwacher und rauher Nachhall. Man hat bei Beurtheilung der Sprachen und Nationen viel zu wenig auf die gewissermaßen todten Elemente, auf den äußeren Vortrag geachtet; man denkt immer Alles im Geistigen zu finden. Es ist hier nicht der Ort dies auszuführen; aber mir hat es immer geschienen, dass vorzüglich der Umstand, wie sich in der Sprache Buchstaben zu Silben, und Silben zu Worten verbinden, und wie diese Worte sich wieder in der Rede nach Weile und Ton zu einander verhalten, das intellektuelle, ja sogar nicht wenig das moralische und politische Schicksal der Nationen bestimmt, oder bezeichnet. Hierin aber war den Griechen das glücklichste Loos gefallen, das ein Volk sich

wünschen kann, das durch Geist und Rede, nicht durch Macht und Thaten herrschen will. Die Deutsche Sprache scheint unter den neueren allein den Vorzug zu besitzen, diesen Rhythmus nachbilden zu können, und wer Gefühl für ihre Würde mit Sinn für Rhythmus verbindet, wird streben, ihr diesen Vorzug immer mehr zuzueignen. Denn er ist der Erhöhung fähig; eine Sprache muß, gleich einem Instrument, vollkommen ausgespielt werden, und noch mehr Uebung bedarf das Ohr vieler, durch die Willkühr der Dichter irre gewordener, auch an nicht so häufig vorkommende Versmaße weniger gewöhnter Leser. Ein Uebersetzer, vorzüglich der alten Lyriker, könnte oft nur gewinnen, indem er sich Freiheiten erlaubte; wenige werden ihm in den Chören genau genug folgen, um den richtigen, oder unrichtigen Gebrauch einer Silbe zu prüsen; ja bei gleicher Richtigkeit ziehen, wie schon Voss sehr wohl bemerkt hat, viele eine gewisse Natürlichkeit einer höheren Schönheit des Rhythmus vor. Allein hier muss ein Uebersetzer Selbstverläugnung und Strenge gegen sich ausüben; nur so wandelt er in einer Bahn, auf der er hoffen kann, glücklichere Nachfolger zu haben. Denn Uebersetzungen sind doch mehr Arbeiten, welche den Zustand der Sprache in einem gegebenen Zeitpunkt, wie an einem bleibenden Masstab, prüsen, bestimmen, und auf ihn einwirken sollen, und die immer von neuem wiederholt werden müssen, als dauernde Werke. Auch lernt der Theil der Nation, der die Alten nicht selbst lesen kann, sie besser durch mehrere Uebersetzungen, als durch eine, kennen. Es sind ebensoviel Bilder desselben Geistes; denn jeder giebt den wieder, den er auffaste, und darzustellen vermochte; der wahre ruht allein in der Urschrift.

Zuerst habe ich es dahin zu bringen gesucht, dass auch der ungeübtere Leser über das Silbenmass nicht zweisel-

haft bleiben könne. Es giebt im Deutschen eine große Anzahl mittelzeitiger Silben, die nicht allein ohne Nachtheil, sondern auch mit Erhöhung der Mannigfaltigkeit des Wohllauts bald kurz, bald lang gebraucht werden können. In hexametrischen, und überhaupt in allen Gedichten, wo dieselbe Versart durchaus, oder doch mit wenigen Unterbrechungen fortgeht, setzt sich der Rhythmus in dem Ohre so fest, dass jeder nur irgend geübte Leser, ohne Schwierigkeit, erkennt, wie er Länge und Kürze auf die mittelzeitigen Silben zu vertheilen hat. Allein wo, wie in einer Griechischen Tragödie, die mannigfaltigsten Versfüße verbunden sind, ist kein Leser im Stande, das richtige Mass aufzusinden, wenn ihm der Dichter nicht dadurch zu Hülse kommt, dass er sich an sestere Regeln hält, als sonst nothwendig scheinen. Selbst die Alten erlauben sich die Verlängerung einer kurzen Silbe durch die Arsis des Verses meistentheils nur im daktylischen Metrum. Ich habe es mir daher zum Grundsatz gemacht, die mittelzeitigen Silben an den Stellen des Verses, die ein bestimmtes Mass erheischen, mit äußerst wenigen Ausnahmen, entweder immer lang. oder immer kurz zu gebrauchen. Pronomina und Praepositionen habe ich schlechterdings immer verkürzt, diejenigen Stellen ausgenommen, wo ihnen der Sinn selbst vorherrschende Länge giebt, die es mir daher auch überflüssig geschienen hat, durch verschiedenen Druck, wie sonst gewöhnlich ist, herauszuheben. Der Trimeter gewinnt noch außerdem ungemein, wenn alle nothwendige Längen und Kürzen in ihm recht bestimmt gegen einander abstehen. Die aus der Mittelzeitigkeit vieler Silben entstehende Mannigfaltigkeit kann er doch in den unbestimmt bleibenden Stellen benutzen. Conjunctionen, welche die auf sie folgenden Sätze regieren, wie als, oder gewissermaßen elliptisch den vorhergehenden in sich enthalten, wie denn,

habe ich meistentheils lang gebraucht. Einige habe ich versucht, nach der Art der Griechen, dem Sinn der Rede gemäß, enklitisch, oder betont, zu behandeln. So nun und nur z. B. lang im Trimeter v. 311. 312.

jetzt möcht' ich unaufhörlich dieses Wort, wie du
es hier erzählst, bewundernd hören nur von dir
ich möchte nichts andres thun, als immer aufs neue von
dir hören. Dagegen kurz in dem aufgelösten Dochmischen
1126. Verse:

wo nur entspringt der Pfad göttlicher Kunde dir? Ich muss es dahingestellt seyn lassen, ob dies Beisall sinden dürste, aber wenigstens wird man Uebereinstimmung mit mir selbst antreffen. Mittelzeitige Endsilben, wie - bar und — sam, habe ich nur höchst selten lang gebraucht. Bei dieser Vorsicht, das Versmaß nicht zweifelhaft werden zu lassen, und namentlich bei der beständigen Verkürzung der Pronominum und Praepositionen war eine andre Klippe zu vermeiden, nicht durch Verkürzung solcher Silben, die durch ihre Elemente und deren Verbindung eine Verlängerung in der Aussprache bewirken, wie uns, mir, ihm u. a. m. das Ohr zu beleidigen. In den Trimetern lassen sich diese Silben in die unbestimmten Stellen des Verses vertheilen, allein bei den übrigen Versarten ist dies selten möglich. Doch habe ich durch nie kurz, auch immer lang gebraucht. Zu Anfangssilben der Anapästischen Verse hätte ich gern noch seltner Silben genommen, die, ungeachtet ihrer entschiednen Kürze, doch, bei der hinzukommenden Hebung des Versanfanges, leicht im Lesen zu lang gehalten werden. Diese Gewohnheit der Hebung ist aber, wenn Anapästen und Chorverse richtig gelesen werden sollen, durchaus zu verbannen. In den Griechischen Namen habe ich mich so nah, als möglich, an die Geltung der Griechischen Silben gehalten. Daher sind Agamemnon, Menelaos immer wie dritte Paeone, me wie Ditrochaeen zu lesen. Bei dem Namen Klytämnestra, der ein erster Epitritus ist, und bei uns, wegen der Senkung der Endsilbe ein Antispast werden würde, habe ich eine vielleicht willkührlich und hart scheinende Ausnahme gemacht, da ich ihn auch als einen dritten Paeon behandle. Allein da kein Deutscher Leser den Namen Klytaémnéstrá aussprechen wird, und im Anapästischen Verse die erste Länge des Namens immer hätte in eine Tonhebung fallen müssen, wie z. B.

Du von Tyndaros Stamm, o Klytâmnestra, so hâtte er in diesem nie einen Platz finden können. Da eben dies der Fall mit jedem Antispastischen Worte im Deutschen ist, so habe ich auch Alexandros als dritten Paeon brauchen müssen. Strophios und Priamos müssen, da wir keine aus zwei, oder mehreren Kürzen bestehende Wörter haben, noch, unsrer Tonsetzung nach, aussprechen können, bei uns Daktylen werden. Allein so wie in Deutschen Ableitungen denselben Namen eine lange Silbe zuwächst, habe ich die ursprüngliche Kürze der Endsilbe wieder eintreten lassen; und so hoffe ich, wird niemand folgenden Vers: (525.)

so büsten zwiesach die Priamiden ihre Schuld so lesen, dass er zwiesach zum Trochaeus machte. Von der Regel, die Endsilbe zweisilbiger, von einer Länge anhebender Namen zu verkürzen, habe ich mir nur einmal eine Ausnahme v. 151. erlaubt, wo ich Kalchas als zwei Längen, deren erste einen Spondeus beschließt, die zweite einen Daktylus anhebt, zu brauchen versucht habe. Atreus hat mir geschienen immer als Spondeus gelten zu müssen.

Was die Schönheit aller Verse so sehr erhöht, allein vorzüglich den Trimetern des Aeschylos soviel Kraft und Größe giebt, die harmonische Vertheilung und Verschränkung der rhythmischen und prosodischen Einschnitte, und die Sorgfalt für vollklingende Wortfüsse ist im Deutschen überaus schwer, und in der gleichen Vollkommenheit unmöglich zu erreichen. Ich habe nach meinen Kräften dahin gestrebt, und wenigstens die allzuhäufigen einsilbigen Ausgänge zu vermeiden gesucht, welche die Natur unsrer Sprache und Construction bis zum Ueberdrus herbeiführt. Der Abschnitt nach der sechsten Silbe, wo er der einzige ist, muss allerdings im Trimeter vermieden werden. Allein neben einem andren, überwiegenderen, schadet er dem Verse nicht, der, seinem übrigen Bau nach, nicht leicht mit dem gewöhnlichen Alexandriner verwechselt werden Auch die griechischen Tragiker haben diesen Abschnitt, und in einigen Versen diesen allein. Ein wahrer Alexandriner ist v. 44. in Sophokles Elektra. Den von Porson gerügten Abschnitt nach der ersten Silbe des fünften Fusses, wenn diese lang ist, habe ich mehr vermieden. weil er den Vers fast immer schwerfällig macht, als weil er nicht bei den Tragikern gefunden würde. Dass er sogar häufig, und wenn man auch die Regel ganz gelten lassen will, als gesetzmäßige Ausnahme steht, wenn die folgende Länge ein einsilbiges Wort ist, leidet keinen Zweifel. Der Anapästische Vers schließt zwar, auch wenn kein Daktylus unmittelbar vorhergeht, einigemal bei Aeschylos mit einem Daktylus. Allein man muß diese wenigen Fälle doch wohl als Ausnahmen ansehen, da es bei Sophokles nur ein einzigesmal (Oed. Col. v. 235.) und nicht in einem rein Anapästischen System vorkommt. Auch hat dieser Ausgang, vorzüglich, wenn der Schlussdaktylus auf einen Anapästen folgt, wirklich etwas dem Ohr Ungefälliges. Ich habe mir ihn daher nie erlaubt. In der Art, wie die Anapästen in die Wortfüße einschneiden, habe ich bei den Tragikern eine Regel bemerkt, die es im Deutschen sast unmöglich seyn würde, nachzuahmen. Sie verlangen nemlich, dass, wenn die letzte Silbe des Anapüsten ein einsilbiges Wort ist, auch die erste ein Wort ausmache, oder beginne wie v. 90.

der im Kreis des Olymps

und Anapästen, wo in diesem Fall die erste, oder gar die beiden ersten Silben Endsilben des vorhergehenden Wortes sind, wie v. 45.

zu der Hülfe des Kriegs von dem heimischen Land finden sich bei Aeschylos und Sophokles *) nur äußerst selten, häufiger bei Euripides, und bei Aristophanes so oft, daß sie nicht mehr angezeigt zu werden verdienen.

Bei den Chorversen habe ich mich nie begnügt, die Längen und Kürzen gleichsam mechanisch nachzughmen, sondern bin immer von der Festsetzung des Silbenmaßes ausgegangen. Nur so läßt sich der Rhythmus bewahren, und nur so ist es möglich, die Aenderungen anzubringen, welche das Versmass erlaubt. Auf diese Weise aber widersetzt sich unsre Sprache auch der regelmässigsten Nachbildung keiner Versart. Mit den Abänderungen muß man jedoch behutsam umgehen; die Tragiker erlauben sich dieselben in den Chören nicht häufig, und der Grund dieser Stätigkeit scheint mir großentheils in dem Bau ihrer Strophen zu liegen. Mehrere Verse (Cola) haben, vorzüglich, wenn nicht zuviele Füsse in denselben auf einander folgen, eine oft so große Aehnlichkeit unter einander, daß sie, als zu mehreren Versarten zugleich gehörig angesehen werden können. Sie verlieren aber diese Aehnlichkeit, wenn

^{*)} Zu diesen seltnen Ausnahmen gehören Aesch. Persae v. 47. Agam. v. 1555. wo aber das einsilbige Wort es nur durch Apostrophirung wird, Choëph. v. 1007. Soph. Ajax. v. 104. wo aber die beiden kurzen Silben in eine lange zusammengezogen werden können, Phil. v. 491.

man sie nach den Gesetzen einer von diesen umändert, oder behalten sie wenigstens nicht bei jeder Umwandlung bei. So kann z. B. v. 1132.

froh ich genährt empor sowohl ein logaödischer, als ein choriambischer, und dochmischer Vers seyn. Aendert man ihn aber, nach den Gesetzen dieser letzteren Versart, so um:

froh ich genährt aufwuchs oder

froh ich und ungetrübt war

so entfernt er sich gänzlich von den beiden ersteren Versarten. Nun scheint es Grundgesetz bei der Zusammenfügung der Strophe zu seyn, bei der Verbindung verschiedener Versmasse lieber die einander ähnlichen, als unähnlichen Formen zu wählen; ja manchmal wird durch solche. zwei Silbenmaßen zugleich angehörenden Verse der Uebergang von einem zum andren gleichsam vorbereitet. einem Beispiel kann die dritte Strophe des ersten Chorgesangs dienen. (v. 185-197.) Sie fängt mit lamben an, hat in der Mitte (v. 189.) einen bestimmt Antispastischen Vers, und schliesst mit einem rein Choriambischen System. Die allgemeine Verwandtschaft dieser Silbenmaße liegt im Iambus, der sich eben so gut dem Antispasten, als dem Choriamben anschließt. Daher auch zwei bloß lambische, und sich keinem andren Versmaß nähernde Verse (187. 191.) eingeschoben sind. Allein für die übrigen lambischen Verse sind nur solche Formen gewählt, die auch Antispastische seyn könnten, und das Choriambische System wird durch zwei Verse (192, 193.), die den Choriamben und Antispasten zugleich angehören, eingeführt. Diese kunstvolle Harmonie stört nun der Uebersetzer, der sich in solchen Fällen auch sonst ganz erlaubte Aenderungen verstattet, und man dürfte, wenn man vollkommene Genauigkeit erreichen

könnte, dies also nur da thun, wo auch solche Gründe nicht eintreten. Ein merkwürdiges Beispiel der Stätigkeit der Verse in den Chören giebt ein Vers, den Aeschylos im Agamemnon oft gebraucht, und der in folgenden Gestalten vorkommt:

v. 234. Wie sonst nach Anrede, weil
231. und sanft des Mitleids Geschosse
363. zu achten nicht derer, sagt einer wohl
220. da achtet nicht mehr des Vaters Wehruf
190. und Argos Volks-Blüthe welkte matt dahin.

Diese Verse können Antispastische, oder Asynarteten aus blos lambischen, oder zugleich aus lambischen und Trochaeischen Versen seyn. Allein wenn man alle Stellen, wo sie vorkommen, mit einander vergleicht, so bleibt schwerlich ein Zweifel übrig, dass der Anfang in allen ein zweisilbiger überzähliger lambischer Vers ist, an den sich bald (v. 220.) ein ganz gleicher, bald (v. 190.) ein dreifüssiger, bald ein einzelner lambus, mit (v. 231.) oder ohne (v. 234.) eine überschießende Silbe, bald aber (v. 363.) ein Antispast anschließt. Hiernach wäre also die fünste Silbe gleichgültig, sie ist aber bis auf v. 754. beständig lang, wovon mir der Grund bloss darin zu liegen scheint, dass der Dichter in diesen, übrigens bloß Iambischen Asynarteten die den Antispastischen Versen, mit denen er sie in derselben Strophe verband, ähnliche Form bewahren wollte. Ich bin daher nur ungern in drei Stellen davon abgewichen. Selbst was auf den ersten Anblick durchaus gleichgültig scheint, beruht manchmal auf nicht zu vernachlässigenden Gründen. So z. B. erlaubt der Antispastische und Dochmische Vers unbedenklich die Auflösung jeder der beiden Mittellängen des Antispasts in zwei kurze Silben, und bei aufgelösten die Zusammenziehung solcher zwei Kürzen in eine Länge. In der Scene der Kassandra, und in der vorletzten des ganzen Stücks, der mit der Klytämnestra, in welchen beiden der dochmische Rhythmus vorherrschend ist, sind fast alle Antispasten ganz, oder zum Theil in Kürzen aufgelöst, was im Deutschen wegen der nothweudigen Bewahrung des Rhythmus, da die erste der beiden aus der Auflösung der Länge entstandenen Kürzen immer betont seyn muß, manche Schwierigkeit findet. Dennoch war es schlechterdings nothwendig, in diesen Scenen soviel Auflösungen, als möglich, auch in der Uebersetzung, beizubehalten, da gerade durch diese Auflösungen der klagende und jammernde Charakter verstärkt wird, der diese Scenen bezeichnet.

Dieser Bewahrung des Rhythmus durch richtige Tonsetzung muss ich noch mit einigen Worten gedenken. Es ist jetzt wohl allgemein anerkannt, daß in keine Versart ein Rhythmus aufgenommen werden kann, der mit ihrem Grundrhythmus in Widerspruch steht, dass daher der Daktylische Vers sich senkende Spondeen liebt, der Anapäslische sich hebende fordert, der Antispast bei gleichschwebenden am schönsten ist. Es folgt zugleich daraus, dass, wo diese Verse die Auflösung einer Länge gestatten, die zwei Kürzen genau an die Stelle derselben treten müssen, und also in den Trimetern und Anapästen die Daktylen und Tribrachen, so wie in den Antispasten die aufgelösten Kürzen der Mittellängen die vorletzte Kürze betonen müssen. Dies Betonen einer Kürze ist nun in unsrer Sprache allerdings möglich, da man sich einen ganz falschen Begriff unsrer Metrik machen würde, wenn man sich einbildete, Ton und Länge wären in derselben Eins und dasselbe, und könnten gleichsam mit einander verwechselt werden. Denn unsre Aussprache unterscheidet, auch im gewöhnlichsten Reden, sehr gut das Verweilen der Stimme von dem Heben derselben, und wenn auch Länge bei uns ohne Betonung nicht gedacht werden kann, sondern sie vielmehr im-

mer dem Hauptton folgt, so hören doch Kürzen durch das Heben der Stimme in der Betonung gar nicht auf, Kürzen zu bleiben, und werden nicht dadurch in Längen verwandelt. Die Unmöglichkeit einer tonlosen Länge schließt daher gar nicht die Möglichkeit einer betonten Kürze aus. Allein gewiss ist es, dass wenn der Leser genau unterscheiden soll, wo die Kürze wirkliche, aber betonte Kürze ist, man in dem Gebrauch der Kürzen und Längen selbst den festeren Regeln folgen mus, von denen ich weiter oben sprach. Auch alsdann noch ist es nichts weniger, als leicht, in allen einzelnen Fällen richtig zu unterscheiden, welche Silbe wirklich, als betont, gelten kann? und auf der andren Seite zu vermeiden, dass nicht, statt der betonten Kürze, eine zur Länge werdende Mittelzeit eintrete. Es mangelt über diesen Punkt noch unter uns sowohl an hinreichend sichren Grundsätzen, als an häufigen und zuverlässigen Beispielen, und ich möchte daher nicht behaupten, dass ich nicht in diesem Theile der metrischen Behandlung, der, wegen der vielen aufgelösten Dochmischen Verse, im Agamemnon sehr wichtig ist, hier und da gefehlt haben sollte. Worüber jedoch kein Zweisel obwalten kann, ist, dass eine entschieden kurze Silbe, die in einem Wort auf eine entschieden lange folgt, nie betont seyn kann. Verse daher, die Daktylen, wie folgende, enthielten, habe ich in meinen späteren Umarbeitungen des Agamemnon alle, ohne Ausnahme, verbessert.

Ilion besitzet Argos Heer an diesem Tag.

Strophios aus Phokis jene doppelt drohende

Folge, so du folgen willst, vielleicht auch folgst du nicht.

Doch der Himmlischen hört einer, es sey Zeus, .

Blieben daheim hier ungeehret zurück.

Oben und tief dort

Das Gleiche habe ich auch bei allen Versen, die unbestreit-

bar aufgelöste Antispastische sind, gethan, und es nur ungern, und bloß aus höheren Rücksichten in wenigen Fällen selbst da aufgegeben, wo die Verse zwar nicht an sich antispastisch gelesen zu werden brauchen, wo aber, nach meiner obigen Auseinandersetzung, der Dichter mit Fleiß ihnen eine Doppelnatur (zugleich als Antispastische und Choriambische) erhalten hat, welche sie nun in meiner Uebersetzung verloren haben. Beispiele dieser Art sind v. 192. 193. 206. Auf gleiche Weise habe ich die Verse verändert, welche allzusehr sinkende Spondeen hatten, wie z. B.

Verschiednen Schicksals Doppelloos zwiefach getheilt Herold der Schaaren Argos, Heil und Freude dir! Ledas Entsproßene, meines Hauses Wächterin, Kraftlos hin, gleich unmündigem Kind, Rufend den dreimal

In allen diesen Versen wird jedoch, wenn auch der Rhythmus gestört ist, das Versmaß selbst nicht zweiselhaßt. Allein der aufgelöste Antispast läßt sich in vielen Fällen schlechterdings nur am Rhythmus von andren Versarten unterscheiden. So kann von folgenden beyden, dem Versmaße nach, vollkommen gleichen Versen nur der letzte für einen Dochmischen gelten, der erste ist unverkennbar bloß ein Choriambischer, und dieser Unterschied wird einzig durch die Betonung begründet.

Bittreres Mittel, Zukunft Schwer zu entscheiden ist dies

Um nun die Betonung hervorzubringen, muß man eine Kürze wählen, die sich vor der ihr unmittelbar folgenden merklich hervorhebt. So erhebt sich zum Beispiel ein Pronomen, oder eine Conjunction über eine Praeposition, oder den Artikel:

v. 499. Genug erschienst uns feindlich du am Skamandros einst.

- v. 1290. Nicht wie ums Gebüsch der Vogel jammr' ich furchtbewegt.
 - 355. Den erhabenen Zeus ehr' ich, den Gasthort
 - 769. Und im Innren erfreut sehn sie der Nacht gleich,
 - 1122. Und wo entstammend rauschten dir von Gott gesandt
 - 1142. O Heerdenzahl, fromm von des Vaters Hand

oder irgend ein einsilbiges Wort, selbst der Artikel, über eine entschieden kurze Anfangssilbe des folgenden Worts:

- v. 1585. Und wünschet den Pelopiden grausen Untergang
 - 684. Zu dem gewaltigen Hader

oder eine Anfangssilbe, auf welche eine offenbar gegen sie tonlose folgt:

- v. 772. dem bleibet des Manns Aug' unerkannt nicht
 - 975, sehr ist unerfreulich

oder die vorletzte, sich über eine Endsilbe erhebende Silbe; diese Classe betonter Kürzen ist die zweiselhasteste, und wo das Ohr sich am leichtesten täuschen kann:

- v. 474. und verführerischer sich verbreiten Weibergerüchte leicht.
 - 1251. statt väterlichen Altares harret rauchend bald
 - 1255. ein vaterrächend, muttermörderisches Gewächs.
- 1116. statt des Gestöhns, die grauröthliche Nachtigall
- 1126. wo nur entspringt der Pfad göttlicher Kunde dir?
- 1130. Skamandros heimathlicher Vatertrank
- 1383. was für ein meerentspült trinkbares kostetest oder eine, ihrer Natur nach, mehr, als die zunächst folgende Silbe, betonte Endsilbe:
 - v. 1143. einst für der Mauern Beschirmung geopfert, Heil
- 1149. hereinbrechend, heist furchtbar und feindgesinnt oder endlich, wo eine solche Endsilbe an sich zwar unbetont ist, allein durch die gewöhnliche, in daktylischen Wörtern, oder denen, die einen solchen Schlus haben, die Endsilbe hebende Aussprache Betonung gewinnt:
- v. 313. Es haben Ilion die Achaier an diesem Tag. Dies ist aber die am wenigsten zu empfehlende Art, da sie eine fehlerhafte Betonung begünstigt.

Dies wäre ungefähr dasjenige, was ich bei der Beurtheilung der gegenwärtigen Uebersetzung berücksichtigt wünschte. Schließlich muß ich noch bemerken, daß ich dieselbe im Jahr 1796 ansieng, sie 1804 in Albano umarbeitete und endigte, und daß seitdem nicht leicht ein Jahr verstrichen ist, ohne daß ich daran gebessert hätte.

Ich sage dies nicht, um mir diese Sorgfalt zum Verdienst anzurechnen, sondern damit es zur Entschuldigung diene, wenn vielleicht an dieser oder jener Stelle die Leichtigkeit und Geschmeidigkeit vermisst würde, die durch häufigeres Umarbeiten oft verloren geht.

Frankfurt am Main, am 23. Februar 1816.

Personen.
Der Wächter.
Chor Argeiischer Greise.
Klytämnestra.
Der Herold.
Agamemnon.
Kassandra.
Aegisthos.

Prolog.

1. Scene.

Der Wächter allein.

Die Götter fieh' um dieser Arbeit End' ich an, der langen Jahreswache Zieh zu welcher hier, dem Hunde gleich, gelagert auf der Atreiden Dach, ich schaue rings der Nachtgestirne Kreis umher, 5 und die den Winter führen, gleich dem Sommer, uns, die lichten Herrscher, strahlumglänzt in Aethershöh, die Sterne, wann sie sinken, andrer neu Erstehn. Auch jetzt beacht ich sorglich hier das Fackellicht, der Klamme Zeichen, bringend Ruf von Ilion,

- 10 und ihrer Stürmung Kunde. Denn so heischet es des Weihes mannhaft kühnes, tückisch hoffend Herz. Wann hier mich nachtdurchirrend Lager, thaubenetzt, von Traumgesichten freundlich nie besuchet, hält; denn, statt des Schlafs, steht immer Furcht zur Seite mir,
- 15 daß nie ich, schlummernd, schließe fest das Augenlied; wann dann Gesang mich, oder Klaggetön erfreut, Heilmittel so versuchend, schlafabwehrendes, dann wein' ich seufzend dieses Hauses Misgeschick, des nicht, wie vormals, trefflich mehr verwalteten.
- 20 O, käme jetzt mir dieser Arbeit End' beran im Schein des nächtigen Heilverkünderflammenlichts. Triumph, Triumph!

Gegrüßet sey mir, Strahl der Nacht, der Helligkeit des Tags entgegen Argos glänzt, und vieler, bald

- 25 ob diesem Glück geweihten Reigen Festgesang. Agamemnons Gattin eil' ich es zu verkündigen; vom Lager schnell aufstehend, mög' im Hause sie ein lautes Segensjauchzen diesem Fackelglanz alsbald entgegentönen, wenn hin flion,
- 30 erstürmet, sank, wie dieser Flammenbot' es strahlt. Ich selbst beginne solcher Freude Reigentanz. Denn glücklich werd' ich wenden jetzt der Herrscher Loos, da dieser Fackelwacken höchster Wurf gelang. Des Fürsten vielgeliebte Hand, des kehrenden,
- 35 in meine Hand zu fassen, dies nur werde mir.

 Vom Andren schweig' ich; schwere Fessel bindet fest
 die Zunge. Aber dieses Haus bekäm' es einst
 nur Sprache, zeugt' am besten selbst. Gern red' ich wohl
 mit Kundigen, doch Unkund'gen bleib' ich merkannt.

(Er geht ab.)

2. Scene.

Chor.

40 Zehn Jahre nun sind's, seit Priamos Feind Recht heischend mit Macht,
Menelaos, der Fürst, Agamemnon zugleich,
zwiefältig mit Thron, und dem Stab der Gewalt von Kronion geehrt, der Atreiden Gespann,
45 zu der Hülfe des Kriegs von dem heimischen Land

fern lösten den Zug
einst tausend Argeiischer Segel;

aus der Brust die Begier laut schnaubend des Kampfs, wie der Geier Geschlecht, die, betrauernd in Schmerz

50 die geraubete Brut, um das felsige Nest hochwirbelnd sich drehn, mit der Fittige Schlag durchrudernd die Luft, nun die schützende Müh

des verödeten Lagers verlierend.

55 Doch droben vernimmt bei den Himmlischen Zeus, Pan, oder Apollon, des Vögelgeschreis Wehklagegestöhn,

und er sendet herab der entsiedelten Brut spät rächende Strafe den Frevlern.

- 60 So sendete auch die Atreiden dahin der das Gastrecht schützt, der gewaltige Zeus Alexandros zur Schmach; abmattenden Kampfs Müh lang um das männerumbuhlete Weib mit zum Boden gestemmt arbeitendem Knie,
- 65 mit zersplittertem Speer in der Reihen Beginn dem Achaiischen Volke bescheidend, und den Troern zugleich. Wie nun es ist, so ist's, aber es führt das Geschick es zum Ziel. Nicht Weinen versöhnt, nicht Klagegestöhn,
- 70 nicht Jammern den nie auslöschenden Zorn ob des Opfers vermisseter Flamme.

Wir aber beraubt nun der Ehre des Zugs, weil nieder die Last uns des Alters gedrückt, einst blieben daheim,

75 kindähnlich die Kraft aufstützend dem Stab. Denn jüngeres Mark, wie es strebend sich regt tief in der Brust, ist greisähnlich, und darbt noch der Stärke des Kampfs. Was dem Alter erliegt, wenn herbstlich das Laub 80 hinwelket, das schleicht dreifüßigen Pfad nichts besser als schwach ummündiges Kind,

an der Helle des Tages ein Traumbild.

(Indess der Chor dies spricht, werden die umstehenden Altäre mit Geschenken beladen, und die Opfersiamme steigt empor-Klytämnestra erscheint in der Ferne, um die Altäre beschäftigt. Der Chor naht sich ihr noch nicht, sondern redet sie nur von sern an.)

Doch, Königin, sprich!
Klytämnestra, du Tochter von Tyndaros Stamm,
85 welch Schauspiel hier? was des Neuen erscholl?
welch plötzlich Gerücht
hiess Opfer dich senden vertrauend umher?
Denn Aller Altar, der Beschirmer der Stadt,
dort oben und tief,

90 der im Kreis des Olymps, und der Schützer des Markts, flammt jetzo von Opfergeschenken.

Von des heiligen Oels süß schmeichelndem Duft rein athmend umwallt,

mit der Gabe genährt aus dem Herrscherpallast,

95 hebt hier sich und dort zu dem Himmel hinan, auftanzend, die lodernde Flamme.

Jetzt sagend von dem, was zu sagen vergönnt, und zu reden erlaubt,

sey helfender Arzt mir der ängstlichen Pein, 100 die mit Sorge mich oft, und mit Ahnden erfüllt; doch strahlt auch hell aus dem Opfergeduft oft Hoffen mir auf, abwehrend der Brust die in Wehmuth nagende Trauer.

(Da Klytämnestra, noch mit dem Opfer beschäftigt, nicht auf die Fragen der Greise achtet, fangen sie indess einen Chorgesang an.)

Strophe.

Feiernd zu singen vermag ich die heilvoll reisige Heersmacht,

105 jener Erhabnen; Vertrauen, mir, götterentstammt, noch
haucht dies Lied ein,
Kriegsschaarjugend in Vollkraft,
als einst Achaia's
zweithronige Macht, der Hellenen

110 Führer, in Eintracht sandte mit Speer, und mit rächendem Arm hoch stürmend der Vogel zum Teukrischen Land hin.

Nah dem Pallast, rechtsher, wo die Lanze sich bäumet, erschien den Beherrschern des Schiffsheers,

115 der eine schwarz, der weiß hinten, der Vögel Beherrscher, fernher leuchtend vom Felssitz, zehrend am Bauche, dem reich fruchtschwangren der Gattin des Hasen,

die hier der letzte Lauf getäuscht.

120 Jammern, o! Jammern ertöne; doch Heil sey siegreich!

Antistrophe.

Aber der Seher des Heers zwiefach die Atreiden erblickend beid' an Gesinnung, erkannt' in den Zehrern des Jagdraubs Kriegszugs Leitpaar;

so drauf deutend die Zukunft:

150 Nimmer umdunkle nur Irrwahn Ilions

125 im Lauf der Zeit einst stürmt Priamos Veste der Pfad hier; alle die zahllos prangende Habe, des Volkes Besitz einst, raubt, mit Gewalt einbrechend, das Schicksal. mächtiges, früher verletztes Gebis einst, das hin da zeucht. Heim den gestügelten Hunden des Vaters bleibt Groll Artemis tragend,

135 dass sie, noch eh' er geboren, erwürgen den winselnden Flüchtling;

ein Grau'l ihr ist der Adler Mahl.

Jammern, ol Jammern ertöne; doch Heil sey siegreich!

Epode.

Die Hehre, die wohlwollend so
die zarten Sprößlinge der gelben Leuen

140 schirmt, sammt jeglicher Thiere des Bergwalds
zart milchdürstenden Jungen, mahnt zu deuten
heilvollendend die Schau, die
günstig, doch auch in der Vögel Geschichte voll Sorg' ist.
Zu Päan ruf' ich, zu dem Schutzgott flehend,

145 daß sie in streitender Stürme Gewühl nicht
Schiffahrtszögrung der Danaer Volk schickt,
rüstend ein Unglücksopfer, von Mahl fern, schwarz und gesetzlos,

Zwist anregend, verwandten, und Mann nicht scheuend, da tückvoll.

wieder erstehend und furchtbar,

150 ewig gedenkender Groll, kindrächend, im Hause zurückbleibt. Solches verhieß Kalchas mit unendlichem Guten zugleich auch, deutend der reisigen Vögel Gesicht in dem Königspallast hier; diesem entsprechend Jammern, o! Jammern ertöne; doch Heil sey siegreich!

1. Strophe.

Zeus, wer immer auch er möge seyn, wenn ihn dieser Ruf erfreut, red' ich also jetzt ihn an.
Nirgends weiß ich auszuspähn, sinnend überall im Geist,

160 außer bei Zeus, ob mit Recht ich vom Herzen die Bürde dieser Sorge wälzen darf.

1. Antistrophe.

Denn wer vormals groß und mächtig hieß, strotzend kampf begierig frech, kein Erwähnen ist deß mehr.

165 Wer beherrschend nach ihm kam, fiel des dritten Kämpfers Hand, doch wer, heiliggesinnt, dem Kroniden Triumph jauchzt, pflücket ganz des Geistes Frucht;

2. Strophe.

ihm, der lenkt zur Weisheit uns,
170 daß aus Leiden Lehre fließt,
setzend ewig festbestimmt.

Denn auch schlafumquellner Busen fühlt
schuldbewußt Missethntangst; es kommt
wider Willen Weisheit auch.

175 Huld der Götter ist dies, die gewaltsam
thronen hoch am Rudersitz.

2. Antistrophe.

Also dort der ältere
Führer Argos Heereszugs,
scheltend keines Sehers Spruch,
180 Zufalls Fügung tragend still gefalst,
als nun abzehrend Windstille schwer
drängt' Achaia's Völker, die
Chalkis Küsten gegenüber, fesselt'
Aulis strudelreiche Flut;

3. Strophe.

185 — vom Strymon her wehend, tobte Sturmwind, verzögernd, ausmergelnd, wehrend Landung, die Menschen irr'

entführend, nicht Kiel verschonend, Tau nicht, der Zeit Kreislauf mit Harr'n verdoppelnd;

190 und Argos Volks Blüthe welkte matt dahin — doch als des bittren Sturms bittreres Mittel, Zukunft deutend, den Führern Kalchas endlich enthüllt, Artemis Zorn

195 nennend, und, nicht haltend des Grams Thräne zurück, wild mit dem Stab stampften die Enkel Atreus;

3. Antistrophe.

da hub das Wort an der ältre König:
ein schweres Loos ist es, nicht zu folgen,
200 ein schweres auch,
wenn selber mein Kind, des Hauses Kleinod,
ich frech hinwürg', ins Blut der Jungfrau
nun tauche nah beim Altar die Vaterhand.
Was bleibt da sonder Schmerz?
205 Wie nun die Flott' entbehr' ich,
missend des Zugs Gespannschaft?
Traun! nach dem Sühnopfer des Sturms
heischet Begier heftig das Recht,
grausam das jungfräuliche Blut
210 geudend dahin; drum Heil bring's!

4. Strophe.

er legt', im Geist athmend Sinneswandlung,
unreine, gottvergessene,
da, umgewandt schnell, beschloß die That er.

215 Denn Frevelkühnheit dem Menschen gottlos
einhaucht der Urschuld Verblendungswahnsinn.
Er wagt selbst des eignen Kinds Opfrer zu seyn
zum Schutz des weibrächenden Kriegs, als Erstlings
Weihe des Zugs der Schiffe.

Doch als der Nothwendigkeit Gebiss an

· 4. Antistrophe.

Da achtet nicht mehr zum Vater Wehruf, das Leben nicht mehr der holden Jungfrau der Richter kampfbegier'ge Schaar.
 Und gleich der Geis hieß des Opfers Dienern der Vater vorwärts, nach Götteranruf,
 225 mit Armeskraft zum Altare rüstig die dicht Schleierhöll' unwellt schwingen des

die dicht Schleierhüll' umwallt, schwingen, des Munds des lieblich reizstrahlenden, schwarzem Fluchlaut wehrend, dem Hausverderber,

5. Strophe.

mit Zaum, und sprachlosen Zwangs harter Kraft.

230 Des Safrans Tünchung zum Boden gießend,
und sanft des Mitleids Geschosse
vom Blick der Opfrer jedem sendend,
erschien sie bildähnlich dort, verlangend noch,
wie sonst, nach Anrede, weil

235 sie oft im Männergemach des Vaters
versammelt einst weilten. Fromm ehrte dann
ihres Vaters hoch
beglückt Loos aus kindlicher
Brust Stimme sie nicht ergrinmet.

5. Antistrophe.

Was ferner wird, weiß ich nicht, sag' ich nicht.
Doch nimmer fehlt Kalchas Kunst Erfüllung.
Es sendet Unglückerfaßten das Recht noch Kunde später Zukunft.
Voraus das Ende vernehmen, sey mir fern!
Voraus bewehklagen ist's, und sicher kommt es, dem Tag entsprechend.
O! möge bloß Heil von jetzt an uns neu blüh'n, wie wünscht, die nah uns hier stehet Apia's

250 Land, schirmend, allein beherrschend.

3. Scene.

Chor und Klytämnestra.

Chor.

Klytämnestra, tief verehrend komm' ich deine Macht.

Denn wohl gebühret Huldigung des Königes
Gemahlin, wenn verwaiset steht der Männerthron.

Oh, sichre Botschaft spähend, oder ungewißs

255 du erst in froher Kunde Hoffnung opferest,
vernähm' ich gern, doch zürn' ich nicht der Schweigenden.

Klytämnestra.

Zu froher Kund' entsteige, sagt ein alter Spruch, dem nächt'gen Mutterschoosse hell das Morgenroth! Du wirst ein Glück erfahren, über Hoffen groß.

260 Die Veste Priamos nahmen Argos Schaaren ein.

Chor.

Wie sagst du? Denn ungläubig fast' ich nicht das Wort.
Klytämnestra.

Dass Ilion der Achaier ist. Verstehst du nun?
Chor.

Es überwallet Wonne, thränenlockend, mich. Klytämnestra.

Es strahlt der Brust Wohlwollen klar aus deinem Blick.

Chor.

265 Wie aber? bürgt dir sichres Zeichen auch dafür? Klytämnestra.

Wie anders? Sichres warlich, wenn nicht täuscht der Gott. Chor.

Vertraust du, leichtberedet, süßem Traumgesicht?
Klytämnestra.

Nie würd' ich Glauben schlafumbülltem Sinne leih'n. Ch or.

So schmeichelt wohl dir jungbefiedert Volksgerücht?
Klytämnestra.

270 Wie eines jungen Kindes schiltst du meinen Sinn.

Chor.

Seit welcher Zeit nun aber ist die Stadt erstürmt?

Klytämnestra.

In dieser Nacht, die dieses Tages Licht gebahr.
Chor.

Wer aber kam verkündend also schnell hieher?

Klytämnestra. Hephästos, fern vom Ida sendend Feuerglanz.

- 275 Es schickte strahlend Fackel stets im Flammenlauf hierher die Fackel; Ida erst zu Hermes Höh'n auf Lemnos Eiland; aber dann, die dritt', empfieng des Athos zeusgeweihte Scheitel ihren Strahl, und hoch des Meeres Rücken überleuchtend, sprang,
- 280 auflodernd, fernen Wanderlichtes frohe Kraft die goldumstrahlte Fichte, flammend sonnengleich Makistos Hochwacht neuen Glanz verkündigend. Die, zaudernd träg nicht, unbehutsam nicht besiegt vom Schlummer, wahrten ihres Heroldsamtes treu;
- 285 und Kunde bringt, Euripos Wirbelstrome nah,
 Mesapios Wächtern, schreitend fern, das Fackellicht.
 Die, gegenstrahlend, sandten weit die Flamme hin,
 anzündend trocknes, hochgethürmtes Heidekraut.
 Beseelt von ewig reger Kraft, umwölket nie,
- 290 hinspringend über Asopos fette Fluren, traf
 Kithärons Stirn, Selenens heitrer Scheibe gleich,
 die Fackel, weckend immer neuen Feuerschein.
 Der Flamme fernhin gleitend Licht verweigerte
 da nicht der Wächter; heller stieg sie hoch empor.
- 295 Des Sees Gorgopis Wogen überhüpfend, schlug ihr Glanz an Aegiplanktos ferne Bergeshöh'n, daß nimmer fehle meiner Fackelreih Gesetz.

 Der Lohe Kraft entzündend, senden prasselnd sie die mächt'ge Flammensäule hin, des Saronischen
- 300 Meerbusens weit den Blicken offnen Strand von fern zu überstrahlen; hoch sich hebend weiter trifft

Arachnaos Felsenwache nah sie dieser Stadt. Von dort erreichet endlich dies der Atreiden Dach das Licht, noch Ida's Vaterstrahl nicht unverwandt.

305 So war der Fackelsender Reihe dort bestellt; in steter Folge wahrte jeder seines Amts; doch sieget, wer der erste, wer der letzte läuft. Ein solches Zeichen, solche Kunde sag' ich dir, die mein Gemahl von Troia ber mir sendete.

Chor.

310 Den Göttern zoll' ich meinen Dank nachher, o Weib! jetzt möcht' ich unaufhörlich dieses Wort, wie du's uns hier erzählst, bewundernd hören nur von dir.

Klytämnestra.

Es haben Ilion die Achaier an diesem Tag. Feindsel'ger Misklang meyn' ich, traun! durchstürmt die Stadt.

- 315 Wer Oel und Essig, mischend, gießt in Ein Gefäß, sieht stets sie, unbefreundet, fremd einander fliehn; so tönt der Unterjochten dort und Sieger Schrein gesondert, weit verschiedner Schickung Doppelloos. Die einen, hingesunken über Leichnamen
- 320 erschlagner Männer, Brüder Kinder liegend bang auf Greisen, ihren Vätern — weinen, schluchzend laut aus nicht, wie sonst, mehr freier Brust, der Liebsten Tod. Die andern führt des Schweifens nachtdurchirrendes Gewühl, des Kampfes Müh den Mahlen zu, wie sie
- 325 die Stadt gewährt, nach fester Ordnung nicht vertheilt; wie jeder eben kommend zieht zufällig Loos, sind jetzt in Troia's siegerstürmten Wohnungen sie rings gelagert, unter Daches Schutz befreit von Himmelsthau und nächt'gem Frost. Die gante Nacht
- 330 durchruhn da werden, unbewacht, sie, Göttern gleich. Wenn fromm des eingenomm'nen Landes Götter sie die Stadtbeschirmer, ehren, sammt der Götter Sitz, dann sinken nicht sie, stürzend, wieder selbst gestürzt. Verblendung nur befalle früher nicht das Heer,

335 was nicht sich ziemt, zu heisehen, habsuchtsvoll bethört.
Denn noch zur Rettungs-Wiederkehr bedürfen sie,
zurück zu beugen ihres Zuges Doppellauf.
Doch kehrt das Heer den Göttern schuldbewuſst zurück,
erwachet leicht der Abgeschiednen Trauerloos
340 vom Schlummer, wenn nicht neues Misgeschick ersteht.

Dies, Greise, hört von einem Weib ihr jetzt von mir.

Es siege bloß das Gute, sonder Doppelsinn!

Denn nur Genuß des vielen Glückes wünsch' ich noch.

Chor.

O, Weih! mit Männerweisheit sprichst du wohlgesinnt.

345 Ich aber hörend sichre Kunde hier von dir,
nun eile fromm die Götter dankbar anzuflehn.

Denn ungeehret schwindet nicht die Müh dahin.

(Klytämnestra geht ab.)

4. Scene.

Chor.

Allwaltender Zeus, und o! freundliche Nacht,
des unendlichen Glanzes Erkämpfrin,
350 die um Ilion's Burg du das Trugnetz warfst,
daß niemand einst, der Erwachsenen nicht,
noch der Jüngeren Schaar, dem gewaltigen Garn
in das knechtische Joch

hinreifsenden Jammers entschlüpfte.

Den erhabenen Zeus ehr ich, den Gasthort,
der dies jetzt that, und den Bogen von lang
her hielt auf das Haupt Alexandros gespannt,
das nicht vor der Zeit, zu der Sterne Gezelt
nicht eitel der Pfeil ihm entschwirrte.

I. Strophe.

360 Die Hand Zeus klagen jetzt sie k\u00f6nnen, und deutlich ist der Spur zu folgen.

355

Dem Schlufs gemaß, volhuhrt er's. Götter wurdigen zu achten nicht derer, sagt einer wohl, so vieler Fuß heitig Recht

365 zertritt; doch nicht ist das fromm.

Der Ahnherrn Enkel sah's,
die Unthat schnoben frech in Kampfgier,
denen mehr, als Recht ist,
das Haus einst stolz in Ueberfluß schwamm.

370 Das Höchste ist dies. Doch harmlos, und so,
daß der Habe Maß still gnügt,
sey es, bei Sinnes Weisheit.

Denn es wehret der Reichthum,
wenn des Frevelnden Fuß, satt,

375 Dike's hohen Altar entweiht,
nicht dem Sturz der Vernichtung.

1. Antistrophe.

Es reifst unselig Frevelkühnheit verblendend fort, das Kind der Arglist.

Die Heilung ist vergeblich. Nicht versteckt bleibt,

380 es glänzt, ein graunvoll umstrahlt Licht, die Schuld.

Verfälschtem Erz gleich, erzeigt
bei Stofs und Angriffe sich,
erprobt, schwarzinthig, inlgt
bethört Lockvogels isten in Leichtsian

385 nach der Knahl, mat steckt frech
mit nie heilbaren in die Stadt an.
Es höret kein huidreich in
hin des Ern
tilgt er, der

390 so wie, bo
hier ins
killin

2.

Zurück der Heimath am Longsson om 881 ber Schild' Anklang tassent, samm V (1) 202.

rum Brautgeschenk Verdernen ordiger en wich leichtfüßig sie aus den "an unvägnar's wagend. Tiet erseutzen negannen laut sie des Hauser Seier

10 vel.! Pallast! web! Pallast un vel. Lager! Web! Wel.! ue: Gattelio-1. stebet stumm, die enthone: vergessend nie,

2.2nt ehrend, scheitend ment 2 22.2.

di Ersennt, noch herrscht, scheit 2

Filie aus Geist, dort die Meerer

icent nachakmender Binger

25 gem Manne verhauset,
wei in Blickes Embedrung

all rue Lune dahin wekt.

e leicht schnell

2

... Schlaf gesti

.ia. kommer

i.g, **ver**i

add sch

sem Fire

sole Sheften Wanderstrahls,

See Seehsel Kund' empfahn, Seher, gleich dem Traumgesicht,

.. estra.

Aller, gleich dem Traumgesicht, Allerel, hat mit Wahn bethört.

fort vom strand,

orgend . apor

ammes dur Bruder, mir,

., meht des Walde - / Gehölz

425 weiß er; doch an der Männer Statt, kehrt Asche und Waffenschmuck heim in Jegliches Wohnung.

3. Strophe. Der Leichen austauscht für Gold, der im Kampf,

Ares, kühn hält die Wag' im Speergewühl,
430 entsendet jetzt Ilion
der Männerschaar Ueberrest,
heißer Asche bittren Staub,
heim den Freunden, thränenwerth,
füllend schöner Urnen Schoofs.
435 Beseufzend rühmen laut sie dann,
daß schlachtenkundig dieser war,
voll Ruhm im Kampfgemetzel jener
für des Andren Weib dahinsank,
da nun heimlich so das Volk murrt,
440 und des Zwists Beginnern, neidvoll,

440 und des Zwists Beginnern, neidvollden Atreiden, Haß schleicht.

Die fern aber bewohnen
still dort rund um die Mauern
Troia's Gräber, und feindlicher

445 Boden deckt da die Edlen.

3. Antistrophe.

Des Bürgerzorns Schmähungswort lastet schwer, zahlt die Schuld spät erfüllten Völkerfluchs.
Beständig bleibt Sorge mir, zu schau'n, was Nacht schwarz umhüllt.
450 Denn der Morde Stifter läfst nie der Götter Auge frei.
Wider Recht Beglückte stürzt der Eumeniden schwarze Schaar im spät gewandten Lebensloos
455 in nächtig Dunkel. Ihnen hin ist, da vernichtet, jede Kraft dann.

Von dem Volk umgrollter Ruhm bleibt unerfreulich. Denn das Haupt trift aus der Höhe Zeus Blitz.

460 Glück fern wähl' ich von Neid mir. Nicht seyn Städteverwüster, nicht auch schauen, gefangen selbst, mög' ich Leben der Knechtschaft.

Epode.

Des Wanderstrahls froh Gerücht

465 durchschweiset jetzt schnell die Stadt;
aber ob mit Wahrheit auch,
wer weiss es? wer, ob Göttertäuschung nicht es ist?
wer ist so kindisch wahnbethörten Sinnes wohl,
von dieses Lichts neuer Kund'

470 im Busen auslodernd, drauf zu kranken an
andrer Rede Wechselruf?
Doch wo ein Weib herrschet, ziemt
des lauten Danks Feier, eh' erscheint das Glück;
und verführerischer sich verbreiten Weibergerüchte leicht

475 sich verkündend schnell; doch verschwindend schnell
erstirbet auch wieder weibgepriesner Ruhm.

5. Scene.

Chor und Klytämnestra.

Klytämnestra.

Bald werden jetzt wir jenes lichten Wanderstrahls, der Fackelwachen, Feuerwechsel Kund' empfahn, ob wahr sie sprachen, oder, gleich dem Traumgesicht, 480 dies Licht uns, freudig eilend, hat mit Wahn bethört. Ich seh den Herold kommen dort vom Meeresstrand, von Oelgezweig' umschattet; steigend hoch empor bezeugt der Staub, des Schlammes durstiger Bruder, mir, dass nicht er sprachlos, nicht des Waldgebirgs Gehölz

485 anzündend, Botschaft bringet, nicht mit Flammenrauch.
Es spricht entweder, redend, mehr die Freud' uns aus;
das Gegentheil zu sagen, bebt mein Mund zurück.
Zum Frohen füge Frohes auch sich wiederum!
Chor.

Wer dies im Busen anders wünschet dieser Stadt, 490 der schmecke selber seines Frevelsinnes Frucht.

6. Scene.

Die Vorigen und der Herold. Herold.

O! vaterländischer Boden, Argos theures Land!
In dieses zehnten Jahres Lichte kehr' ich dir,
da viele rissen, Einer Hoffnung doch gewährt.

Denn nimmer, wähnt' ich, würde mehr in Argos Land 495 des vielgeliebten Grabes Theil mir Sterbenden.

Gegrüßset sey mir, Erde, jetzt, du, Sonnenlicht,
des Landes Höchster, Zeus, und, Pytho's Herrscher, du,
deß Bogen nicht Geschosse mehr uns niederschickt.

Genug erschienst uns feindlich du am Skamandros einst; 500 sey Kampsbefreier wieder jetzt, und Retter uns, erhabner Phoibos! Alle, Kampsgottheiten, Euch, dich, meinen Ehrenspender, Hermes, red' ich an,

dich, meinen Ehrenspender, Hermes, red ich an, dich, theuren Herold, jedem Herold tief verehrt, und euch, Heroen, sendend einst, wohlwollend auch

505 jetzt aufzunehmen dieses speerverschonte Heer.
Und ihr, o Herrschermauern, theure Wohnungen,
ehrwürd'ge Sitze, Götter, sonnenlichtbestrahlt,
wenn irgend einst, empfanget heut, nach langer Zeit,
den König hier geziemend, heitren Angesichts.

510 Denn euch, und allen diesen Licht in Finsterniss zuführend, kehrt Agamemnon jetzt, der Herrscher, heim. Begrüßt ihn aber freundlich, denn so ziemt es ihm, der Ilion mit Kronions frevelstrafendem Karst niederriss, dass umgewühlt ihr Feld nun liegt.

515 Altär' und Göttersitze sind dahin gestürzt, im Keim, des ganzen Landes Samen weggetilgt. Nachdem um Troia's Nacken solch ein Joch er warf, nun kehrt, ein hochbeglückter Mann, der ältere Atreide heim, der Ehre werth den Sterblichen

520 vor allen jetzt. Denn Paris nicht, nicht seine Stadt erheben über ihre Leiden mehr die That.

Beladen mit der Entführung und des Betruges Schuld, verfehlt' er seiner Beute Raub, und stürzt' in Staub zerschellet hin des Landes alten Vaterthron.

525 So büssten zwiesach die Priamiden ihre Schuld.

Chor.

Heil sey, o Herold unsres Heers, und Freude dir! Herold.

Wohl Freude! nicht den Göttern weigr' ich mehr den Tod.

Chor.

Der Vatererde Liebe also qualte dich?

Herold.

Dass jetzt der Freude Thräne meinem Aug' entquillt.

Chor.

530 Theilhaftig jener süßen Krankheit waret ihr?
Herold.

Wie kann, belehrt, ich besser dieses Wort verstehn?

Chor.

Für die, so hier euch liebten, sehnsuchtsvoll entflammt?

Herold.

Ersehnet ward sich sehnend, sagst du, das Heer vom Land? Chor.

Aus schwarzumwölktem Busen seufzt' ich oft empor. Herold.

535 Allein woher kam diesem Volke finstrer Gram?
Chor.

Heilmittel ist mir Schweigen lang im Ungemach.

Herold.

Wie fürchten, wenn die Herrscher fern dir weileten?
Chor.

Wie dir nun ist zu sterben lautre Wonne mir.

Herold.

Vollbracht, ja! ist es glücklich. Doch in langer Zeit 540 nennt einer fröhlich manches; aber anderes ungünstig auch. Wer, außer Ueberirrdischen, erfreuet harmlos eines ganzen Lebens sich? Denn zählt' ich her des Schiffens Müh' und Misgeschick, sparsames Landen, schlechtes Lager, welcher Theil 545 des Tags da bliebe unbeseufzet irgendwo? Was am Land' uns aber drohte, war noch schrecklicher. An unsrer Feinde Mauern stiels das Lager an. Vom Himmel dort hernieder, auf vom feuchten Grund der Wiese kam, der Kleider immerwährendes 550 Verderben, Thau, verwildernd struppig unser Haar. Wer dann den Winter beschreibt, den vögelmordenden, wie, starrend, Ida's Bergesschnee ihn sendete, die Hitze, wann in schwüler Mittagsglut das Meer auf wellenlosem Lager stumm hinsinkend schlief! 555 Allein warum noch dies betrauern? vorüber geht

- 555 Allein warum noch dies betrauern? vorüber geht die Müh', vorüber jedem Hingestorbenen, daß selbst der Wunsch erwachet nicht der Wiederkehr. Was soll der Hingetilgten Schaar der Lebende aufzählend nennen, jammern über Trauerloos?
- 560 Nun jedem Unglück sage fern ich Lebewohl.

 Denn uns, von Argos Kriegesschaaren Uebrigen,
 siegt weit das Heil; gleich schwanket nicht ihm Misgeschick.
 Wir, hingeflogen über Land und Meeresflut
 an dieses Tages Sonne, rühmen siegbekrönt:
- 565 Erstürmend Troia's Veste hat nun überall den Göttern diese Beute Argos Heereszug in Hellas Tempeln angeheftet, alten Glanz.

 Dies hörend ziemt es, jetzo laut der Führer Glück,

und dieser Stadt zu feiern. Auch gepriesen sey 570 Zeus Gunst, die dies vellbrachte. Alles weißt du nun.

Chor.

Besiegt von deiner Rede zweifl' ich fürder nicht. Genau zu forschen strebet immer Greisessinn, Am meisten muß Klytämnestra zwar, und dieses Haus dies billig kümmern, aber mir auch seyn Gewinn.

Klytämnestra.

- 575 Frohlockend jauchzt' ich lange schon, von Freud' entzückt, wie des Feuers erster, nachtgesandter Verkündiger die Stürmung meldend kam, und Ilion's Untergang.
 Da sagte mancher spöttisch: wie? durch Fackellicht beredet, wähnst du siegzerstöret Ilion?
- 580 Recht Weiberart ist's, eitlen Wahns das Herz zu blähn.
 So schien ich unbesonnen, solchen Reden nach.
 Doch bracht' ich freudig Opfer; folgsam weiblichem
 Gebot, erhob hier einer, dort ein anderer
 in der Stadt ein heilig Jauchzen fromm; weihrauchgenährt

585 entstieg der Götter Sitzen duftiger Flammenglanz.

Was aber sollst du weiter noch verkünden mir?

Vom Herrscher selbst erfahre bald ich Jegliches.

Geziemend aufzunehmen meinen kehrenden
ehrwürd'gen Gatten eil' ich jetzt. Denn wo erscheint

590 dem Weib ein süßer strahlend Licht je anzuschaun, als, wenn der Gott führt rettend heim vom Krieg den Mann, ihm die Thür zu öffnen. Dies verkünd ihm jetzt von mir; so schnell, als möglich, komm er, theuer seiner Stadt, daß, heimgekehrt, sein treues Weib er finde, wie

595 er sie einst verliefs, des Hauses sichre Wächterin, ihm wohlgesinnt, feindselig gegen seinen Feind, und gleich sich auch in Allem sonst; kein Siegel ihm der Pflicht verletzend langer Jahre Zeit hindurch. Es sind die Freuden eines Andren, Tadelsruf

600 mir, gleich des Schwerdtes Purpurwunden, unbekannt.

Herold.

Ein solcher Ruhm, der lautrer Wahrheit rein entquillt, steht einem edlen Weibe wohl zu sagen an.

(Klytämnestra geht ab.)

7. Scene.

Chor und der Herold.

Chor.

Es hat dir diese künstlich ihre Sache jetzt durch zuverlässige Deuter, warlich! dargestellt.

605 Du aber, Herold, sage von Menelaos mir, ob, froh errettet, kehret wiederum zurück mit euch nun dieses Landes theure Herrschermacht? Herold.

Nicht kann ich gute Kunde bringen trügerisch, dass lange Zeit die Freunde pflücken ihre Frucht.

Chor.

610 O! sprächst du Wahrheit lieber schön und segensvoll! Denn abgesondert bleibet nicht es leicht verhüllt.

Herold.

Verschwunden ist aus Argos Heereszug der Mann, sein Schiff und er. Ich sage keine Lüge dir.

Chor.

Von Ilion segelnd, allen sichtbar, oder rifs 615 ihn fort ein Sturm, des ganzen Heeres Jammerloos? Herold.

Du trafest, wackrem Bogenschützen gleich, das Ziel. Ein langes Unglück sprachest kurzgefasst du aus.

Chor.

Vernahmt vom Ungekommnen, oder Lebenden seit dieser Zeit ihr Kunde andrer Schiffender?

Herold.

620 Ihn keiner zuverlässig auszuspähen weiß, wenn nicht der Erdenkräfte Nährer, Helios.

Chor.

Wie aber kam den Schiffen, sagst du, Sturm, vom Zorn der Götter wild aufwogend, dann beschwichtiget?

Herold.

Den Tag des Heils mit Trauerkunde schnöd' entweihn 625 gebühret nicht; fern bleibt der Götter Lohn davon. Wann bringt der Herold, finstren Angesichts, der Stadt des gefall'nen Heeres fluchbeladnes Wehgeschick, verkündet erst des ganzen Volkes Trauer er. dann viel aus vielen Häusern Männer weggepeitscht 630 durch jene Zwillingsgeißel, welche Ares liebt, das Mordgespann, der beiden Speere Doppelwut; mit solchem Unheil schwer belastet, wohl gebührt zu singen diesen Päan ihm der Erinnyen; doch wann, gelungner Rettung Heilverkündiger, 635 zur Stadt er kehret, welche hohen Glücks sich freut - wie soll, zum Guten Böses mischend, schildern ich der Schiffe Sturm, nicht unerregt von Götterzorn? Denn sie, die sonst sich feindlich fliehn, verschworen jetzt sich, Flamm' und Meer, und zeigten ihren Freundesbund, 640 zerstörend Argos jammervollen Heereszug. Nachts hob der Flut Verderben unheilwogend an. Denn Thrakiens lossgerissne Stürme schmetterten an einander da die Schiffe, dass umher gepeitscht von Ungewitters wilder Wut und Regenguss 645 sie untergehn in ihres Führers Wirbelsturz. Doch als nun stieg der Sonne helles Licht empor, da sahn von Trümmern unsrer Schiff' und Leichnamen Argeiischer Männer wimmeln rings wir Hellas Meer. Uns aber sammt des Schiffes unversehrtein Bau 650 entfübrte damals, oder rettet' unvermerkt ein Gott, das Ruder fassend, nicht ein Sterblicher. Das Glück bestieg, ein Retter, lenkend unser Schiff,

dass nicht es strandend wiche wildem Flutendrang, am Felsenriff nicht, angeschleudert, scheiterte.

doch nicht dem Glück vertrauend, auch im Tagesglanz, beweget' unsren Busen neues Misgeschick, zu schaun mit Mühe ringen, weit zerstreut, das Heer. Und wenn noch Odem einer jetzt von jenen schöpft, 660 gedenkt, als Umgekommner, traun! er unserer, uns aber scheint von ihnen dieses wiederum.

O! mög' es bald sich günstig wenden! Sicherlich erwarte dann, Menelaos hier zuerst zu sehn.

Denn wenn ein Strahl der Sonne noch ihn wo erspäht, 665 noch lebend, schauend Tageslicht durch Zeus Geschick, der sein Geschlecht noch auszutilgen nicht gedenkt, so bleibet Hoffnung übrig seiner Wiederkehr.

Dies hörend, wisse, dass du Wahrheit jetzt vernahmst.

8. Scene.

(Der Herold geht ab.)

Chor.

I. Strophe.

Wer benannte treffend so, 670 ganz nach ächter Deutung Sinn lenket', unerschauet, nicht, ahndungsvoll defs, was vorbestimmet war. einer recht der Zunge Wort? -Helena einst, die speervermählte, 675 die umstrittne Braut, da wahrhaft sie, verwüstend Männer und Schiff' und Stadt, wegschiffte, verlassend der Gemächer reine Prunkhüll'n, mit des Gigas Zephyrs Wehen. 680 Und der schildtragenden Jäger Schaar, verfolgend die der Flut entschwundne Schiffsspur. knüpft' an Simois waldigtes Ufer den Nachen, landend zu dem gewaltigen Hader.

1. Antistrophe.

Wahre Trauerschwägerschaft 685 sandte hin nach Ilion. fest beharrend jener Zorn, rächte schwer noch nachher des Gastgebots, sammt des Heerdbeschützers Zeus 690 Schmähung an denen, die zu rauschend der Vermählung Lied geehret, das den Schwähern dort vom Geschicke zum Brauthymnos bestimmt war. Sie verlernen diese Sangart 695 in der Thränen lautem Klagton; es erseufzt Priamos alte Stadt, den Paris den in Weh Vermählten rufend, jammert bang ob der Bürger hin theuer gesunkenem Leben 700 und dem vergossenen Blute.

2. Strophe.

So wohl freundlich ernähret
den Leu'n, des Hauses Verderben,
ein Mann, den Euterbegier'gen,
der in des Lebens Beginnen
705 zahm, und den Kindern gewogen
ist, und den Greisen erfreulich.
Und in dem Arme liegt er oft,
so wie das neugebohrne Kind,
folgsam gerne der Hand, des Bauchs
710 Gierden fröhnend mit Schmeicheln.

2. Antistrophe.

Doch aufwachsend verräth er der Eltern alte Gemüthsart. Abzahlend tückisch den Pfleglohn, macht er im Würgen der Heerden 715 selbst unbefehligt das Mahl sich; Blut ihm besudelt die Schwelle; — ein unbezwinglich Mordgeschick, und den Bewohnern grauenvoll.

Von den Göttern bestellt im Haus'
720 ist er Priester des Unheils.

3. Strophe.

So, sag' ich, kam auch zur Veste llions
sie, sanstmüth'gen Sinnes, gleich heitrer Meeresstille,
des Reichthums glanzumstrahlte Zierde,
süsses Geschos dem trunknen Aug',
725 Eros seelenersehnte Blume.
Doch, gewandt, brachte nachher sie
der Vermählung bittres Ende,
unvertragsam, ungesellbar
zu dem Stamm Priamos nahend
730 durch Zeus, des Gastlichen, Hand,
wehvermählte Erinnys.

3. Antistrophe.

Von grauer Zeit her besteht den Sterblichen
ein uralter Spruch: des Manns allgewalt'ges Glück zeug'
aufs Neu' einst, sterbe nimmer kindlos;

735 denn des Geschickes Gunst entkeim'
unersättliches Weh dem Enkel.
Doch für mich heg' ich, gesondert
von den Andren, Meynung. Frevel
in der Folg' auch noch erzeugt mehr

740 sich des Unheils, das dem Stamm gleicht.
Stets aber segenumkränzt
blüht das Haus des Gerechten.

4. Strophe.

Denn immer liebt alte Schuld ein der Gottlosen Brust 745 neue Schuld zu pflanzen, wann, voraus bestimmet, jetzt oder jetzt, das Schicksal kommt, neu leuchtend Dunkel, sie, die nie besiegbare, unheilige Gottheit, den Frevelmuth des nachtfinsteren Hausverderbens, 750 seinen Erzeugern ähnlich,

4. Antistrophe.

Gerechtigkeit aber strahlt
auch von russvoller Wand;
ehrt geraden Wandels Lebenspfad;
verlassend goldnes Getäfel, weg den Blick
755 gewendet, wenn es Schuld
beflecket, strebt sie nach ihm nur heilig und rein, ehrt nicht
die Macht
mit Lob fälschlich gepriesnen Reichthums;
Alles zum Ziele lenkt sie.

9. Scene.

Chor, Agamemnon und Kassandra.

Chor.

760

765

770

Auf, König, wolan! du Erstürmer der Stadt
vom Atreidischen Stamm,
wie red' ich dich an, wie ehr' ich dich recht,
nicht steigernd zu hoch, noch erniedernd zu tief
dir des Preises Gebühr?

Viel Sterbliche sind, die das Scheinen dem Seyn
vorziehen, entgegen dem Rechte.
Mit dem Jammernden laut zu erheben Gestöhn,
ist jeder bereit, kein schmerzender Pfeil
dringt aber verwundend zum Herzen;
und im Innern erfreut sehn sie der Nacht gleich
in des finstren Gesichtes erzwungenem Ernst.
Wer aber die Heerde zu prüfen versteht,
dem bleibet des Manns Aug' unerkannt nicht,

775

780

785

zwar scheinend aus frei wohlwollender Brust, doch verdächtiger Freundschaft, zu glänzen. Auch du einst warst, da um Helena hier du entsandtest den Zug, ich verberg' es dir nicht, damals von mir sehr ungünstig gesehn, nicht steuernd gerecht mit dem Ruder des Sinns, unwilligen Muth

den zum Tod Hinwandernden weckend.

Doch im tiefen Gemüth jetzt freundlich erscheint die mit Glücke bestandene Mühe.

In der Folge der Zeit kennst prüfend du leicht, wer billig und recht, wer sonder Gebühr dir der Bürger die Mauern verwaltet.

Agamemnon.

Zuerst geziemt es, Argos sammt den heimischen Gottheiten hier zu grüßen, sie, der Wiederkehr mir Helfer, und des Gerichts, das über Ilion ich hegte. Denn der Rednerzunge rechtend Wort 790 nicht hörend, legten Troias Untergang, den Tod der Männer, doppelt nicht getheilt, ins Blutgefäß die Götter stimmend; doch der andren Urne Schools, dem leeren, kam die Hoffnung nur der Hand genaht. Am Rauch noch kenntlich ist die eingenommne Stadt. 795 Des Verderbens Stürme wehen; selbst mitsterbend schickt des alten Reichthums fetten Duft die Asch' empor. Dafür gebührt's, den Göttern Dank, lautschallenden, zu weihen, weil die zornerfüllte Hinterlist vollbracht wir jetzt, und eines Weibes wegen wild 800 die Stadt verwüstet Argos Ungeheuer hat, die Brut des Rosses, schildbewehrte Völkerschaar, im Sprunge stürmend um der Pleiaden Untergang; kühn über ihre Mauern setzend, schlürfete sich satt der gierentbrannte Leu am Königsblut. 805 Den Göttern sprach ich dieser Erstlingsworte Grus.

Wie aber du bist mir gesinnet, hört' ich wohl,

und gebe Recht dir, denke gleichgestimmt mit dir. Nur wenig Menschen eigen ist die Sinnesart, neidlos den Freund, den frohbeglückten, anzuschaun.

- 810 Ein feindlich Gift, in seinen Busen festgebannt, verdoppelt dem, der diese Krankheit nährt, die Qual; er härmt im eignen Ungemach sich leidend ab, und seufzt, so oft auf freindes Wohl sein Auge blickt. Aus eigner Kunde red' ich, denn ich kannte wohl
- 815 der Gefährten Kreis; Gestalt des Spiegels, Schattenbild erfand ich, die mir schienen günstig sehr gesinnt.

 Allein Odysseus, wider Willen schiffend erst, zog, einverbündet, stets am gleichen Joch mit mir; ich mag vom Todten, oder mag vom Lebenden
- 820 nun reden. Was die Götter sammt der Stadt betrifft, lasst, schnell versammelnd allgemeinen Volkesrath, uns jetzt beschließen. Was gesund wir dann und gut erfinden, müss' auch fürder dauernd so bestehn; doch wo der Heilungsmittel etwas auch bedarf,
- 825 da brennend, oder schneidend, lasst wohlwollend uns des Uebels Krankheit abzuwenden gleich uns mühn. Doch jetzt ins Haus, zum Heerd, dem vaterländischen, eingehend, werd' ich grüßen erst die Himmlischen, die, fern mich sendend, wieder auch mich heimgeführt.

830 Mir folgend einmal, bleibe fest das Siegesglück!

10. Scene.

Die Vorigen und Klytämnestra. Klytämnestra.

Ihr Bürger Argos, dieses Volkes Aelteste, ich werde nicht mein gattenliebend, treu Gemüth vor euch mich auszusprechen scheuen. Denn die Zeit erstickt die Schaam im Menschen. Nicht von Anderen 835 es hörend, schildr' ich meines Lebens Elend euch, so lange dieser weilte dort vor Ilion.

Dass fern ein Weih vom Gatten einsam sitzt daheim, ist schon zuvörderst überschweres Misgeschick; dass dann Gerücht sie vieler Unglückssagen hört,

- 840 jetzt einer kommt, ein zweiter Unheilvolleres, als jener Unheilvolles, redend bringt ins Haus. Denn hätte soviel Wunden dieser Mann empfahn, als oft des Ruses Stimme her verkündete, er wäre mehr durchbohret, warlich, denn ein Netz.
- 845 und wär' er umgekommen, jeder Sage nach, so hätt', ein zweiter, dreigestaltiger Geryon, er oben, denn von jener unten red' ich nicht, mit Recht gerühmt dreifacher Erdenhülle sich, einmal vom Tode weggerafft in jeglicher.
- 850 Um solcher Schreckgerüchte willen löseten von meinem Halse Andre oft die Todesschnur, und hielten ab die heftig Widerstrebende.

 Drum stehet auch zur Seite nicht dein Sohn uns hier, Orestes, unsrer Treue sichres Unterpfand,
- 855 wie sonst sich ziemte; hege nicht Verwunderung. Ihn nähret fern dein treuer Kriegesgastgenoß aus Phokis, Strophios, jene doppelt drohende Gefahr mir nennend, deine dort vor Ilion, und wenn des Volks empörte Herrscherlosigkeit
- 860 den Rath daniederwürfe; Menschensinnesart sey's immerdar, zu stürzen mehr den Fallenden. Solch eine Ursach birget keine Hinterlist. Mir aber ist der Thränen ewig rinnender Quell ausgelöscht; kein Tropfen blieb darin zurück.
- 865 Mein spät entschlummernd Auge kranket schmerzerfüllt, beweinend jenen, deiner immer harrenden, umsonst ersehnten Fackelglanz. Emporgeschreckt im Traum vom Summen leisen Mückenflügelschlags, ward oft ich, schauend blut'ge Bilder mehr von dir,
- 870 als je die schlummergleiche Zeit umfassete.

 Jetzt da ich, unglückfreie, erduldet alles dies,
 mag wohl ich nennen diesen Mann der Hürden Hund,

des Schiffes Rettungsanker, hohen Hauses fest gepflanzte Säule, des Vaters Eingeborenen,

- 875 erscheinend nicht gehofftes Land dem Schiffenden, den Tag der Heitre, froh zu schaun nach Wettersturm, der Quelle Rieseln durstgequältem Wanderer. Denn jeder Drangsal freudig ja der Mensch entrinnt. Ihn würdig acht' ich solcher Heilbegrüßungen.
- 880 Allein der Neid sey ferne. Viel am Vorigen erlitten schon wir Uebles. Jetzt, geliebtes Haupt, verlaß den Wagen, doch zur Erde setze nicht, o Herrscher, deinen Fuß, den Stürmer Ilions.

 Warum noch säumt ihr, Mägde, denen anvertraut
- 885 des Weges Bahn zu decken war mit Teppichen?

 Es breite purpurstrahlend schnell ein Pfad sich hin,
 daß ein ins Haus ihn führe, nicht gehofft, das Recht.

 Das Andre jetzt fügt Sorge, die kein Schlaf besiegt,
 gerecht mit Götterhülfe, wie es vorhestimmt.

Agamemnon.

- 890 Entsprossne Ledas, meines Hauses Wächterin, der Dauer meiner Ferne sprachst du zwar gemäs, die Rede lang ausspinnend, doch gebührendes Loh kommt zum Lohn von Andrer Mund mir billiger. Auch nicht, nach Weibersitte, wolle sklavisch sonst
- 895 mir schmeicheln, noch mir senden, gleich ausländischem Weichlinge, staubgesunknen Ehrfurchtsruf empor; noch öffnen hier mir, breitend Purpurteppiche, neidvolle Bahn. Den Göttern solcher Dienst geziemt; allein auf buntgestickter Pracht, ein Sterblicher,
- 900 einherzuschreiten, wag' ich nimmer sonder Scheu.

 Nach Menschenart, nicht überirrdisch ehre mich.

 Schon sonder reichgetünchten Glanz und Deckenpracht
 schallt laut der Ruf. Unweisen Sinnes nicht zu seyn,
 ist schönste Göttergabe. Glücklich preiset man,
- 905 wer seine Tage freundlich schließt in Heiterkeit. Gelinget so mir Alles, heg' ich Zuversicht.

Klytämnestra.

Doch widerstrebe darum meinen Wünschen nicht.

Agamemnon.

Nicht ändr' ich, wiss' es, meinen Sinn in Wankelmuth. Klytämnestra.

Hast dies aus Furcht den Göttern denn du angeloht?

Agamemnon.

910 Wie keiner, sprach ich unverbrüchlich dieses Wort.

Klytämnestra.

Was hätte Priamos, glaubst du, siegend wohl gethan?

Agamemnon.

Den Purpurpfad betreten, glaub' ich sicherlich.

Klytämnestra.

Drum scheue nicht der Menschen Ruf, den tadelnden.
Agamemnon.

Des Volks verbreitet Murren hat ein schwer Gewicht.
Klytämnestra.

915 Nicht herrlich glänzt, wer unbeneidenswerth erscheint.

Agamemnon.

Es ziemt dem Weib nicht, streitbegierig auszuharrn. Klytämnestra.

Besiegt sich geben, stehet wohl dem Glücklichen.

Agamemnon.

Erringen willst du wirklich streitend diesen Sieg?

Klytämnestra.

Freiwillig folg', und überlas ihn selber mir.

Agamemnon.

920 So löse, wenn du so es forderst, einer schnell die Schuh, die dienstbar meiner Füße Tritt umhülln, daß nicht auf Purpurdecken hier mich Wandlenden fernher von eines Gottes Auge treffe Neid.

Schaam bringts, das Haus verwüsten, tretend stolz in Staub 925 der Schätze Pracht, Gewebe, silberschwer erkauft.

Doch jenes also. Führe diese jetzt hinein,

die Fremde, gütig. Mildgesinnet Herrschende schaut auch die Gottheit freundlich an hinwiederum. Denn keiner trägt freiwillig je des Dienstes Joch; 930 und sie, die Blume vieler Schätze, folgete mir her, zum Kleinod auserwählt vom Kriegesheer. Doch da besiegt gehorchen deinem Wort ich will. betret', ins Haus, ich, gehend, jetzt den Purpurpfad.

Klytämnestra.

Stets nährt das Meer (wer löschet je sein Flutgewog?) 935 viel silbergleichen Purpurs neu aufschäumenden Glanz unerschöpst, die Tünchung reicher Teppiche. Dein Haus vermag, o König, dels durch Göttergunst zu haben; darben kennet nimmer dein Pallast. In Staub zu treten vieler Decken Farbenpracht, 940 auf Seherausspruch, hätte gern ich einst gelobt, um rettend so zu zahlen dieses Hauptes Preis. Denn bleibt die Wurzel, überschattet üppiges Gezweig das Dach, abwehrend Sirios Sonnenglut. Und jetzt zum Heimathsheerde wiederkehrend uns, 945 verkündest mild du Sonnenwärm' in Winterszeit; doch wenn aus herb unreifer Traube Kronos Sohn den Wein bereitet, wehet kühler Labehauch da, wo der Mann im Hause frei vollendend herrscht. Vollender Zeus, vollende gütig mein Gebet, 950 und was du willst vollenden, dess gedenk' anitzt! (Agamemnon und Klytämnestra gehn in den Pallast.)

11. Scene.

Chor und Kassandra.

Chor.

1. Strophe.

Wie doch schwebt mir immer vor unverrücket jene Furcht, meinen ahndungsschwangern Sinn umflatternd? III.

tönet mir deutendes Lied unbelohnt, unbefehligt?

955 kehret, räthselhaftem Traum
gleich, es fern verbannend, nie
wieder sicherer Muth mir
zum Sitz der lieben Brust? Die Zeit entschwand
schon lange, seit das Ankertau

960 in die Nachen am Sandgestad,
brechend auf nach Ilion,
warf der Schiffe Heeresschaar.

1. Antistrophe.

Jetzt mit Augen Zeuge selbst,
seh' ich zwar die Wiederkehr,
965 dennoch, klagend, singt das leierferne
Lied der Erinnyen, tief aus dem Innern geschöpft, mir
stets die Brust, zu hegen nie
freudig kühne Zuversicht.
Nicht schwatzt eitel der Busen,
970 da rings von Wirbeln, wahr und schicksalschwer,
wild umgetrieben pocht das Herz.
Möge, fleh' ich, entgegen nur
meines Ahndens Bangigkeit
hin es sinken ganz in Nichts!

2. Strophe.

975 Sehr ist unerfreulich,
wo voll die Gesundheit
blüht, endlich ihr Ziel; nah wohnt Krankseyn,
Wand stoßend an Wand, ihr zur Seite.
Also zerschellet des Manns
980 segelndes Glück an . . .
. . . . verborgner Klippe.
Werfend dann der Schätze Last
weg, der reich erworbenen,
schleudernd wohl nach weisem Maß,
985 sinkt dahin nicht ganz das Haus,

wenn mit Weh erfüllet auch,
noch das Schiff zum Meeresgrund.
Reichthumsgabe, von Zeus unermesslich gespendet, und
jähriger Furchen Gewinn scheucht
990 bald des Darbens Noth hinweg.

2. Antistrophe.

Doch wo zur Erd' einmal dahin mit dem Tod fliesst zu den Füßen des Manns, schwarz strömend, das Blut, wer rufet zurück es beschwörend? 995 Nimmer den Kundigen sonst Todte zu führen herauf. hätte Zeus gehemmet zu Mordes Abwehr. Wenn die Stunde, gottbestimmt, nicht die Stunde wiederum, 1000 mehr zu bringen, hielt zurück, gols das Herz, voreilend, sich . über meine Lippen aus. Doch im Dunkel murrt es jetzt, schwermuthbrütend, und nicht das Gespinnst zur gebührenden 1005 Zeit zu entknäueln noch hoffend, da bewegt ist tief der Sinn.

12. Scene.

Die Vorigen und Klytämnestra.

Klytämnestra.

Auch du, zu dir, Kassandra, red' ich, geh hinein.

Da Zeus dich einem Hause, frei von Groll, gesandt,
Genossin hier der Wasserspreng' im weiten Kreis

1010 der Sklaven nah dem reichbegabten Altar zu stehn;
so tritt aus diesem Wagen, nähre keinen Stolz.

Alkmenens Sprößling, sagt man, auch erduldete
verkauft, und schmeckte wider Willen einst das Joch.

Trifft aber einmal solchen Loses jäher Schlag, 1015 so werden uraltreiche Herrscher wohl geschätzt. Die plötzlich Reichthum, nicht es hoffend, ernteten, sind über Mass den Sklaven immer hart gesiunt. Du findest, was die Sitte heischet, hier bei uns.

Chor.

Dir hat der Rede klaren Sinn sie jetzt gesagt. 1020 Einmal im schicksalvollen Netze tief verstrickt, folg'! wenn du folgen willst; vielleicht auch folgst du nicht. Klytämnestra.

Doch wenn sie nicht, der Schwalbe gleich, gewöhnet ist an Stimme unbekannter Fremdlingssprache nur, berede nachdrucksvoll ich sprechend, dennoch sie.

Chor.

1025 Gieb nach! Das Best' in dieser Lage saget sie. Gehorch' und steige nieder jetzt vom Wagensitz. Klytämnestra.

Nicht draußen ist mir Muße mehr, bei dieser hier zu weilen; denn in Hauses Mitte stehn bereit die Lämmer schon zur Feuerschlachtung nah dem Heerd. 1030 da nimmer diese Freude mehr wir hoffeten.

Drum willst du dessen etwas thun, so säume nicht. Wenn ungeübt du aber nicht mein Wort begreifst, so spreche, statt der Stimme Laut, die fremde Hand.

Chor.

Die Ferngeborne scheinet klugen Deuters noch 1035 bedürftig; frischgefangnem Wilde gleichet sie.

Klytämnestra.

Ja, rasend warlich ist sie, folgt verkehrtem Sinn. die eben lassend ihre Mauern kriegzerstört. herkommend, nicht zu tragen lernt des Zaums Gebiss, eh nicht sie blutend abgeschäumt den Uebermuth. 1040 Doch nicht mich lass' ich, länger schwatzend, mehr verschmähn.

(Sie geht in den Pallast.)

13. Scene.

Chor und Kassandra.

Chor.

Ich werde nicht dir zürnen, denn du schmerzest mich. Verlassend, Unglückselge, deinen Wagensitz, erprüfe jetzt, nachgebend dieser Noth, das Joch.

Kassandra.

1. Strophe.

O, o, o, o weh! o weh! ach!

1045 Apollon, Apollon!

Chor.

Was klagst du jammernd also laut zu Loxias? Er ist der Gott nicht, welchem Trauersang geziemt.

Kassandra.

1. Antistrophe.

O₂ o, o, o weh! o weh! ach! Apollon, Apollon!

Chor.

1050 Unheilgen Lautes wieder ruft sie auf zum Gott, dem nicht der Trauerklage beizustehn gebührt.

Kassandra.

2. Strophe.

Apollon, Apollon!
du Wegschützer, Wehbringer mir!
In Weh zum zweitenmale senktest tief du mich.

Chor.

1055 Ihr eignes Unglück kündigt, scheint es, jetzt sie an. Es weilt im Sklavensinne noch das Göttliche.

Kassandra.

2. Antistrophe.

Apollon, Apollon!
du Wegschützer, Wehbringer mir!
O weh! wohin mich führtest, welchem Dach du zu?

Cher.

1060 Zum Dach von Atreus Söhnen. Wenn du nicht es weißt, vernimm's, und keiner Lüge wirst das Wort du zeihn.

Kassandra.

3. Strophe.

Zu dem von Gott gehalsten, sich bewußten viel heimischen Mords und der Todesschnur, des Mannes Schlachtbank, Bodens Blutbesudelung.

Chor.

1065 Wohlwitternd scheint die Fremde, gleich dem Hund der Jagd, zu seyn; sie spüret, wessen Mord sie finden wird.

Kassandra.

3. Antistrophe.

Denn mir zu Zeugen nehm' ich da die Kinder, die jammern in Weh ob der Schlachtung Tod, das Fleisch, vom eignen Vater einst zum Mahl verzehrt.

Chor.

1070 Bekannt uns ist vom Rufe wohl dein Seherruhm; bekannt, doch suchen keine Zukunftdeuter wir.

Kassandra.

4. Strophe.

O weh! o weh! was nur beginnet sie?

Was für ein neu, schwer drohendes,
heilloses Unglück spinnt sie diesem Hause an,
1075 dem Freund nicht ertragbar, und nie heilend, weil fern
uns der Befreier weilt.

Chor.

Unkundig bin ich dieser Weissagungen noch; wohl aber kenn' ich jenes, laut durchhallt's die Stadt.

Kassandra.

4. Antistrophe.

Unselge, weh! und das verübest du?

1080 den dir im Bett geselleten

Gemahl im Bad' erquickend, wie vollend' ich es?

Doch bald wird es da seyn; und Hand schon auf Hand streckt

wild sie verlangend aus.

Chor.

Noch fass' ich nicht es; denn aus räthselhaftem Wort 1085 verstrick' ich mehr in dunkle Weissagungen mich.

Kassandra.

5. Strophe.

O, o, o weh! was mir erscheinet dort?

Ist Schlinge dies des Hades?

Die Bettgenossin ist's, die Mitvollbringerin
des Mords. Der Chor tön' unersättlich Weh

zu dem Geschlecht, des todwerthen Rachopfers Lohn.

Chor.

Ob welcher hier der Erinnyen heisest diesem Haus du Wehe rusen? nimmer kann das Wort mich freu'n; und zu dem Herzen dränget sich mir sasrangelb des Bluts Tropsen, der vom Speer fällt zur Erd', auch mit des Lebensstrahls Scheiden schwindend. Denn rasch hin eilt Ate's Fuss.

Kassandra.

5. Antistrophe.

O, o, ha, schaue, schaue! von der Färse schnell hinweg den Stier! In Schleier ihn hüllend, stößt mit ihrer finsterhorngen Wehr sie zu! er sinket in des Bads Gefäßs.

Dir von des Kessels trugvoller Anstalt red' ich.

1100

Chor.

lch rühme nicht mich dunkler Seherdeutungen erfahren; unglückdrohend aber scheinet dies; und wo nur kam den Menschen von der Seher Mund je freudvoll Gerücht? Durch Unglücksgeschick bringt des Entsetzens Furcht, wahr zu lernen, der Deutung uralte Kunst.

Kassandra.

6. Strophe.

O, o, o mein, der Unseligen, Entsetzensloos!

Denn um mich selber jammer' ich, die Klag' einmischend.

1110 Warum mich Arme führtest grausam hier du her?

Zu nichts, als mitzusterben gleichen Tod; was sonst?

Chor.

In des Gemüths Verirrung, und von Gott erfast beginnst selber uns um dich du des Gesangs unsingbar Lied;

1115 so seufzt: Itys! stets: Itys! wehklagend, nie satt des Gestöhns, die grauröthliche Nachtigall, von Unglück umblüht.

Kassandra.

6. Antistrophe.

O, o der Nachtigall Tod, der Hellschmetternden, da ja in leichtbefiederte Gestalt die Götter, 1120 und süßes Leben, thränenlos, sie kleideten. Mein aber harret doppelschneidiger Lanzenstreich.

Chor.

Und wo entstammend rauschten dir, von Gott gesandt, des Wahns Schrecken zu?
da so du nun des Leides Ton graunvoll
in Wehlauts Gesangweise an, jammernd, stimmst.
Wo nur entspringt der Pfad göttlicher Kunde dir
mit Unheil besät?

Kassandra.

7. Strophe.

O Paris Ehe, Eh',
o du, der Freunde Jammerloos,

1130 Skamandros heinathlicher Vätertrank!
Einst da um dein Gestad wuchs in der Jugend Zeit
froh ich genährt empor;
doch jetzo, werd' ich, scheint es, zukunftkündigend,

umwandern bald Kokytos Strand, und Acherons.

1125

Chor.

1135 Was so verständlich uns hier du und klar gesagt, erkennte leicht auch jüngrer Sinn.

Allein blutger Schwerdtstreich mir die Brust verletzt, wie wehvoll du winselst in des Leidens Schmerz, schreckhaft zu hören mir.

Kassandra.

7. Antistrophe.

O Wehe, Wehgeschick
der in den Staub gesunknen Stadt!
O Heerdenzahl, fromm von des Vaters Hand
einst für der Mauern Schutz reichlich geopfert! Heil
nicht ihm gewährten sie,

das nicht die Stadt, wie jetzt sie lieget, stürzete.
Ich aber sinke sterbend bald zum Boden hin.

Chor.

Aehnliches, wie vorher, wiederum sagtest du;
doch welcher Dämon, überschwer
hereinbrechend, heißt, furchtbar und feindgesinnt,
dich wehklagen düster, wie in Todesnacht?
Wie nur entwirrt sich dies?

Kassandra.

So wird denn nicht aus Schleiern mehr der Seherspruch verhüllet schauen, gleich der neuvermählten Braut! der Sonne Morgengruße wird er, hellumstrahlt,

- ein größres Unheil, rauschend furchtbar, schlag' ans Licht, als dieses; denn nicht warne mehr ich räthselvoll.

 Ihr sollet wahrhaft zeugen, daß die Frevelspur, aufjagend altbegangner That ich wittere.
- 1160 Denn nie verlässet jener Reigen dieses Dach, einstimmig, nicht wohlklingend denn nicht tönt er fromm und satt getrunken, ärger frechheitvoll zu glühn, an Menschenblut, weilt, schwer hinweg zu bannen, drin das Gastgelag der nah verwandten Erinnyen.

1165 Dem Hause fest gesellt, den Hymnos singen sie, die erste Unthat, fluchen abscheuvoll zugleich des Bruders Ehbett, seines Frevlers Untergang.

Verfehlt' ich, oder traf ich, wackrem Schützen gleich?

Bin lügenhaft ich eitle Hausdurchirrerin?

1170 Bezeuget erst mir schwörend, dass mir wohlbekannt die alten Gräuelthaten dieses Hauses sind.

Chor.

O! könnte Schwur, ein fester, fromm geknüpfter Bund, Heilmittel werden! Aber Staunen fasset mich, daß, fern genährt du überm Meer, als hättest selbst 1175 du's mitgeschaut, von fremder Sprache Stadt erzählst.

Kassandra.

Der Seher Phoibos setzte diesem Amt mich vor.

Chor.

Ergriffen hatt' auch Liebessehnen ihn, den Gott.

Kassandra.

Dies auszusprechen hielt mich sonst die Schaam zurück. Chor.

Weil zarter stets der mehr Beglückt, und weichlicher. Kassandra.

1180 Reizathmend war er übermächtiger Streiter mir,

Chor.

Entblühten auch, nach Sitte, Kinder eurem Bund?

Kassandra.

Nachdem ichs zugesaget, täuscht' ich Loxias.

Chor.

Ergriffen, gottbegeistert, schon von Deuterkunst?

Kassandra.

Weissagend schon den Bürgern all' ihr Jammerloos. Chor.

1185 Wie aber liefs des Gottes Zorn dich unbestraft?

Kassandra.

Es glaubte niemand nichts mir, seit ich dies verbrach.



Chor.

Uns scheinet wahr verkündend doch dein Seherspruch.

Kassandra.

O weh! o weh! Unglück, o weh! Schon wieder treibt mich wahrer Zukunftdeutungen 1190 Wut stachelnd um, vortönend unheilvollen Laut. Erblicket wohl ihr diese Kinder, die das Haus umlagern, gleich Wahnbildern nichtigen Traumgesichts? Arglistig hingemordet, als von Freundesarm, mit ihres eignen Fleisches Mahl die Händ' erfüllt, 1195 und tragend selbst des Eingeweides grause Last erscheinen dort sie, das der Vater kostete. Für diese sinnet Rachvergeltung sag' ich euch ein feiger Löwe, welcher frech im Bett sich wälzt, auflaurend, weh! im Hause meinem kehrenden 1200 Gebieter, denn mir ziemet jetzt des Dienstes Joch. Der Schiffe Oberherrscher, Tilger llions, weiß nicht, wie dieser Hündin Zunge ihre List die Rede lang ausspinnend, heitren Angesichts, vollbringt, verborgner Ate gleich, durch bös Geschick.

1205 Ein Solches waget kühn ein Weib, wird Mörderin des Mannes. Welch feindselig Ungeheuer nenn' ich treffend diese? giftge Natter, Skylla fern in Klippen wohnend, aller Schiffer Untergang, wutvolle Hades-Mutter, götterfernen Fluch

1210 den Freunden schnaubend? — Wie sie laut frohlockete, die Allverwegne, jauchzend, als in Siegeskampf!

Erfreuet scheint sie ob der gelungnen Wiederkehr.

Wenn dess ich nicht dich jetzo überführe — sey's!

Es kommt die Zukunst, Zeuge selbst in Kurzem, wirst

1215 du nennen, mitleidsvoll, mich Wahrheitseherin.

Chor.

Thyestes unglückselig Mahl vom Kinderfleisch versteh' ich wohl, und schaudr', und Schrecken fasset mich.

es also wahr vernehmend, nicht aus Lug gewebt. Das Andre hörend, irr' ich ab aus allem Gleis.

Kassandra.

1220 Agamemnons Mordverhängniss, sag' ich, wirst du schaun. Chor.

Beschwichtge, Unglückselge, deinen Frevelmund.

Kassandra.

Doch nimmer wird ein Retter diesem Wort erstehn.

Chor.

Nicht wenn's zur That wird; aber nimmermehr gescheh's.

Kassandra.

Du flehest betend, aber jene sinnen Mord.

Chor.

1225 Vollbracht von welchem Manne wird die Jammerthat?

Kassandra.

Weit hast du warlich meinen Seherspruch verfehlt.

Chor.

Wer sey der Thatvollbringer? hab' ich nicht gefasst.

Kassandra.

Und dennoch bin mit Hellas Sprach' ich wohlbekannt.

Chor.

Nicht minder Pytho's Sprüche, dennoch räthselhaft.

Kassandra.

- 1230 Weh! welche Flamme plötzlich, die mich überströmt!
 Apollon, du, Lykeios! wehe, wehe mir!
 Sie selbst, die doppelfüße Löwin, beigesellt
 dem Wolf, da fern der edle Löwe weilete,
 wird hin mich, Arme, morden; gleich wie Giftestrank
- 1235 bereitend, ihrem Groll zu mischen Rach' an mir, rühmt frevelhaft sie, wetzend ihrem Mann das Schwerdt, mit Mord für mein Herkommen auch zu lohnen ihm. Allein warum noch trag' ich dieses Spottgepräng, den Scepter hier, und meines Halses Seherschmuck?

 1240 Dich weihn dem Untergange will vor mir ich hier.

Stürzt hin verderbend! gleiche Gunst vergelt' ich euch. Bereichert unheilschwanger eine andere! Es ziehet, schauet! Apollon selbst das Seherkleid mir aus. Er sah mir also auch frohlockend zu,

- 1245 als dort in diesem Schmucke, sichtbar feindgesinnt, die Freunde meiner, wahnverblendet, spotteten denn Zauberweib genennet, landdurchstreichendes, arm, flüchtig, elend, hungersterbend duldet ich er hat, mich, Seher, bildend erst zur Seherin,
- 1250 mich jetzo diesem Todverhängnis zugeführt. Statt väterlichen Altares harret, rauchend hald von Blut, die Schlachtbank jetzt der Hingewürgeten. Doch nicht von Göttern ungerochen, sterben wir. Ein Vergelter kommt, ein andrer, uns auch wiederum,
- 1255 ein vaterrächend, muttermörderisches Gewächs.

 Der jetzt, ein Flüchtling, irret, kehret einst zurück den Freunden, krönend dieses Stammes Misgeschick.

 Denn fest ja ist der Götter großer Schwur gelobt, daß wieder her ihn führt des Vaters Todessturz.
- 1260 Doch was vor diesem Hause seufz' ich klagend noch?

 Nachdem ich einmal also sahe Ilion
 erleiden, was sie litt, und die drin weileten,
 vom Strafgericht der Götter also heimgesandt;
 so werde ich auch gehend dulden jetzt den Tod.
- 1265 Doch erst noch red' ich diese Hadespforten an: ich flehe, lasst mich tödtlich meinen Streich empfahn, dass, sonder krampfhast Zucken, rein den Todesstrom des Bluts vergeudend, schließen dieses Aug' ich kann.

Chor.

O, tief du unglückselges, tief auch wiederum

1270 du weises Weib. Du sprachest lang. Doch wenn gewiß
den Tod du schauest, warum schreitest mutherfüllt,
du, gottgetriebner Färse gleich, zum Opfertisch?

Kassandra.

Eum Pliehen ist mehr keine Zeit, ihr Fremdlinge.

Chor.

Doch trägt der letzte stets den Preis der Zeit davon. Kassandra.

1275 Gekommen ist die Stunde, wenig frommet Flucht.

Chor.

Unglücklich macht dich, wiss' es, diese Zuversicht.

Kassandra.

Doch ruhmbekrönt zu sterben, ist dem Menschen süßs.

Chor.

Niemals vernehmen solches Wort die Glücklichen.

Kassandra.

Weh, Vater, dein und deiner edlen Kinder Loos.

Chor.

1280 Was hast du? welch Entsetzen fasst dich abgewandt?

Kassandra.

Weh, weh!

Chor.

Was rufst du weh! wenn Schauder nicht dich bang ergreift?

Kassandra.

Mord hauchen diese Mauern her, bluttriefenden.

Chor.

Wie so vom Opfermahl des Heerdes duftet es?

Kassandra.

1285 Duft ist es, ähnlich jenem, der dem Grab entsteigt.

Chor.

Du rühmest nicht dem Hause Reize Syriens.

Kassandra.

Allein ich gehe, drinnen auch Agamemnons Loos, und meins zu weinen. Denn genug des Lebens sey's! Weh, Fremdlinge!

1290 Nicht wie ums Gebüsch der Vogel, jammr' ich, furchtbewegt, umsonst. Gewähret Zeugniss dess der Sterbenden, wenn mir, dem Weib, zur Rache sinkt in Staub das Weib, der Mann, der Unheilgatte, fällt für ihn, den Mann. So ein ins Gastrecht trete jetzt ich, todgeweiht.

Chor.

1295 Du Arme, dein verheißnes Sterben schmerzt mich tief.

Kassandra.

Einmal noch will ausgießen Trauerklageton ich über mich. Ich erflehe laut von Helios beim letzten Strahl des Lichtes! meinen Rächern auch, daß meine Feind' und Mörder büßen meinen Tod, 1300 der Sklavin Tod, den leichten Siegs errungenen.

O Menschenschicksal! Hoch in Glück Gepriesenes stürzt leicht ein Schatten; aber nahet Misgeschick,

stürzt leicht ein Schatten; aber nahet Misgeschick, so tilget bald ein feuchter Schwamm das Bild hinweg. Weit mehr, als jenes, scheinet dies mir jammernswerth.

(Sie geht in den Pallast.)

14. Scene.

Chor.

Agamemnon.

(hinter der Scene im Pallast.)
Weh, weh! ich bin getroffen tief von Todesstreich.

1. Greis des Chors.

Schweige! Wer dort klagt verwundet, jammernd über Todesstreich?

Agamemnon.

(wie oben.)

Weh, weh! getroffen wieder jetzt zum zweitenmal!

2. Greis.

1320 Schon die That vollendet zeiget an des Königs Angstgestöhn.

3. Greis.

Aber lasst zu sichrem Rath uns hier sogleich zusammenstehn!

4. Greis.

Freimüthig will ich meine Meynung sagen euch, zur Hülf' ins Haus zu rufen rasch der Bürger Schaar.

5. Greis.

Gleich selber einzudringen scheinet besser mir,
1325 die That zu überraschen, kühn das Schwerdt gezückt.

6. Greis.

Theilnehmer gleichfalls dieses Rathes, stimm' ich auch, dass hier gehandelt werde. Nicht zu säumen gilt.

7. Greis.

Klar ist's zu schaun. Beginnend spielen also vor, die kühn bedrohen ihre Stadt mit Herrschgewalt.

8. Greis.

1330 Weil säumig wir; doch die den Ruhm der Zögerung zu Boden treten, ihnen schlummert nicht die Hand.

9. Greis.

Nicht weiss ich, welchen Rath ich redend geben soll. Wer handelt, muss auch überlegen weiterhin.

10. Greis.

Die gleiche Meynung heg' ich auch; begreife nicht, 1335 wie auferstehen kann der Todte wiederum.

11. Greis.

Und sollen, hin das Leben schleppend, weichen wir des Hauses Schmachbefleckern, diesen, unterthan?

12. Greis.

Nicht wär' es auszuhalten; besser ist der Tod.

Denn sterben ist ein milder Loos, als Herrschgewalt.

13. Greis.

1340 Und werden, bloss des Angstgestöhns Anzeige nach, wir hier erahnden ungewiss den Tod des Manns?

14. Greis.

Gegründet muß auf sichre Kunde seyn der Rath. Denn Andres ist vermuthen; Andres wissen klar. Choranführer.

Zusammentreten, dies zu billigen lasset uns: 1345 wie's ist mit Atreus Sohne, deutlich auszuspähn.

15. Scene.

Chor und Klytämnestra.

Klytämnestra.

Von vielem vorher zeitgemäß Gesprochenem das Gegentheil zu sagen, werd' ich nicht mich scheu'n. Denn wie, begegnend Feinden feindlich, welche Freund' erscheinen, spinnst Verderben sonst du, netzumstellt,

- 1350 hochthürmend an, dass nimmer Rettungssprung befreit? Mir aber kam seit Jahren unvorherbedacht nicht dieses alten Zwistes Kampf, wenn zögernd gleich. Da, wo er hinsank, steh' ich jetzt auf voller That. Ich macht' es so; denn läugnen werd' ich's nimmermehr,
- 1355 daß nicht Entfliehn vom Tode blieb, nicht Gegenwehr. Erst werf' ich ringsumfahend, fischgarnähnliches, endlos Gewand ihm über, Unglückskleiderschmuck. Drauf treff' ich zweimal; zweimal stöhnend sinket er, die Glieder aufgelöset, hin; dem Gesunkenen
- 1360 den dritten Streich versetz' ich, dem im Schattenreich, dem Retter unten, Aïdes, gelobt Geschenk.
 So haucht er aus das Leben, fallend hin in Staub, und von sich schießend seiner Schlachtung bittren Strom,

bespritzt mit schwarzen Tropfen blutigen Thaus er mich,

1365 die dies erfreut, wie Kronos Sohnes üppger Süd
die Santen, wenn fruchtschwanger auf die Kelche schwell'n.
Weil dieses also, Argos Volkes Aelteste,
seyd freudig, wenn's euch frenet; ich frohlocke drob.
Geziemet' Opfersprenge auch bei Leichnamen,

1370 so wäre hier gerecht sie, warlich vollgerecht.
So vielen fluchbeladnen Wehen Becher einst
im Hause füllend, leert er selbst ihn, heimgekehrt.
Chor.

Onor.

Wir staunen deiner Zunge frecher Lästerung, dass über deinen Gatten solches Wort du rühmst.

Klytämnestra.

1375 Versucht, als unbesonnen Weib, mich immerhin!
Furchtlos mit sichrem Muthe, daß ihr's wisset, sprech'
ich's aus vor euch; ob loben, ob ihr's tadeln wollt,
gilt einerlei mir; dieser ist Agamemnon, mein
Gemahl, ein Leichnam, dieser meiner rechten Hand,
1380 gerechter Thatbeginn'rin, Werk. Denn also ist's.

Chor.

Strophe.

Was für ein Gift, o Weib,
was für ein der Erd' elsbar entstammt,
was für ein meerentspült trinkbares kostetest
du, und erfalstest Wut so, und des Volkes Fluch?
Du stürztest, schlachtetest;
Doch aus der Stadt verbannt,
bleibst ein Hass du den Bürgern.

Klytämnestra.

Mir jetzt bestimmst du ferne Vaterlandesflucht zu tragen, sammt der Bürger Haß und Volkesfluch, 1390 entgegen wälzend dessen diesem Manne nichts, der, gleich des Lammes achtend ihren Untergang, da wollenreich der Heerde Vließe strotzeten, hinwürgte seine Tochter, mir die theuerste

1385

der Weh'n, zur Sühne wilder Stürme Thrakiens.

1395 Verbannen fern vom Lande mußtest nicht du den zum Lohn des sündigen Frevels? Doch nun meine That vernehmend, übst du strenges Recht. Ich sage dir: du drohest jetzt mir, willig schon erwartenden, daß, wenn nun deine Rechte sieget wiederum,

1400 du herrschest; aber füget Zeus das Gegentheil, wirst spät du lernen weise seyn, gewitziget.

Chor.

Antistrophe.

Kühn in die Höhe strebst
du, und mit gewaltsamem Sinne; rühmst,
da dir die Brust, an Mord frech sich ergötzend, rast,
daß dir des Blutes Mahl stets ungerochen glänz'
am Auge; doch beraubt
auch noch der Freunde, mußt
büßen Mord du mit Morde.

1405

Klytämnestra.

Und weiter hörst du meiner Schwüre heilig Recht: 1410 bei meines Kindes hoher Rachvollenderin, Erinnys und Ate, welchen den ich schlachtete, nicht sorg' ich; dass einschreite je die Furcht zu mir, so lange meines Heerdes Flamme zündet an Aegisthos, fürder auch, wie sonst, mir wohlgesinnt. 1415 Denn dieser ist kein kleiner Schild des Muthes mir. Gesunken liegt mein, seines Weibs, Beleidiger, mir Sühne jener Chryseiden vor Ilion, ihm zugesellt die kampferrungne Seherin, die Bettgenossin, seine zeichendeutende 1420 getreue Gattin, hergeführt auf gleichem Brett des Ruderschiffs; doch übten nicht sie's unbestraft. Denn also er; sie aber, noch nach Schwanes Art, aufsingend ihrer Todesweise letztes Lied, liegt, seine Buhl', im Staube da, und bringet mir, 1425 so liegend, Ueberwürze meines Wonngefühls.

Chor.

1. Strophe.

O, dass in Eile doch, schmerzunumlagert, und lang nicht streckend ins Siechbett, den ewgen Schlaf, nie erweckt, uns bringend, käm' ein Geschick, da in Staub bezwungen nun uns der milde Wächter liegt, viel duldend Unheil von Weibstücke schwer. Unter Weibtücke goss den Geist er hin.

2. Strophe.

1440

1435

1430

3. Strophe.

. . . ungetilget befleckte das edle Blut dich. Zwist war im Hause damals, schwer dem Gemahl zu besiegend Unheil

Klytämnestra.

4. Strophe.

Nicht wünsche das Loos dir des Todes herbei,
hierüber betrübt,
noch zu Helenas Haupt drum kehre den Groll,
daß Seelen soviel hintilgend allein,
sie, den Danaern einst ein Verderhensgeschick,
nie heilende Leiden bereitet.

Chor.

1. Antistrophe.

Damon, der schwer im Haus du, und auf Tantalos Zwillingsenkel hereinbrichst, du giebst des Kampfs Preis den gleichgeartet frevelnden Weibern, mir herzzerspaltend, und auf dem Leichnam, feindgesinntem

1455 Raben gleich, stehend, stimmt Siegsgesang wider Recht laut sie rühmend an . . .

Klytämnestra.

4. Antistrophe.

Jetzt klüglicher hast du verbessert das Wort, da du dieses Geschlechts Rachgeist anrufst, den gewaltigen, laut. Denn stammend von ihm, nährt ewig der Bauch blutleckende Gier; das vergossene Blut raucht noch; schon strömet das neue.

1460

1475

Chor.

5. Strophe.

Einen gewaltigen, Blut
triefenden grollenden Hymnos tönst du,

1465 weh! weh! dem Pallaste, preisend,
nimmer endenden Unheils,
ha weh! ha weh! o Zeus, durch dich,
der Alles schafft, der Alles fügt!
Denn was geschieht den Menschen ohne Zeus Macht?

1470 Was je ist ungefügt von Göttern?

6. Strophe.

Weh, weh! Weh, weh!
O du Fürst, o du Fürst! wie wein' ich dich recht?
Was sag' ich aus freundlicher Seele?
In der Spinne Gespinnst dort liegst du, verhauchst, gottlos da gemordet das Leben.

7. Strophe.

Weh, weh, hinsankst unwürdigen Falls besiegt du von ränkevollem Tod nah mit dem Schwerdte, dem doppelschneid'gen.

Klytämnestra.

8. Strophe.

1480

1485

Vollführet von mir sey, rühmst du, die That; doch nenne dabei nicht auch mich zugleich Agamemnons Gemahl. In des Weibes des Manns, des erschlagnen, Gestalt straft ihn des Atreus rachsinnender Geist, des Verzehrers der Kost bluttriefenden Mahls, hinopfernd im Groll den Erwachsnen, gesellet den Knaben.

Chor.

5. Antistrophe.

Dass du des Mords schuldlos

1490 seyst, des verübeten, wer bezeugt es?

Wie? Wie? doch vom Vater her schon
half vielleicht dir der Dämon.

Gewaltsam fortgetrieben stets
von Strömen gleich entstammten Bluts,

1495 wird, wo er geht, sie neu der schwarze Ares
des Blutmahles Entsetzen geuden.

6. Antistrophe.

Weh, weh! Weh, weh!

O du Fürst, o du Fürst! wie wein' ich dich recht? Was sag' ich aus freundlicher Seele?

1500 In der Spinne Gespinnst dort liegst du, verhauchst gottlos da gemordet, das Leben.

7. Antistrophe.

Weh, weh! hinsankst unwürdigen Falls besiegt du von ränkevollem Tod nah mit dem Schwerdte, dem doppelschneid'gen.

Klytämnestra.

8. Antistrophe.

1505 Unwürdiger Tod nicht, dünket mich, ward hier diesem zu Theil.

Denn spann er zuerst des Verderbens Betrug
nicht an im Pallast?

Nicht mög' ob dem Kind, das, ein Sprößling, an ihm
1510 mir erwuchs, viel, Iphigeneia, umweint,
da Verdientes er that, da Verdientes er litt,
mehr brüsten er laut sich im Hades mit Ruhm
mit dem tilgenden Schwerdt

abbülsend, was selbst er hegonnen.

Chor.

9. Strophe.

Des sichren Raths Bahn verlierend, schwank' ich, wie die geschäftge Sorgfalt ich wenden soll jetzt, da hin das Haus stürzt.
 Des Regens Guss fürcht' ich, hauserschütternden, den blutgen; denn nicht enttröpfelt Thau mehr.
 Zu andren Unheilthaten wetzt das Schwerdt des Rechts das Schicksal neu an andrem Wetzstein.

2. Antistrophe.

Weh, Erde! o Erd'! ach! hätt'st mich empfahn du, eh' diesen gestreckt in des Silbergeschirrs staubniedrigem Bett ich erblickte! Wer gräbt ihm das Grab? wer trauert ihm nach?

Wer gräbt ihm das Grab? wer trauert ihm nach?
Wirst dieses zu thun du wagen, die selbst
hinwürgtest den Mann? aufjammernd in Weh
für die furchtbare That ungünstige Gunst
gottlos darbringen dem Schatten?

3. Antistrophe.

1530 Was für ein Grabesgesang um den Göttergleichen wird, aus in Thränen brechend, in des Gemüths Wahrheit, preisend, trauern?

Klytämnestra.

10. Strophe.

Nicht dir es geziemt, von der Sorge darob nun zu reden. Von uns starb, sank er dahin, und bestatten zur Gruft

1535

auch werden ihn wir, nicht klagend im Haus;

doch Iphigeneia, die Tochter, ihn wird, wie dem Vater gebührt, ihm begegnend mit freundlichem Gruss an des Wehs schnellrauschender Furth

da mit liebenden Armen umschlingen.

1540

Chor.

9. Antistrophe.

So kommt jetzt diese Schmach für Schmach auch.

1545 Schwer zu entscheiden ist dies.

Den Tilger tilgt Tod; es büfst der Mörder,
so lange Zeus waltend bleibet, bleibt es fest:
es leidet, wer übte. Wer verbannt leicht,
mit Fluch bedroht, des Hauses ächt entsprofsnes Kind?

1550 Unlösbar haftet Blutsverwandtschaft.

Klytämnestra.

10. Antistrophe.

Wohl wahrhaft hast du gesprochen das Wort jetzt. Aber ich will gern Plisthenes Stamms Rachdämon mit Schwur zusagen, nun dies zu erdulden, wie schwer zu ertragen es ist, wenn künftig er fern vom Pallaste nur weicht, dass ein andres Geschlecht er vertilge mit selbst hinwürgendem Mord. Wird wenig mir auch von der Habe zu Theil, reicht Alles mir hin, nur des Wechselgemords Wahnsinn aus dem Hause verbannend.

16. Scene.

Die Vorigen und Aegisthos.

Aegisthos.

O, freudig Licht des Tags, des Rechtgewährenden!
Wohl sag' ich jetzt, daß Rächer droben den Sterblichen,
die Götter schau'n auf dieser Erde Weh herab,

1565 im dichtgewebten Schleier hier der Erinnyen,
zur Freude mir, gesunken sehend diesen Mann,
den listgen Frevel büßen schwer der Vaterhand.
Denn dieses Vater, Herrscher unsres Landes einst,
Atreus, vertrieb Thyestes, meinen Vater, ihn,

- 1570 den leiblich eignen Bruder, das ihr's klar vernehmt, um Recht der Herrschaft streitend, fern von Stadt und Haus. Und Schutz am Heerd erstehend heimgekehrt, erlangt Thyestes, unglückselig duldend, Sicherheit, dass nicht mit Blut die Vatererd' er tünchete,
- 1575 Allein zum Bürgergastgeschenk bereitete
 Atreus, der Vater dieses, meinem Vater hier,
 vorgebend gottlos Festesfeier, eifrig mehr,
 als freundgesinnet, seiner Kinder Fleisch zum Mahl.
 Der Füß' und Hände äußre Stücke, gliederreich,
- 1580 das Kleingeschnittne oben, sitzend Mann an Mann.

 Unkundig nehmend gleich das nicht Erkennbare,
 verzehrt er Unheilspeise, siehst du, diesem Stamm.

 Doch als er endlich inne wird der Greuelthat,
 seufzt tief er auf, sinkt nieder, speiend aus den Mord,
 1585 und wünschet den Pelopiden grausen Untergang,
- des Mahls Entweihung liefernd laut gerechtem Fluch:
 umkommen also möge Plisthenes ganzes Haus!

 Darum nun kannst du diesen hier gestürzet sehn,
 und ich mit Recht bin's, der den Mord ihm webete.
- 1590 Denn ich, zu zehn der dritte, ward verbannt von ihm, sammt meinem Unglücksvater, klein in Windeln noch.

Doch her mich führt' erwachsen wiederum das Recht, und weilend fern vom Vaterlande, knüpft' ich an schon diesem Mann den ganzen Rath des Misgeschicks.

1595 So scheinet selbst zu sterben schön und herrlich mir, gefangen sehend diesen hier im Garn des Rechts.

Chor.

Aegisthos, Höhnen ziemet nicht bei Frevelthat.

Doch wenn du sagst, dass den mit Fleiss du tödtetest, 1600 des jammervollen Mordes Rath allein entwarfst, so, meyn' ich, wird entkommen nicht im Volksgericht dein Haupt, vernimm es, fluchbeladner Steinigung.

Aegisthos.

Du drohest dies, du, der der Ruder unterstes führst, da das Schiff regieren, die am Steuer sind?

1605 Als Greis noch wirst du lernen weise seyn, den Spruch erkennend, daß gewitzigt schwer das Alter wird.

Doch auch das Alter bessern harte Hungerschmach und Fesseln, starren Sinnes ausgesuchteste

Lehrmeisterinnen. Siehst du sehend nicht das klar?

1610 Leck nicht dem Stachel entgegen, unheilbringend dir.

Chor.

Du Weib, daheim den eben Wiederkehrenden vom Kampfe schlau auflauernd, hast sein Bett zugleich befleckt, und Mord dem Schaarenführer ausgedacht?

Aegisthos.

Auch diese Worte werden Grund der Thränen dir. 1615 Entgegen Orpheus Zunge ist die deinige. Er zog entzückend Alles seiner Stimme nach, du aber, kraftlos bellend, hist verhafst, und wirst gezogen, aber zahmer wirst besiegt du seyn.

Chor.

Und du nun willst mir Herrscher seyn des Argeiervolks, 1620 der nicht du, sinnend diesem Manne Meuchelmord, mit eigner Hand zu üben, hast die That gewagt?

Aegisthos.

Des Truges List fiel offenbar dem Weibe heim. Ich war verdächtig, lange schon als Feind bekannt.

.

1625 Mit dieses Mannes Schätzen jetzt versuch' ich dreist die Bürgerherrschaft. Wer da künftig nicht gehorcht, fühlt meine Geißel, nicht ein kräftig ziehendes, von Gerste sattes Füllen mehr, denn Finsterniss gesellter, bittrer Hunger wird bald zahm ihn sehn.

Chor.

1630 Warum in feiger Seele hast du diesen Mann nicht selber hingemordet? hat ihn hier das Weib, des Lands, und unsrer vaterländischen Götter Schmach, erwürgt? Es schaut Orestes wohl noch wo das Licht? dass jetzt ins Haus er heilbegleitet wiederkehr',

1635 und Mörder diesen beiden werde, siegbekrönt!

Aegisthos.

Da du wagest so zu handeln, so zu sprechen, wirst du sehn. Chor.

Auf! o wackre Kriegsgenossen, nicht entfernt ist mehr der Kampf.

Aegisthos.

Chor.

Auf! die Hand am Schwerdt! es halte jeder jetzt sich wohl bereit.

Aegisthos.

1640 Ja! die Hand am Schwerdte, scheu' auch ich das Loos des Todes nicht.

Chor.

Uns erwünscht nennst deinen Tod du; mag das Glück entscheiden nur!

Klytämnestra.

Lass uns stiften neues Leid nicht, o der Männer theuerster! Schon zu mähen dieses Viele, bleibet Ernte jammervoll. Auch genug ja ward des Unheils, fließet jetzt gleich nicht uns Blut.

1645 Aber geht, o Greise, heim jetzt in die beschiedenen Wohnungen,

ehe, wer gefehlet, leidet. Was wir thaten, musste seyn. Hätten nicht genug wir Mühsal, mehr verlangend, wollen wir von des Gottes schwerem Zorn sie nehmen, wehevoll erfast. Dieses ist des Weibes Rede, wenn Gehör ihr einer leiht.

Aegisthos.

1650 Aber dass der eitlen Zunge jetzt sie straslos so sich freun, dass sie, kühn ihr Glück versuchend, wagen solche Schmähungen,

aller Klugheit Maß vergessen, dies den Herrscher . . . Ch or.

Nicht Argeiersitte wär' es, schmeicheln einem Bösewicht.
Ae gisthos.

Noch in späten Tagen wirst du schwer von meiner Rach' ereilt.

Chor.

1655 Nicht, wofern Orestes Schritte lenkt der Gott hieher zurück.

A e gisthos.

Ja! ich weiß, Verbannte weiden leer sich noch an Hoffnungen. Chor.

Wüte, prasse, schände jedes Recht, so lang es frei dir steht.

A e g is t ho s.

Wisse, schwer mir büßen sollst du diese Unbesonnenheit.
Chor.

Prable muthvoll gleich dem Hahne, seig der Henne beigesellt.
Klytämnestra.

1660 Wolle nicht auf dieses eitle Schwatzen achten! Ich und du werden, dieses Haus beherrschend, ordnen hald dies wiederum.

Die Kritik hat überall drey Perioden. Anfangs, bey noch beschränkter und mangelhafter Kenntniss ihres Stoffes, begnügt sie sich, bloss offenbare und ausgemachte Fehler wegzuschaffen. Später, wenn bey zunehmender Bekanntschaft mit demselben sich immer mannigfaltigere Zweifel und immer verwickeltere Fragen hervorthun, wird nach und nach alles unsicher und problematisch, und neben einigem unrichtigen, das verbessert wird, wird mehr noch richtiges verdorben. Endlich erst, wenn das verworrene geordnet, das schwankende bestimmt worden. und so die Kenntniss des Stoffes ihrer Vollendung näher rückt, wird das bisherige Verfahren als Vermessenheit erkannt, und es entsteht die Einsicht, dass ungleich wenigeres in den Schriften der Alten einer Verbesserung, als einer verständigen Erklärung bedarf; und nur erst, wenn die Kritik das verdorbene von dem unverdorbenen unterscheiden gelernt hat, ist sie daran, ihr Ziel zu erreichen. Die Kritik der Griechischen Tragiker, und vornehmlich des Aeschylus, ist bisher bloß in jener mittlern Periode stehen geblieben, wie, namentlich in dem Agamemnon, noch die neuesten Versuche zeigen. Deshalb konnte bei einer Uebersetzung, die nicht blos einen unbestimmten schwankenden Schatten des Urbilds darstellen sollte, keine der neuern Recensionen zum Grunde gelegt werden, sondern es wurde im Ganzen der aus der Stephanischen Ausgabe in die Ausgaben von Canter, Stanley, und Pauw aufgenommene, und in der Glasgauer Ausgabe am bescheidensten berichtigte Text gewählt. Wie die Versmaasse bestimmt worden, wird jeder, da dieselben treu in der Uebersetzung wiedergegeben sind, wenn ihm die erforderliche Kenntniss der Metrik nicht abgeht, durch Abtheilung des Textes nach demselben Maassstabe mit leichter Mühe selbst finden. Eben so wird, welche von hinlänglich bekannten Lesarten oder Verbesserungen befolgt sind, diess aus der Uebersetzung selbst erhellen. Nur die noch nicht, oder nicht allgemein bekannten Umänderungen der Lesart, welche auf den Sinn oder das Versmaass bedeutendern Einfluss haben, und nicht sogleich aus der Uebersetzung selbst zu erkennen sind, werden in den folgenden Anmerkungen kürzlich angezeigt. — Die Verszahlen richten sich nach der Uebersetzung.



- V. 22. Der Ausruf lov lov, der den 25. Vers ausmachte, ist hierher gesetzt worden.
 - 76. ἀνάσσων.
 - 102. φροντίδ' απληστον της θυμοβόρου φρένα λύπης.
 - 130. ἄγα.
 - 139. δρόσοις άέπτοις.
 - 145. exeridus.
 - 160. εὶ τὸ μάταν.
 - 178. order ar lesas.
- 213. τόθεν τὸ παντότολμον φρονεῖν μετέγνω. βροτοὺς Οφαούνει γὰρ αλσχρόμητις u. s. w.
 - 236. κατ' άνδρώνας εὐτραπεζους ξμιχθεν.

Die folgenden Verse, 236 — 239 beziehen sich auf die Bereitwilligkeit der Iphigenia zu sterben, um dem Vater Ruhm vor Troja zu bewirken. Vielleicht ist "Atôų, "durch ihren Tod," statt avôū zu lesen.

- 244. το προκλύειν δ' ήλυσιν προχαιρέτω.
- 246. σύναρθρον αύγαϊς.
- 330. 6 δε δαίμονες.
- 343. τήνδ' δνησιν.
- 362. Inquier, is inquier. Das erstere is weg.
- 366. πέφανται δ' εγγύνοις ατόλμητον "Αφη πνεόντων μείζον" η δικαίως, φλεόντων δωμάτων υπέρφευ " οπερ το βέλτιστον.
 - 398. nollà.
- 402. vermuthlich: πάφεστι σιγὰς, (so. viel als σιγηλὸς) ἄτιμος, ἀλοίδοφος, ἄληστος ἀφεμένων, ίδεϊν.
 - 412. vermuthlich πάρεισιν δόκαι.
 - 433. γεμίζον λέβητας εὐθέτους. In der Antistrophe οὐν weg.
 - 703. ούτως ἀνήφ.
 - 721. our hier weg, so wie in der Antistrophe τοῖς.
 - 746. sử âr für crav.
- 747. νεαφοφαή σκότον, δαίμονα τε τὰν ἄμαχον, ἀπόλεμον, ἀνίεφον, Θράσος μελαίνας μελάθορισεν "Ατας, είδομέναν τοκεύσεν.
 - 756. όσια προσέβαλε, δύναμιν u. s. w.
 - 769. νυκτί δε χαίρουσιν δμοιοπρεπείς.
- 958. vermuthlich: χρόνος δ' ἐπὶ πρυμνησίων ξυνεμβολαίς ψαμμίας ἐχάτας παρήβασεν.
 - 980. árdods knuise
 - ἄφαντον ξομα.
 - 997. Ζεύς αν αὐτ' ξπαυσεν ἐπ' ἀβλαβεία.
 - 1082. προτείνει δὲ χείο ἐκ χειρὸς ὀρέγματα.
 - 1094. ἄτε γὰ δορὶ πτώσιμος ξυνανυτεί βίου δύντος αύγαίς.

1105. κακών γὰφ διαλ πολυεπείς τέχναι Θεσπιφδολ φόβον φέφουσιν καθείν.

1119. περιβάλοντο οί πτεροφόρον δέμας γάρ.

1138. μενυρά Αρευμένας, ohne κακά.

1148. Das zweite xal weg.

1163. χώμος έν δόμοις μένει, δύςπεμπτος έξω, ξυγγόνων Έριννύων.

1172. Das Komma nach mólir weg.

1176—1179. zeigt schon die Uebersetzung an, wie die Verse zu versetzen sind.

1235. Ενθήσειν κότω επεύχεται, θήγουσα η. s. w.

1245. καταγελωμένην μέγα φέλων ὑπ' ἐκθρων οὐ διχοξόοπως μάτην —

1258. Der weiter unten in den Ausgaben an einer unrechten Stelle stehende Vers gehört hierher:

ομώμοται γὰς οςχος ἐκ Οιῶν μέγας,

άξειν νιν υπτίασμα κειμένου πατρός

1277. 1278. Die Verse sind, wie die Uebersetzung zeigt, umzustellen.

1290. ούτοι δυσοίζω, θάμνον ώς όργις, φόβω άλλως.

1296. δύσιον Φρηνον.

1299. ἐμοῦ δούλης θανούσης u. s. w.

1307. ούτις άπειπών εξογει μελάθοων, μηκές έςέλθης τάδε, φωνών.

1314. ποινάς θανάτων έπικραίνει.

1330. τῆς μελλοῦς πλέος πεδοῖ πατοῦντες, zum Theil aus dem Trypho von den Tropen.

1366. γανά σπορητός.

1370. τάδ' αν δικαίως ήν, υπερδίκως μεν ούν.

1383. ὀυτῶς.

1386. ἀπόπολις.

1404. λίπος επ' όμματων αξματος εμπρέπειν ατίετον ετι [σε] χρή u. s. w.

1426. In den folgenden Strophen, die zusammen ein regelmäßig geordnetes System bilden, sind die Lücken des Textes in der Uebersetzung angedeutet.

1433. παράνους.

1450. δς έμπτενεῖς δώμασε καὶ δεφυίοισε Τανταλίδαισεν, πράτος τ' λφόψυχον ἐκ γυναικῶν καρδιόδηκτον έμολ κρατύνεις.

1464. Vielleicht, η μέγαν οϊκοις τοῖσδ' αΐμονα u. s. w.

1496. πάχνα.

. 1509. Wahrscheinlich, άλλ έμον έκ τοῦδ' έφνος ἀερθέν τῆς πολυκλαύτης 'Ιφιγενείας, ἄξια δράσας, ἄξια πάσχων, d. i. ἄξια άξίων δραμάτων πάσχων.

1520. δίκην δ' ἐκ' άλλο πράγμα θηγάνει βλάβης u. s. w.

1548. Θέσμιον γὰς τίς ᾶν γονὰν άςαῖον λυβάλοι δόμων; πεπόλληται γένος πρὸς ἄψη.

1551. Ινίβης.

1574. πέδον. ἀστοξένια δὲ u. s. w.

1580. εὐθουπτ' ἀνωθεν.

1606. το τηλικούτω σωφρονείν ελοημένον.

1644. Vermuthlich, πημονής δ' άλις γ' ὑπάρχει μηθέν ήματομένοις.

1646. Wahrscheinlich, πρὶν παθείν Τρξαντ' ακαιρα.

G. Hermann.

Die Eumeniden.

Ein Chor aus dem Griechischen des Aeschylos.

Vorerinnerung.

Die Chöre der dramatischen Dichter der Griechen gehören nicht nur an sich zu den schätzbarsten Ueberresten der Dichtkunst, welche aus dem Alterthume auf uns gekommen sind; sondern ihr Studium ist auch unumgänglich nothwendig, um die Griechische Lyrische Poesie in ihrem ganzen Umfange zu übersehen. Es hat mir daher immer wünschenswerth geschienen, diese Stücke vollständig zu sammeln, und, zugleich von Deutschen metrischen Uebersetzungen begleitet, besonders herauszugeben: um auf diese Weise das Studium sowohl der Verwandtschaft dieser Gattung der Poesie mit den übrigen lyrischen, als auch ihrer eigenthümlichen Verschiedenheiten, zu erleichtern; da sie itzt nur zerstreuet, und mit einer auf das ganze Stück, dem sie einverleibt sind, vertheilten Aufmerksamkeit gelesen zu werden pflegen.

Der — wenn gleich weiter hinausgeschobene — Plan, mit der Zeit selbst einmal eine solche Sammlung zu veranstalten, hat einige Versuche von Uebersetzungen bei mir hervorgebracht; und ich theile davon gerade gegenwärtigen Chor aus den Eumeniden des Aeschylos (im Original

V. 299—399) mit, weil er — vereint mit einem zweiten (V. 493—568), den ich vielleicht ein anderes mal zu liefern Gelegenheit habe — eine der wichtigsten Ideen des Griechischen religiösen Glaubens: die Bestrafung des Lasters durch eigne dazu bestimmte Gottheiten, sehr ausführlich behandelt. Diese Idee vollständig auseinander zu setzen; und, so viel es geschehen kann, sorgfältig zu unterscheiden: wieviel darin wirklicher Volksglaube war, und was allein auf die Behandlung der Dichter zu rechnen ist? müßte ein, nicht allein an sich, sondern auch zu Vergleichungen mit den Meinungen andrer Nationen und Zeiten, interessantes Geschäft sein. Allein, da freilich die Materialien hierzu aus dem gesammten Alterthum geschöpft werden müßten; so erlaubt dies mein gegenwärtiger Endzweck nicht.

Bemerken muss ich nur noch, dass das hier gelieferte Stück mir zugleich darum in ästhetischer Rücksicht äusserst merkwürdig scheint, weil es ein vortressliches Muster an die Hand giebt: wie der Dichter Gegenstände behandeln soll, deren schauderhafte Größe leicht empören und zurückschrecken kann? Die gränzenlose Rachbegierde der Eumeniden, ihr vollkommener Mangel an allem theilnehmenden Mitgefühl mit den Leiden des Schuldigen, könnte nicht anders als das sittliche Gefühl jedes sanstgesinnten Menschen beleidigen: wenn nicht der Dichter durch die erhabenen Ideen des ehrwürdigen Alters dieser furchtbaren Gottheiten; des ihnen vom Schicksal selbst übertragenen Amtes, die Menschen im Zaum zu halten, und die Götter - diese ewig glücklichen, leicht lebenden Wesen - eines verhasten Geschästs zu überheben; der unerbittlichen Nothwendigkeit, für Böses Böses zu leiden; des Abscheues jener Rachgottheilen gegen das Verbrechen; und ihres Eisers durch ihren strengen Ernst und die Qualen des Verbrechers die

Unschuld zu sichern — auf der andern Seite jenem üblen Eindrucke entgegen gearbeitet hätte. Allein, hier kam ihm auch der Volksglaube gar sehr zu Statten. Denn, Verführung zum Bösen, und hämische Schadenfreude an dem wirklich begangenen, war den Erinnyen der Griechen gänzlich fremd.

Mich über die Einwürse zu erklären, welche der Kenner des Originals gegen die Uebersetzung einer oder der andern schwierigen Stelle etwa machen könnte, findet sich vielleicht ein andermal eine schickliche Gelegenheit.

. . .

(Orest ist den schlafenden Eumeniden, die ihn wegen der Ermordung der Klytämnestra verfolgen, entflohen; und hat sich in Athenens Tempel geflüchtet. Sie eilen ihm nach, und finden ihn. Die Scene ist im Tempel.)

Die Eumeniden.

Nicht Apollon, nicht Athenens Kraft vermag Dich zu retten, daß Du nicht verlassen dahinirrest, je wieder erfahrest, wo in der Seele die Freude weilt, nicht zum Schatten werdest, zum blutlosen Raube der unterirdischen Götter! . . . Du antwortest nichts, und verschmähst unsre Worte; Du uns außbewahrtes, uns geweihtes Opfer? Lebend, nicht geschlachtet am Altar, wirst Du uns nähren! — Vernimm diesen Hymnos, über Deinen Banden gesungen.

Auf nun, und schlinget den Reigen!

Lasset ertönen

Den grausen Gesang!

Singt, wie den Sterblichen

Unsre Schaar des Schicksals Loose vertheilt:

Wie sie, strenges Recht zu üben, sich freut!

Denn, wer in schuldloser Reinheit

Seine Hände bewahret,

Den besucht nie unser Zorn;

Fern von Unglück durchwallt er das Leben.
Aber, wer, wie Dieser, frevelnd
Hände des Mordes birgt;
Dem gesellen wir uns rächend bei,
Zeugen wahrhaft den Erschlagenen gegen ihn,
Fordern von ihm das vergossene Blut.

Strophe 1.

Mutter, die Du uns gebarest,
Nacht den Schauenden und Blinden,
Mutter, höre die Erinnyen!
Unsre Ehre schmälert Leto's Sohn;
Reifst aus unsrer Hand den Flüchtling,
Den des Muttermordes Frevel
Unserm Rächerarm geeignet.
Ueber dem geweihten Opfer
Sei dies unser Lied! Sinnerauhend,
Herzzerrüttend, wahnsinnhauchend,
Schallt der Hymnos der Erinnyen,
Seelenfesselnd, sonder Leier,
Und des Hörers Mark verzehrend.

Antistrophe 1.

Denn des Schicksals Richterausspruch Gab zum sichern Eigenthume Dieses Loos uns. Wessen Frevlerarm Mordend unschuldvolles Blut verspritzt, Dem zu folgen, bis er zu den Schatten walle. Aber sterbend Wird er nicht der Banden ledig. Ueber dem geweihten Opfer Sei dies unser Lied! Sinneraubend, Herzzerrüttend, wahnsinnhauchend, Schallt der Hymnos der Erinnyen, Seelenfesselnd, sonder Leier, Und des Hörers Mark verzehrend.

Strophe 2.

Seit die Mutter uns geboren,
Ward dies Loos uns zugetheilet.
Aber den Unsterblichen
Darf sich unsre Hand nicht nahn.
Kein Genosse theilt mit uns das Mahl.
Weißer Schleier reinen Schimmer
Müssen ewig wir entbehren.
Denn wir lieben der Geschlechte Sturz,
Wo ein Zwist, im Schoofs des Friedens,
Feinde mordet; da verfolgen
Wir den allgewaltgen Frevler,
Und vertilgen ihn vergeltend
Ob dem frisch vergossnen Blute.

Antistrophe 2.

Sorgsam eilen wir, Kronion
Dieser Bürde zu entladen;
Dafs, durch unsre Wachsamkeit,
Fern der Chor der Seligen
Von des Strafgerichtes Schwelle sei.
Denn es würdigt seines Anblicks
Zeus nicht dieses blutbespritzte,
Dieses hassenswürdige Gezücht.
Schwingt sich hoch auch in des Aethers
Glanz der Stolz der Menschen; sonder
Ehre schmilzt er bei den Schatten,
Hin von unserm schwarzen Zuge,
Unsers Fuses blutgem Tanze.

Epodos.

Plötzlich aus der Höhe stürzend, Hemmen wir des flüchtgen Bösewichts unsichern Schritt. Unter seiner Unthat Bürde Wankt im irren Lauf sein Fuß. Und er sinkt; und sieht es In des Wahnsinns Irrthum nicht. So umhüllt mit Blindheit ihn der Frevel, Da des Unglücks tiefes Dunkel seinem Hause das Gerücht entgegenstöhnt.

Strophe 3.

Denn er weilt dort. Aber, immer
Rüstig, ninmer fehlend, jedes
Frevels ewig rächend eingedenk,
Schwer den Sterblichen versöhnbar,
Folgen wir mit sonnenscheuer Fackel
Fern vom Sitz der Seligen getrennt,
Unsers Schicksals grausem Loos' auf
Pfaden, Schauenden und Blinden gleich unwegsam.

Antistrophe 3.

Wen der Sterblichen ergreift nicht
Zittern? wen nicht banges Grausen?
Hört er unsre Rechte, vom Geschick
Und den Göttern unverbrüchlich
Uns verliehen? Alt und hehr ist unsre
Würde, und Verehrung fehlt uns nie;
Ist gleich in der Erde Schoofse
Unsre Wohnung, und in sonnefernem Dunkel!

Sokrates und Platon

über

die Gottheit, über die Vorsehung und Unsterblichkeit.

Untersuchungen über das Daseyn Gottes, und über die Wahrheiten der natürlichen Religion überhaupt scheinen der Lieblingsgegenstand der Philosophie unsrer Zeit geworden zu seyn. Man hat diejenigen Theile der Philosophie verlassen, die, ohne auf brauchbare Resultate für das praktische Leben zu führen, nur dem Scharfsinn einige Nahrung versprachen; man hat die Gränzen des menschlichen Verstandes näher bestimmt, und Fragen, die außer demselben zu liegen scheinen, und nur durch ungewisse Muthmassungen beantwortet werden können, lieber unerörtert gelassen. Wenn man vormals alle Künste der Dialektik aufbot, um irgend eine Hypothese mit neuen Gründen zu unterstützen; so hat man jetzt alle Kräste der Vernunst angewandt, um Wahrheiten in ein helleres Licht zu setzen, von denen nicht bloß die Glückseligkeit des einzelnen Menschen, von denen die Ruhe ganzer Staaten abhängt. Aber man ist verschiedene Wege eingeschlagen. Einige haben strenge Demonstrationen gesordert, haben die Blösen der bisherigen Beweisgründe mit kühner Hand aufgedeckt, und sich in die dunkelsten Tiefen der Metaphysik gewagt, um dort neue, unumstössliche zu finden. Andre haben jene Wahrheiten mehr dem geraden Menschenverstande empfohlen, zufrieden, wenn der uneingenommene Wahrheitsfreund sie überzeugend fände, doch unbekümmert, ob ein spitzfündiger Kopf noch Zweisel dagegen erregen konnte. Beide Methoden haben ihren unstreitigen Werth. Man muß, wenn es möglich ist, Beweise haben, die jedem Einwurf, die jedem Zweisel Trotz bieten; aber sie allein, was werden sie wirken? Sie gleichen einem Feuer, das leuchtet, ohne zu erwärmen; und wenn sie Ueberzeugung hervorbringen: ist diese Ueberzeugung darum die fruchtbare Mutter edler Gesinnungen und Thaten? Jene andern hingegen beleben das Herz, dass es, von den Wahrheiten der natürlichen Religion durchdrungen, die Pflicht jedes Verhältnisses williger erfüllt, jeden Schmerz des Lebens leichter trägt, jede Freude höher empfindet. Denn gewis ist es nur das Eigenthum weniger Edlen, in dem blossen Anschaun ihrer eigenen Güte, und der Vollkommenheit des Ganzen glücklich zu seyn.

Wenn etwas unserm Zeitalter Ehre bringt, wenn etwas seine größere Aufklärung bewährt; so ist es vielleicht eben diese Richtung unsrer Philosophie, von der ich rede. Denn was heißt Aufklärung des Zeitalters, wenn nicht allgemeiner verarbeitete, vorurtheilfreye Schätzung der Dinge, auf denen in jedem Verhältniß das Glück des denkenden Geistes beruht, wenn nicht die glücklichere Wahl der Mittel zu Erreichung dieses Zwecks, wenn nicht die muthvollere Bekämpfung der Hindernisse, die diesem Zweck entgegen sind? Anders den Begriff der Aufklärung bestimmt, und Licht und Finsterniß, und fruchtbare Weisheit und todte Gelehrsamkeit, alles ist Eins.

Dennoch ist wiederum unleugbar, dass auch eben jetzt viele sich weit von dem Wege der Vernunst und der ächten Weisheit entsernen. Diese scheinen sich vorzüglich

auf zwei ganz entgegengesetzte Abwege zu verirren. einen stürzen nicht bloss die Beweisgründe um, woraus die Philosophie bisher die Wahrheiten der natürlichen Religion baute, sie leugnen diese Wahrheiten selbst, oder machen sie wenigstens durch Sophistereien von mancherlei Art so zweiselhaft und ungewis, dass sie alles das Ermunternde und Beruhigende verlieren, was sie den Weisen aller Zeiten so schätzbar und ehrwürdig machte. Gehn sie vielleicht seit kurzem eine andre Bahn, folgen sie nicht mehr, blind gehorsam, den Pfaden Epikurs, und seines Nachahmers Lukrez, und sind auch ihnen gedankenloses Ungefähr, und bildende Natur nur leere Schälle, ohne Sinn; so leihen sie dafür jetzt die Wassen der spitzfündigsten Metaphysik; so erschüttern sie die Gewissheit aller menschlichen Erkenntnis bis in ihre ersten Grundsesten; so lassen sie zwar der menschlichen Vernunst die Nothwendigkeit, diess für Wahrheit zu halten. Aber wenn sie fragen: ob es auch Wahrheit sey? - führen sie uns dann nicht durch diesen höchsten Grad des Skepticismus zu eben dem Resultate als ihre Vorgänger? Die andern hingegen nehmen zwar die Wahrheiten der Religion an, aber sie sprechen der Vernunst die Fähigkeit ab, sie beweisen zu können; sie wollen nicht räsonniren, sie wollen glauben; nicht denken, sondern empfinden. Denn diess, dünkt mich, sind die charakteristischen Kenntnisse der Schwärmer, von denen unser Zeitalter uns nur zu viele Beispiele ausstellt. Was Wunder, wenn man auf einem solchen Wege leicht ausgleitet? Wer der kalten Vernunft folgt, hat einen sichern Führer, hat seste Regeln, die ihn bald erinnern, wenn er sich vielleicht einmal vom Wege der Wahrheit entfernt. Aber wer führt uns, wenn wir uns bloß dunklen Gefühlen, Ahndungen, Träumen überlassen? wer bewahrt uns dann vor Glauben an Visionen, an Prophezeiungen, und Wunderkuren, und vor jeder andern Verirrung des menschlichen Verstandes?

Gleichzeitige Erscheinungen von so ganz verschiedener Natur haben in der That etwas Befremdendes. Es scheint sonderbar, den blindesten Glauben neben der erklärtesten Zweiselsucht zu sehn. Dennoch ist diess Phänomen in der Geschichte des menschlichen Verstandes nicht selten, so wenig selten, als bei dem nemlichen Menschen der Uebergang vom Unglauben zur Schwärmerei, oder vom Allglauben zum Nichtsglauben. Auch sind diese Uebergänge in der That weniger unerklärbar, als sie es beim ersten Anblicke scheinen. Wenn der eine die Frucht des gewöhnlichen Unterrichts seyn mag; so haben, um den andern begreislich zu machen, unpartheiische Wahrheitssorscher schon längst gezeigt, wie leichten Eingang die Grundsätze der natürlichen Religion in die Köpfe und Herzen der Menschen finden, wie beides ihre Einfalt und ihre Fasslichkeit sie dem Verstande empfehlen, und wie dieser erst gleichsam verstimmt seyn müsse, um ihnen seinen Beifall zu versagen. Diejenigen also, welche jene Wahrheiten leugnen, sind selten gewohnt, eigene Untersuchungen mit Schärfe und Genauigkeit anzustellen. Auch ist es bequemer, dasjenige System ungeprüft anzunchmen, was den Neigungen und Leidenschaften am meisten schmeichelt, was der Mühe eines beschwerlichen Nachdenkens überhebt. Dennoch finden sich oft in ihrem Leben Verhältnisse, wo auch sie das Bedürfnis einer beruhigenden Ueberzeugung fühlen, einer Ueberzeugung, die sie in ihren ehemaligen Grundsätzen vergebens suchen, und da sie nicht gewohnt sind zu räsonniren, so glauben sie.

Unter diesen Umständen, bei diesen häufigen Angriffen auf Vernunft und Wahrheit von der einen, und den eben so häufigen Vertheidigungen derselben von der andern Seite, schien es mir nicht uninteressant zu seyn, einmal zu untersuchen, wie man in den blühendsten Zeiten Athens und Roms über diese Gegenstände gedacht habe. Ich faste daher den Vorsatz, aus den philosophischen Schriften der Griechen und Römer mehrere Stücke, welche diese Materie behandeln, in unsre Sprache zu übersetzen, und zu versuchen, ob ich sie zu einem Ganzen ordnen könnte. Unter mehreren Vortheilen, die ich mir von dieser Arbeit versprach, schien sie mir vorzüglich die Vergleichung zwischen unsrem, und jenem Zeitalter erleichtern zu können - eine Vergleichung, die gewiss in mehrern Rücksichten wichtig seyn würde, zu welcher aber auch die gleich beim ersten Anblick auffallende Aehnlichkeit beider Perioden in dem beständigen Kampse der Wahrheit und Vernunst gegen Zweifelsucht und Schwärmerei eine angenehme Veranlassung giebt. Zwar bedarf die Wahrheit zu ihrer Empsehlung keiner Autoritäten; es ist vielmehr gefährlich, sich ihrer zu dieser Absicht zu bedienen. Allein dennoch scheint sie gleichsam an Würde, an Stärke der Ueberzeugung zu gewinnen, wenn man sieht, mit welchem Eifer die Weisen des Alterthums sie behauptet haben, nachdem sie dieselben fast auf eben den Wegen, als die Forscher neuerer Zeiten, gefunden hatten; und aus gleichem Grunde erscheinen Zweisel und Angriffe minder gefährlich, die man auch damals schon mit so wenig glücklichem Erfolge versucht hat. Besonders aber könnte diese Vergleichung zu einem richtigeren Urtheil über unser Zeitalter Veranlassung geben. Betrachtung der Höhe, zu der die Philosophie in unsren Tagen gestiegen ist, kann leicht dazu verführen, mit undankbarer Vergessenheit dessen, was die heutige Philosophie den älteren griechischen und römischen Weltweisen schuldig ist, unser Jahrhundert für unendlich aufgeklärter, als alle vorhergehenden, zu halten. Und eben so kann auf

der andern Seite der Anblick so großer Verirrungen des Verstandes, und der so häufigen Uebel, welche Zweiselsucht und Schwärmerei hervorbrachten, zu Ungerechtigkeiten gegen unser Zeitalter, und zu einem Urtheil verleiten, das demselben die Stufe der Aufklärung abspricht, auf der Noch mehr wurde ich in dem Vorsatze, diese es steht. Uebersetzungen zu versertigen, bestärkt, da ein Mann, in dem Deutschland schon längst nicht bloß einen seiner scharfsinnigsten Philosophen, sondern auch einen seiner feinsten Schriststeller verehrt, und dem ich den größten Theil meiner Bildung schuldig zu seyn mit innigster Dankbarkeit bekenne, dieser Idee seinen Beifall schenkte. ich schon zur Ausführung geschritten, als andre Beschäftigungen, andre Studien, besonders aber das Gefühl der Schwierigkeiten, und meiner nicht hinreichenden Kräste bei meiner Arbeit, die neben der ausgebreitetsten Bekanntschaft mit den Werken der neuern Weltweisheit zugleich die größte Belesenheit in den Schriften der Alten, und eine nicht gemeine Kenntnis ihrer Philosophie erfordert, als, sag' ich, alle diese Gründe mich nöthigten, die bereits angefangene Arbeit wieder aufzugeben. Ich lasse indess hier einige Fragmente, die ich vollendet hatte, folgen, und ich werde glauben, nichts ganz unnützes gethan zu haben, wenn diese Probe vielleicht einem Manne von größerer Sachund Sprachkenntniss Veranlassung giebt, seine Musse der Ausführung dieses Planes zu widmen.

Die hier übersetzten Stücke hab' ich aus dem Platon und Xenophon gewählt. Ueberaus vortreslich ist gewiss Platons Beweis für das Daseyn Gottes. Wenigstens hat uns die Philosophie noch bis auf den heutigen Tag keinen besseren und überzeugenderen geliesert. Herr Garve sagt in seinen Anmerkungen zu Fergusons Grundsätzen der Moralphilosophie: "Mich dünkt, die Frage: ist ein Gott? wenn

"sie auf die ersten Grundbegriffe zurückgeführt wird, wo"raus sie entstanden war, ist keine andre, als diese: ist
"das Denken der Grund aller Bewegung, oder ist die Be"wegung der Grund des Denkens? sind die mechanischen
"Kräfte die Quelle der geistigen; oder die geistigen Kräfte
"die Quelle der körperlichen?" und in einer andern Stelle:
"der, welcher glaubt, dass der Geist und die denkende Kraft
"das erste, und älteste war; dass diese Kraft ursprünglicher
"und unabhängiger ist, als die Kräfte der Materie; dass
"durch sie die Bewegungen der Körperwelt ihren Ursprung
"nahmen: der ist der Deist im allgemeinsten Verstande."

Was aber sucht Platon so sehr, und mit so vielen Gründen zu beweisen, als eben dieses, dass das Immaterielle - was er unter dem Ausdruck: Seele versteht früher existirte, als die Körperwelt; dass diese erst durch jenes geordnet, und in Bewegung gesetzt ward? Es wäre hier eine nicht unschickliche Gelegenheit zu weitläustigeren Untersuchungen, worin der Zusammenhang dieser Ideen des Platon mit andern Systemen seines Zeitalters gezeigt werden könnte; allein ich muß mich begnügen, nur Eine Anmerkung hinzuzufügen, die vielleicht zum besseren Verständnis des Folgenden nicht unnütz seyn wird. Platon redet bloss von Bewegung, und scheint keine andre Veränderung in der Natur zu kennen. Die neuere Philosophie reduzirt alle Veränderungen auf zwei Klassen, auf Vorstellung und Bewegung - jene in der Geister, diese in der Körperwelt. Ich lasse es jetzt unerörtert, inwiesern alle Veränderungen der Körper auf den einzigen Begriff der Bewegung zurückgeführt werden können. Genauere Untersuchungen über die Beschaffenheit unsrer Sinne, und die Art, wie sie Eindrücke von außen her empfangen, scheinen andre Resultate zu geben. Aber die ausführlichere Auseinandersetzung dieser Materie würde mich zu weit von meinem Zweck entfernen. Auf alle Fälle hat Platon die Art, wie Geister, und wie Körper wirken, nicht gehörig von einander unterschieden, sondern Vorstellung und Bewegung in Eine Klasse geworfen; ein Fehler, der indess in einem Zeitalter, wo die Begriffe von der Immaterialität der Seele noch so wenig allgemein, und gereinigt waren, desto verzeihlicher ist, da noch jetzt manche Philosophen in einen ähnlichen Irrthum zu verfallen scheinen.

Xenophons Beweise sind weniger streng und genau, aber desto fasslicher für den Menschenverstand, desto empsehlender für das Herz!

Die Einwürfe gegen diese Beweisthümer sind schon eben die, welche man nachher in so verschiedenen Einkleidungen wiederholt hat.

Wenn man den Platon das System seiner Gegner vortragen hört, so sollte man glauben, er habe es aus la Mettrie, oder dem Système de la nature entlehnt. Eben die Ideen von einem blinden Verhängniss, von einer ordnenden Natur, von Bewegungen in der Materie ohne bewegende Ursach. Auch die Einwürse gegen die Vorsehung sind noch jetzt sast die nämlichen. Ist das Auge darum zum Sehen geschassen, weil es zum Sehen bequem ist? Ist es der Würde der Gottheit nicht unanständig, auch sür das Einzelne, sür das Kleine zu sorgen? Warum, wenn eine weise Güte die Schicksale der Menschen lenkt, ist das Laster so oft glücklicher, als die Tugend? u. s. s.

Ich sollte mich vielleicht noch einen Augenblick dabei verweilen, zu zeigen, dass es auch in dem Zeitalter der Sokrate und Platone Schwärmer und Betrüger, wie jetzt, gab, und dass nur vielleicht die Mittel verschieden waren, deren sie sich zu ihren Zwecken bedienen. Es würde mir leicht werden, mehrere Stellen, als Beläge hiezu, selbst aus dem Platon zu sammlen, der sich in den bittersten Aus-

drücken über sie beklagt, und ihnen im 10ten Buch seiner Gesetze kein mildes Schicksal bestimmt. Allein großentheils sind diess bekannte, schon mehrmals gesagte Dinge, und noch neuerlich hat Herr Wolf diese Materie ausführlich abgehandelt.

Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates.

B. I. K. 4.

Sokrates und Aristodem.

Sokrates erfuhr, daß Aristodem der Kleine (so nannte man ihn,) weder den Göttern opferte, noch die Orakel befragte, sondern jeden, den er dies thun sah, verlachte. Hör einmal, sprach er eines Tages zu ihm, hast Du wohl schon Menschen wegen ihrer Geschicklichkeiten, wegen ihrer Talente bewundert?

"O ja, schon oft, Sokrates" antwortete Aristodein.

Und diess wären?

"In der Epopee Homer, im Dithyramb Melanippides, im Trauer-"spiel Sophokles, in der Bildhauerkunst Polyklit, in der Malerei "Zeuxis."

Aber wer verdient Deinem Urtheile nach mehr Bewunderung: der Künstler, der unbeseelte, unbewegliche Bilder hervorbringt, oder der Schöpfer beseelter, selbstthätiger Wesen?

"Offenbar der letztere, Sokrates, vorausgesetzt, dass er nicht "zufälligerweise, sondern mit Absicht handle."

Wo Du also einen augenscheinlichen Zweck, einen augenscheinlichen Nutzen siehst, schreibst Du das dem Zufalle, oder einer verständigen Absicht zu?

"Wenn ein Zweck da ist, offenbar einer verständigen Absicht."

Der nun, welcher die Menschen zuerst schuf, beabsichtigte doch wohl nur ihren Nutzen, indem er ihnen die sinnlichen Werkzeuge beilegte: das Auge, um was sichtbar ist, zu sehn, das Ohr, um, was hörbar ist, zu hören? Wozu dienten ihnen alle Gerüche, hätte er ihnen nicht eine Nase gegeben, sie zu empfinden? Wie

könnten sie das Sülse und Scharfe schmecken, wie alles das Vergnügen genießen, das ihnen der Gaumen verschaft, hätten sie nicht die Zunge von ihm erhalten, durch die sie die verschiedenen Arten des Geschmacks unterscheiden? Scheint es Dir nicht ferner eine absichtsvolle Einrichtung zu seyn, dass unser Auge, weil es so überaus empfindlich ist, durch die Augenlieder, wie durch Thüren, verschlossen wird, die sich öfnen, so oft wir das Auge zum Sehen brauchen, und sich im Schlaf wieder schließen; dass die Augenwimpern die Stelle eines Schleyers *) vertreten, damit auch die Luft dem Auge nicht schade; dass die Augenbraunen. gleich einem Dache, den Schweiß, der etwa vom Kopfe herabträufelt, abhalten; dass das Ohr alle Schälle empfängt, und nie voll wird; dass die Vorderzähne bei allen Thieren mehr zum Zerschneiden, die Backenzähne, mehr zum Zermalmen bestimmt sind: dass der Mund, durch den alle Thiere die Speisen, die sie lieben. geniessen, nah' an die Augen und an die Nase gestellt ist; dass hingegen das, was Ekel erregt, durch Kanäle abgeführt wird, die weit von den sinnlichen Werkzeugen entfernt sind. Kannst Du alle diese absichtsvollen Einrichtungen dem Zufalle zuschreiben. oder vielmehr, kannst Du nur noch darüber zweifelhaft sevn?

"Nein, in der That nicht, Sokrates; sondern ich erkenne "darin, wenn ich es so betrachte, das Werk eines Urhebers, der "weise, und für die Lebendigen mit zärtlicher Liebe besorgt ist."

Und noch mehr. Dass allen Menschen die Begierde angeboren ist, andere Geschöpse ihrer Art hervorzubringen, dass den Müttern vorzüglich die Neigung eingepflanzt ist, ihre Jungen zu ernähren, und zu beschützen; dies, so wie die heftige Liebe zum Leben, und die eben so heftige Furcht vor dem Tode, die jeder Kreatur eigen ist, zeigt gewis von den Anordnungen eines Wesens, welches das Daseyn und die Erhaltung der Lebendigen will. Aber auch auf einem andern Wege kannst Du Dich von der Wirk-

^{*)} ἡθμός, ein Seigetuch, Durchschlag. Diese Metapher schien mir im Deutschen unverständlich. Auch Cicero in seiner Nachahmung dieser Xenophontischen Stelle hat sie nicht beibehalten. Er sagt vallo pilorum. Nat. Deor. II. 57.

lichkeit eines solchen Wesens überzeugen. Du glaubst doch Verstand zu besitzen, nicht wahr?

"O! Frage weiter, lieber Sokrates, und ich werde Dir ant-"worten."

Außer Dir aber sollte es nichts Verständiges mehr geben? Du weißt doch, daß Du von allen den Substanzen, aus welchen Dein Körper zusammengesetzt ist, immer nur einen kleinen Antheil empfangen hast; daß von einer jeden noch eine ungeheure Menge außer Dir in der übrigen Welt zerstreut ist. In welchem Verhältnisse steht z. B. die wenige Erde und das wenige Wasser in Deinem Körper, gegen die Masse der Erde und des Wassers, die noch außer Dir existirt? Und den Verstand solltest Du durch ein glückliches Ohngefähr allein an Dich gerissen haben? Nur der sollte außer Dir nirgends vorhanden seyn? Und alle jene bewundernswürdigen, zahllosen Dinge sollten ihre vortressiche Ordnung unverständigen Ursachen danken?

"Doch, Sokrates. Denn ich sehe ja nirgends die Schöpfer "und Beherrscher der Erde, so wie ich die Künstler irdischer "Kunstwerke sehe."

Aber Du siehst auch Deine eigene Seele nicht, und doch beherrscht sie Deinen Körper. Du könntest also auch mit gleichem Rechte Deine eigenen Handlungen dem Zufalle, nicht der Ueberlegung zuschreiben.

"Ich verkenne, ich verachte ja auch die Gottheit nicht, er-"wiederte Aristodem; ich halte sie ja vielmehr für ein zu erhabe-"nes Wesen, als daß sie meines Dienstes bedürfte."

Je erhabener das Wesen ist, Aristodem, das Dich seiner Sorgfalt würdigt, destomehr solltest Du es ehren.

"Ich würde die Götter auch nicht vernachläßigen, Sokrates, "wenn ich nur glaubte, daß sie sich um die Menschen beküm-"merten."

Und Du kannst noch daran zweiseln? Den Menschen allein unter allen Thieren stellten sie ausrecht: ein Vortheil, durch den er nicht allein weiter um sich blicken, und den Himmel und die Gestirne, und alles, was über ihm ist, besser betrachten kann,

sondern wodurch er auch mehr vor Gefahren gesichert ist. Allen übrigen Thieren gaben sie nur Füße, um sich damit von einem Orte zum andern zu bewegen; nur der Mensch empfing noch die Hände, und durch sie fast alle die Vortheile, welche ihn glücklicher machen, als es die Thiere sind. Alle Thiere sind mit einer Zunge versehn; doch nur die Zunge des Menschen ist so gebildet, dass sie durch tausend mannigfaltige Bewegungen artikulirte Töne hervorbringt, durch die wir einander unsere Gedanken, wie es uns gefällt, mittheilen können. Die Vergnügungen der Liebe endlich sind allen übrigen Thieren nur in einer gewissen, bestimmten Zeit des Jahres vergönnt; uns allein steht es frei, sie bis ins Alter ununterbrochen fortzugenießen. Aber Gott begnügte sich nicht, nur für unsern Körper zu sorgen; er verlieh (und dieß ist sein wichtigstes Geschenk) auch dem Menschen die vollkommenste Seele. Denn wo ist ein Geschöpf auf dem Erdboden ausser dem Menschen, dessen Seele sich emporzuschwingen vermögte bis zum Daseyn der Götter, die so viele große erhabene Dinge so bewundernswürdig geordnet haben? Wer außer dem Menschen verehrt sie? Welches Thier ist fähiger, als der Mensch, sich vor Hunger, oder Durst, oder Kälte, oder Hitze zu verwahren, sich in Krankheiten zu heilen, seinen Leib zu stärken und auszubilden, neue Kenntnisse zu erwerben, und, was es gehört, gesehen, erfahren hat, ins Gedächtniss zurückzurusen? Und doch bist Du noch nicht überzeugt, dass der Mensch in Vergleichung mit den übrigen Thieren gleich einem Gotte lebt, und sich eben so sehr durch die Vorzüge seines Körpers, als durch die Vorzüge seines Geistes über sie erhebt? Ich sage durch beide. verbände er z. B. den Leib eines Stiers mit der Vernunst eines Menschen, so würde er nicht nach seinem Wohlgefallen handeln können. Auf der andern Seite haben die Thiere, welchen die Natur zwar Hände, aber nicht menschliche Vernunft gab, nichts voraus. Wie kannst Du also, Du, der Du beide so wichtige Vortheile in Dir vereinigst, noch zweiseln, ob die Götter für Dich Sorge tragen? Was mülsten sie denn thun, um Dich zu überzeugen?

"Sie müßsten mir Rathgeber senden, wie Da sagst, daß sie "thun, um mich in meinen Handlungen zu leiten."

Aber wenn sie den Athenern durch Orakel weissagen, weissagen sie dann nicht auch Dir? Und nicht eben so, wenn sie allen Griechen, oder dem ganzen Menschengeschlechte Zeichen und Vorbedeutungen senden? Oder bist Du immer allein ausgeschlossen, immer allein vernachlässigt? Glaubst Du wohl, dass die Götter den Menschen das Vorurtheil eingeptlanzt hätten, als wären sie fähig, ihnen Gutes und Böses zuzusügen, wenn sie diese Macht nicht wirklich besäßen? Würden denn die Menschen die Täuschung so viele Zeitalter hindurch nicht inne geworden seyn? Und siehst Du nicht auch dass die ältesten, und weisesten unter den Sterblichen, die ältesten und weisesten Städte und Nationen die Götter am meisten verehrten, und dass die ausgeklärtesten Zeitalter auch die meiste Religion besaßen. Bedenke, Lieber, fahr Sokrates fort, dass Deine Seele Deinen Körper nach ihrer Willkühr regiert. Sollte nun nicht ehen so auch die Seele des Weltalls alle Dinge nach ihrem Gefallen beherrschen? Dein Auge reicht auf mehrere Stadien hinaus, und das Auge der Gottheit sollte nicht alles auf einmal überschauen können? Deine Seele kann sich um Dinge, die hier, die in Aegypten, die in Sicilien vorgehn, bekümmern; und dem göttlichen Verstande sollte es unmöglich seyn, für alles auf einmal Sorge zu tragen? So wie Du im Umgange mit Menschen durch Gefälligkeiten und Dienste, die Du ihnen leistest, diejenigen kennen lernst, die Dir wieder Dienste und Gefälligkeiten erweisen wollen; so wie Du ihre Klugheit prüfst, indem Du sie um Rath fragst; so mache es auch mit den Göttern. Diene ihnen, und versuche, ob sie Dir vielleicht etwas von dem entdecken, was den Menschen verborgen ist; und Du wirst gewiss die Gottheit für ein so großes, so erhabenes Wesen erkennen, dass sie alles auf einmal überschauen, alles wahrnehmen, überall zugleich gegenwärtig seyn, und ihre Sorgfalt auf alles erstrecken kann.

B. IV. K. 3.

Sage mir, sprach eines Tages Sokrates zum Euthydem, ist es Dir wohl je eingefallen, darüber nachzudenken, wie gütig die Götter für alle Bedürfnisse der Menschen gesorgt haben?

"Noch nie, Sokrates, erwiederte Euthydem."

Aber sie gaben uns doch, um diess zuerst zu erwähnen, das Licht; und Du weisst doch, dass wir dessen bedürfen?

"Allerdings. Denn vermöge der Einrichtung unsres Auges "würden wir ohne Licht den Blinden ähnlich seyn."

Wir bedürfen ferner der Ruhe; und sie haben dazu die bequemste Zeit, die Nacht, geschaffen.

"Auch dies verdient unsern Dank."

Die Sonne, die ein lichtvoller Körper ist, zeigt uns die Zeiten des Tages an, und erleuchtet alle Gegenstände für unser Auge. Weil aber die Nacht finster ist und alle Gegenstände unkenntlich macht; so lassen die Götter die Gestirne aufgehen, welche die Zeiten der Nacht bestimmen, und uns eine Menge unsrer Geschäfte erleichtern. Und der Mond deutet uns nicht nur die Theile der Nacht, sondern auch die Theile des Monats an.

"Allerdings."

Ferner lassen die Götter die Nahrung die wir brauchen, auf dem Erdboden wachsen, lassen dazu schickliche Jahrszeiten mit einander abwechseln, und verschaffen uns dadurch tausend mannigfaltige Dinge, nicht allein zu unserm Nutzen, sondern auch zu unserm Vergnügen.

"Auch diess zeugt von ihrer Liebe für die Menschen."

Sie haben uns auch das Wasser gegeben, dessen Nutzen für uns so vielfach ist. Denn durch das Wasser keimen und wachsen mit Hülfe der Erde und der Jahrszeiten alle uns nützliche Pflanzen; das Wasser ernährt uns selbst, und macht alle unsere Speise verdaulicher, gesunder, und angenehmer. Und eben darum, weil wir desselben zu so vielem Gebrauche bedürfen, haben sie es uns auf das reichlichste mitgetheilt.

"Abermals ein Beweis ihrer Fürsorge!"

Nebst dem Wasser haben sie uns das Feuer verliehen, das uns gegen Kälte und Finsterniss schützt, und zu jedem Handwerk, zur Versertigung aller den Menschen nützlichen Werkzeuge nothwendig ist. Denn sast keins von allen Geräthen, die wir im Leben brauchen, wird ohne Feuer versertigt.

"Auch diels zeigt eine überschwengliche Sorgfalt für die "Menschen."

Und ist es nicht wunderbar, das sie uns von allen Seiten so reichlich mit Lust umgossen haben, durch die wir nicht nur unser Leben erhalten, sondern die Meere durchschiffen, um uns einer dem andern unsre Bedürsnisse aus den entserntesten Gegenden zuzusühren? nicht wunderbar, dass die Sonne, wenn sie sich im Winter wendet, zu uns kommt, einige Pflanzen zur Reise bringt, andere, deren Zeit vorüber ist, trocknet, dass sie sich, nach Vollendung dieses Geschäfts nicht weiter nähert, sondern gleichsam aus Furcht, uns durch zu große Hitze zu schaden, sich von neuem wegwendet, drauf weil wir, gienge sie noch weiter fort, vor Kälte erstarren müsten, wieder undreht, sich uns abermals nähert, und den Standpunkt am Himmel wählt, der für uns der vortheilhafteste ist.

"Allerdings scheint auch diese Einrichtung den Nutzen der "Menschheit zu beabsichten."

Und das gewis nicht minder, dass die Sonne sich so allmählig nähert, und so allmählig wieder entsernt, dass wir, ohne es selbst zu merken, den äussersten Grad beider Arten von Witterung erreichen. Denn wir würden gewiss weder die Hitze, noch die Kälte ertragen können, wenn sie auf einmal einbrächen.

"Sehr richtig, Sokrates; nur das Eine überleg' ich noch, ob "die Götter wohl noch eine andere Absicht hatten, als für die "Menschen zu sorgen; und da stoße ich nur bei der einzigen Be-"trachtung an, daß doch auch die Thiere alles dieß mit uns ge-"nießen."

Gut, Euthydem, sind aber die Thiere nicht selbst zu unserm Nutzen geschaffen? Denn welches Thier zieht wohl so viel Vortheile von den übrigen Thieren, als der Mensch, dem sie noch mehr Nutzen gewähren, als selbst die Pflanzen? Wenigstens nährt und bereichert er sich durch sie, nicht weniger als durch diese. Viele Völker bedienen sich gar nicht der Erdfrüchte zu ihren Speisen, sondern leben bloß von der Milch, von dem Käse, von dem Fleisch ihrer Heerden; und überall werden die nützlichsten Thiere gebändigt und zahm gemacht, und als Gehülfen im Kriege, und in tausend andern Geschäften gebraucht *).

"Auch hierin muß ich Dir Recht geben. Denn täglich sieht "man selbst diejenigen unter ihnen, die weit stärker als der Mensch "sind, ihm so unterthan werden, daß er sich ihrer sach Gefallen "bedienen kann."

Es giebt so viele nützliche vortressliche Dinge, die aber von verschiedener Natur und Beschaffenheit sind. Daher verlieben uns die Götter für eine jede Gattung derselben angemessene sinnliche Werkzeuge, durch die wir alle diese Güter genießen. Außerdem aber machten sie uns durch den Verstand fähig, uns an

^{*)} Sokrates schränkt leier die Liebe, und Sorgfalt der Gottheit in viel zu enge Gränzen ein. Bei allen ihren wohlthätigen Einrichtungen soll sie bloss den Nutzen der Menschen beabsichtet, die Thiere bloss seinetwegen geschaffen haben. Weit edler, der Gottheit weit würdiger ist es gewiss, alle Lebendigen zum Zweck der gütigen Veranstaltungen des Schöpfers zu machen. Und diese Wahrheit ist auch in der Natur unverkennbar. Freilich nützen die Thiere dem Menschen, freilich sind sie seinetwegen geschaffen. Allein diess ist nicht ihre einzige, nicht einmal ihre vorzüglichste Bestimmung. Sie sind geschaffen, um Wohlseyn zu genießen: denn sie sind des Wohlseyns fähig. Aber der Schöpfer verband immer mehrere Endzwecke mit einander. Daher sollen sie auch die Glückseligkeit der Menschen befördern. Befördern nicht auch gegenseitig die Menschen das Wohlseyn der Thiere? Sind nicht auch sie wiederum wegen der Thiere geschaffen? Denn nirgends in der ganzen Schöpfung kann man sagen: diess ist das Mittel, diess ist der Zweck. Alles ist Mittel, alles ist Zweck. - Aber Sokrates, oder vielmehr Xenophon, bedarf keiner Vertheidigung wegen dieser Stelle. Wenn er sich so einseitig ausdrückt; so folgt daraus nicht, daß er sich wirklich so eingeschränkte Begriffe von den Absichten Gottes machte. Er wollte hier bloss den Einwurf des Euthydem beantworten, und dazu war, was er sagte, schon hinlänglich.

ehemalige sinnliche Empfindungen zu erinnern, Folgerungen daraus zu ziehn, auf diese Weise die Brauchbarkeit jedes einzelnen Dinges kennen zu lernen, und Veranstaltungen zu treffen, wie wir das Nützliche genießen, und das Schädliche vermeiden können. Und daß sie uns die Sprache verliehen, durch die wir einander Unterricht über alles Nützliche mittheilen, in Gesellschaft leben, Gesetze geben, und Staaten verwalten können!

"Du hast Recht, Sokrates, die Götter tragen gewiß eine große "Sorgfalt für uns."

Auch bei zukünstigen Dingen, und wann wir nicht im Stande sind, vorauszusehn, was uns nützlich seyn wird, helsen sie uns, enthüllen uns auf unser Befragen durch Orakel die Zukunst, und lehren uns, wie sie am besten für uns aussallen werde.

"Dich, Sokrates scheinen sie hierin noch mehr zu begünsti"gen, da sie Dir, auch unbefragt, anzeigen, wie Du handlen sollst."

Doch auch Du, Euthydem, wirst gewiss erfahren, dass ich die Wahrheit rede; warte nur nicht, his Du die Gestalten der Götter erblickst, sondern begnüge Dich, sie aus ihren Werken zu erkennen, um sie zu verehren und anzubeten. Bedenke nur, dass diess die Art ist, wie Götter sich offenbaren. Denn auch die übrigen Wesen in der Natur, die uns Wohlthaten erweisen, thun diess nicht vor unsern Augen; und der, welcher die ganze Welt, in der so viel Schönes, so viel Vortresliches ist, geschaffen hat, und fortdauern läst, der sie zu unsrem Nutzen ewig unentkräftet, ewig blühend, und unveraltet erhält, dem sie unwandelbar, und schneller als ein Gedanke gehorcht; er ist zwar in seinen erhabenen Wirkungen sichtbar, allein ihn selbst, wie er diess anordnet, sehen wir nicht. Verstattet denn selbst die Sonne, die doch allen sichtbar ist, starr in sie hineinzusehn? Blendet sie nicht das Auch die Diener der Auge, das sie verwegen anzublicken wagt? Gottheit sind unsichtbar, wie Du finden wirst. Wir werden wohl gewahr, dass der Blitz von oben herabfährt, dass er zerschmettert, worauf er stößt; aber wie er herabschießt, wie er trift, wie er wieder verschwindet, sehen wir nicht. Eben so ist es auch mit dem Winde. Wir bemerken seine Wirkungen, wir empfinden sein Annähern, aber ihn selbst sehn wir nicht. Ferner: wenn irgend etwas Verwandtschaft mit der Gottheit hat, so ist es gewißs unsre Seele; und auch sie sehen wir nicht, fühlen nur, daß sie uns beherrscht. Alles dieß muß man erwägen, nicht, was unsichtbar ist, geringschätzen, sondern die Macht aus den Wirkungen erkennen, und darum die Gottheit verehren.

"Gewiß, lieber Sokrates, ich werde sie nie, auch nicht in "dem kleinsten Stücke vernachläßigen. Nur das macht mich "muthlos, daß, wie es mir scheint, kein Sterblicher im Stande "ist, die Wohlthaten der Götter mit gleichem Dank zu erwiedern."

Werde darum nicht methles, Euthydem. Du erinnerst Dich wohl noch, dass jemand das Orakel zu Delphi fragte, wie er dem Göttern wohlgefällig werden könne. Durch das Gesetz des Staats, war die Antwort des Gottes. Nun ist es überall Gesetz, sich die Götter nach seinem Vermögen durch Opser günstig zu machen. Kann man sie aber besser, frömmer verehren, als wie sie selbst es gebieten?*) Allein man muß nicht weniger thun, als man vermag. Sonst zeigt man, dass man sie nicht achtet. Man muß sie aus allen Kräften verehren, und dann mit Zuversicht die größeste Glückseligkeit von ihnen erwarten. Von wel-

^{*)} Man tadelt vielleicht die Anwendung, welche Xenophon hier von dem in der That so vortreslichen Orakelspruch bloss auf Opfer und außertichen Gottesdienst macht. Allein er bleibt doch dabei nicht stehn, er empfiehlt doch auch Gehorsam, Vertrauen, Liebe gegen die Götter. Uebrigens ist sowohl diese Stelle, als so viele andre in den obigen Gesprächen ein Beweis, wie ehrwürdig und heilig den weisesten Männern zu allen Zeiten die Religion des Staates war, weil sie einsahn, dass aus ihr allein der größte Theil der Bürger seine Verbindlichkeiten gegen den Staat, und gegen seine Mitbürger herleitet, dass er auf sie allein alle seine Hofnungen baut, und nur im Vertrauen auf sie sein Leben für das Vaterland wagt. In der Periode, in welcher Sokrates lebte, kam nun noch hinzu, dass sich überhaupt sast gar keine Ausklärung fand, das jezt allgemeinbekannte Wahrheiten, blos geheim gehaltnes Rigenthum einiger wenigen Weisen blieben, und das Religion und Staatsverfassung zu nah mit einander verbunden waren, als das man die erstere, ohne Schaden der leztern, hätte angreisen können.

chem andern Wesen auch, als von ihnen, da sie die wichtigsten Wohlthaten zu gewähren im Stande sind, dürfte man sich größere Höfnungen machen; und auf welche andre Weise, als wenn man ihnen zu gefallen strebt. Aber gefallen kann man ihnen nur durch den strengsten Gehorsam.

Platon.

Zehntes Buch der Gesetze.

Einst auf einer Reise nach Kreta begegnete Platon nahe bei Gnossus dem Megill und Klinias. Der erstere war ein Sparter, der andre ein Kreter, und beide hatten von den Gnossiern den Auftrag erhalten, Anführer und Gesetzgeber eines neuen Pstanzvolks zu werden. Dies gab zu häufigen Unterredungen über die Gesetzgebung zwischen ihnen und dem Platon Anlas, und aus diesen Gesprächen entstanden die vortreslichen Bücher über die Gesetze; worin also nicht, wie sonst, Sokrates, sondern Platon selbst unter dem Namen des Athenischen Fremdlings auftritt.

Den ganzen Plan des Platonischen Werks zu entwickeln, gehört nicht zu meiner gegenwärtigen Absicht; ich begnüge mich, nur den Zusammenhang anzuzeigen, in dem die folgende Untersuchung über das Daseyn, und die Vorsehung Gottes mit dem eigentlichen Gegenstande des Gesprächs steht.

Plato kommt im zehnten Buch seines Werks auf diejenigen Verbrechen, die, wie er sagt, vorzüglich Folgen der Ausschweifungen, und der Zügellosigkeit der Jugend sind. Er nennt Verletzung der obrigkeitlichen Rechte, Uebertretung der kindlichen Pflichten, Entweihung heiliger Oerter, Verachtung und Beleidigung der Gottheit. Bei diesem leztern Punkte hält er sich am längsten auf, weil er darin den Ursprung der meisten andern Verbrechen zu finden glaubt. Er sucht also nicht bloß hier die wirksamste Straße festzusetzen, sondern auch die Ursachen aus dem Wege zu
räumen, aus welchen diese Verachtung der Götter entstehn könnte.

"Nur aus einer der drei folgenden Ursachen, sagt er, kann nes herrühren, wenn die Menschen über die Götter spotten, oder "sie auf irgend eine andre Art durch Worte oder Handlungen be-"leidigen. Entweder glauben sie überhaupt nicht, daß es Götter "giebt; oder wenn sie auch an ihrem Daseyn nicht zweifeln, so "sind sie doch nicht überzeugt, dass sie sich um die Regierung nder Welt, und vorzüglich um die Angelegenheiten und Schiksale nder Menschen bekümmern, oder bilden sich gar ein, die Götter, "wenn sie auch einmal über ihre Laster erzürnt wären, durch "Opfer und Geschenke besänftigen zu können. Denn nach den "Religionshegriffen, welche die Gesetze sie lehren, würde die Furcht "vor dem Unwillen, und der künftigen Strafe der Götter ihnen "nie eine gesetzwidrige Handlung, oder einen irreligiösen Ausdruck "erlauben. Doch wie, fährt er fort, ist dem Uebel zu steuern? "Da könnten sie uns leicht mit Recht den Vorwurf machen, dass "wir die sanften Gesetzgeber nicht wären, für die wir gelten woll-"ten; und von uns fordern, sie erst zu überzeugen, und die Schrifaten der Dichter und Redner zu widerlegen, woraus sie ihre Re-"ligionsmeinungen schöpfen."

"Und sollte es denn so schwer seyn, fällt ihm hier Klinias nins Wort, das Daseyn der Götter zu beweisen. Die Betrachtung der Sonne, der Erde, und der Gestirne, des zweckmäßigen "Wechsels der verschiedenen Jahrszeiten; daß alle Völker, Grienchen und Nichtgriechen, eine Gottheit verehren — Mit diesen "Beweisen, unterbricht ihn der Athenische Fremdling, möchten sie "Dich bald verlachen. Die Ursache ihrer Verirrungen ist nicht "bloß, wie Du vielleichst glaubst, ein ungemäßigter Hang zum "Vergnügen, eine zügellose Begierde allen ihren Leidenschaften "zu fröhnen; es ist etwas weit schlimmeres, das Ihr Ausländer gar

"nicht kennt, eine grobe Unwissenheit, die dabei das Ansehn der ntiefsten Weisheit hat. Du musst nemlich wissen, dass es bei uns atheils in prosaischen, theils in poetischen Schriften, verschiedene "Systeme über die Entstehung der Welt und den Ursprung der "Götter giebt - dergleichen man bei Euch, wegen der Vortrefplichkeit Eurer Gesetzgebung gar nicht findet. Nach diesen hat "der Himmel und die übrige Körperwelt *) zuerst und früher als zalle andre Dinge existirt, und erst nachher sind die Götter ent-"standen, deren Schicksale und Begebenheiten denn der Reihe znach erzählt werden. Inwiefern nun diese Systeme zu andern "Zwecken nützlich seyn mögen, ist bei ihrem Alter schwer zu ent-"scheiden. Aber zu einer eifrigeren Verehrung der Götter, oder "zu einer größeren Ehrfurcht gegen die Eltern tragen sie gewiß "nichts bei. Doch ich überlasse jene ältere Weltweisen ihrem "Schiksale. Auch unsre neuern Philosophen haben Schuld an ndem Unheil. Wenn wir ihnen die Beweise für das Daseyn Gotntes vortrügen, die du erwähntest, wenn wir ihnen Sonne, Mond, "Gestirne, und Erde, als eben so viel Gottheiten und göttliche "Wesen vorstellten; so würden sie uns mit ihrer Weisheit bald nüberführen, dass dies alles nur todte Stein- und Erdmassen sind, adie sich um die menschlichen Angelegenheiten nicht bekümmern "können, und dass alles, was man von ihnen erzählt, nur in aus-"geschmückten, wahrscheinlich gemachten Mährchen bestehe. Was "sollen wir nun aber thun, meine Freunde? Sollen wir die Sache "der Götter wider ihre Gegner vertheidigen, und diess gleichsam nals eine Einleitung unsren Gesetzen über diesen Gegenstand vor-"ausschicken? Oder sollen wir diese Untersuchungen fahren las-· "sen, und in unsrem Hauptgeschäfte, in der Gesetzgebung, unun-

^{*)} οὐρατοῦ τῶν τε ἄλλων Serranus übersetzt zwar coeli aliorumque deorum. Allein diess scheint mir nicht richtig. Denn einmal ist es grammatisch nicht nothwendig das Wort ἄλλων an das vorhergehende Θεῶν zu ziehn; und zweitens passt auch deorum, dünkt mich, nicht gut in den Sinn. Denn Platon tadelt immer, wie man aus dem ganzen Gespräche sicht, dass man die Entstehung der Körperwelt, der Entstehung der Geisterwelt vorangehen läst. Aus dem Hesiodus Theog. v. 43. erhellet das hier gesagte noch mehr.

"terbrochen fortfahren? Denn freilich dürste wohl die Einleitung "länger werden, als das Gesetz selbst. Ein System, wie das, was "ich Euch oben vorgelegt habe, würde, auch wenn es nur Einer "behauptete, schon schwer zu widerlegen seyn; wie vielmehr aber "jezt, da es so viele Anhänger findet?

Klinias und Megill stimmen der erstern Meinung bei.

"Schon oft, sagen sie, wiederholten wir es, das wir bei un"srem Geschäfte weder auf Kürze, noch auf Länge Rücksicht neh"men müssen. Es treibt uns ja niemand, und würde es nicht
"lächerlich seyn, das Kürzere dem Besseren vorzuziehn? um so
"mehr da es doch sicherlich überaus wichtig ist, Gewissheit in der
"Ueberzeugung zu haben, das es eine gütige, die Gerechtigkeit
"mehr, als irgend ein Mensch, liebende Gottheit giebt. Welchen
"schöneren vortreslicheren Eingang könnten wir zu unsren Gesetzen
"finden? Las uns daher, Athenischer Fremdling, diese Untersu"chung mit der möglichsten Genauigkeit anstellen, und nichts über"gehen, was nur irgend dazu gehört."

Hierauf beginnt die Untersuchung auf folgende Art:

Der Athener. Deine Bitte, Klinias, ist zu dringend, als daß ich länger zögern könnte. Aber wie ist es möglich, sich ohne Erbitterung in der Nothwendigkeit zu sehn, das Daseyn der Götter noch beweisen zu müssen? Wie ist es möglich, nicht auf diejenigen zu zürnen, die uns zu diesen Untersuchungen nöthigen? Von ihrer Kindheit, ja von der Muttermilch an, hören sie diese Lehren bald im Scherze, bald im Ernste von Müttern und Ammen; waren bei den Opfern, und den sie begleitenden Schauspielen zugegen, wo alles nur darauf Bezug hatte, und die Kinder sonst so viel Vergnügen machen; wußten, wie ihre Eltern mit der eifrigsten Inbrunst zu den Göttern beteten, und sie für sich, und für sie anriesen; sahen und hörten, wie alle Griechen und Ausländer, beim Aufgange und Untergange der Sonne und des Mondes, die Gottheit verehrten, und dadurch jeden Verdacht, als bezweifelten sie nur im geringsten ihr Daseyn, vertilgten; und dennoch setzen sie sich jezt über diels alles hinweg, und nöthigen uns, ohne nur

irgend Rinen triftigen Grund für sich zu haben, die jezigen Un-Wie kann man sie, wenn man diess tersuchungen anzustellen. bedenkt, mit sanften Worten zurecht weisen, und sie über das Daseyn der Götter belehren? Und dennoch müssen wir es versuchen, dürsen uns dennoch nicht eben so vom Zorn hinreissen lassen, als sie von dem Taumel der Sinulichkeit. Lasst uns daher allen Unmuth in uns unterdrücken und ohne Erbitterung mit Sanftmuth zu diesen armen, seelekranken Menschen reden. Wir wollen thun als hätten wir einen von ihnen vor uns: "Mein Sohn" wollen wir zu ihm sagen, "Du bist noch jung. Du wirst noch oft "hei reifern Jahren viele der Grundsätze, die Du jezt für wahr "hältst, verändern, und zu ganz entgegengesetzten übergehn. Warte "doch also bis dahin, ehe Du Dich über das entscheidest, was das "wichtigste ist. Was aber kann es mehr seyn, als richtig über ndie Götter zu denken, und edel zu leben? Bilde Dir auch nicht netwa ein, dass Du und Deine Freunde zuerst die Meinungen über "die Götter hegten. Ich kann Dir mit Gewissheit das Gegentheil aversichern. Zu allen Zeiten sind bald mehrere, bald wenigere von dieser Krankheit angesteckt. Aber keiner - auch das kannst "Du mir glauben — hat das Daseyn der Götter in seiner Jugend "geleugnet, der bis in sein Alter dabei verharret wäre. "cher haften zwar auch nicht bei vielen, aber doch bei einigen, "die beiden andern vorerwähnten Krankheiten, das die Götter "sich nicht um die Menschen bekümmern, oder sich doch leicht "durch Gebete und Opfer versöhnen lassen, wenn sie auch daran "Theil nehmen. Warte daher, wenn Du mir folgen willst, mit "Deinem Urtheil, bis diese Materien Dir deutlicher sind, überlege nur indels fleissig, wie es sich wohl damit verhalten könnte, und "versäume nicht, Dich des Unterrichts andrer, vorzüglich des Ge-"setzgebers, zu bedienen. Denn ihm kommt es zu, Dich jezt und "künftig, über diese Gegenstände zu belehren. Wage es aber ja "nicht, bis zu diesem Zeitpunkte auf irgend eine Weise gegen die "Götter zu handlen."

Klinias. Bis hieher, Fremdling, ist, was Du gesagt hast, vortreflich.

- D. A. Aber bemerkst Du auch wohl, daß wir uns hier, ohne selbst gewahr zu werden, in ein sonderbares System verwickelt haben?
 - Kl. In welches, Fremdling?
- D. A. In ein System, das von vielen für das weiseste unter allen gehalten wird!
 - Kl. Erkläre Dich deutlicher!
- D. A. Sogleich. Sie behaupten, das alles, was gewesen ist, ist, und seyn wird, sein Daseyn entweder der Natur, oder der Kunst, oder dem Zusall zu danken habe.
 - Kl. Und sollten sie darin nicht Recht haben?
- D. A. Wie könnten Weise, wie sie, irren? Lass uns ihnen aber doch ein wenig folgen, und sehn, was sie sich eigentlich gedacht haben!
 - Kl. Von Herzen gern!
- D. A. Aller Wahrscheinlichkeit nach, sagen sie, sind die größesten, vortreflichsten Dinge Werke der Natur und des Zufalls, der Kunst gehören die unbedeutenderen-zu. Denn sie borgt den ersten Hauptstoff von der Natur, und formt nur, und bildet daraus die kleineren Dinge, die wir Kunstwerke nennen.
 - Kl. Wie verstehen sie dies?
- D. A. Ich will mich gleich deutlicher erklären. Ihrem System nach sind die Erde, das Feuer, das Wasser, die Luft insgesammt durch die Natur und den Zufall beides leblose Wesen hervorgebracht; die Kunst hat keinen Theil daran. Eben so sind alle übrigen Körper entstanden; unser Erdball, die Sonne, der Mond, und die Gestirne. Denn der Zufall hat alles, ein jedes nemlich nach den ihm eigenen Kräften, unter einander geworfen, und so hat es sich nach seinen verschiedenen Beschaffenheiten mit einander verbunden, das Warme mit dem Kalten, das Trockne mit dem Nassen, das Weiche mit dem Harten, und so fort durch eine blinde Nothwendigkeit immer ein Entgegengesetztes mit dem andern. Hieraus und auf diese Weise ist der ganze Himmel entstanden, und alles, was unter dem Himmel ist, die Thiere, die Pflanzen, der Wechsel der Jahrszeiten, nicht mit Hülfe eines Ver-

standes, oder eines Gottes, oder der Kunst, sondern durch die Natur und den Zufall. Aus diesen, und später als sie, ist die Kunst entsprungen — sterblich und von sterblichen Menschen erfunden — und hat lange nachher Werke hervorgebracht, die ohne eigentlich etwas Wahres, Reelles, an sich zu tragen, nur Phänomen sind, die bloß unter einander Verwandtschaft haben, wie Werke der Malerei, der Musik, und der übrigen mit diesen beiden wetteifernden Künste. Soll die Kunst ja etwas Reelles hervorbringen; so muß sie sich mit der Natur vereinigen, wie es in der Heilkunst, Oekonomik, und der Gymnastik geschieht. Selbst die Staatskunst hat nur wenig Verwandtschaft mit der Natur, und die Gesetzgebungskunst gar keine. Daher sie denn auch lauter falsche Grundsätze außtellt.

Kl. Wie das?

D.: A. Die Götter, um ihrer zuerst zu erwähnen, existiren, (ich rede noch immer in ihrem System fort,) nicht wirklich in der Natur, sondern danken ihr Daseyn allein der Kunst und den Gesetzen. Daher sind sie auch nach den verschiedenen Nationen verschieden, je nachdem sich die Gesetzgeber mehr oder weniger einander genähert haben. Eben so ist, was wir Tugend nennen, etwas andres nach der Natur, etwas andres nach den Gesetzen: und was gerecht ist, lässt sich nach der Natur ganz und gar nicht bestimmen. Die Menschen sind von jeher darüber uneins gewesen, haben ihre Meinungen bald auf diese, bald auf jene Weise verändert, und immer das angenommen, und durch Gesetze bestätigt, was ihnen jedesmal das richtigste schien. Natur und Wahrheit aber haben keinen Theil daran. Solche Lehrsätze, lieben Freunde, empfehlen jene weisen Männer der Jugend bald in prosaischen, bald in poetischen Schriften, und setzen dann noch hinzu: nur das sei Recht, was jeder mit Gewalt sich erringe. Diefs ist denn die Quelle der Zügellosigkeit unsrer jungen Bürger, dass sie die Götter nicht glauben, die das Gesetz zu glauben befiehlt! Dies ist die Quelle der Unruhen im Staat, dass sie nach der, ihrem Wahn nach, einzig natürlichen Glückseligkeit streben: über alle zu herrschen, und keiner von den Gesetzen verordneten Gewalt zu gehorchen.

- Kl. Was für ein System hast Du uns vorgetragen, Fremdling, welche Pest für die Jugend, zum Verderben des Staats und ihrer Familien!
- D. A. Sehr richtig, Klinias. Aber was soll der Gesetzgeber thun, wenn diess schon lange gegen ihn vorbereitet ist? Soll er sich mitten in der Stadt hinstellen, und blos besehlen, die von den Gesetzen angenommenen Götter zu glauben und zu verehren, und über alles, was edel und gerecht ist, was sich auf Tugend und Laster bezieht, den Vorschriften der Gesetze gemäß zu denken, und so zu handlen? ihnen drohen, wenn sie seinen Gesetzen nicht gehorchen würden, diesen mit dem Tode, jenen mit Geißel und Kerker, einen andren mit Schande, Mangel, und Verbannung zu bestrasen? Und soll er nirgends Ueberzeugungsgründe hinzufügen, ihre Herzen zu erweichen, und sie zurückzuführen?
- Kl. Ganz und gar nicht, Fremdling. Vielmehr, giebt es irgend, auch noch so kleine, Ueberzeugungsgründe für diese Wahrheiten; so darf der Gesetzgeber wenn er nur irgend diesen Namen verdienen soll nicht müde werden; sondern das hergebrachte Gesetz durch Beweise für das Daseyn der Götter unterstützen, der Kunst und den Gesetzen das Wort reden, und zeigen, daß sie durch die Natur, oder nicht weniger, als die Natur selbst, existiren, weil sie Früchte des Verstandes sind. Denn dieß hast Du, dünkt mich, auf die überzeugendste Art dargethan.
- D. A. Du bist sehr enthusiastisch für unser Unternehmen, lieber Klinias; aber bedenkst Du auch wohl, ob es nicht zu schwer seyn wird, so lange und verwickelte Beweise dem Volke vorzutragen? *)
- Kl. Wir haben uns ja bei andren Dingen, bei den Gastmälern, bei der Tonkunst so lange, ohne zu ermüden verweilt; und bei Untersuchungen über die Gottheit wollten wir es nicht? Rine

^{*)} Ich gehe zwar in dieser Stelle von Serrans und Ficins Uebersetzungen ab. Aber sowohl wegen des Zusammenhangs, als besonders der Worte ελς πλήθη λεγόμενα scheint mir der Sinn, wie ich ihn ausgedrückt habe, richtiger gefast zu seyn.

vernünstige Gesetzgebung erhält gewiss keine geringe Stütze dadurch, wenn das Gesetz immer zugleich Grund und Beweis angiebt. Denn alsdann bleibt es gewiss unumstösslich. Was schadet es auch, wenn unste Gesetze anfangs ein wenig schwer zu verstehn sind? Der langsamere Kopf kann sie ja öfter überlesen. Und was Du von der Länge sagst; so darf uns diese, wenn wir den Nutzen erwägen, nicht zurückhalten. In der That es wäre unverzeihlich, Sätze von der Art nicht nach allen Kräften zu vertheidigen.

Megill. Klinias, dünkt mich, hat Recht, Fremdling.

D. A. Das hat er, und wir müssen ihm folgen. Wären die Grundsätze, deren ich vorhin erwähnte, nicht gleichsam in der ganzen Welt ausgebreitet, so brauchten wir freilich nicht das Dasseyn der Götter zu vertheidigen; allein so ist es nothwendig. Und wem ziemt diese Vertheidigung mehr, als dem Gesetzgeber, da jene schändlichen Menschen die ehrwürdigsten Gesetze unter die Füße treten?

Kl. Gewiss keinem.

D. A. 'So sage mir denn von neuem, Klinias — denn wir müssen immer gemeinschaftlich untersuchen — scheint es Dir nicht such, dass unsre Gegner Feuer, Wasser, Erde und Luft für die ersten aller Dinge halten, dass sie diese zusammengenommen die Natur nennen, und dass sie erst aus ihnen die geistige Substanz, die Seele, entstehn lassen. Mich dünkt sogar, dies scheint nicht bless so, sondern es liegt offenbar in ihren Behauptungen.

Kl. Allerdings.

D. A. Hätten wir da nicht auf einmal die Quelle von allen den unsinnigen Meinungen derer entdeckt, die sich bis jetzt mit Untersuchungen über die Natur beschäftigt haben. Denke ja recht aufmerksam darüber nach. Denn es wäre doch in der That kein kleiner Gewinn für uns, wenn die Anhänger und Vertheidiger so gottesläugnerischer Systeme sich unrichtiger Schlussfolgen schuldig gemacht hätten. Und mir kommt es so vor.

Kl. Aach mir, Fremdling. Doch sage mir, worin eigentlich sie geirrt haben.

- D. A. Aber ich werde fremde, unbekannte Sätze zu Hülfe nehmen müssen.
- Kl. Immerzu. Du fürchtest, wie ich sehe, Dich von den Gränzen der Gesetzgebung zu entfernen; aber können wir auf keinem andren Wege das Daseyn der Götter vertheidigen, so müssen wir auch diesen einschlagen.
- D. A. Ich würde daher, wie ungewohnt es auch klingen mag, also anfangen. In allen den Systemen, aus welchen jene verkehrten Grundsätze über die Götter entstanden sind, wird das, was die erste Ursache alles Entstehens und alles Untergehens ist, nicht für das Erste, sondern für das Letzte angenommen; das Letzte hingegen wird an die Stelle des Ersten gesetzt. Daher alle Irrthümer über das Wesen der Götter.
 - Kl. Ich verstehe Dich noch nicht recht.
- D. A. Alle jene Philosophen haben, dünkt mich, die Seele *), ihre Kräfte, und vorzüglich ihre Entstehung sehr wenig gekanut. Denn sie haben nicht gewußt, daß sie früher als alle andre Dinge, folglich auch früher, als die ganze Körperwelt existirt hat, und daß sie allein jede Veränderung, jede Umbildung hervorbringt. Und wenn dieß wahr ist, wenn die Seele wirklich älter ist, als der Körper; so muß auch, was mit der Seele verwandt ist, früher da gewesen seyn, als das, was zum Körper gehört.
 - Kl. Wie anders?
- D. A. Alles Geistige, Meinung, Fürsorge, Verstand, Kunst, Gesetz u. s. w. war also eher da, eh' es etwas Körperliches, etwas Hartes und Weiches, etwas Schweres und Leichtes gab; und die größesten, ersten Dinge und Veränderungen sind folglich Werke der Kunst, da hingegen die Werke der Natur, so wie die Natur selbst von der sie auch einen unrichtigen Begriff haben später entstanden, und der Kunst und dem Verstande untergeordnet sind.

^{*)} Platon versteht unter ψυχή in diesem ganzen Gespräche alles Immaterielle überhaupt. Mir schien vorzüglich in Rücksicht auf die Weltseele, auf die im Folgenden verschiedentlich angespielt wird, der Ausdruck Seele im Deutschen der passendste.

- Kl. Inwiesern tadelst Du ihren Begriff von der Natur?
- D. A. Sie nennen die Natur die Entstehung der ersten Dinge, und setzen die Körper voran. Wenn aber nicht das Feuer, nicht die Luft, sondern die Seele zuerst existirt hat; so kann man ja dieß mit Recht die natürliche Ordnung der Dinge nennen. Aber freilich muß erst bewiesen werden, daß die Seele älter ist, als die Körper; und wollen wir nicht gleich zu diesem Beweise schreiten?

Kl. Warum nicht?

- D. A. So müssen wir uns denn nur hüten, dass uns nicht irgend ein junger sophistischer Trugschluss täusche. uns, die wir schon Greise sind, lockte, und uns auf einmal wieder entschlüpste; so gabe er uns gewiss dem Gelächter der Leute Preiss, und zeigte ihnen, dass wir, die wir so große Dinge unternehmen, auch in den kleinsten verungläcken. Wir wollen uns einmal vorstellen, wir hätten, wir drei, durch einen Flus zu gehn. Würd' es Euch da nicht vernünftig scheinen, wenn ich, als der jängste von Euch, und der am meisten gewohnt wäre, Flüsse zu durchwaten, Euch vorschlüge, zuerst zu versuchen, und Euch indels am sichern Ufer zu lassen. Denn ich könnte ja dann sehn, ob wohl auch Ihr, Aeltere, durchkommen könntet, und wenn ich das sähe, Euch mit meiner größeren Erfahrung helfen; fände ich aber das Gegentheil, so hätte ich die Gefahr über mich genommen. Der Fall, in dem wir uns jezt befinden, ist diesem fast gleich. Unsre Untersuchung ist tief, und für Eure Kräfte vielleicht unergründlich; leicht kann Euch ein Schwindel befallen; leicht könnt' Ihr durch Fragen, an die Ihr nicht gewöhnt seid, gefangen werden; und dann würdet Ihr Verdruss und Schande dayon haben. Ich will mich selbst erst fragen; indefs sollt Ihr ganz ruhig zuhören; und dann will ich mir selbst wieder antwor-Und so will ich die ganze Untersuchung durchgehn, bis ich bewiesen habe, dass die Seele früher da gewesen ist, als der Körper.
 - Kl. Vortreslich, Fremdling; mach' es nur wie Du sagst.
- D. A. Nun wohlan denn! Wenn wir aber je die Gottheit anrufen müssen, so lasst uns jezt bei dem Beweise ihres eigenen

Daseyns ihren Beistand erbitten, und durch ihn, wie durch einen sesten Anker gesichert, die Untersuchung beginnen. Wenn man mir, wie ich eben sagte, Fragen vorlegte; so glaub' ich auf folgende Art am sichersten antworten zu können. Gesetzt z. B. man fragte mich: "Wie, Fremdling, ist alles in Ruhe, oder alles in Be-"wegung, oder giebt es Dinge, die sich bewegen, und Dinge, die "ruhen?" so würde ich antworten; es giebt Dinge die ruhen, und Dinge, die sich bewegen. - "Muss aber nicht immer ein Ort da "seyn, in welchem das Ruhende ruht, und das sich Bewegende "sich bewegt?" - Allerdings. - "Und geschieht die Bewegung nicht bei einigen Dingen in Einem, bei andern in mehreren O-"ten?" — Du verstehst doch unter der Bewegung in Einem Orta diejenigen Dinge, die ohne ihren Standpunkt zu verändern, nur in der Mitte einen Schwung erhalten, so wie man von Kugeln sagt, dass sie still stehn, da sie sich doch im Grunde herumdrehn. --"Ganz recht." - Bei diesem Herumdrehn muß dieselbe Bewegung den größesten und den kleinsten Zirkel herumtreiben, sich verhältpifsmäßig unter die kleineren, und unter die größeren vertheilen, und also selbst nach eben diesem Verhältnis bald kleiner bald größer seyn. Darum ist sie eben so bewundernswürdig, weil sie, was beinah unmöglich scheinen sollte, nach richtigem Verhältnis zugleich den kleineren und den größeren Zirkeln Langsamkeit und Geschwindigkeit mittheilt. - "Du hast vollkommen Recht." - Und mit der Bewegung in mehreren Orten meinst. Du doch solche Körper, die während der Bewegung ihre Stelle verändern, sie mögen pun immer denselben Mittelpunkt zur Basis haben, eder mehrere, wie beim Herumwälzen. Wenn sie so aufeinander stoßen, so trennen sie sich wenn sie ruhenden Körpern begegnen; treffen sie aber auf Körper, die gleichfalls in Bewegung, und nach Einem Punkte mit ihnen gerichtet sind; so verbinden sie sich untereinander, und mit den Körpern, die sich zwischen ihnen beiden besinden. — "Du hast meine Meinung "völlig richtig gefaßt." — Nun aber nehmen die Körper durch die Verbindung mit andern zu, so wie sie durch die Trennung ahnehmen; vorausgesetzt nämlich, dass jeder seine vorige Beschafsenheit behält. Denn sonst werden sie durch jede dieser Veränderungen vernichtet. — "Allein was muss mit ihnen vorgehen, "wenn sie entstehn sollen?" — der erste Stoss muss einen Zuwachs erhalten, durch den er in den zweiten Zustand, und von diesem in den folgenden übergeht. Denn erst nach drei verschiedenen Zuständen wird er den Sinnen bemerkbar. Durch diese Veränderungen, und Uebergänge entstehen alle Dinge; und so lange sie ihre erste Beschaffenheit behalten, existiren sie, sobald sie aber diese verändern, werden sie vernichtet. Sind wir nicht jezt, meine Freunde, alle Arten der Bewegung durchgegangen, zwei allein ausgenommen?

KL Und diese zwei sind?

D. A. Eben die, Lieber, um die wir diese ganze Untersuchung angestellt haben.

Kl. Erkläre Dich ein wenig deutlicher.

D. A. Wir redeten doch von der Seele?

Kl. Non ja! -

D. A. So höre dann! Die eine dieser Bewegungen ist die, welche andere Dinge bewegt, sich selbst aber nie bewegen kann; die andre hingegen die, welche sich und andre Dinge beständig fort in Bewegung setzt, indem sie alle Verbindung und Trennung, alle Zunahme und Abnahme, alles Entstehen und Untergehen, herverbringt. Wollen wir nun nicht die erste dieser Bewegungen, die andre Dinge verändert, aber wiederum stets von andren verändert wird, für die neunte Art der Bewegung annehmen, und derjenigen, welche sich und andre Dinge in Bewegung setzt, zu jeder Art des Handelns, und des Leidens fähig ist, und mit Recht der Grund aller Veränderung und aller Bewegung genamnt werden kann, den zehnten Platz anweisen?

Kl. Allerdings.

D. A. Aber welcher unter diesen Arten von Bewegung werden wir in Absicht der Wirksamkeit und der Thätigkeit den Vorzug geben?

Ki. Natürlich keiner andern, als der seibstthätigen; denn dieser müssen alle übrigen nachstehn.

- D. A. Sehr richtig! Jezt haben wir nur noch einen oder zwei Punkte in dem bisher gesagten zu verbessern.
 - Kl. Und welche, Fremdling?
- D. A. Einmal war es falsch, dass wir der Bewegung, von der wir zuletzt redeten, den zehnten Platz anwiesen, da sie doch, wie Du selbst zugiebst, sowohl der Entstehung, als der Wirksamkeit nach, die erste ist; dann hätten wir die, welche nach dieser die zweite ist, nicht für die neunte annehmen sollen.
 - Kl. Aus welchem Grunde nicht?
- D. A. Aus folgendem. Wenn ein Ding von einem andernbewegt wird, und dieses wieder von einem andern, und dieses wieder von einem dritten, und immer so fort; wird dann irgend eins dieser Dinge den Grund der Bewegung enthalten? Unmöglich. Wie kann etwas, das von einem andern Dinge bewegt wird, der Grund der Bewegung seyn? Aber wenn etwas sich selbst Bewegendes eine Veränderung in einem andern Dinge hervorbringt, und diese wieder in einem andern, und wenn auf diese Art tausend und zehntausend Dinge verändert werden, was wird alsdann den Grund aller dieser Veränderung enthalten, wenn nicht die erste Veränderung der sich selbst bewegenden Substanz?
 - Kl. Offenbar nur sie.
- D. A. Auch folgende Frage wollen wir uns wieder zur eigenen Beantwortung vorlegen. Wenn alles zugleich still stände eine Hypothese, welche die meisten unsrer Gegner kühn genug sind anzunehmen wo, bei welchen Substanzen müßte alsdanndie erste Bewegung anfangen?
- Kl. Nothwendig bei den selbstthätigen. Denn diese können nicht vorher durch etwas andres in Bewegung gesetzt werden, da vor ihnen gar keine Bewegung vorhanden ist.
- D. A. Also liegt der Grund aller Bewegungen, sowohl derjenigen, welche nun schon aufgehört hat, als derjenigen, welche noch immer fortdauert, allein in der selbstthätigen Bewegung. Müssen wir nicht daher dieser das höchste Alter, und die größseste Wirksamkeit zuschreiben? und den Dingen, welche selbst von andern die Bewegung erhalten, die sie wiederum andern mittheilen, die zweite Stelle nach ihnen anweisen?

- Kl. Wie könnten wir anders?
- D. A. So weit wären wir jezt in unserm Beweise gekommen. Nun weiter! Was legen wir einem Körper für eine Eigenschaft bei, wenn wir in ihm er bestehe nun aus Erde, Wasser oder Feuer, er sei einfach, oder zusammengesetzt eine solche erste Bewegung erblicken?
- Kl. Fragst Du mich vielleicht, ob wir einem solchen Körper, der sich durch sich selbst bewegt, Leben zuschreiben?
 - D. A. Nichts anders; ob wir ihm Leben zuschreiben?
 - Kl. Allerdings.
- D. A. Und wie? Wenn wir in einem Körper eine Seele gewahr werden, suchen wir denn nicht den Grund seines Lebens allein in ihr.
 - Kl. Allein in ihr.
- D. A. Nun gieb einmal recht Acht! Kannst Du nicht an jeglichem Dinge dreierlei unterscheiden, die Substanz, oder die Sache selbst, die Erklärung und den Namen desselben. Kannst Du nicht gleichfalls über jedes Ding zwei Fragen aufwerfen: die eine mit Voraussetzung des Namens nach der Erklärung; die andere umgekehrt mit Voraussetzung der Erklärung nach dem Namen? Ich will mich durch ein Beispiel erklären. Es giebt Zahlen, wie Du weißt, die aus zwei gleichen Theilen bestehn. Ihr Name ist: gerade Zahlen. Ihre Erklärung: Zahlen, die in zwei gleiche Theile zerfallen. Nun ist es völlig gleichviel, ob ich Dir den Namen sage, und Dich nach der Erklärung frage; oder ob ich umgekehrt Dir die Erklärung sage, und Dich nach dem Namen frage. Denn beide, sowohl Name, als Erklärung bezeichnen nur Eine und ehendieselbe Zahl.
 - Kl. Sehr richtig.
- D. A. Was ist nun die Erklärung dessen, was wir Seele nennen? Ist nicht die Seele eben das, wovon wir sprechen: eine selbstthätige Bewegungskraft?
- Kl. Als eine selbstthätige Bewegungskraft erklärst Du daher das Wesen, das wir insgemein Seele nennen?
 - D. A. Ja, und wenn dies richtig ist, so haben wir unwider-

sprechlich hewiesen, dass die Seele der Grund des Entstehens, und der Bewegung aller Dinge ist, soviel ihrer sind, gewesen sind, und noch seyn werden. Denn von ihr allein entspringt jede Veränderung und jede Bewegung. Oder scheint Dir der Beweis noch mangelhaft.

- Kl. Keinesweges. Es ist vielmehr auf das vollkommenste, dargethan, dass die Seele früher, als alle übrigen Dinge existirt hat, und die Quelle aller Bewegung ist.
- D. A. Wird nicht ferner die Bewegung der leblosen Körper, die nicht durch sie selbst, sondern durch andre in ihnen hervorgebracht wird, um Eine, oder um so viel Stufen, als man will, jener ersteren nachstehn!
 - Kl. Offenbar.
- D. A. Es war also völlig richtig, wahr, und unwiderleglich, was wir vorhin behaupteten, dass die Seele früher da gewesen ist, als der Körper, und dass derselbe der Seele untergeordnet ist, die ihn nach den Gesetzen der Natur beherrscht.
 - Kl. Allerdings.
- D. A. Nun aber gaben wir doch zu Du erinnerst Dich dessen noch? dass, wenn die Seele älter ware, als der Körper, auch die Eigenschaften der Seele älter seyn müßten, als die Eigenschaften des Körpers?
 - Kl. Das gaben wir zu.
- D. A. Folglich sind Denkungsart, Charakter, Wille, Nachdenken, Wahrheit, Fürsorge, und Gedächtniss früher da gewesen, als körperliche Länge, Breite, Tiese, und Stärke, vorausgesetzt nemlich, dass die Seele eher existirt hat, als der Körper.
 - Kl. Nothwendig.
- D. A. Müssen wir nicht auch, wenn wir einmal die Seele zur Ursache aller Dinge annehmen, eingestehn, daß sie die Quelle alles Guten und Edlen, sowie alles Schlechten und Unedlen, alles Gerechten und Ungerechten, und aller übrigen einander entgegengesetzten Eigenschaften ist?
 - Kl. Wie könnten wir anders?
 - D. A. Ferner: wenn die Seele alle Dinge, die sich nur ir-

gendwo bewegen, regiert und belebt, muß sie denn nicht auch den Himmel regieren?

- Kl. Nothwendig auch ihn.
- D. A. Regiert ihn aber nur Eine, oder mehrere? Ich will für Euch antworten: Mehrere. Denn weniger als zwei dürsen wir nicht annehmen; eine wohlthätige, und eine, die das Gegentheil davon ist *).
 - Kl. Sehr richtig.
- So lenkt also die Seele alles, was im Himmel, auf der Erde, und im Meere geschieht, mit den ihr eignen Arten der Bewegungen, die wir Wollen, Ueberlegen, Sorgen, Entschließen, richtig und falsch urtheilen, die wir Freude und Betrübnifs, Muth und Furcht, Hass und Liebe nennen. So bringen alle diese Grundbewegungen, indem sie die Bewegungen der Körper, welche gleichsam eine zweite untergeordnete Klasse ausmachen, mit sich vereinigen, alle Zunahme und Abnahme, alle Verbindung und Trennung hervor; ferner alles, was hieraus entsteht, das Heisse und Kalte, das Schwere und Leichte, das Harte und Weiche, das Schwarze und Weisse, das Herbe, Süsse, und Bittre. Und so lange die Seele mit der Vernunft vereint ist - sie, selbst eine Gottheit mit einer Gottheit - so beglückt sie alles durch ihre Weisheit; gesellt sich aber die Thorheit zu ihr, so geschieht gerade das Gegentheil. Ist diess nun so richtig, oder bleibt noch ein Zweifel übrig?
 - Kl. Keiner.
- D. A. Doch zu welcher Gattung der Seelen werden wir diejenige rechnen, welche den Himmel, die Erde, und dieses ganze

^{*)} Der Irrthum, dass Platon hier zwei Grundwesen annimmt, ein gutes und ein böses, kann seiner Philosophie wohl nicht zu einem großen Vorwurf gereichen, wenn man bedenkt, wie sichtbare Spuren sich noch bis in unsre Zeiten von dieser Idee erhalten haben. Auch wurden in der That viele Schritte dazu ersordert, ehe man zu der Einsicht gelangen konnte, dass auch die scheinbaren Unvollkommenheiten in den Plan des weisesten und gütigsten Schöpfers gehören, weil sie in Rücksicht auss Ganze nicht mehr Unvollkommenheiten sind.

Weltgebäude beherrscht? zu den vernünftigen und tugendhaften, oder zu den entgegengesetzten? Sollten wir vielleicht, auf folgende Art hierauf antworten?

- Kl. Wie meinst Du, Fremdling?
- D. A. Also, Lieber. Wenn die Umwälzung und die Laufbahn des Himmels und der himmlischen Körper, den Bewegungen, den Wirkungen, oder besser dem Denken des Verstandes gleicht, wenn beide mit einander in Verwandtschaft stehn; so ist offenbar, dass die vortreslichste Seele die Welt beherrscht, und dass sie es ist, welche die Welt diese Laufbahn führt.
 - Kl. Offenbar.
- D. A. Und dass es im Gegentheil die unvollkommene Seele ist, wenn die Welt sich auf eine unzweckmässige, unordentliche Weise bewegt.
 - Kl. Auch diess ist vollkommen richtig.
- D. A. Allein welches ist nun die Bewegung des Verstandes? Hierauf ist es in der That schwer, richtig zu antworten. Billigerweise muß ich also die Antwort mit Euch gemeinschaftlich übernehmen, meine Freunde.
 - Kl. Freilich.
- D. A. Aber wollen wir mit unsern sterblichen Augen den Verstand selbst anblicken und erforschen? daß es uns da nur nicht eben so gehe, als wenn man zu starr in die Sonne sieht. Man ist dann am hellen Mittag mitten im Finstern. Weit sichrer werden wir unsre Blicke auf das Bild des Verstandes wenden.
 - Kl. Wie verstehst Du das?
- D. A. Ich meine, welcher Bewegung der Verstand wohl ähnlich ist, wenn wir sein Bild von einer jener zehn Bewegungen hernehmen wollen? Ich werde sie noch einmal in Euer Gedächtnifs zurückrufen, und dann last uns gemeinschaftlich antworten.
 - Kl. Sehr wohl.
- D. A. Soviel ich mich noch erinnere, nahmen wir zuerst an, daß einige Dinge in Bewegung, andre in Ruhe sind.
 - Kl. Ja!
- D. A. Ferner, dass von den Dingen, welche in Bewegung sind, einige sich in Einem, andre in verschiedenen Orten bewegen.

- Kl. Auch diele ist ganz richtig.
- D. A. Und die erstere dieser Bewegungen die sich wie die Kugeln, die man zu drechseln pflegt, immer am Einen Mittelpunkt herundreht ist es, welche den Bewegungen des Verstandes nothwendig am nächsten kommen, und ihnen unter allen andern am ähnlichsten seyn muß.
 - Kl. Wie so, Fremdling?
- D. A. Beide, der Verstand, und jene dem Herumdrehen solcher gedrechselten Kugeln so ähnliche Bewegung um Einen feststehenden Mittelpunkt herum, bewegen sich immer auf die nämliche Weise, in dem nemlichen Ort, in der nemlichen Lage sowohl gegen den Mittelpunkt, als der Theile gegen einander, nach der nemlichen Regel, und der nemlichen Ordnung *). Niemand wird uns, wenn wir diess behaupten, den Vorwurf machen können, das wir uns schlecht auf treffende Gleichnisse verständen.
 - Kl. Gewiss nicht.
- D. A. Aus eben diesem Grunde aber ist auf der andern Seite diejenige Bewegung, welche sich nie auf die nemliche Weise, nie an dem nemlichen Orte, nie in der nemlichen Lage, weder gegen den Mittelpunkt, noch der Theile gegen einander bewegt, in der es ferner weder Regel, noch Ordnung, noch Verhältniss giebt, der Bewegung des Unverstandes am ähnlichsten.
 - Kl. Allerdings.
- D. A. Nun ist es nicht mehr schwer zu entscheiden, ob, da doch eine Seele alles lenkt, die Umwälzung des Himmels unter der Fürsorge und Leitung einer vollkommenen, oder einer unvollkommenen stehe?
 - Kl. Nein, Fremdling, nach dem, was wir jezt mit einander

^{*)} Diese Vergleichung scheint beim ersten Anblick sehr sonderbar.

Allein man bedenke nur, dass Körper, die sich um einen seststehenden Mittelpunkt schwingen, nie ihren Ort verändern, und dass
diese Art der Bewegung gewiss die regelmässigste unter allen nur
denkbaren ist; und man wird finden, dass, wenn die Operationen
des Verstandes mit irgend einer körperlichen Bewegung verglichen
werden sollen, diese wenigstens die einzige dazu schickliche ist.

abgemacht haben, dürfen wir nicht anders annehmen, als daß eine mit jeder Vollkommenheit ausgerüstete Seele das Weltgebäude beberrscht, sei es nun allein, oder in Gemeinschaft mit mehreren.

- D. A. Du hast unsre Schlüsse vortreflich gefast, Klinias. Merke nur noch ein wenig auf Folgendes. Wenn die Seele alle Dinge zusammen genommen, die Sonne, den Mond, und die übrigen Gestirne lenkt, lenkt sie denn nicht auch jedes einzelne?
 - Kl. Wie könnte sie anders?
- D. A. So wollen wir denn einmal über einen dieser Körper mit einander reden. Was wir von ihm sagen, werden wir auf alle übrigen Dinge anwenden können.
 - Kl. Und welchen wählst Du zu dieser Absicht?
- D. A. Die Sonne z. B. Jedermann sieht ihren Körper, niemand aber ihre Seele, eben so wenig als die Seele irgend eines Thiers, es mag leben oder todt seyn. Sehr wahrscheinlich also, daß sie, ihrer Natur nach, keinem unsrer körperlichen Sinne empfindbar ist, daß sie nur von dem Geiste gedacht werden kann. Mit dem Verstande allein müssen wir daher versuchen, uns solgenden Begriff von ihr zu machen.
 - Kl. Welchen, Fremdling?
- D. A. Wenn die Seele die Sonne regiert, so muß es auf eine von folgenden drei Arten geschehn. Dieß können wir, ohne Gesahr zu irren, behaupten.
 - Kl. Von was für Arten redest Du?
- D. A. Sie muß entweder den runden sichtbaren Körper selbst bewohnen, und ihn eben so überall hinbewegen, als unsre Seele uns bewegt; oder, selbst mit einem feuer- oder wie einige behaupten, luftartigen Körper bekleidet, durch die Kraft ihres Körpers den Körper der Sonne von außen fortstoßen, oder endlich, und dieß ist die dritte Art alles Körpers entblößt seyn, und sich andrer höchst wundervoller, unbegreißicher Kräfte bedienen.
 - Kl. Allerdings.
- D. A. Auf eine von diesen drei Arten muß also die Seele nothwendig die Sonne regieren. Aber dem sey, wie ihm wolle, ob diese Seele die Sonne und das Licht gleichsam wie in einem Wa-

gen uns zuführe, oder ob sie von außen, oder auf irgend eine andre Weise, welche es auch sey, auf sie wirke; so muß doch jeder Mensch eingestehn, daß sie ein Wesen höherer Art, daß sie eine Gottheit ist. Oder kaun er es anders?

- Kl. Ohne den äußersten Grad des Unverstandes gewiß nicht.
- D. A. Werden wir aber anders von dem Monde, und den übrigen Gestirnen, von den Jahren und Monaten, von dem Wechsel der Jahrszeiten reden. Auch dies alles ist von Einer, oder mehreren mit jeglicher Vollkommenheit begabten Seelen hervorgebracht. Werden wir nicht auch diese Seelen für Gottheiten erkennen, sie mögen nun, indem sie den Himmel beherrschen, in den Körpern selbst wohnen, oder auf diese, oder jene Weise dabei wirksam seyn. Und muß man also nicht eingestehn, daß das ganze Weltall mit Göttern angefüllt ist?
 - Kl. Niemand, Fremdling, ist thöricht genug, es zu leugnen.
- D. A. So können wir denn nun, lieber Klinias und Megill, diejenigen verlassen, welche das Daseyn der Götter bisher nicht glauhten. Wir haben ihnen nun enge Schranken gesetzt, haben ihnen nun genau den Weg vorgeschrieben, den sie gehn müssen, wenn sie uns antworten wollen.
 - Kl. Welche Schranken, welchen Weg meinst Du?
- D. A. Den dass sie nun entweder uns folgen, und den übrigen Theil ihres Lebens hindurch das Daseyn der Götter für wahr halten; oder uns zeigen müssen, dass wir Unrecht hatten, die Seele für das erste aller Dinge, für den Ursprung aller übrigen ansunehmen, so wie alles, was wir aus diesem Satz weiter folgern. Lasst uns nur noch einmal sehn, ob wir ihnen das Daseyn der Götter hinreichend bewiesen haben, oder ob unsrem Beweise noch etwas sehlt?
 - Kl. Gewils nicht das geringste, Fremdling.
- D. A. Nun so haben denn diese Untersuchungen ein Ende; und so wollen wir denn jezt die zurückzusühren suchen, die zwar das Daseyn der Götter nicht bezweiseln, aber doch nicht glauben, das sie sich um die menschlichen Angelegenheiten bekümmern.

Ueber

die gegenwärtige französische tragische Bühne.

Aus Briefen.

Paris im August 1799.

Besonders über die Schauspielkunst hatte ich Ursache viel zu denken und es ist mir über sie manches neue Licht aufgegangen.

Ich bin weit entfernt zu behaupten dass die hiesigen Schauspieler, auch die bessern, mehr und etwas höheres wären als unsere guten, oder wenigstens als diese seyn würden, wenn bei uns diese Kunst mehr begünstigt wäre; aber die Mimik ist hier mit den bildenden Künsten in genauere Verbindung gebracht. Wenn sie bei uns nur zur Einbildungskraft, zur Empsindung spricht, so gewährt sie hier auch dem blossen Auge einen größern Reiz. Da man in dem französischen Schauspiele zugleich den Maler, den Bildhauer und den pantomimischen Tänzer vereinigt sieht, da auch derjenige Theil seines Spiels, der an sich nicht bedeutend ist, künstlerische Harmonie und Schönheit besitzt; so glaubt man einen engern Bund aller Künste zu erblicken und ahndet eine, vielleicht minder große und tiese, aber gewiß eine ästhetische Stimmung. Der Mensch, blos

als Mensch betrachtet, hat ohnstreitig bei dem hiesigen Theater einen kleinern Genus; allein einen desto höhern der Künstler. Besonders würde der fremde Schauspieler gezwungen werden hier über seine Kunst nachzudenken, zu restectiren, da er hier deutlichere Spuren des Kunstsleises als bei uns entdecken müste.

Freilich aber ist die französische tragische Bühne jetzt eigentlich wenig; was ich hier sage habe ich blos von einem einzigen Schauspieler abstrahirt, von *Talma*.

Was die übrigen betrift, so kann man nur bei einigen die Vorzüge dieses Mannes in sehr mäßigem Grade, bei andern, was in ihm vielleicht Element eines Fehlers genannt werden könnte, in Carikatur sehen. Zwar giebt es noch sehr gute Schauspieler für die Comödie, Molé, Fleury, Mlle. Contat, Baptiste, Dugazon, Grandmesnil, von welchen nachher einige Worte besonders. Gegenwärtig von den tragischen Schauspielern.

Talma ist erst seit 11 bis 12 Jahren auf dem Theater, er hat le Kain nicht mehr gesehen und niemand zum Muster nehmen können. Er spielt jetzt, und schon seit der Revolution, sehr oft, da man die alten Stücke selten giebt, Rollen die vor ihm nie gespielt worden sind, und die er neu hat schaffen müssen. Er hatte also einige Freiheit und nähere Veranlassung sich einen eignen Styl zu bilden und ob es gleich für den, der die ältern und besten französischen Schauspieler nicht mehr gesehen hat, bedenklich ist eine solche Behauptung zu wagen; so glaube ich doch mit Grunde sagen zu können: dass die französische Schauspielkunst durch ihn eine Erweiterung genommen hat. In der malerischen Schönheit der Stellungen und Bewegungen kann er nicht leicht von jemand übertroffen worden seyn, da ihn für diesen Theil der Kunst schon die Natur so sehr begünstigt hat.

Zwar ist er eher klein als groß und so geht ihm etwas allerdings für den Ausdruck der Würde verloren; allein sonst ist er eine der wohlgebildetsten und harmonischsten Gestalten die man sehen kann. Sein Gesicht ist zugleich von feinem und krastvollem Ausdruck, ein kleines rundliches Oval, eine kleine, an der Stirn etwas eingebogne; aber fein geschnittne Nase, schwarze, feurige Augen, sehr ausgearbeitete und ausdrucksvolle Wangenzüge, besonders um den Mund herum. Sein Wuchs ist schlank und fein; die Arme, auf die es beim Heldenkostüm, wo man sie oft nackt sieht, sehr ankommt, gut gebildet, die Lenden, Schenkel und Füße von musterhafter Schönheit.

Mit dieser Gestalt verbindet er offenbar eine sehr malerische Einbildungskraft. Er hat, wie seine Kunst überhaupt, so insbesondere das Kostüm sehr sorgfältig und nach den besten Hülsmitteln studirt. Er zeichnet selbst und man sieht ihm an dass jede Situation die er sich denkt, auch vor seiner Phantasie als malerische Gestalt dasteht. Auf dem Theater ist jede seiner Bewegungen schön und harmonisch, sein Anstand durchaus edel und gratiös. Er mag sitzen, stehen, niederknien, so wird es der Maler immer werth finden diese Stellungen zu studiren. Wenn man bei andern Schauspielern wohl hie und da einzeln ein schönes Gemälde, wie man es hier nennt, bemerkt, so zeigt sein Spiel eine ununterbrochene Folge derselben, einen harmonischen Rhythmus aller Bewegungen, wodurch denn das Ganze wieder zur Natur zurückkehrt, aus der diese Art zu spielen, einzeln genommen, schlechterdings heraustritt.

In diesem Theil der Kunst mag indes Talma seine Vorgänger nur erreicht oder übertroffen haben, eigen ist wohl sein Studium des Kostüm, in welchem er ohnstreitig unübertreffbar ist, so wie auch dass er, dasjenige was die übrigen vielleicht nur als blossen Anstand und Heldenwürde angesehen haben, auf eine ücht künstlerische Weise, als schöne und malerische Natur, behandelt.

Worinn er aber vorzüglich um einige Schritte weiter gegangen zu seyn scheint ist die Wahrheit und Stärke des Ausdrucks. Man sieht dass er nicht, wie es sonst die Art der hiesigen Schauspieler ist, welche die meisten ihrer Rollen durch Tradition empsangen, nur andere Schauspieler, sondern dass er die Natur selbst studiert hat, und es ist nicht unwahrscheinlich das ihm die Begebenheiten der Revolution hierzu einen reichen Stoff dargeboten haben.

Sein Minenspiel ist erstaunlich ausdrucksvoll, seine Gebärden natürlich und minder regelmäßig abgemessen. Er läßt den Zuschauer nie kalt, sondern reißt ihn hin und erschüttert ihn. Das bloße rührende würde ihm, glaube ich, weniger gelingen.

Er nimmt sich mehr Freiheiten als es die französische Bühne sonst erlaubt. Er spricht wirklich mit den Personen des Stücks, nicht wie es hier noch meistentheils geschieht, mit den Zuschauern. Er thut, wenn es Gelegenheit giebt, einige Schritte gegen den Hintergrund des Theaters und zeigt den Zuschauern den Rücken, er hält nie, wie andere, in einzelnen Gemälden, auch wenn ihn der Beifall des Publikums unterbricht, so statuenhaft inne, mit einem Wort er ist bei weitem ungebundener und natürlicher.

Einige haben behaupten wollen dass er sich nach der englischen Bühne gebildet habe, aber dies Vorgeben scheint keinen Grund zu haben. Zwar ist er größtentheils in England erzogen worden, doch da er sich damals noch nicht zum Schauspieler bestimmte, so hat er, wie ich ihn selbst bedauern hörte, das dortige Theater nicht benutzen können. Seinen eigentlichen Schauspielerunterricht hat er in der école Dramatique, die es hier ehemals vor der Revolution gab, erhalten, und sein besonderer Lehrer ist Dugazon ge-

wesen, ein guter komischer Schauspieler, der auch sonst viel Theaterkenntnis besitzen soll.

Seine gewöhnlichen Rollen, so viel ich sie kenne sind: Titus im Brutus, Nero im Britannicus, und in dem neuen Legouvischen Stück Neron et Epicharis, Orest in Iphigenic von de la Touche, Aegisth im Agamemnon, Maebeth und Othello, in den Umarbeitungen dieser Stücke von Ducis, Carl IX., in Chenier's Stück, Moncassin in den Venitiens von Arnault (einem Stück das viel tragisches Talent verräth) u. s. f.

Carl IX. hat ihm zuerst Namen verschafft, ob er gleich auch vorher, wo er wegen seiner Jugend nur Nebenrollen erhielt, schon einige von diesen sehr herauszuheben verstand.

Sein Organ, das vielleicht keinen sehr großen Umfang hat, weiß er sehr geschickt zu brauchen und in sich hat es einen unendlich tragischen Ton, der unmittelbar das Innerste ergreift.

Talma's Stärke überhaupt liegt wohl in dem Ausdruck der hochtragischen, finstern und melancholischen Momente, wo der Geist und die Leidenschaft über sich selbst brüten und die letztere noch verhalten ist. Wenigstens hat er auf mich in diesen Stellen einen größern Eindruck gemacht, als in denen wo die Leidenschaft in Heftigkeit ausbricht; ob er gleich auch da nicht allein das nöthige Feuer besitzt, sondern sich immer mit Weisheit mäßigt und beherrscht. Ob ihm das blos zärtliche und rührende gut gelingen würde? möchte ich nicht sagen.

Ich habe erst hier ein sehr sonderbares Stück kennen lernen Abufar von Ducis. Theils des Mangels an Handlung, theils der Entwicklung wegen, ist es kaum eine Tragödie zu nennen; aber es mangelt ihm nicht an tragischem Stoff.

In der Familie eines Anführers einer arabischen Horde, verlieben sich Bruder und Schwester in einander. Der Bruder entslieht, um seiner Leidenschast zu entgehen, allein eben dieselbe treibt ihn wieder zurück; und da er nuch jetzt nicht hossen kann, auf irgend eine Weise in seiner Liebe glücklich zu seyn, so entschließt er sich endlich zu einer neuen Flucht. Er entdeckt es seiner geliebten Zueiner und sein Vater Abufar erfährt nun das Geheimniss. Es zeigt sich jetzt das Zulima nur ein angenommenes Kind, nicht dessen Tochter ist und beide Liebende werden mit einander verbunden.

Dies ist der einfache Plan dieses sonderbaren, aber an schönen Versen und dichterischen Nebenbeschreibungen reichen Stücks, das durch eine Episode noch einigermaßen verwickelt wird.

Talma spielt die Rolle des Pharan, des entslohenen und zurückkehrenden Sohnes und sie gelingt ihm vortresslich. Er weis die fürchterliche und schwarze Stimmung, welche der Seele die hossnungslose Verzweislung, eine von Göttern und Menschen gemisbilligte Leidenschaft, das Verlassen eines geliebten und, nach den Sitten seines Volks, beinah göttlich verehrten Vaters, und der Entschlus zu einer Flucht in die Wüste, bei der er sich jeden Gedanken an Rückkehr abschneidet, einslöst, auf eine solche Art zu schildern, dass man sich ganz in diese Lage versetzt und in die Empsindung mit fortgerissen fühlt.

Er wird auch hier sehr gut durch die Schauspielerin, welche Zulima spielt, unterstützt. Mlle Vanhove besitzt ein vorzügliches tragisches Talent, das besonders in einigen Rollen eine bewundernswürdige Wirkung hervorbringt. Am besten finde ich sie in der Cassandra, in Lemercier's Agamemnon, eine Rolle die ihr auch ganz eigenthümlich angehört, da bisher auf der französischen Bühne keine ähnliche vorhanden war.

Mit großem Vergnügen habe ich neulich auch Talma im Cid gesehen. Er hatte, was viel sagen will, Würde genug um das Gigantische dieses Stücks nicht lächerlich erscheinen zu lassen. Die Scene, wo er zwischen Liebe und Ehre kämpft, die Scene, wo er in Chimenes Haus tritt, und andere, spielt er meisterhaft. Was soll man überhaupt zu diesem Stücke sagen! Es gehört doch etwas dazu, einen solchen Stoff und zum Theil eine solche Ausführung zu wagen und noch jetzt hier Theilnahme und Bewunderung zu erregen.

Es ist äußerst schwer bei einer so schnell vorübergehenden Kunst wie die Mimik ist Vergleichungen zwischen zwei verschiedenen Stylen anzustellen, wenn man den einen unmittelbar vor sich hat und den andern blos im Gedächtniß trägt. Wie man in einer Gallerie von dem Bilde eines Meisters zu dem eines andern übergeht, so habe ich oft gewünscht mich in wenig Minuten von hier auf ein deutsches oder englisches Theater versetzen zu können.

Die französische Bühne hat indes doch einige sehr auffallende Eigenthümlichkeiten, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich folgende Züge charakteristisch an ihr nenne.

Der französische tragische Schauspieler hat durchaus einen mehr leidenschaftlichen Ausdruck als der Deutsche. Er spielt, wenn ich so sagen darf, mehr die Leidenschaft als den Charakter, hält den Zuschauer mehr bei dem augenblicklichen Zustand seines Gemüths fest, läst ihn weniger in das Innere seiner Seele und den Gang seiner Empfindungsart schauen. Daher ist in verschiedenen Rollen weniger Abwechslung und weniger Individualität. Man könnte ein Bild eines tragischen Helden im allgemeinen entwerfen, und würde in einzelnen Rollen dasselbe Bild, mit ziemlicher Vollständigkeit, wieder finden.

Eben daher ist, ohngeachtet der, bei guten Schauspie-

lern freilich sehr künstlich berechneten Steigerung des Affekts, doch der Ausdruck auch gleich von Anfang herein bewegter und leidenschaftlicher als bei uns.

Bei seinem ersten Hereintreten sieht man es dem Schauspieler an, dass er von Leidenschasten bestürmt, mit schrecklichen Ereignissen im Kamps seyn werde. Der Ausdruck der Leidenschast selbst ist weit mehr der physische der Natur, als der höhere und idealische. Die Leidenschast ist vorsüglich von der Seite des Erliegens unter einer fremden Gewalt genommen, und es ist vergessen das sie auf der andern Seite, in edlen und großen Individuen, aus einer Tiese herstammt, die wir selbst nicht ergründen können, und das sie dort selbst mit unsern höchsten Krästen, sogar mit der Vernunst in Uebereinstimmung stehen kann, der sie nur, entweder in einzelner Anwendung, oder in dem was wir uns mit Begrissen deutlich zu machen und zu entzissen verstehen, widerspricht.

Der französische Schauspieler fühlt nicht, und läst den Zuschauer nicht empfinden, dass die Leidenschaft oft Ausbruch einer Seele ist, die, aus Unvermögen unentwickelter Kräfte, also aus Dumpsheit; oder aus Fülle und Größe der Kraft, wo alsdann der Moment der Leidenschaft zugleich der Moment der höchsten Klarheit ist, sich sonst nicht verständlich zu machen weiß.

Was ich bei den hiesigen Schauspielern Naturausdruck von Leidenschaft nenne, kann ich Ihnen durch einige Beispiele deutlich machen.

Unter den Schauspielerinnen zeigt jetzt Mile Raucour unstreitig am meisten die Reste der ehemaligen großen Talente. Niemand kann ihr absprechen daß sie ihre Rollen mit vieler Einsicht behandelt, daß sie den Ausdruck der Leidenschaft in ihrer Gewalt hat, daß sie mit dem spielt was man hier Ame nennt, und was ich zu schwach mit

Empfindung, und nicht ganz richtig mit Seele übersetzen würde; da dies letztere Wort bei uns eine sanstere und seinere Bedeutung hat.

Ich habe sie meistentheils stolze, ehrgeizige und heftige Rollen spielen sehen. Ihre Gestalt und ihr jezt zu starkes, männliches Organ machen sie dazu vorzüglich geschickt; aber stellenweise findet sich manches Anstößige. Plötzliche und rasch veränderte Beugungen der Stimme, abgebrochne Bewegungen der Arme, ein, uns wenigstens, oft widriges Werfen des Kopfs, ein affectirter Gang und besonders ein Ton der Stimme, der nur der Ton des heftig geäußerten Affects, nicht der einer tief empfundenen Leidenschaft ist, kurz wenn man es stark ausdrücken soll: wie man es bei wirklich schlechten Schauspielern sieht, ein stolzes und anmasliches Wesen, das unmittelbar ans Gemeine grenzt.

Ich bescheide mich dass Clairon und Dumesnil noch weniger in diese Fehler verfallen sind; aber Guttung und Styl müssen im Ganzen immer dieselben gewesen seyn.

Bei kämpsenden Leidenschaften sehlt dem hiesigen Spiel, wie mich dünkt, vorzüglich der Ausdruck des Punkts aus dem sie, im Innern der Seele, gemeinschaftlich entspringen. Zu häufig wird hier die eine als wahre innere Empfindung dargestellt, die andere als entstünde sie aus Betrachtung des fremden Urtheils und so verliert das Ganze an Idealität.

So erinnere ich mich dass z. B. die Raueour jene Stelle in der Phädra, wo diese in eine Art wahnsinniger Träumerei versinkt, meisterhast spielte und vorzüglich die schönen Verse:

Dioux! que ne suis-je assise aux ombres des forêts!
Quand pourrai je au travers d'une noble poussière
Suivre de l'oeil un char fuyant dans la carrière.
vortreflich sagte.

Wie sie nun aber wieder zu sich kam waren Ton und Gebärde zu brüsque, gar nicht mehr auf die innere Empfindung, nur auf das äußere Urtheil berechnet.

Statt inneren Schmerzens und innerer Verwirrung über diese unglückliche Zerrüttung ihres Gemüths, schien sie nur in Verdruß auszubrechen, sich so verrathen zu haben und-das höhere und idealische Gefühl wurde dem kleinlichen außgeopfert. Freilich zeigte ihr der Dichter hier selbst das Spiel an; allein die wahrhaft seelenvolle Schauspielerin würde den Contrast hier lieber gemildert haben, statt ihn herauszuheben.

An Talma würde man so etwas nicht sehen. Er ist durchaus edel und zeigt die ächte Würde des Characters, nicht den blos angeerbten Heldenstolz. Er ist in allem na-. türlicher und freier, aber auch in ihm ist der Naturausdruck der Leidenschaft stärker als wir es wenigstens immer wünschen. Die Arbeit seines Gemülhs zeigt sich oft für uns zu stark in seinen Athemzügen und seinen Stellungen; seine Gesichtszüge verrathen ganz eigentliches Leiden, and wenn Homers Helden sich nicht scheuen zu weinen, so scheut der französische Schauspieler sich nicht die physische Anstrengung der Leidenschaft zu zeigen, sollte auch des Erliegen unter derselben ins unmännliche übergehen. Ja er hütet sich sogar nicht immer vor unästhetischen Verzerrungen des Gesichts. Sein Spiel drückt also mehr Leidenschaft, als Charakter und Gemüth aus, die Leidenschaft mehr in ihren physischen Aeusserungen, als in ihrer innern Gestalt, ihren Wirkungen auf die Empfindung. Er stellt weniger den idealischen als den Naturmenschen dar.

Wird diese Manier übertrieben, so ist sie entsetzlich und weder Natur noch Idealität, sondern die, mit sichtbarer, und daher natürlicherweise manierirter Kunst, nachgeahmte gemeine Wirklichkeit. Ist sie durch natürliches Gefühl und ästhetischen Sinn gemäßigt, so macht sie eine große und starke Wirkung; aber ich habe wenigstens immer dabei zu empfinden geglaubt daß die Seele nicht ganz befriedigt wird und daß noch etwas höheres erwartet wird.

Doch sind bei den guten Schauspielern die Schattirungen natürlich sehr sein, und es sehlt da nur die letzte Vollendung der innern Harmonie der Empsindung. Die Wirkung ist nur nicht so geistig als man wünschte, sie setzt unser Gemuth nicht in eine so energische und fruchtbare Bewegung.

In dem Gebärdenspiel ist der französische Schauspieler, wie schon oben bemerkt worden, mehr malend als der Deutsche, der nur fast ausdrückende Gebärden kennt; doch läfst sich bei guten Schauspielern hierinn nur selten eine Uebertreibung wahrnehmen.

Es sind nicht die häufigen Gesten der mittäglichen Völker; aber es sind zum Theil, der Zahl und der Art nach, von dem Sinn der Rede wenigstens nicht nothwendig hervorgebrachte Bewegungen. Es scheint vielmehr als müsse der Rhythmus und die Cadence der Verse zugleich durch eine eben solche Folge von Bewegungen begleitet werden, die nur da wo der Sinn mehr Gewicht bekömmt eigentlich bedeutend werden. Dies hängt genau mit der Versifikation der Stücke zusammen, mit der Feierlichkeit der ganzen Komposition einer Tragödie, und mit der Art der Declamation.

Die Declamation ist zwar ganz frei, der Reim wird sogar absichtlich versteckt, und der Vers in andere Glieder zertheilt, als ihm die Scansion anweis't; allein da die französische Sprache und Declamation keinen Sylbenaccent kennt; da die Franzosen im Lesen mit einer besondern Eigenthümlichkeit, die, so viel ich weiß, keine andere Nation

hat, nicht ihre Accente nach dem Sinngewicht der Worte, oder doch wenigstens nicht beständig und regelmäßig vertheilen, sondern hierin mehr einem, durch Gebrauch und Wohlklang bestimmten Rhythmus folgen, nach welchem oft das Adjectivum vor dem Substantivum, oft eine Partikel vor beiden, und meistentheils das unbedeutende Endwort eines Comma's vor seinen bedeutenden Vorgängern, den Vorzug erhält; da in der poetischen Declamation gewöhnlich in jedem Vers ein Wort herausgehoben wird; so muß auch das Gebärdenspiel, das die Declamation begleitet, solchen Gesetzen folgen.

In dieses mischt sich nun aber vornehmlich, das Bestreben nach malerischen Bewegungen, das überall auf der Bühne herschend ist, daher sieht man auch oft Attitüden verlängern, die bei uns schneller wechseln würden. So geht der Schauspieler, nach einer bedeutenden Scene, mit einer gleichsam verlängerten Gebärde von der Bühne ab, da wir es nicht billigen würden, wenn sich jemand, z. B. mit aufgehobenen Armen entfernen und, bis er vor dem Zuschauer verschwindet, so bleiben wollte.

Wenn es bei uns geschähe, würde es wenigstens mit Hestigkeit und Schnelligkeit geschehen, hier behält es noch immer die zögernde Ruhe, die allen ästhetischen Stellungen eigen ist.

Das Malerische des Spiels macht hier einen wichtigen Theil aus, und hierin muß man, glaub' ich, einen Vorzug selbst über das zugestehen, was wir von unsern Schauspielern auch nur wünschen.

Dies für uns fremdartige Gebärdenspiel mag, ob ich es gleich historisch nicht weiß, verschiedne Stufen durchgegangen seyn. Anfangs war es vielleicht blos Ausdruck pathetischer Würde und man bewegte die Arme vermuthlich eben so regelmäßig als man die Alexandriner, nach

ihren Abschnitten, herrollen lies. Nachher mischte sich einerseits der Verstand hinein und brachte das Malen hervor, und anderseits gab der besser gebildete, ästhetische Sinn Rhythmus und gefällige Harmonie, spät erst haben Empfindung und Ausdruck ihr Recht erhalten.

Was mir Talma's Spiel so werth macht ist dass er dies alles so gut verbunden hat, dass er das Malerische der Stellungen, den Ausdruck der Empfindung und die Feierlichkeit, die man der französischen Tragischen Bühne schlechterdings nicht nehmen darf, weil einmal die Dichtungen selbst alle darauf berechnet sind, vollkommen mit einander zu verschmelzen weiss.

Der letzte charakteristische Zug der französischen Schauspieler scheint mir endlich der: dass sie mehr als unsere an das Publikum denken. Wie unsere Schriftsteller oft nur für sich schreiben, so spielen auch unsere Schauspieler oft nur für sich, und glücklich genug, wenn sie nur noch an die Personen denken mit denen sie reden. Dies wird dem Franzosen nie begegnen; aber er verfällt in den entgegengesetzten Fehler, viel zu viel gegen das Publikum zu reden.

Ueber die Art wie sie sich im Gespräch gegen einander stellen ließe sich überhaupt, besonders wenn man im Ganzen nicht blos von den besten redet, mancherlei aussetzen.

Sobald sie mit einander in Uneinigkeit sind, so wenden sie sich leicht, auf eine wirklich unhöfliche Weise, von einander ab, und drehen sich, so viel sie nur können, den Rücken zu, als wollten sie nun auch gar nichts mehr von einander wissen und hören.

Im Ganzen scheint es mir also, als gäbe uns zwar die französische Schauspielkunst ein weniger hohes und idealisches Bild von dem Menschencharakter, als das ist nach dem wir bei uns streben; aber sie trägt offenbar mehr den

Charakter der Kunst, im besten Verstande, an sich, ist immer ästhetisch und benutzt mehr die Vorzüge der ihr verwandten Künste.

Wir Ausländer pflegen ihr Unwahrheit und Unnatur zuzuschreiben, und unstreitig nicht ohne Grund. Die Franzesen selbst glauben hingegen jetzt der Natur so nahe zu seyn, als es nur immer möglich ist ihr zu kommen. Wie soll man diesen Widerspruch auflösen?

Eine Auslösung ist eigentlich nicht möglich; erklären läst er sich aber vielleicht dadurch: dass je de Nation einen eignen Begriff von Natur hat, dass sie das so nennt was ihr leicht und gewöhnlich ist. Kein Begriff ist bei der Kenntnis materieller Verschiedenheiten so wichtig, und keiner vielleicht müste, zum Behuf der Charakterbildung, so sorgfältig bestimmt werden. Denn wer sich den reinsten und würdigsten Begriff von dem was man Natur nennt zu eigen gemacht hat, ist unstreitig auch der gehaltvollste Mensch, da man immer von selbst alsdann zu einer solchen Natur hinstrebt.

Die Franzosen verbinden mit dem Ausdruck Natur fast ausschließend den Begriff des Einfachen, Leichten, durchaus Gehaltnen. Da sie nun auch die Kunst nur fast von eben dieser Seite, der Seite des Geschmacks, der sich nichts Anstößiges erlaubt, kennen; so verbinden sich diese beiden Begriffe leicht mit einander und so ist es begreiflich daß sie ihr Spiel durchaus natürlich nennen, weil es nach ihrem Geschmack nichts übertriebnes enthält. Wenn wir gleich, was eben freilich nicht die Schuld der Dichter als der Schauspieler ist, den Gehalt, die Wahrheit und die auf sich selbst beruhende Freiheit der Natur vergebens darin außuchen. An einen reinen Gegensatz der Natur und Kunst ist, so scheint es, bei ihnen nicht zu denken; aber weil sie einen sehr leicht gereizten Ekel vor der rohen und selbst

der derben Wirklichkeit haben; so erscheinen sie oft ästhetischer als sie eigentlich sind.

Ist aber der Begriff der Kunst und Natur irgendwo schwer zu unterscheiden, so ist er es in der Schauspielkunst, welche die Kunst der Kunst, nicht die Darstellung der Natur, sondern die Darstellung einer andern vorhergegangenen künstlerischen Darstellung ist.

Welche Veränderung geht eigentlich mit der Natur vor wenn sie zum Kunstwerk gemacht wird? sie wird in einen Gedanken umgeschaffen, dadurch erhält sie zweierlei: sie wird der menschlichen Natur ähnlicher gemacht, da menschliche Krüfte sie in ihrer Vorstellung zusammenfassen, und sie erhält eigue, einschränkende Grenzen und wechselseitige Bestimmung ihrer Theile von der Phantasie, weil aus dem unermeßlichen All der Natur ein Stück herausgerissen und in ein selbstständiges Ganze verwandelt ist.

In der Natur ist immer mehr als in der Kunst, immer etwas unendliches; aber diesen Charakter uns mit unserer Einbildungskraft vorzustellen kann uns nur ein Kunstwerk begeistern, weil es uns, an einem Theil der Natur, ein Bild der Harmonie und Vollendung zeigt, welche sie zwar in der Wirklichkeit, aber nur in ihrem für uns unübersehbaren Ganzen an sich trägt. Die Kunst führt nie wieder auf die Kunst, sondern nur auf die Natur hin und Niemanden wird es einfallen sich, bei Lesung einer Tragödie, die Schauspieler und nicht die handelnden Personen zu denken.

Da alle Kunst ihrem Wesen nach Nachahmung ist; so hat der Künstler immer ein Vorbild, das er auf seine Weise darstellt. Das Vorbild des Schauspielers nun ist nicht gerade die Natur, sondern ein vor ihm und sogar unabhängig von ihm gemachtes Kunstwerk, die Tragödie des Dichters. Seine Kunst ist daher gebundner als andre und das Natürliche oder Unnatürliche seines Spiels darf daher nicht

mehr durch eine unmittelbare Vergleichung mit der Natur, sondern durch eine mittelbare, mit der Behandlung derselben durch den Dichter beurtheilt werden. Man darf nicht fragen: könnte Agamemnon, könnte Klytämnestra diese Bewegungen machen? sondern: könnte es der Agamemnon, der diese Gesinnungen äußert, diese Worte sagt?

Die Kunst verräth sich durch zweierlei als Kunst, durch ihre höhere, über die Wirklichkeit hinausgehende Idealität, und durch das was in ihr, als einem Machwerk des Menschen, an Willkühr und Convention erinnert. Je mehr Conventionelles nun das Werk des Dichters enthält, einen desto größern Antheil davon wird man auch im Schauspieler ertragen, ohne sein Spiel unerträglich zu nennen, ja man wird es von ihm fordern, weil sonst offenbar die nothwendige Harmonie gestört ist. Darum können die Franzosen, die einmal, aus andern Gründen, ihre Tragödie natürlich finden, unmöglich von ihren Schauspielern ein entgegengesetztes Urtheil fällen. Sie können sie nicht einmal da übertrieben nennen, wenn sie uns so erschienen. Denn es gehört mit zu der, durch den Dichter und mit Bewilligung des Zuschauers, festgesetzten Uebereinkunst, dass der tragische Held ein anderer Mensch ist als der gewöhnliche Mensch, und daher auch stärkere Aeußerungen seiner Empfiudung hat, wozu denn die größere natürliche Lebhastigkeit der Nation noch außerdem das ihrige beiträgt.

Gegen den Dichter gehalten, ist dann der Schauspieler wieder mehr Natur, mehr Wirklichkeit, da er uns das Werk des Dichters anschaulich macht und dies neue Verhältniss bringt auch neue Momente in unserer Beurtheilung hervor. Bei allem Kunstgenus macht die Einbildungskraft allein die Unkosten, es ist nie das Kunstwerk selbst und allein das uns entzückt, es ist das Bild das wir, durch dieselbe begeistert, vielleicht eben so sehr in dasselbe hinein, als aus

ihm heraussehen. Nun zerfallen alle darstellenden Künste in zwei Klassen, solche wo die Einbildungskrast den Gegenstand selbst, ganz oder zum Theil, bilden mus, und solche, die ihn selbst unmittelbar hinstellen und wo sie nun gleichsam das Idealische darin mit hervorbringen hilst. Die letztern, glaube ich mit Sicherheit behaupten zu können, müssen einen weit höhern Grad der Vollkommenheit besitzen um einen gleich starken Eindruck zu machen. Von einem Gemälde und von einer Statue z. B. die gleich mittelmäsig sind wird doch das erstere noch mehr interessiren, weil es uns doch wenigstens das Geschäst auserlegt uns die dargestellte Scene, die dort nur in Umrissen und Farben gezeichnet ist, wirklich vorzustellen.

Die Statue läst uns durchaus kalt und ist uns dann nicht mehr als der rohe Stein. Der schlechte Schauspieler geräth sogar in Gefahr uns Ekel zu erregen; und je reizbarer der Zuschauer gegen die rohe Wirklichkeit ist, desto mehr muß sich jener auf der Linie der Kunst halten. Die Franzosen nun besitzen nicht nur diese Reizbarkeit in hohem Grade, sondern sie suchen auch in der Kunst weniger die hoch idealisirte Natur als nur die Kunstmanier, die Regelmäßigkeit, Zierlichkeit und Symmetrie, die den Künstler verräth. Sie nennen daher die letzte Linie natürlich, von der man nicht tieser herabsteigen dürste, ohne ihren Begriffen nach, dem Kunstcharakter zu schaden. Eine Linie, die wir ganz anders bestimmen würden.

Der deutsche Schauspieler, könnte man vielleicht sagen, setzt mehr, nur auf seine Weise, blos die Arbeit des Dichters fort, die Sache, die Empfindung, der Ausdruck sind ihm das erste, oft das einzige worauf er sieht. Der französische verbindet mehr mit dem Werke des Dichters das Talent des Musikers und des Malers, darum ist er aber auch weniger stark in dem Charakterausdruck und macht eine weniger tiefe Wirkung. Allein eigentlich ist selbst dies nur die Schuld des Dichters, der wieder auch hier mehr Kunstmanier als künstlerisch dargestellte Natur hat.

Wenn man sich ein Ideal eines Schauspielers denkt; so ist kein Zweisel dass derselbe beide Vorzüge mit einander verbinden sollte. Er soll den handelnden Menschen, und zwar in seiner ganzen Persönlichkeit, darstellen, und wenn gleich in der Natur gewis nicht alle Stellungen und Bewegungen, selbst des am meisten idealisch gebildeten Menschen, immer edel und gratios sind; so ist der Schauspieler dafür Künstler dass er sich diese Ungleichheit in der Natur nicht zu Schulden kommen lassen soll. Da er als Künstler die Natur durch eigne Mittel nachahmt, so ist er verbunden, was er hinzufügt, vollkommen künstlerisch zu verarbeiten und in durchgängige Harmonie zu bringen.

In der Wirklichkeit kann und muß vieles unbedeutend bleiben, man verzeiht sogar eins um des andern willen und compensirt das einzelne gegen einander, indem man sich allein an das Resultat hält. In der Kunst hingegen ist nichts gleichgültig, kann nichts auf Verzeihung, oder Entschuldigung rechnen. Auf dem Theater besonders, wo das ganze Leben eines Menschen in wenige Stunden zusammengedrängt wird, muss alles bedeutend seyn, alles sich wechselseitig halten und tragen. Gerade wenn der Schauspieler auch nur einen einzigen Augenblick seine Natur sehen lässt, erinnert er daran dass der Ueberrest Kunst ist. Diese Bedeutung jedes, auch des kleinsten, einzelnen Theils, diese enge Verbindung aller, dieses genaue Zusammenschließen derselben in ein engbeschränktes Ganzes, giebt gerade das nothwendige und wesentliche Gepräge eines Kunstwerks, den feinen glänzenden Hauch, der es begleiten muß, wenn der feiner gebildete, denn der andere bemerkt ihn nicht,

oder liebt ihn nicht einmal, einen ächt künstlerischen Genuss daran finden soll.

Dass die Franzosen dies mehr und strenger sordern, würde wirklich mehr ästhetischen Sinn in ihnen beweisen, wenn sie theils das innere Wesen der Kunst tieser sühlten, theils stark genug beleidigt würden, wenn jener höhere Glanz der Kunst nicht mehr blos als die natürliche Blüthe eines jugendlichen und kraftvollen Körpers, sondern als willkührlich ausgetragene Schminke erscheint. Denn gewis ist die Grenzlinie hier sein gezogen und der Geschmack sehr selten, welchen die manierirte Kunst eben so anekelt als die rohe Natur.

Uns Deutschen kann man, glaub' ich, den Vorwurf machen dass wir aus diesen eigentlichen Kunstglanz zu wenig Gewicht legen. Die Ursache mag darin zu suchen seyn, dass wir nicht sinnlich genug ausgebildet sind, unser Ohr nicht musikalisch, unser Auge nicht malerisch genug. Mir ist oft ausgefallen dass der Deutsche, in Vergleichung mit dem Franzosen, ich möchte sagen mit dem Ausländer, aber ich wage nicht über meine Betrachtungen hinaus zu gehen, weniger die Nothwendigkeit der Zeichen kennt, dass er unmittelbar und unabhängig von denselben auf die Sache zu gehen strebt.

Der Franzose, dies giebt schon die gemeinste Beobachtung, hat für jeden Gedanken einen fertigen Ausdruck, auch der ungebildete spricht geläufig, klar und präcis; der Deutsche sucht seinen Ausdruck mit Mühe, stockt nicht selten und auch der fertigste spricht nicht immer so rund als er wünscht. Jener zählt blos sein Geld, dieser prägt sich seine Münze selbst. Daher giebt der Franzose, weil in diesem Tauschhandel kein Wechseln gilt, bald mehr bald weniger als er sollte, und ohne es zu wissen, da der Deut-

sche sich immer bewußt ist, wie vollwichtig, oder nicht seine Münze sey.

Wollen Sie andere Beweise, so nehmen Sie den verschiedenen Geist beider Sprachen, auf deren Bildung nichts so viel Einfluß gehabt hat als diese Eigenthümlichkeit. Nehmen sie wie der Franzos, im Gespräch, bei seinen Schriftstellern, seinen Dichtern, immer beim Ausdruck zuerst stehen bleibt, daran krittelt und klaubt, oft nicht tiefer eingeht und nicht selten der gemeinsten Empfindung, dem gewöhnlichsten Gedanken, wegen einer glücklichen Wendung, Eingang verstattet. Wie gutmüthig dagegen der Deutsche immer gleich nach dem Sinn hascht, Dunkelheit und selbst Uncorrektheit verseiht, wenn nur sein Herz und sein Geist Befriedigung findet.

Nehmen Sie wie die französische Metaphysik, wenn es eine solche giebt, fast einzig in dem Einfluss der Zeichen auf die Begrifse das ganze Geheimniss der Philosophie vergraben glaubt und alles auf Wortstreit zurückführen will. Ein Wahn, den bei uns nur die Popularphilosophie gehegt, unter unsern eigentlichen Philosophen aber nur Mendelsohn, in seinen letzten Zeiten, begünstigt hat.

Der Deutsche möchte unmittelbar mit seinem Geist und seiner Empfindung vernehmen, er möchte die Kluft überspringen, die Seyn von Seyn und Kraft von Kraft so trennt, dass sie sich nur durch vermittelnde Zeichen verständlich machen können. Was er fühlt und denkt stellt sich nicht sogleich in Ausdruck dar, dem Sprechenden nicht in bestimmten Worten, dem Dichter nicht immer in Harmonie und Rhythmus, dem Maler und Bildner nicht sogleich in Gestalt und vor allen dem Schauspieler, weil wir wirklich eine sehr gebärdenlose Nation sind, nicht sogleich in Miene und Gebärde. Er hat in der That weniger Sprache als andere Nationen, und doch, ich sage es frei, weil ich

es einmal nicht anders empfinden kann, hätte er sich so viel mehr und bessers zu sagen.

Der Kunst kann diese Stimmung ohne Zweisel nachtheilig werden. Sie macht dass unsere Dichter z. B. meistentheils in dem Reichthum und der Schönheit des Rhythmus, in der sinnlichen Pracht der Diction, nicht nur den Alten, sondern oft auch den Neuern nachstehen und dadurch, wenn nicht geringere Kraft, doch wenigstens geringern poetischen Schwung besitzen.

Es ist, diess im Vorbeigehen zu bemerken, wunderbar dass ein ächt deutsch gebildetes Genie, dass ein Mann der, wenn gleich mit allen Musen des Auslands vertraut, gewiss keiner nachahmend gehuldigt hat, dass gerade Voss hierin die Ausnahme macht. Wenn man erst, was jezt noch lange der Fall nicht ist, dahin gekommen seyn wird, allgemein zu verstehen was er sordert und leistet; so muß in diesem Punkt eine Revolution entstehen, die um so wohlthätiger seyn wird, als sie blos uns selbst angehört.

Wie unendlich mehr ist, eben von dieser Seite, an unserm Schauspiel zu vermissen! Man hat oft geklagt, dass es auf unserer Bühne an edlem, seinem und gratiösem Anstand sehle; allein was ich hier meine ist noch mehr und etwas anders.

Es geschieht bei unserer Tragödie überhaupt nicht genug für das Auge, nicht genug in ästhetischer und noch weniger in sinnlicher Rücksicht. Und doch wäre wenigstens das erstere durchaus nothwendig. Wir verlangen ja von einer guten malerischen Composition, das die verschiedenen Gruppen, auch nur als Massen und Formen, und ohne Rücksicht auf den Sinn der Darstellung betrachtet, in angenehmen Verhältnissen stehen und gefällige Umrisse bilden sollen. Die gleiche Forderung ergeht an die rhythmischen Verhältnisse der Perioden bei dem Dichter und selbst

dem Prosaiker, und sogar von einer Reihe nach einander erregter Empfindungen wollen wir noch dass sie, wie eine Reihe zusammenstimmender Töne, eine harmonische Folge ausmachen. Es giebt mit einem Wort eine eigne Energie unserer Einbildungskraft, vermöge welcher sie blos mit leeren Formen spielt und die blossen Theile des Raumes und der Zeit in gefälligen Verhältnissen an einander zu reihen strebt, und dies reine ästhetische Bedürfnis unserer Phantasie fordert bei jedem Werke Befriedigung, das irgend einen Anspruch auf Kunst zu machen wagt. Diese Befriedigung darf auch der Schauspieler dem Zuschauer nicht versagen, und er, der bestimmt ist zugleich als redender und als bildender Künstler zu wirken, leistet nur das erstere, wenn er jenen Vorzug vernachlässigt. Selbst den bloß sinnlichen Theil der Kunst sollte man weniger verachten. Decoration, Kostum und, wenn der Schauspielerkunst eine eigne Erziehung gewidmet würde, vor allem die Bildung des Körpers selbst, sollte mit mehr Sorgfalt behandelt werden. Freilich müßten denn auch unsere Tragödien um eine Stufe höher steigen und sich in ein Gewand kleiden, das auch auf den bloßen Sinn einen größern Eindruck machte. Ein Schritt geschieht schon dadurch dass die Versisication zu einem wesentlichen Erforderniss gemacht wird, auf diesen können die andern leicht folgen.

Aber für den Schauspieler bleibt immer das Wesentliche das: daß er das Dichterische und Malerische seiner Kunst nicht trenne und noch weniger dem letztern den Vorzug einräume, denn sonst sinkt er nicht blos vom Gipfel der wahren Kunst herab, sondern versperrt sich auch auf ewig allen Rückweg dazu. Keine Kunst ist der Schauspielkunst in gewisser Rücksicht so nahe verwandt als der Tanz. Wie nun der gute Tänzer sich nie begnügt einzelne Schönheiten zu zeigen, sondern nach Schönheit und Har-

monie im Ganzen strebt, wie er nie einzelne edle und gratiöse Bewegungen, sondern einen Körper zeigen will, der sich nicht anders als edel und gratiös zu bewegen vermag, wie er den Zuschauer endlich dahin bringt, nichts als die innere organische Kraft zu bewundern, die sich in tausend mannichfaltigen Gestalten entwickelt und alle beherrscht und in allen ästhetisch harmonisch erscheint; so muß der Schauspieler die Einbildungskraft seines Zuschauers allein auf die Seele versammeln die ihn belebt, und die zugleich aus seiner Stimme, seinen Mienen und Gebärden herverstrahlt.

Dies thut der französische nie und kann es nicht, bis sein Spiel die Werke anderer Dichter begleitet. Er zeigt und malt den ganzen Zustand der Seele, die Empfindung, die Leidenschaft, den Entschlus; aber nicht das von Empfindungen zerrisne, von Leidenschaften bestürmte, zu kühnen und raschen Entschlüssen gestählte Herz selbst.

Wie könnte aber der Schauspieler darstellen, was seinem Wesen nach nicht darstellbar ist? Freilich kann er uns nur die Aeuserungen zeigen; aber es giebt unleugbar eine Stimmung im Menschen, wo, in der engsten Verbindung aller Empfindungen und Gesinnungen, jeder sein individuelles Wesen ganz und rein fühlt. Wenn sich der Schauspieler in diese Stimmung versetzt, wenn er Stimme, Miene, Gebärde allein nur aus ihr absließen läst; so erregt er dieselbe Stimmung in uns und es entsteht nun wirklich, was bei jedem großen Kunstessect der Fall ist, daß der Zuschauer mehr sieht als der Künstler unmittelbar darzustellen vermag.

Es ist in der That eine ungeheure Aufgabe, alle Gefühle der Menschheit zu erregen, die tiefsten und mächtigsten Kräfte der Natur zu beschwören und sie doch nur als Kunst wirken zu lassen und ästhetisch zu beherrschen. Und

dies ist doch, was wir vom Schauspieler verlangen, dessen Kunstsprache, wenn ich so sagen darf, das ganze menschliche Empfinden, Reden und Handeln ist. Das Studium seiner Kunst führt auf die äußersten Feinheiten der Psychologie. Wie jeder Künstler ist er verbunden zu idealisiren, sein Idealisiren aber besteht darin daß er seiner Rolle durchaus Charakter giebt, daß er alle Eigenschaften die ihr der Dichter beilegt als Individualität darstellt. Wie individuell auch die Poesie sey, so hat sie immer als bloßes Gedankenbild etwas Vages und Unbestimmtes, dies soll der Schauspieler fixiren und zwar fixiren in seiner wirklichen Person, die ihm oft fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg legt. Was er also zu studiren hat ist die Form des Charakters, die Art wie der Mensch durchgängige Einheit und Nothwendigkeit besitzen kann.

In der Wirklichkeit wäre diese Aufgabe unausführbar, denn sie hieße nichts anders als ein idealisch gebildeter Mensch, und noch dazu in einer fremden Individualität seyn. Er soll sie aber vor der Einbildungskraft und durch dieselbe aussühren, machen dass alle seine einzelnen Aeusserungen aus einer Einheit herzustammen scheinen und uns veranlassen diese zu suchen, zu ahnden und zu finden. Das letzte ist ohne Täuschung nicht möglich und diese Täuschung hervorzubringen ist das Geheimnis des Schauspielers. Er muss in allem was Ausdruck von Gedanken, Empfindung und Gesinnungen ist, die Kraft und die Wahrheit der Natur zeigen, ganz darin zu leben, damit allein beschäftigt scheinen und im Zuschauer alles wecken was darauf Bezug hat; zugleich aber muss sein Spiel durchaus künstlerisch berechnet seyn, Stimme, Miene und Gebärde müssen die Einheit, die Nothwendigkeit, die Wechselbestimmung des gebundensten Kunstwerks besitzen, beides mus er so eng verbinden, das auch der geübteste Zuschauer es nicht mehr trennen kann. Diese Verbindung wird ihm unsehlbar gelingen sobald er in seinem Studium ganz Künstler ist, in der Aussührung aber nur den Menschen zu zeigen sucht, alsdann ist der Zuschauer ganz und gar, wie bei den Franzosen sast nie der Fall seyn kann, mit der Gesinnung und dem Charakter der handelnden Person, also mit dem Wesentlichen des Gedichts, beschästigt und glaubt die Einheit und Nothwendigkeit, die eigentlich in der gebundnen Form des Kunstvortrags liegt, in diesem zu erblicken und so ist die Idealisirung geschehen, welche der Schauspieler der Idealisirung durch den Dichter hinzususigt.

Denn hinzufügen soll er, nicht bloss den Dichter begleiten. Versäumt er die seinere Kunstsorm, die Regelmässigkeit und Schönheit seines Spiels, so thut er, im besten Falle, nichts als die Wirkung des Dichters, durch den lebendigen Vortrag, verstärken. Geht er aber darin noch einen Schritt weiter, so wirkt er gar nicht mehr als Künstler, sondern so wie es der Anblick der Natur, wenn man sie ohne künstlerische Absicht bloss nachahmt, thun würde und verlässt entweder den Dichter, oder sieht ihn mit zu sich herab.

An eine eigentliche Verschmelzung des Menschen mit dem Künstler im Schauspieler ist in Frankreich nicht zu denken, vielmehr sucht er, so wie sein Publikum, hier immer nur eine bloße Verbindung declamatorischer, musikalischer, mimischer und malerischer Schönheiten. Darum ist auch das hiesige Spiel so oft manierirt, ein Fehler, von dem selbst die besten Schauspieler nicht frei sind. Bald sind sie manierirt in dem malerischen Theile, man sieht Stellungen, welche der Sinn der Rede nicht fordert, oder Verlängerungen anderer, welche die Natur nicht verträgt, oder ein plötzliches Abbrechen und Wechseln, das dem

hiesigen Geschmack vielleicht piquant vorkommt; aber den, der alle Bewegungen nur aus Einer Quelle will hersließen sehen, nur stört. Eine andere Art des Manierirten ist die Uebertreibung und nicht gehörig abgemessene Abstusung des Ausdrucks; eine dritte, die zwar bei guten Schauspielern am seltensten vorkommt, mir aber auch am meisten widersteht, ist die Wiederholung gewisser Tiraden von Gesten, wenn ich so sagen darf, die ein Schauspieler dem andern nachmacht und die gleichsam Theatergewohnheit sind. Vorzüglich in Momenten des hestigsten Assects fällt, habe ich bemerkt, manchmal ein Punkt ein, wo derjenige, der an die hiesige Bühne gewöhnt ist, nun die ganze Folge von Zuckungen und Verzerrungen voraussieht, die ihm bevorsteht.

Wie unsere Bühne und besonders, wie unsere dramatischen Dichter, auf der einen Seite den sinnlichen Schwung und Glanz, auf der andern die reine ästhelische Freiheit und Vollendung, die uns im Ganzen, meiner Meinung nach, noch fehlen, erlangen können, glaube ich deutlich einzusehen, es ist dazu nur ein Fortschreiten nöthig. Wie dagegen die französische Tragödie zur Krast und Wahrheit der Natur, zu einer seelenvollen und idealischen Darstellung der Menschheit kommen solle, sehe ich nicht ab. Ich glaube in der That sie müssen erst zum Drama zurück, und von da zur-bürgerlichen Tragödie, ehe sie wieder an eine heroische denken können. Ein solches Umkehren aber ist ein saurer Schritt; denn offenbar ist das Drama, das sie jezt haben könnten, ihre Tragödie nicht werth. glaube ich doch in ihren neuen Stücken eine Tendenz dahin zu bemerken und diese macht dass ich am meisten Lemercies Agamemnon liebe, weil er mir noch das reinste Bild der ehemaligen Gattung gicht.

Wunderbar ist es dass die sonst so verschiedenen Griechen einen ähnlichen Weg gingen; denn ich stimme gans ihrer Meinung bei: dass einige Stücke des Euripides sich zum Drama hinneigen. Es ist nicht mehr die surchtbare Herrschaft des Schicksals, es sind mehr menschliche Leidenschaften und Gesinnungen, es sind nicht mehr die tragische Furcht und das Schrecken, es ist mehr Rührung, es ist endlich nicht mehr der rasche gebundene Gang, es ist mehr Laxität und Breite. Ich sinde schon im Euripides nicht mehr die Krast und Größe seiner Vorgänger, ich sehe nicht, wie man nach ihm in dieser noch hätte weiter kommen können. Ewig schade dass Agathon und andere für uns verloren sind und dass wir kein Stück haben, dessen Stoff selbst dem Dichter angehört, wie sie deren besassen.

Wie überall, so kommt es auch bei dem Schauspieler außerordentlich darauf an, in welchen Gesichtspunkt er sich stellt. Immer zwar hat er eine ihm vom Dichter gegebene Rolle vor einem Publikum vorzutragen; allein sein Spiel ist anders, je nachdem er sich einen oder den andern Theil dieses Geschäfts mehr oder minder deutlich denkt.

Der französische Schauspieler ist weit mehr Declamator seiner Rolle, das heißt er geht mehr davon aus und bleibt strenger dabei, seine Rolle herzusagen und mit Gebärden zu begleiten und spielt weniger frei aus sich heraus, um eigentlich den Charakter der ihm angewiesen ist darzustellen. Er äußert mehr Achtung für den Dichter und hebt jede einzelne Schönheit sorgfältiger in ihm heraus, als der Deutsche, der nur zu oft dem Dichter Unrecht thut und blos auf den Effect im Ganzen hin arbeitet. Außer dem, den Franzosen, wie ich schon oben äußerte, eigenthümlichen größern Respect für den Ausdruck, thut dazu die gebundene Form der Dichter sehr viel. Es ist ganz etwas anders Prosa, als Verse und wieder gereimte Alexan-

ŀ.

driner, als Jamben vorzutragen. Der französische Schauspieler geht wirklich in Fesseln, in denen sich nur eine außerordentliche Krast noch mit Freiheit und Leichtigkeit bewegen kann.

Wahrscheinlich aber kommt es von der Gewohnheit dieses Zwanges dass die französischen Schauspieler so wenig im Drama befriedigen. Ich wenigstens gestehe gern dass ich hier auch bei den guten, wie z. B. Molé, Monvel, der Contat, (Talma spielt es nur außerordentlich selten) bald Stücke tragischen bald comischen Spiels, nirgends aber Einheit und Harmonie gefunden habe. Sobald überhaupt keine Gelegenheit mehr zu malerischen Schönheiten da ist, und sich auch nicht die gesellschaftliche, ganz unpathetische Leichtigkeit der guten Comödie, in der sie wohl unübertrofine Meister sind, zeigen kann, so verliert ihre Kunst den größten Theil ihrer Vorzüge. So kann z. B. zwar niemand leugnen, das Monvel mit großer Kunst und Einsicht spielt, dass seine Declamation und sein Mienenspiel eine ungewöhnliche Stärke und Wahrheit besitzen, dass er auf der französischen Bühne sich seinen eigenen Charakter geschaffen hat, und in diesem allein dasteht; aber weil er alt ist, weil er ein unangenehmes Organ, eine wahre Grabstimme hat, weil er nichts Malerisches in seinen Stellungen und Bewegungen besitzt, so erscheint sein Spiel doch trocken und hart, bringt nur hestige Erschütterung hervor, oder zwingt uns kalte Bewunderung ab. Wir sehen ihn gern, aber vorzüglich nur weil wir ihn immer studiren können, er hat einige Hauptvorzüge seiner Nation aufgegeben und auf der andern Seite doch nicht das Höchste erreicht, es fehlt ihm besonders an Schönheitssinn, an ästhetischer Harmonie und Milde.

Ein sehr merklicher Unterschied zwischen dem deutschen und französischen Schauspieler ist es noch, wie ich

schon oben sagte, dass bei diesem letztern das Gesühl der Gegenwart des Publikums immer gleich lebhast ist, da die erstern dieselbe wirklich manchmal zu vergessen scheinen. Sie erinnern sich vielleicht dass Diderot vorgiebt seinen natürlichen Sohn gesehen zu haben, wie ihn die handelnden Personen, als die Wiederholung einer wirklichen Begebenheit, spielten. Er lässt deutlich merken dass er nur da eigentlich Natur und Wahrheit gesehen habe, dass da der Dichter und Schauspieler gleich viel hätten lernen können. Es mag eine erbauliche Sittenübung seyn eine interessante Scene des Lebens gleichsam theatralisch zu wiederholen, was das aber für ein Kunstwerk seyn könnte, das auf keinen Zuschauer berechnet wäre, begreise ich nicht und eben so wenig, was Diderot als Künstler, in seiner Ecke, in der er versteckt sass, daraus lernen konnte; er sah wenigstens gewiss weder Natur noch Kunst und ein drittes ist doch nun einmal nicht zu finden.

In Paris indess begreist man es dennoch wie Diderot auf diesen bizarren Einfall gerathen konnte, denn unter allen Missbräuchen der hiesigen Bühne ist das Buhlen um das Beifallklatschen des Publikums das unangenehmste in meinem Auge. Indess ist auch das Publikum selbst schuld daran. Auf der einen Seite zwar ist es ossenbar kritischer als das unsrige und kommt größtentheils, um den Dichter, den Schauspieler zu beurtheilen, aber diesen trennt es von seiner Rolle, ergötzt sich an tours de force. Es bleibt mit seinem Beifall und Tadel bei dem Einzelnen stehen, und übersieht das Spiel nicht im Ganzen. Der eigentliche Genuss wird selbst durch das häusige, lange und entsetzliche Klatschen, mir wenigstens, auf eine unleidliche Weise gestört; aber diese starken Aeusserungen des Beisalls gehören zur Lebhastigkeit der Nation. Man klatscht hier auch in einer Gesellschaft wo jemand singt, spielt, oder ein Gedicht hersagt; man klatscht in den öffentlichen Versammlungen des Instituts, wo man doch nicht die Rechte des Theaterpublikums hat, kurz sehr oft da wo bei uns ein so dreist ertheilter und lärmender Beifall unanständig scheinen würde.

Wenn man von den Mängeln spricht, die allen Schauspielern eines Volks gemeinschastlich sind, so klagt man eigentlich mit Unrecht sie an. Der Schauspieler steht so gedrängt und gebunden zwischen dem Dichter und der Nation, dass er nur den Richtungen solgen darf die beide ihm geben. Er kann keine andern Charaktere zeigen als er vom Dichter empfängt und diese nicht anders darstellen als die Nation sich selbst darstellt. Wenn der französische nur Leidenschaft und fast niemals eigentlichen Charakter schildert, so ist das die Schuld seiner Dichter, die auch nur Leidenschaft zeichnen und fast nie lebendige Individuen schaffen, die Schuld der Philosophen die, fast nur mit dem logischen Theil ihrer Wissenschaft beschäftigt, das Gebiet der Empfindung und Gesinnungen nicht genug in seiner Mannichfaltigkeit beobachten und bearbeiten, die Schuld der Metaphysiker, die nie auf das zurückgehen, nie das anerkennen wollen was ursprünglich und unerklärbar ist.

Wenn die französischen Schauspieler oft manierirt sind, wenn sie, auch noch in pathetischen Stellen, das Frappirende und Contrastirende suchen und überhaupt, zum Nachtheil des Ganzen, das Einzelne herausheben; so ist es die Schuld der Nation, die das will und oft selbst thut. Eben so ließen sich die Fehler der unsrigen erklären, nur mit dem Unterschiede daß die französische Bühne wohl ihr mögliches Ziel erreicht hat, da die unsrige hinter den Fortschritten der übrigen Künste zurück zu seyn scheint.

An eine vollständige Zergliederung der Schauspielkunst einer Nation müßte sich also eine gleich ausführliche ihrer

Dichtkunst und ihres Charakters überhaupt anschließen. Um ganz zu begreifen wie die französischen Schauspieler diesen hohen Grad von Vollkommenheit besitzen und doch zu keinem höhern hinaufsteigen, müßte man aus dem Leben und den Schriftstellern, vorzüglich aus denen, welche Empfindung und Charaktere schildern und zergliedern, ein Bild der französischen Empfindungsweise zusammentragen; aber ich erschrecke vor dem Umfange eines solchen Geschäfts und breche eine Erörterung ab, die schon bei weitem zu lang für einen Brief ist.

Der

Montserrat, bey Barcelona.

Sie wünschen, lieber Freund, dass ich sortsahre, Ihnen etwas Aussührlicheres über meine Spanische Wanderung zu sagen, so wie ich es im Ansange derselben, bis Madrid hin, that; und ich erfülle Ihren Wunsch um so lieber, als ich ohnehin jetzt damit beschäftigt bin, meine auf der Reise gesammelten Materialien noch einmal durchzugehen, und mit Spanischen und ausländischen Schristen zu vergleichen.

Mir von fremdartigen Eigenthümlichkeiten einen anschaulichen Begriff zu verschaffen, war, was ich vorzüglich bei meinem Reisen beabsichtigte. Um das Ausland wissenschaftlich zu kennen, ist es nur selten nöthig, es selbst zu besuchen; Bücher und Briefwechsel sind dazu weit sichrere Hülfsmittel, als eignes Einholen immer unvollständiger und selten zuverlässiger Nachrichten. Aber um eine fremde Nation eigentlich zu begreifen, um den Schlüssel zur Erklärung ihrer Eigenthümlichkeit in jeder Gattung zu erhalten, ja selbst nur um viele ihrer Schriftsteller vollkommen zu verstehen, ist es schlechterdings nothwendig, sie mit eignen Augen gesehen zu haben.

Auch die treuesten und lebendigsten Schilderungen ersetzen diesen Mangel nicht. Wer nie einen Spanischen Eseltreiber mit seinem Schlauch auf einem Esel sah, wird sich immer nur ein unvollständiges Bild Sancho Pansa's machen; und Don Quixote (gewis ein unübertressliches Muster wahrer Naturbeschreibung) wird doch nur immer demjenigen ganz verständlich seyn, der selbst in Spanien war, und sich selbst unter Personen der Classen besand, welche ihm Cervantes schildert. Der andere wird oft, statt der wahren Gestalten, nur Carricaturen sehen; und da er bloss die Züge verbinden kann, welche der Dichter abgesondert heraushob, so werden ihm die meisten ergänzenden und mildernden Nebenzüge mangeln.

Denn darauf gerade kommt es an, jede Sache in ihrer Heimath zu erblicken, jeden Gegenstand in Verbindung mit den andern, die ihn zugleich halten und beschränken.

Wie sichtbar ist dies nicht sogar bei der leblosen Natur! was ist eine Pflanze, die, ihrem vaterländischen Boden entrissen, auf fremden verpflanzt ist? was ein Orangenbaum oder eine Dattelpalme in unsern Treibhäusern und künstlichen Gärten, und was in den beglückten Fluren Vallencia's und in den Palmenhainen von Elche?

Es giebt eine große Menge von Verrichtungen im Leben, zu welchen der bloß durch Ueberlieserung erhaltne Begriff hinreicht; aber wenn Gesühl und Einbildungskrast in uns rege werden sollen, so wird immer mehr und etwas Lebendigeres ersodert. Ueberhaupt begnügen sich wohl alle untergeordneten Kräste des Menschen, der sammelnde Fleiß, das ausbewahrende Gedächtniß, der ordnende Verstand an dem Zeichen, dem Begriff oder dem Bilde. Aber die höchsten und besten in ihm, diejenigen, welche seine eigentliche Persönlichkeit bilden, die Phantasie, die Empsindung, der tiesere Wahrheits - und Schönheitssinn, bedürsen zu ihrer krästigeren Nahrung auch der Sache, der Anschauung und der lebendigen Gegenwart.

Wenn nur wenige Reisende eigentlich diesen Gesichtspunkt, sich von jedem Gegenstand, der ihre Aufmerksamkeit an sich zieht, ein vollkommen individuelles Bild zu verschassen, sein Daseyn und seine Natur aus den Dingen, die ihn umgeben, und auf ihn einwirken, zu begreifen, und diesen anschaulichen Begriff wiederum andern gleich vollständig und lebendig zu überliefern — wenn, sag' ich, nur wenige diesen Gesichtspunkt gefasst haben, oder doch nur die Beschreibungen Weniger in dieser Rücksicht großen Nutzen gewähren; so scheint mir dies nicht sowohl daher zu rühren, dass es ihnen an Empfänglichkeit mangelte, einen fremden Eindruck rein und unverändert aufzunehmen, sondern daher, dass sie sich dieser Empfänglichkeit nicht genug überließen. Bei dem Eintritte in ein fremdes Land fallen dem Reisenden immer eine Menge von Fragen ein, die er sich künstig einmal vorlegen könnte; auf alle sucht er die genügende Antwort, und eigne Erfahrung hat mich gelehrt, dass man darüber oft dasjenige versäumt, was man hernach nie wieder einholen kann. Man vergist zu leicht, dass man auf einer (nicht zu einer einzelnen Untersuchung bestimmten) Reise, die immer ein Abschnitt im thätigen Leben und allein dem beschauenden gewidmet ist, bloß herumstreifen, Menschen sehen und sprechen, leben und genießen, jeden Eindruck ganz empfangen, und den empfangnen bewahren soll.

Dies habe ich auch zu thun versucht, aber wenn ich mich freylich meistentheils nur an das hielt, was ich selbst sah, so bin ich doch auch oft daneben von dem gegenwärtigen Zustand des Landes in den ehemaligen zurückgegangen, da das Bild des Menschen immer erst in einer Folge von Zeiten vollständig ist. Auch habe ich die Schriftsteller der Nation sorgfältig verglichen, um wo möglich auch in

ihnen nichts vorbeizulassen, was vorzüglich charakteristisch scheinen konnte.

Wir umfassen mit unsrer unmittelbaren Ersahrung nur eine so kleine Spanne des Raums und der Zeit, und doch können wir es uns nicht verläugnen, dass wir nur dann das Leben vollkommen genießen und benutzen, wenn wir uns bemühen, den Menschen in seiner größesten Mannigfaltigkeit, und in dieser lebendig und wahr zu sehen.

Sollte es daher nicht der Mühe werth seyn, mehr als bisher geschehen ist, Gestalten der Natur und der Menschheit aufzusassen und zu zeichnen? zu sehen, was die ersteren wirken, und wozu sich die letzteren ausbilden können?

Freilich giebt es nicht gerade ein einzelnes Fach weder der Wissenschaften, noch der Beschäftigungen, in welches diese Bemühung unmittelbar eingreifen könnte. Für die Menschenkenntnis, welche das geschäftige Leben sodert, dürfte sogar diese allgemeine den Sinn nur verwirren und abstumpsen.

Aber dem Künstler und dem Menschen überhaupt, jenem um sein Werk, diesem um sich selbst zu bilden, müßte, dünkt mich, ein solcher Versuch höchst erwünscht seyn; und ich darf daher hoffen, daß Ihnen meine Schilderungen gerade darum willkommner seyn werden, weil sie von diesem Gesichtspunkte ausgehn.

Für heute wünsche ich Sie in eine Gegend zu führen, mit der wohl nur auß höchste noch ein Paar andre in Europa verglichen werden können, wo die Natur und ihre Bewohner in wunderbarer Harmonie mit einander stehen, und wo selbst der Fremde, sich auf einige Augenblicke abgesondert wähnend von der Welt und den Menschen, mit sonderbaren Gefühlen auf die Dörfer und Städte hinabblickt, die in einer unabsehlichen Strecke zu seinen Füßen liegen — in die Einsiedlerwohnungen des Montserrats bei Barcelona.

Ich habe zwey unvergesslich schöne Tage dort zugebracht, in denen ich unendlich ost Ihrer gedachte. Ihre Geheimnisse schwebten mir lebhast vor dem Gedächtniss. Ich habe diese schöne Dichtung, in der eine so wunderbar hohe und menschliche Stimmung herrscht, immer außerordentlich geliebt, aber erst, seitdem ich diese Gegend besuchte, hat sie sich an etwas in meiner Ersahrung angeknüpst; sie ist mir nicht werther, aber sie ist mir näher und eigner geworden.

Wie ich den Pfad zum Kloster hinaufstieg, der sich am Abhange des Felsen langsam herumwindet, und noch ehe ich es wahrnahm, die Glocken desselben ertönten, glaubte ich Ihren frommen Pilgrimm vor mir zu sehn; und wenn ich aus den tiefen grünbewachsnen Klüften emporblickte, und Kreuze sah, welche heiligkühne Hände in schwindelnden Höhen auf nackten Felsspitzen aufgerichtet haben, zu denen dem Menschen jeder Zugang versagt scheint, so glitt mein Auge nicht, wie sonst, mit Gleichgültigkeit an diesem durch ganz Spanien unaufhörlich wiederkehrenden Zeichen ab. Es schien mir in der That das,

zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet, zu dem viel tausend Herzen warm gesteht.

Und wie sollt' es auch anders seyn? Die Größe der Natur und die Tiese der Einsamkeit erfüllen das Herz mit Gesühlen, die selbst der leersten Hieroglyphe bedeutenden Inhalt zu geben vermöchten, und wie wir auch über eine Meynung oder einen Glauben denken mögen, so steht immer, als Vermittler, zwischen uns und ihm der Mensch, aus dessen Empsindungen er entsprang. In dem Getümmel der Welt vergessen wir das oft, und urtheilen rasch und hart darüber ab; aber milder gestimmt in der Stille der Einsamkeit, ist uns alles, was menschlich ist, auch näher verwandt.

Lange hab' ich mich nicht losreissen können von dem Gipfel dieses wunderbaren Bergs, lange hab' ich wechselsweise meine Blicke auf die weite Gegend vor mir, die hier von dem Meere und einer schneebedeckten Gebirgskette umgränzt ist, dort sich ins Unabsehliche hin verliert, bald auf die waldigten Gründe unter mir geworfen, deren tiefe Stille nur von Zeit zu Zeit der Ton einer Einsiedlerglocke unterbricht. Ich habe mich nicht erwehren können, diesen Platz als den Zufluchtsort stiller Abgeschiedenheit von der Welt anzusehen, wo die gewiss nur Wenigen ganz fremde Sehnsucht, mit sich und der Natur allein zu leben, volle und ungestörte Befriedigung genösse; und sollte nicht billigerweise jeder rein menschlichen Empfindung auf Erden ein von der Natur besonders für sie begünstigter Ort geheiligt seyn, zu welchem der Mensch, wenn nicht sich selbst, doch wenigstens seine Einbildungskraft und seine Gedanken retten könnte.

Aber ich kehre zurück, Ihnen meine Wanderung von Anfang an zu beschreiben.

Der Montserrat liegt nordwestlich von Barcelona (2' 6" westl. Länge von Paris; 41° 36' 15" der Breite), und der Fuß desselben ist etwa neun kleine Stunden ') von dieser Stadt entsernt. Es führen zwei Wege zu dem Kloster, das ein wenig über der Mitte der Höhe des Berges liegt, ein kürzerer und steiler, den man nur gehen oder reiten kann, und ein andrer, auf dem man zu Wagen bis in den Hof des Klosters gelangt, aber einen halben Tag mehr Zeit braucht. Männer wählen gewöhnlich den ersteren.

^{*)} Hr. Méchain schätzt diese Entsernung in gerader Linie, und die Krümmungen des Wegs abgerechnet, ohngefähr auf 20000 Toisen.

Etwa zwey Stunden weit, bis an die lange und prächtige Brücke des Llobregat (des Rubricatus der Alten) ist der Weg derselbe mit dem nach Valencia. Ich sage Ihnen nichts von diesem Theile. Sie haben unstreitig die neulich erschienene Fischersche') Reisebeschreibung gelesen, die neben andern Vorzügen vor ihren Vorgängern besonders den treuer und anziehender Naturbeschreibungen hat, und kennen daher alle Reize der Katalonischen Gegenden, die liebliche Abwechslung waldigter Hügel mit schön bebauten Thälern, die sorgfältige und doch nicht kleinliche Cultur des Landes, die Reinlichkeit und Zierlichkeit der Dörfer und Landhäuser in dieser Nähe der Stadt, die überall Wohlstand und Fröhlichkeit athmen.

Wie man den Laubengang verläst, den dicht an der Brücke die an der Chaussée hin gepslanzten Bäume über dem Wege bilden, und auf der Brücke steht, sieht man den Fluss hinauf den Weg vor sich, den man nehmen muss. Denn unmittelbar hinter derselben wendet man sich rechts, und bleibt nunmehr immer am rechten Ufer des Flusses.

Der Llobregat ist hier von beträchtlicher Breite. Er wälzt sich, wie die meisten Spanischen Flüsse, die, als Gebirgströme, im Sommer unbedeutend scheinen, aber im Winter und Frühjahr, oft zu nicht geringer Gefahr des Reisenden, plötzlich anschwellen, in einem weiten Bette hin. Zu seiner Linken sind annuthige Wiesen. Aber zur Rechten ist der Weg nach dem Montserrat meistentheils von Bergen eingeschränkt. Erst gegen Martorell hin öffnet sich in Nordwesten ein weites romantisches Thal, und in der Mitte desselben erhebt sich der Montserrat, den man hier zum erstenmal erblickt.

^{*)} Reise von Amsterdam über Madrid und Cadix nach Genua in den Jahren 1797 und 1795 von Chr. Aug. Fischer. Berlin bey Unger. 1799. 8,

Er steht wie eine hohe und lange Wand vor der Gegend vor, und da er sich überall von der freyen Ebne emporhebt, ohne mit einem andern Gebirge zusammenzuhängen, so giebt ihm dies noch ein majestätischeres Ansehen. Er ist (wie es sein Name sagt) sägenförmig eingeschnitten, und zeigt eine Menge wunderbarer Ecken. Aber da die Entsernung dem Auge die kleineren zuckerhutähnlichen Spitzen verbirgt, die ihm, besonders auf den karrikaturähnlichen Holzschnitten der Jungfrau des Montserrats, beynahe das Ansehen eines Gletschers geben, so erscheint er von hier größer und ernster, als in der Nähe.

Vor dem Eintreten in Martorell besuchte ich die Brücke, die hier über den Fluss geht, und welcher das Volk den Namen der Teuselsbrücke giebt. Sie ist offenbar neu, und Gothischer Bauart; sie bildet ein hohes, spitz zulausendes Gewölbe, und in ihrer Mitte ist ein kleiner Bogen angebracht, um das Hinübersahren zu verhindern, das ohnedies wegen der Steile sehr beschwerlich seyn würde. An dem der Stadt gegenüberliegenden Ende der Brücke steht ein alter, auf den Seiten sichtbar zerstörter Bogen, von großer und sester, aber so einsacher Bauart, das es unmöglich ist, einen bestimmten Stil daran zu erkennen.

Man nennt diesen Bogen, gewöhnlich einen Triumphbogen, welchen Hannibal seinem Vater Hamilcar zu Ehren errichtete, ohne dass ich eine andre Autorität für diese Meinung kenne, als die in Dillon's ') Reise abgedruckte Spanische Inschrift der Brücke. Etwas, das ihn als einen Triumphbogen charakterisirte, hat er schlechterdings nicht, und stand '') wirklich schon ehemals, wie es wahrschein-

^{*)} Travels through Spain by John Talbot Dillon. Lond. 2 ed. 1782.
4. p. 382.

^{**)} Cellarius (Geogr. ant. T. I. p. 147) setzt an die Stelle des heutigen Martorells das alte Telobis, (Τηλοβίς) dessen Ptolemaeus

lich ist, eine Stadt an der Stelle des jetzigen Martorell's, und gieng dieselbe, weiter nach Barcelona hin, bis dicht an die Brücke heran, so machte dieser Bogen vielleicht das äußere Stadtthor aus, oder war auch eine bloße Brükkenverzierung, wie die Bögen an der Brücke von St. Chamas über die Touloubre zwischen Aix und Arles, und an der über die Charente bei Saintes. Freilich aber sind dort zwei Bögen, einer zu jeder Seite der Brücke, da hier auf der andern Seite keine Spur von Trümmern zu sehen ist. Auffallend bleibt es indeß, daß nicht die mindeste Verzierung und keine Spur einer Inschrist an demselben zu sehen ist, und dieser Grund reichte vielleicht hin, ihn über die Römerzeiten hinauszusetzen, wenn man sonst irgend ein Werk-Karthagischer Baukunst in Spanien mit Sicherheit ausweisen könnte.

Die Brücke ist im Jahre 1768 wieder hergestellt worden, und ich weiß nicht, in wiesern man ihre vorige Gestalt beibehalten hat *). Jetzt steht sie auf den Ueberbleib-

⁽l. 2. c. 6.) und Pomponius Mela (l. 2. c. 6.), in dessen neuesten Ausgaben es aber nach besseren Handschriften Tolobis geschrieben wird, erwähnen. Diese Bestimmung rührt von Petrus de Marca her, der es (Limes Hispan. l. 2. c. 23. §. 11) für einerley mit dem Orte hält, den das itinerarium Antonin's unter dem Namen Fines um 20,000 Schritte von Barcelona entfernt setzt. Andre geben ihm eine andre Lage, Florez in seiner España sagrada (T. 24. p. 20) hemerkt sehr-richtig, dass bey der kleinen Entsernung, in welcher alle Oerter, die hier in Betrachtung kommen können, von einander liegen, nicht eher mit Sicherheit hierüber entschieden werden könne, als bis man eine Inschrift, oder ein andres ähnliches Dokument darüber austinde. — Gewiss scheint es, dass die ganze umliegende Gegend des Montserrats ehemals von den Lacetanern (wie sie die Römischen) oder den Jaccetanern (wie sie die Griechischen Schriftsteller nennen) bewohnt wurde, welche Hannibal vor seinem Zuge nach Italien besiegte, und in deren Gebiet -hauptsächlich der Krieg zwischen Sertorius und Pompejus geführt wurde.

^{*)} In dem 1735 von Carl Christ. Schramm in Leipzig herausgegebenen "Historischen Schauplätz, in welchem die merkwürdigsten

seln der Pfeiler einer alten, die mit dem Bogen von gleicher Bauart gewesen zu seyn scheint, auf, und ist etwa 4 Schuh schmaler, als der Bogen, der, nach einer ungefähren Schätzung, 18 Schuh Breite und 40 Schuh Höhe haben mag.

In Martorell sah ich denselben Fleiß, der sat alle Katalonischen Städte auszeichnet. Vor allen Thüren sitzen Weiber und Mädchen, und versertigen Spitzen. Ost sinden Sie ganze Familien, Mütter mit vier bis süns Kindern, bei dieser Arbeit versammelt.

Hinter Martorell reitet man durch die Noya, die sich hier mit dem Llobregat vereinigt. Das Land fängt nun schon an, allmälig aufzusteigen und der Montserrat zeigt sich immer mehr und mehr in seiner wahren Gestalt. Seine hundertfältigen Spitzen kommen nun deutlicher ins Gesicht, und zwischen ihnen sieht man weiße Punkte schimmern, über die man lange zweiselhast bleibt, bis man nach und nach erkennt, dass es die Einsiedeleien sind, welche fromme Schwärmerey auf Gipfel und in Felsspalten hingepflanzt hat, welche vorher gewiss auch ein einzelner Wandrer nur mit Mühe besucht hätte. Allein auch die nächsten Gegenstände um den Weg her, sind nichts weniger, als uninteressant. Er läuft in beständiger Abwechslung von Fruchtseldern, Wiesen und Gebüschen hin, und vorzüglich hübsch nehmen sich in der Ferne einige Gruppen und Wäldchen von Pinien mit ihren palmenartig ästelosen Stämmen und ihren kuglichten Kronen aus.

Einige Stellen dieses Weges sielen mir besonders durch ihre Schönheit auf, ein Hohlweg zwischen Felsen, über denen immergrünes Gesträuch romantisch herüberhängt, und ein Standpunkt, wo das Auge von einer kleinen Anhöhe

Brücken der Welt u. s. w. vorgestellt sind" soll sich eine Abbildung dieser Brücke befinden, aus welcher dies klar seyn müßste. Ich habe aber dies Werk hier nicht auftreiben können.

das Thal des schlängelnden Llobregats mit seinen reizenden Aeckern, Wiesen und Gebüschen eine weite Strecke hin verfolgt. In den letzten Tagen des Märzes, in welchen ich diese Gegend besuchte, erreicht dort gerade der Frühling den kurzdauernden, aber entzückenden Moment, wo sein jugendliches Aufknospen in seine volle Pracht übergeht. Ich würde Ihnen vergebens zu schildern versuchen, welch eine bezaubernde Mannigfaltigkeit der Farben die zahllosen Blüthen gewährten, mit welchem unnachahmlich zarten Grün, wie mit einem seinen Dust, die Bäume umgeben waren, deren Laub sich eben erst aus der Knospe entfaltete, wie schön dies mit dem Dunkel der immergrünen Gewächse abstach, deren das südliche Clima eine bewundernswürdige Menge erzeugt. Die reinere Lust und der reichliche Thau, der doch an dem kräftigeren Strale der Sonne so leicht wieder verdustet, geben allen Pslanzen in diesem glücklichen Himmelsstrich eine üppige Frische, eine unbeschreibliche Feinheit und Zartheit der Farben, einen Glanz, der die Sinne augenblicklich entzückt und sich der Phantasie dauernd einprägt.

Colbaton ist das letzte Dorf auf diesem Wege. Es ist klein und schlecht gebaut, und liegt nur noch etwa eine Viertelstunde von dem eigentlichen Fusse des Berges entfernt.

Man steigt etwa zwey Stunden von hier bis zum Kloster auf. Der Fussteig ist in Schlangenlinien um die Seite des Berges herumgeführt, aber dennoch stellenweise sehr steil. Wenigstens fanden meine Reisegesellschafter und ich es für rathsamer, unsre Maulthiere zu verlassen, und zu Fus hinaufzugehen.

Man behält auf diesem ganzen Wege immer die Höhe des Berges zur Linken, zur Rechten aber den Grund, der erste Theil ist nicht interessant. Der Berg hat überhaupt erst gegen den Gipfel zu mehr Dammerde und einen schö-

neren Pflanzenwuchs. Zwar genießt man auch hier bereits einer weiten Aussicht. Aber was sind diese Aussichten, wo nicht einzelne Gegenstände sich herausheben, und nicht ein schöner Vorgrund den ungeheuren Gesichtskreis zu einem Gemälde beschränkt?

Wir fiengen schon an, die nicht hinlänglich belohnte Beschwerde des Steigens unangenehm zu empfinden, als der Pfad sich plötzlich um eine Ecke drehte, und uns in einen weiten Busen des Bergs führte. Nie hab' ich einen gleichen Anblick genossen! Stellen Sie Sich zwei lieblich geformte Vorhügel vor, die sich zu beiden Seiten von dem Berge aus in die Ebne erstrecken; bekränzen Sie dieselben, so romantisch Ihre Phantasie es vermag, mit Gebüschen, und denken Sie Sich dazwischen im Thale zu Ihren Füssen den Lauf des Llobregats bis zum Meere hin, das sich majestätisch am Horizonte erhebt. Ich verweilte lange an dem Stamme einer Eiche, die in der Mitte dieses Busens steht, und in der That vereinigt dieser Standpunkt alles, was einer Landschaft Größe und Schönheit zu geben vermag. Die Seiten des Bergs sind wild und abentheuerlich durch die Pyramiden- und Cylinderförmigen Massen, die man erst hier in ihrer ganzen Sonderbarkeit sieht; die Vorhügel und die nächsten Ufer des Flusses geben das Bild einer anmuthigen und freundlichen Natur, und hinten verliert sich der Blick auf der unbegränzten Fläche des Meeres.

Man hat ein wenig hinabsteigen müssen, um in die Mitte dieser Falte des Berges zu kommen, man steigt jetzt wieder ebensoviel bis zu ihrem andern Ende hinauf, wendet sich um eine Ecke, und sieht bald darauf das Kloster vor sich liegen.

Es ist ein weitläustiges Gebäude, und gleicht mit allen andern dazu gehörenden einer kleinen Stadt. Das Kloster selbst ist hoch, hat eine Menge kleiner Fenster und ist von gelblicher Farbe. In dem neueren Theile desselben ist ein kleiner runder Thurm. Der Eingang ist besonders finster und wunderbar. Auf zwey Säulen von ehrwürdigem Alter stehen der H. Benediktus und seine Schwester die H. Scholastica. Letztere hält ein Buch in der Hand, auf der ein Vogel sitzt, den man leicht für einen Papagey halten kann, der aber unstreitig eine Taube vorstellen soll, weil, nach Gregors Erzählung, der H. Benedict in einer Erscheinung die Seele seiner Schwester in Gestalt einer Taube gen Himmel fliegen sah. Architektonische Schönheit muß man hier nicht suchen; das Ganze hat bloß eine sonderbare Gestalt, paßt aber dadurch nur noch besser zu der Stelle, auf der es steht.

Nichts kann in der That sonderbarer seyn, als dieser Platz, den der Berg absichtlich geöffnet zu haben scheint, um dort Menschenwohnungen in seinen Schooss aufzuneh: men. Die Gebäude stehen nach der Ebne zu an einem furchtbar schrossen Abgrund; der Haupteingang des Klosters aber ist an der Bergseite, und hier ist vor den Gebäuden ein länglicht schmaler Platz, den vorn und zu beyden Seiten ungeheure Felsen einschließen. Neugierig späht das Auge des Reisenden an ihren glatten und senkrechten Wänden umher, und sucht vergebens nach einem Eingange zu den Einsiedeleyen, deren er einige unmittelbar über sich im eigentlichen Sinne des Worts in den Lüsten schwebend erblickt; und mit ängstlicher Beklemmung fühlt sich seine überraschte Phantasie auf einmal zwischen ungeheuern Naturmassen, und einer finstern, Schwermuth erregenden Mönchswohnung eingeengt.

Zur rechten Seite des Klosters tritt ein großer Felscylinder beträchtlich über seine Grundfläche über, und daß die schauderhafte Empfindung, welche eine solche überhängende Masse erregt, nicht ungegründet ist, beweisen einige Beispiele hier wirklich heruntergefallener Felsstücke. So finde ich unter andern in einer Portugiesischen Reisebeschreibung *) aus dem 16. Jahrhundert erzählt, daß im März 1546 eines auf das Hospital des Klosters stürzte, und 9 Personen tödtete und mehr als 40 verwundete.

Auf diesem übertretenden Felsen sollen, wie mir ein Mönch sagte, Reste von Mauern und ein Kreuz stehen, zu denen aber der Zugang gefährlich sey. Die Volkssage leitet diese Ueberbleibsel von der Wohnung des Teufels her, der hier, wie ich Ihnen gleich erzählen werde, den frommen Vater Guarin verführte.

Die Zahl der Menschen, welche diese Einöde versammelt, beträgt etwa dritthalbhundert, unter denen sich einige siebzig Mönche befinden, die übrigen sind Laienbrüder, Chorknaben, Aufwärter und Personen, welche die Oekonomie besorgen.

Der Ursprung des Klosters des Montserrats ist mit Dunkelheit umhüllt, und die Geschichtschreiber, welche desselben erwähnen, weichen um beynahe 200 Jahre von einander ab. Kirchen und Kapellen scheinen schon seit den ältesten Zeiten, und wenigstens gewiß im Laufe des 9. Jahrhunderts auf dem Berge gewesen zu seyn; sichere Spuren eines Klosters aber findet man erst in der Mitte des 11. Jahrhunderts, wo es der Benedictinerabtey von Ripoll einverleibt war. Im 14. Jahrhundert fing es an, sich nach und nach von dieser unabhängig zu machen und im Jahr 1410 erhob der Pabst Benedict 13. das Priorat des Montserrats förmlich zu einer unabhängigen, nur dem Römischen Stuhle unterworfenen Abtei, und Martin 5. und Eugen 6. bestätigten diese Erhebung. Damals hatte das Kloster nur

^{*)} Chorographia de algunas Lugares que stam an hum caminho, que fez Gaspar Barreiros ó anno de 1546. commeçando na cidade de Badajoz te à de Milam em Italia. Coimbra 1561. 4. f. 116.

12 Mönche und so dauerte es bis 1493 fort, wo es der Benedictiner-Congregation von Valladolid einverleibt wurde, und die Zahl der Mönche nun seitdem bis auf die jetzige anwuchs. Diese Verbesserung bewirkte vorzüglich der damalige Abt des Klosters Garuá de Cisneros, der Neffe des Cardinals Ximenes, welcher auch der geistliche Reformator und Stifter der jetzigen Disciplin des Klosters wurde.

Die erste Veranlassung zu einem Kirchen- und Klosterbau in dieser Gegend soll die Auffindung des Bildes der Mutter Gottes gegeben haben, das noch jetzt dort verwahrt wird. Man setzt dieselbe gewöhnlich in das Ende des 9. Jahrhunderts. Schäferknaben sahen in der Nacht Lichter im Berge und hörten melodische Stimmen, wie von Engeln. Sie hinterbrachten es dem Bischof in dem nahegelegenen Manresa, und nach geschehener Nachsuchung fand man das Wunderbild. Man wollte es nach Manresa bringen, allein als es auf der Stelle des heutigen Klosters ankam, widersetzte es sich allen Versuchen, es von da wegzunehmen.

Zu gleicher Zeit entdeckte sich die Ursach der Vorliebe, welche das Bild für diese Stelle bewies.

Wifred II. mit dem Beinamen: der Zottige (el velloso) damaliger Graf von Barcelona, hatte nämlich mehrere Jahre vorher seine besessene Tochter Riquilda zu einem frommen Mann Johann Guarin gebracht, der als Einsiedler im Montserrat lebte, und dieselbe — der Gegenvorstellungen Guarins, der seiner Stärke mistraute, ungeachtet — bei ihm gelassen, um neun Tage mit ihm allein in seiner Höle zu leben. Guarin war, besonders durch die Zuredungen des Teufels (der sich in der Gestalt eines andern Einsiedlers neben ihm angebaut hatte, und von dessen Wohnung jene erst erwähnten Trümmer herrühren sollen) sicher gemacht, der Versuchung unterlegen, und hatte der Jungfrau

Gewalt angethan. Er klagte es seinem Freunde, und dieser rieth ihm, um der Verfolgung des Vaters zu entgehen, sie zu ermorden und zu entfliehen. Dies that Guarin; er verscharrte den Leichnam vor seiner Höle und entfloh; ging aber nach Rom, wo ihm der Pabst, gerührt über seine Reue, Vergebung seines Vergehens ertheilte. Allein nun legte er sich die Büsung auf, sein übriges Leben hindurch nakt auf allen Vieren im Montserrat herumzukriechen, und nur mit den wilden Thieren zu schlasen und zu essen. Dies that er sieben Jahre hindurch.

Als um die Zeit der Auffindung des heiligen Bildes sich viele Menschen im Montserrat versammeln, hält Wifred 2. dort eine Jagd. Seine Hunde finden den Einsiedler, und stehen bellend vor der unbekannten behaarten Gestalt still. Ein beherzter Jäger geht hinan, legt dem Unthier einen Strick an und führt es nach Barcelona. Da Guarin keinen menschlichen Laut von sich giebt, läst ihn der Graf um seine Tafel führen, um ihn seinen Gästen zu zeigen. Er folgt geduldig, ist aber nur mit den Hunden von den Brosamen des Tisches. Die Amme des erst drey Monate vorher geborenen Sohnes des Grafen eilt gleichfalls, den Säugling im Arm, zu diesem Wunder herbei. Wie das Kind den Einsiedler erblickt, ruft es aus: "Stehe auf, und schaue den Himmel an; Gott hat dir vergeben!" und augenblicklich darauf kehrt es zum Kindergeschrey zurück.

Guarin umfast nun des Grasen Kniee, entdeckt ihm sein Vergehen, erhält seine Verzeihung und beide eilen, den Leichnam der Ermordeten aufzusuchen. Es sindet sich, dass das Wunderbild auf ihrem Grabe geblieben ist. Wie man dasselbe öffnet, steigt die Erschlagene lebendig und blühender, als sie vorher war, aus der Erde empor. Der erfreute Vater will sie mit sich nach Barcelona führen und verheirathen; aber sie will die Liebe, die ihr Maria bewie-

sen, nicht unerwiedert lassen, und verlangt von ihrem Vater, daß er von ihrer Aussteuer der Jungfrau an dieser Stelle ein Kloster errichte, in dem sie Aebtissin und Guarin Seelsorger wird.

So wenigstens verbinden gewöhnlich die eisrigen Verehrer des Montserrats diese Legende (deren ich, als eines wunderbaren Gemisches von Abgeschmacktheit, Rohheit und Wollust mit wenigen Worten erwähnen zu müssen glaubte) mit der ersten Aussindung des Wunderbildes und der Gründung des Klosters. Kritischere Geschichtschreiber aber trennen die Errichtung einer Kirche im Berg, von der Stiftung des Klosters. Die erstere setzen sie sehr hinauf, die letztere aber so wie die damit zusammenhängende Geschichte Guarins nur in das 11. Jahrhundert. Die Legende Guarins gründet sich (nach Petrus de Marca) auf eine Urkunde aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, welche dieselbe, ohne Bestimmung der Zeit, erzählt und sein Name findet sich zuerst in einer an ihn gerichteten Schenkungsurkunde von 1063. In Barcelona stehen noch jetzt in einem Hause (welches der Graf, dessen Tochter er heilte, besessen haben soll und das jetzt den Bernardinermönchen de Santas Cruces gehört) zwey alte Bildsäulen, deren eine den Einsiedler knieend, die andere die Amme mit dem Kinde im Arme vorstellt. Gab es daher auch wirklich, wie nicht unwahrscheinlich ist, einen Einsiedler dieses Namens, welcher sich für irgend ein Vergehen eine außerordentliche Büsung auferlegte, so hat ihn unstreitig nur fromme Erdichtung bis in das 9. Jahrhundert hinaufgesetzt, um den fabelhaften Zusätzen, mit welchen man diese Geschichte ausschmückte, dadurch mehr Glauben zu verschaffen *).

^{*)} Ausführlich findet man die Geschichte des Montserrats in Fr. Antonio de Yepes cronica general de la Orden de S. Benito. 1609.
Vol. 4. fol. 224 u. f. in Petrus de Marca (Limes Hispan. l. 3.

Es war schon weit über Mittag, als wir im Kloster ankamen, und wir wandten den Rest des Tages dazu an, die inneren Merkwürdigkeiten desselben zn besehen, den Abt und einige Mönche zu sprechen. Sie empfingen uns mit der Gastfreundschaft, die sie gegen jeden Fremden ausüben, der ihre Einöde besucht, und wir genossen noch besonders der freundschaftlichen Sorgfalt eines Landsmanns, des Paters Schilling aus Erfurt, der durch eine Reihe von Umständen erst in Spanische Kriegsdienste und dann in dies Kloster gekommen ist, aber im Geringsten nicht unzufrieden scheint, sein Vaterland gegen diese Einsamkeit vertauscht zu haben.

Die Mönche sind, wie ich Ihnen schon vorhin sagte, Benedictiner, und zwar von der Valladolider Congregation, congregatio Vallisoletana. Diese fügt zu den drey bekannten Mönchsgelübden der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams noch das der Clausur hinzu. Sie dürfen sich alse ohne Erlaubniss des Abtes nicht aus dem Kloster entfernen, nicht einmal um in den Berg zu gehen. Indes giebt es zwey Monate im Jahre, wo ihnen sogar den Berg zu verlassen und zu verreisen erlaubt ist. Sie machen ein Kapitel zusammen aus, und wählen ihren Abt selbst, der es nur immer vier Jahre bleibt.

Mit dem innern des Klosters werde ich Sie nicht lange aufhalten; alles verschwindet hier vor der Größe und Sonderharkeit der Natur.

app. §. 3. p. 337.) und Florez Espauna sagrada T. 29. p. 35. erzählt. Yepes läst gleich vom Ende des 9. Jahrh. an, ein Benedictinernonnenkloster im Berge bestehen, das erst 976 gegen ein Mönchskloster vertauscht wird. Marca und Florez versahren kritischer und genauer. — Von Christoval Virues epischem Gedicht über die Gründung des Klosters im Montserrat, dessen Cervantes bei der Sichtung der Büchersammlung Don Quixote's mit großen, und (man kann mit Recht hinzufügen) übermässigen Lobsprüchen erwähnt, gebe ich Ihnen ein andermal einige Nachricht.

Die Kirche ist geräumig und bildet ein flaches aber sehr breites Gewölbe. Sie ist mit ungeheurer Pracht durchaus vergoldet und mit Arabesken bedeckt. Aber so wenig auch das Einzelne geschmackvoll genannt werden kann, so macht dennoch das Ganze einen prächtigen und seyerlichen Eindruck.

Der Platz um den Hochaltar ist durch ein bronzenes Gitter von der übrigen Kirche abgesondert und durch einige 80 silberne Lampen beständig erleuchtet. Ueber demselben in einer Nische steht das heilige Bild, zu dem noch beständig eine Menge von Wallfarthen geschehen.

Das Schnitzwerk des Chors hat Verdienst in der richtigen und edlen Zeichnung der Figuren, enthält aber bey weitem keinen solchen Reichthum künstlerischer Erfindung, als man an ähnlichen Arbeiten in andern Kirchen findet. Man schreibt es Christoph von Salamanca zu, und sowohl diese Arbeit, als der Hochaltar, ein Werk Stephan Jordans aus Valladolid, ist aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, wo die Bildhauer- und Baukunst mehr in Castilien, als im übrigen Spanien blühte. Denn erst 1599 brachte man, wie eine eigene lateinische Inschrift sagt, das heilige Bild, in Gegenwart Königs Philipp 3. aus der damaligen alten Kirche in diese neue.

Der Gottesdienst des Montserrats zeichnet sich durch eine besondere Feyerlichkeit und vorzüglich durch eine treffliche Kirchenmusik aus. In dem daselbst befindlichen Institut für Knaben zum Chorgesang haben sich selbst profane Künstler gebildet.

Der sogenannte Schatz besitzt eine Last von Gold, Silber und Edelsteinen. In Rücksicht auf die Kunst ist nur der auch schon sonst bekannte in einen Onyx geschnittene Medusenkopf merkwürdig.

Die Bibliothek hatte ich nicht Zeit zu untersuchen. Man sagt, das sie eine beträchtliche Anzahl von Hand-

schriften enthalte, von denen die meisten die Katalonische Geschichte zu betreffen scheinen.

Von Gemälden ist nur ein jüngstes Gericht, das vor der Bibliothek hängt, bemerkenswerth, auf dem die Einbildungskraft des Künstlers heidnische und christliche Höllenstrafen auf eine in der That schauderhafte Weise zu vervielfältigen und darzustellen gewufst hat. Ueber dieses erfahren Sie mehr, wenn ich Ihnen die ausführliche Beschreibung aller merkwürdigen Gemälde Madrids, der Königl. Lustschlösser, und des ganzen mittäglichen Spaniens schicke, von der ich Ihnen schon einigemale sprach.

Das Heil. Bild ist von Holz, und wie die meisten andern dieser Art, von schwarzer Farbe an Händen und Gesicht - ein Umstand, der wohl dem Alter, dem Staube und dem Lampen - und Weihrauchdampse zuzuschreiben ist. Die Gesichtszüge desselben sind rein und edel. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, in welcher Heiligkeit es seit Jahrhunderten von den Gläubigen gehalten worden ist. Kaiser und Könige stellten Wallsarthen dahin an; Madrid, Wien und selbst Rom weisen Kirchen des Montserrats auf; die Söhne mehrerer der ersten Familien Spaniens wurden in die Zahl der, ihrem Dienste geweihten Knaben theils eingeschrieben, theils wirklich aufgenommen; Ludwig 14. verschafte denjenigen seiner Unterthanen, welche zu ihr wallfarthen würden, geistliche Vortheile vom Pabst; Johann von Oesterreich, der Sieger bei Lepanto, sandte ihr nach der Schlacht einige Fahnen und die erbeutete Leuchtedes türkischen Admiralsschiss, und soll selbst die Absicht gehabt haben, seine Tage als Einsiedler in dieser Einöde zu beschließen; und Karl 5. der sie zu neun verschiedenenmalen besuchte, starb, eine an ihrem Altar geweihte Kerze in der Hand.

Wir machten uns am andern Morgen mit Anbruch des

Tages auf, die Einsiedeleyen zu besuchen. Da das Wetter nicht ganz sicher schien, so eilten wir zuerst der Spitze des Berges zu, um von da die Gegend zu überschauen.

Auf der linken Seite des schmalen Platzes vor dem Klosterthor windet sich eine schmale Treppe zwischen den Felsen hinauf, durch die man zunächst in die Einsiedeley der Heil. Anna kömmt.

Wir begegneten hier einem Einsiedler, der, weil er alt und nicht wohl war, in das Kloster hinabstieg, um einige Wochen in der Krankenstube desselben zu bleiben. Es war ein kleiner, stämmiger Mann mit fester und entschlossener Mine, und seine graue härene Kutte, sein Stab, und sein langer ungekämmter Bart gaben ihm zwischen diesen rauhen Felsen ein Ansehen von Wildheit, das mich überraschte. Nothwendig aber gränzt das Einsiedler- und Heiligen-Leben, das immerfort mit allem Ungemache der Natur ringt, an den Zustand der Natur-Wildheit.

Wir hatten schon beträchtlich steigen müssen, als wir an der Thür der Einsiedeley der Heil. Anna standen. Wir klopften an, und der Einsiedler öffnete uns sogleich. Er setzte sich erst, ehe er ein Wort sprach, einen Augenblick zum Gebet in seiner Kapelle nieder; dies ist eine allgemeine Sitte; dann sprach er mit uns, und behandelte uns mit vieler Freundlichkeit.

Es war ein hübscher Mann mit einer milden und sanften Mine und einer einnehmenden Gesichtsbildung. In dem schlichten Ebenmaße seiner Züge, der kleinen aber offnen Stirn, dem hellen und ruhigen Blicke seiner Augen, der gerade absteigenden Nase, und dem schönen, Ehrfurcht erweckenden Barte zeichnete sich ein milder Ernst, genügsame Heiterkeit und stiller Seelenfrieden. Er erzählte uns, daß er aus Valladolid gebürtig sey und ehemals eine angesehene Stelle in der Königl. Schatzkammer bekleidet habe.

Auf unsre Frage: wie lange er schon den Berg bewohne? sagte er: "Achtzehn Jahre, aber diese achtzehn Jahre sind "mir wie achtzehn Tage verstrichen. Nichts hat je meine "Ruhe gestört, als das Andenken an meine Fehler." Ich fragte ihn weiter, was ihn vermocht habe, die Welt zu verlassen? Aber hierauf gab er mir keine directe Antwort. Er zeigte zum Himmel und sagte: dies komme nicht aus dem Menschen, es werde von oben eingegeben, der Mensch könne nur folgen. Er führte uns dann durch seine Wohnung und seinen Garten, und zeigte uns alles, was zu seiner Oekonomie gehörte. Nur das Bett Fremde sehen zu lassen, ist, wie er uns sagte, gegen den Einsiedler-Anstand.

Diese Einsiedeleyen sind niedrige, aber für ihre Bestimmung hinlanglich geräumige Gebäude von Einem Stockwerk und verschiedener Bauart 'nach der Verschiedenheit ihrer Lage. Indes haben alle eine Kapelle, mehrere Stuben, eine Küche, eine Cisterne, und die meisten noch einen Säulengang um die Wohnung, oder doch eine Vorlaube. Bey jeder sinden Sie ein oder mehrere kleine Gartenstücke auf den Terrassen, welche die Felsen ringsherum bilden. Ueberall wurde ich durch eine außerordentliche Reinlichkeit in der Kleidung und den Wohnungen der Einsiedler und durch die sorgsältige Zierlichkeit ihres Gartenbaues überrascht.

Die Einsiedeley der Heil. Anna dient zugleich sämmtlichen Einsiedlern zur Pfarrkirche, in der sie an bestimmten Tagen (oft einigemale in der Woche) zusammenkommen, und von einem Mönche, der ihr Seelsorger ist, und
mitten unter ihnen (in der Einsiedeley des Heil. Benedictus)
wohnt, das Sacrament empfangen. Die Kapelle dieses Einsiedlers bildet also einen kleinen Saal, in welchem außer
seinem eigenen Betstuhle noch zu beyden Wänden zwey

Reihen ordentlicher Chorstühle für seine 11 Mitbrüder stehen.

Es muss ein abentheuerlicher Anblick seyn, hier im Winter, noch in der Nacht (um 4 Uhr Morgens) die Einsiedler, halb erstarrt vor Frost, mit Fackeln den Berg durch die engen Felswege herunterkommen, und dann zum Gottesdienst in dieser schauderhast einsamen Höhe versammelt zu sehen.

Von der Heil. Anna bis zur Einsiedeley des Heil. Hieronymus, die dem Gipfel sehr nahe liegt, aber jetzt leer steht, hatten wir einen beträchtlichen Weg durch das Gebirge su machen.

Der ganze Montserrat besteht aus etwa 6 bis 7 Stockwerken, d. h. senkrechten Wänden, welche durch 6 bis 7 kleine schräge Ebenen verbunden sind. Das unterste Stockwerk trägt noch Weinreben, und alle Ebenen sind auf das üppigste mit Bäumen, Gesträuchen und Kräutern mannigfaltiger Art bewachsen. Bis auf die höchste Spitze geht noch die Vegetation fort, und selbst in den Spalten der Felsen rankt sich noch einiges Gesträuch hin. Dieser schöne Pflanzenwuchs ist, da es dem Berg unläugbar an Quellwasser mangelt, nur der Reichlichkeit des Thaues beyzumessen.

Aus dem dichtverwachsnen, üppig rankenden, dunkelgrünen Gebüsche heben sich nun die glatten und nackten
Scheitel der Felssäulen und Kegel empor, deren, je mehr
man sich dem Gipfel nähert, immer mehrere und sonderbarere sichtbar werden. Ich würde es umsonst versuchen,
Ihmen die wundersamen Gruppen zu schildern, die sie bilden, und deren Anblick bey jeder neuen Wendung des
schlängelnden Fuspfades unaufhörlich wechselt. Wenn ich
ein Einsiedlerleben in diesem Berge führen sollte, würde
es mir, dächt' ich, eine anziehende Beschäftigung seyn, diese

Gipfel unterscheiden zu lernen, und ihnen Namen zu geben, sie bey der aufgehenden Sonne zu begrüßen, ihnen bey der scheidenden Lebewohl zu sagen.

Der Montserrat hat nicht den ernsten, großen und feyerlichen Charakter nordischer Gebirge, der Alpen, unsrer Bergketten, oder auch der Pyrcnäen. Ein inselförmig allein stehender Berg, in unzählige kleinere Felsmassen zerspalten, mit meistentheils niedrigem Gesträuche bewachsen, ist er rauh, wild, chaotisch - gestaltet in seinen Gipfeln, anmuthig und freundlich in seinen Gründen, wunderbar und abentheuerlich im Ganzen, aber nicht eigentlich groß und erhaben. Es fehlen ihm die mächtigen Wände, die ungeheuren Flächen, auf denen das Auge weit hinausschweift; er hat keine fürchterlich rauschenden Wasserfälle, keine Gruppen finstrer Tannen, keine Eichen, deren dicker Stamm und deren knotige, mannigfaltig gewundene Aeste den Kampf bezeugen, den sie vielleicht schon ein ganzes Jahrhundert hindurch gegen die Macht der Elemente bestanden. Die Bäume, die man hier sieht, sind kleiner und schwächer; Nadelholz ist nur wenig, und was man am häufigsten findet, ist immergrünes Gesträuch mit einem dunkelglänzenden Laube. Was indess diesem Berge an Größe abgeht, ersetzt er durch die wunderbare Verbindung von Anmuth und Wildheit und durch die feyerliche Stille, die in ihm Zu ihren Füßen ist eine reizende und blumige Ebne, und einen einzigen Blick in die Höhe gerichtet, und Sie schauen in ein Chaos von Klippen, das den Trümmern einer ungeheuren Felsenstadt gleicht.

S. Geronimo hat ohne Zweisel unter allen Einsiedeleyen des Montserrats die schönste und romantischste Lage. Der Morgen, an dem wir diese Gegend besuschten, war neblig, aber der Nebel lag noch tief im Thale, der Himmel war heiter und blau, und die Sonne schien sehr warm

herunter. Vor uns gegen das Kloster zu und zu unsrer Linken erheben sich die Spitzen des Berges inselartig aus dem seuchten Dustmeere, das die ganze Fläche bedeckte. Vorzüglich schön stieg gerade gegen uns über, gleich einem mächtigen Eiland, eine Gruppe von Felsmassen empor, die man vom ganzen Berge aus leicht bemerkt und die sich gerade hinter und über dem Kloster zu erheben scheint. Zur Linken standen die Felsen mehr einzeln und abgeschnitten. Zu beyden Seiten öffnete sich der Blick in die Gegend. Aber zur Linken lagen die weißen Nebelwolken noch still und dicht, wie ein Meer; langsam, aber in steter Bewegung, zogen sie sich von da durch die Spitzen vor uns, und lagerten sich, aber dünner und zerrissner auf die, in wechselnden Gestalten durch sie durchschimmernde Fläche.

Zur rechten Seite dieser Einsiedeley ist ein furchtbarer, kraterähnlicher Abgrund; Steine, die meine Begleiter hineinwarfen, tönten lang und dumpf nach; aus der Mitte der schauderhaften Tiese steigen einige Felsspitzen thurmartig aus.

Der Weg von S. Geronimo zum äußersten Gipfel des Berges ist kurz, aber steil und mühsam. Dieser Gipfel erhebt sich, wie ein schroffes Vorgebirge, und ist überall, die Seite allein ausgenommen, von welcher der Fußsteig hinaufführt, von jähen Abgründen umgeben. Auf demselben steht eine kleine, der Jungfrau gewidmete Kapelle, zu welcher gewöhnlich der Einsiedler in S. Geronimo den Schlüssel hat. Jetzt da diese Einsiedeley leer stand, war sie verschlossen, aber wir fanden ein Paar Löcher in die Thür geschlagen, die, wie man uns nachher sagte, von einem Blitz herrührten, der sie wenige Tage vorher getroffen hatte.

Rund um die Kapelle ist nur noch ein schmaler, mit einem Geländer umgebener Gang, und von hier übersieht man nicht nur eine ungeheure Fläche Landes und das Meer, sondern auch einen Theil des Umkreises des ganz isolirt stehenden Berges. Denn diese Höhe befindet sich gerade an dem einen Ende desselben, wo er mit seiner, nach den östlichen Pyrenäen zugekehrten Seite sehr schnell abstürzt.

Uns erlaubte das Wetter nicht, die Aussicht des Landes in ihrer ganzen Ausdehnung zu genießen; aber wir gewannen vielleicht nur dabey, weil wir das prächtigste und größeste Wolkenschauspiel sahen, dessen ich mich je erinnere.

Da die Sonne noch hell von dem heitern Himmel herabschien, so war auch der äußerste Horizont an den Gebirgen von Roussillon und den dahinter hervorblickenden Pyrenäen noch rein, und man übersah vortreslich die ganze beschneite Bergkette. Aber näher am Berge und auf dem ganzen flachen Lande lagen Nebelwolken. Am dichtesten waren sie im Abend gethürmt, von da ging ihre Bewegung aus, und so zogen sie sich rund zu unsern Füßen herum. In der untersten Tiefe wälzten sie sich schwer und langsam, höher jugte der feine Dust schnell durch die Felsenritzen und im Morgen und Mittag war ein sonderbares Gewühl und Gemisch. Die Berge des Landes, das Meer und die Gewölke des Nebels verschwammen so in einander, daß schlechterdings keine sondernde Gränze mehr sichtbar blieb. Aus dem Nebelmeere erlieben sich lange zart und leicht geflockte Wolken zum reinen Himmel empor. Nach und nach kamen mehrere und größere dieser Gewölke, zwey große, eins tiefer, das andre höher, neigten sich mit ihren immer verlängerten Spitzen gegen einander und verschlangen immer mehr die heitere Bläue; der feine Dust jagte schon höher um uns her, die Sonne wurde selbst schon leicht bedeckt und alles kündigte trüberes Wetter an. Wir eilten nun hinunter und auf S. Onofre zu, eine Einsiedeley, die ganz an der andern Seite des Berges liegt, aber, wie man uns gesagt hatte, die wunderbarste Lage im Felsen haben sollte.

Wir giengen jetzt durchaus in Nebel gehüllt. Alle Aussicht war uns benommen; wir sahen nur die nächsten Felsen in dem Augenblicke, da wir davor standen, aber ihr einzelnes und plötzliches Erscheinen vermehrte nur noch ihr abentheuerliches Anschen.

Die erste Einsiedeley, zu der wir auf unserm Wege gelangten, und deren Namen ich wich nicht mehr erinnere. ist an einer hohen, wilden und einsamen Gegend des Gebirges gebaut und von einigen Cypressen umgeben. Ihre Gartenstücke überraschten uns durch die zierliche Sorgfalt, mit der sie bepflanzt waren. Nicht gleich freundlich aber war ihr Bebauer. Er empfieng uns mit verdrießlicher Mine, verrichtete sein Gebet mit finsterm Gesichte, und schlug uns geradezu ab, uns seine Wohnung zu zeigen. Seiner Physiognomie nach zu schließen, war dieser Charakter (den die Spanier mit einem ausdrucksvollen Wort ein genio adusto nennen) in ihm tief in seiner Organisation gegründet. Er war groß und hager, hatte eine sonderbare Schädelform, eine sehr hohe schwärmerische Stirn, einen trotzig aufgeworfenen Mund, eingefallene Wangen und große finslere Augen.

Man sagte mir nachher, dass er ein Aragonier sey; und man legt den Aragoniern gewöhnlich sinstern Ernst, Stolz und eigensinnigen Trotz zur Last. Sie wissen schon aus andern Reisebeschreibungen, was es mit diesen, von allen Provinzen Spaniens gegenseitig einander zugeworsenen Beschuldigungen zu bedeuten hat. Wahr mag es indess seyn, und gewis gereicht es den Aragoniern nicht zum Nachtheil, dass in ihnen das sortwirkende Andenken ihrer ehemaligen Versassung, einen unabhängigern Sinn, mehr Selbstständigkeit und einen wärmern Nationalstolz erhalten hat.

Nachdem wir diese Einsiedeley verlassen und einen beträchtlich weiten Weg zurückgelegt hatten, befanden wir uns auf einmal an dem Fusse zweyer dicht an einander stehender senkrechter Felssäulen, durch welche bloß eine ganz schmale, über 80 Stufen hohe Treppe zu dem obern Stockwerke des Berges führt. Diese Treppe ist der Zugang zu drey dicht bey einander gelegenen Einsiedeleyen, Sta. Magdalena, S. Onofre und S. Juan.

Die erstere liegt allein zur Rechten, und hat einen sehr unbequemen Eingang über große Felsstücke hin. Ihr Bewohner war ein hübscher, freundlicher Mann, der uns überall herumführte. Er schien in seiner kleinen Oekonomie, der er sich, wie man an der durchgängigen Ordnung und Reinlichkeit bemerkte, eifrig annahm, ein einsames, aber heitres häusliches Leben zu führen. Er ist, wie mehrere Einsiedler des Bergs, ein Tischler, und seine Wohnung war reichlicher und zierlicher, als wir bey den andern bemerkt hatten, mit Kommoden, Stühlen, Tischen und anderm Hausrathe versehen.

S. Onofre und St. Juan hängen gleich Adlernestern am Felsen. An einer schroffen und langen senkrechten Wand ist vermuthlich ein länglichter Ris, gleich einer Höle, gewesen. Diesen hat man benutzt, Einsiedeleyen darin anzulegen. Daher sind ihre Hauptwände der natürliche Fels. Nur die vordere ist ganz gemauert, und verschließt bloß die Felsspalte. Die Hinterwand und zum Theil das Dach giebt diese selbst her. Der Eingang ist bey jeder der beyden Einsiedeleyen zur Seite durch hohe und beschwerliche Treppen am Felsen, und die Gärten liegen aus tieser unten besindlichen Terrassen.

Wir besuchten S. Onofre. Der Einsiedler, der hier wohnt, hat aus seinem Fenster eine herrliche und ungeheuer weite Aussicht auf das Land und das Meer; da der Himmel wieder helle geworden war, konnten wir sie jetzt mit genießen; doch war es nicht klar genug, um, wie sonst, die Insel Mallorca zu sehen. Zur Linken steht ihm die Einsiedeley der Heil. Magdalena und eine furchtbar steile, der seinigen ähnliche Felswand. Er ist ein Franzose, und wir fanden in ihm einen freundlichen und gefälligen Mann, in dem sich die Spuren des Charakters seiner Nation nicht verwischt hatten. Mitten in dieser schrecklichen Einöde hatte er ihre fröhliche Laune, ihre Gesprächigkeit und Lust an gesellschaftlichem Umgange nicht verloren. Er hatte vordem in einem der angesehensten und gesellschaftlichsten Handlungshäuser Barcelona's gelebt, erzählte uns aber, daß er sich immer nach dieser Stelle gesehnt habe, und dass, seitdem er hier wohne, nichts seiner Heiterkeit und Zusriedenheit mangle. Er setzte uns ein schmackhaftes Frühstück vor, und wollte uns schlechterdings auch zum Mittag bey sich behalten.

S. Juan ist dicht neben ihm an, und unter einem Dache gebaut. Ein Spanischer lebenssatter Graf soll diese Einsiedeley angelegt und die Erlaubniss erhalten haben, mit dem Einsiedler in S. Onofre in Gemeinschaft zu leben. Nach seinem Tode aber hat man die Verbindungsthüre zugemauert, und jetzt müssen beyde Einsiedler, deren Fenster nur um wenige Schuhe von einander entsernt sind, eine Stunde Weges machen, um den Felsen herunter und hinauf zu einander zu gelangen.

Auf dem Rückwege von hier nach dem Kloster besuchten wir noch einige Einsiedeleyen, in denen wir aber weiter nichts Bemerkenswerthes antrafen.

Die zwölf Einsiedler (der unter ihnen wohnende Mönch macht die Zahl der dreyzehn Einsiedeleyen voll) sind gleichfalls Mönche und thun dieselben Gelübde, als die im Kloster. Nur sind sie nicht zu Priestern geweiht, haben strengere Pflichten und dürfen unter keinerley Bedingung den Berg verlassen, der ihre Clausur ist, und vier kleine Spanische Meilen im Umfange hat. Ihr Leben sieht auf den ersten Anblick sehr reizend aus — ungestörte Einsamkeit, eine prächtige Natur und scheinbare Unabhängigkeit. Allein wenn man genauer nachfragt, verschwindet diese glänsende Außenseite gar sehr.

Der arme Einsiedler ist den ganzen Tag mit Andachtsübungen beladen, und behält kaum zwey bis drey Stunden übrig, sein Gärtchen zu bestellen und einige Handarbeit zu verrichten. Um zwey Uhr Morgens muss er ausstehen und bis sechs oder sieben Uhr in Gebet, Meditation und Lesung heiliger Bücher zubringen. Dann besorgt er seine kleine Wirthschaft und seine Küche. Nachher gehen andre Andachtsübungen bis Mittag an, und so den ganzen Tag. Um jede dieser Stunden muß sein Glöckchen die Glocken des Klosters begleiten. Er darf zwar seine Einsiedeley verlassen; aber abgerechnet, dass ihm seine Beschäftigungen weite Entsernungen verbieten, so würde er bald getadelt werden, wenn er größere oder häufigere Spatziergänge bloß zum Vergnügen, vorzüglich auf gangbaren Wegen anstellte. Ob es ihm gleich nicht geradezu untersagt ist, seine Mitbrüder zu besuchen, so ist es doch gegen die Strenge seiner Pflicht, dies öfter, oder überhaupt anders, als im Nothfalle, zu thun.

Dabei sind die körperlichen Beschwerden, welche die Einsiedler zu erdulden haben, sehr groß. Im Winter sind sie in den Felshöhen, die sie bewohnen, einer empfindlichen Kälte, und fast zu allen Zeiten einem unangenehmen Winde ausgesetzt. Vor Tage müssen sie Sommers und Winters, in dieser letztern Zeit mit Fackeln in ihr Versammlungshaus kommen, und thun auf diesen weiten und beschwerlichen Wegen oft gefährliche Fälle. Das ganze Jahr hin-

durch dürsen sie kein Fleisch essen, und müssen sich, da sie sich nicht immer Milch, Butter oder Eyer verschassen können, meist mit getrocknetem Fisch, Oliven u. s. f. begnügen. Diese Pflicht hängt eigentlich mit ihrem Wohnen im Berge zusammen. Denn niemand, weder ein Mönch des Klosters, noch ein Laie, darf zu irgend einer Zeit des Jahres in einer Einsiedeley etwas anders, als Fastenspeise genießen, und der Einsiedler würde dem Fremden kein Feuer geben, von dem er vermuthen könnte, dass er sich im Berge Fleisch zubereiten wollte. Zum Kloster steigen sie nur an bestimmten Tagen (etwa 15 bis 20 male im Jahr) zum Gottesdienst, wo sie alsdann mit den Mönchen essen, oder wenn ein Mönch begraben wird, oder wenn sie krank oder zu alt sind, die Beschwerlichkeiten des Berglebens zu ertragen, hinab. In diesem Falle kommen sie immer herunter, und man wusste mir kein Beyspiel eines im Berge gestorbenen anzugeben.

Jenes Zwanges und dieser Beschwerden ungeachtet, fehlt es nie an Leuten, die sich um Stellen in diesen Einsiedeleyen bemühen. Zu zweyen, die jetzt leer standen, waren so viele Bewerber, dass der Abt, wie er mir selbst sagte, sich nicht entschließen konnte, eine Wahl zu treffen, um nicht die Zurückgewiesenen dadurch zu beleidigen. Darüber dürste man sich vielleicht weniger wundern, wenn es bloß oder doch vorzüglich Geistliche und namentlich Ordensgeistliche wären, welche diese Plätze suchten. Despotismus und der Verfolgung, die so oft in der Klostergemeinschast herrschen, überdrüssig, könnten sie vielleicht doch der unmittelbaren Aussicht los zu werden, und wenigstens in einem Stande, den sie einmal nicht verlassen dürfen, das Erträglichste zu wählen wünschen. Allein es sind unter den Bewerbern Leute der verschiedensten Stände, sogar angesehene Militairpersonen. Da nicht leicht jemand unter 30 Jahren oder mehr eine solche Stelle bekommt, so ist auch jugendliche Uebereilung oder älterliche Ueberredung nicht leicht die Ursache dieses Entschlusses.

Man sollte daher auf die Vermuthung gerathen, dass religiöse Schwärmerey daran Schuld, und diese unter allen Ständen Spaniens noch sehr allgemein verbreitet sey. Ohne über dies letztere entscheiden zu wollen, muß ich dennoch gestehen, dass der Anblick der Einsiedler des Montserrats diese Vermuthung keinsweges in mir bestätigte. Alle die ich sah, und die mir andre, Reisende und Einheimische, schilderten, sind stille und ruhige, dem Ansehen und vermuthlich auch der Wahrheit nach fromme Menschen, aber, einen oder ein Paar vielleicht ausgenommen, ohne einige Spur von Ueberspannung oder Schwärmerey. Die Reinlichkeit, in der sie ihre Einsiedeleyen erhalten, die Sorgfalt, mit welcher sie den Altar ihrer kleinen Kapelle mit Blumen, kleinen Gefässen, oder wie sie sonst können, verzieren, der Fleis, den sie auf ihre Gärten, die Mauern und Hecken vor ihren Wohnungen, die Felstreppen ringsherum verwenden, zeigt (vorzüglich unter einer sonst nicht sonderlich auf diese Dinge aufmerksamen Nation) dass sie sich mit Liebe dieser häuslichen Geschäste annehmen, die sie, da alle dreyzehn nur Einen Tageweis umgehenden Aufwärter haben, natürlich selbst verrichten müssen. In keinem einzigen, den ich besuchte, bemerkte ich einen träumerischen, oder in Grübeleyen vertieften, oder trägen Charakter, und wenn man sieht, wie genau sie jeden Grashalm um ihre Einsiedeley herum kennen, mit welcher Neugierde sie aufmerken, wenn der Fremde, der zu ihnen kommt, ein Moos oder eine Pflanze in die Hand nimmt, und sogleich nach dem Namen, den Eigenschaften und den Heilkräften derselben forschen; so vergisst man leicht, dass diese Menschen nur mit dem Himmel beschäftigt sind.

Der Einsiedler lebt, wie der Wilde, beständig mit der Natur, er beschreibt nur einen kleinen Kreis um seine Zelle; aber dieser kleine Kreis ist seine Welt und in ihr bleibt kein Punkt ihm verborgen, oder unbenutzt. Wie der Wilde hat er oft mit der Macht der Elemente zu kämpsen, wie er, klimmt er mit Behendigkeit und Kühnheit an fast senkrechten Felswänden hin; nur ist er glücklich genug, in einer Lage zu seyn, in der nicht leicht ein seindseliges Gefühl den Frieden seiner Brust stören kann. Selbst den Vögeln des Waldes um ihn her ist er nicht gesührlich; auch kommen sie auf sein Locken und nehmen vertraulich ihre Nahrung aus seiner Hand. Mehr daher, als von einem eigentlichen Verbote mag es herrühren, dass man bey keinem Vögel in Käsigen antrisst.

In den Stunden ihrer Musse und wenn ihr Garten und ihre Wohnung keine Sorgsalt mehr sodert, beschäftigen sich diese Einsiedler mit mechanischen Arbeiten. Die meisten machen kleine Kreuze von verschiedenen Farben, welche das Volk begierig kaust. Einer hatte — wie weiland Kaiser Karl V. — mehrere Wanduhren in seiner Zelle. Kein Wunder! Das blosse Fortrücken der Zeit, das uns nur ein ärgerliches Hinderniss ist, das wir gern vergessen möchten, ist für ihn eine wichtige Begebenheit.

Es muss ein wunderbares Gesühl seyn, auf das Vorrecht des Menschen, nicht wie die näher an den Boden geknüpsten Thiere, nur innerhalb gewisser enger Gränzen zu bleiben, sondern nach Neigung und Lust herumzuschweisen, Verzicht zu thun, alle seine Kräste und seine Wünsche in eine Spanne Land einzuschließen, und eine halbe fruchtbare Provinz, weitumschauende Berggipsel und das gränzenlose Meer im Gesichte, allem andern zu entsagen, als ihr und dem Himmel. Selbst eine so wunderbare Stimmung der Einbildungskrast und des Gefühls, die vermögend

ist, ohne eigentlichen Gegenstand, durch ein bloß behagliches Hin- und Herbewegen eines gleichsam formlosen Stoffs, die Seele genügend zu erfüllen, als Rousseau hatte, oder zu haben wähnte, wenn er halbe Tage lang, auf den Rücken ausgestreckt, in einem Kahn auf dem See um die Peters-Insel herum schwamm, oder die angestrengteste Beschäftigung mit durchaus abstracten Ideen, scheinen kaum stark genug zu bewirken, was hier ganz gewöhnliche und alltägliche Menschen, und ich wiederhole es noch einmal, ich glaube, ohne sonderliche Religions-Schwärmerey, verrichten. Aber auf dem Flecke selbst, mitten unter ihnen, erscheint dies psychologische Phänomen bey weitem weniger wunderbar-

Häusiger als in anderen Ländern, glaube ich, findet man in Spanien Menschen, die bereit sind, Unabhängigkeit mit Einsamkeit zu erkaufen. Der Spanier ist sinnlicher, aber nicht so materiell, als der Nordländer, und bey weitem reizbarer; es liegt ihm also mehr daran, ungestört zu leben. Er ist in Gesellschaft aufgeweckt und witzig, aber er bedarf ihrer nicht gerade und sucht sie nicht mit Aemsigkeit. Da seine Nation noch nicht cultivirt genug ist, so kennt er die unruhige Geschäftigkeit des Geistes nicht, die man z. B. an dem Franzosen wahrnimmt; er geht immer mehr in die Tiefe, als in die Weite; sein Charakter beschästigt ihn mehr, als seine intellektuellen Kräste, und bey allen Menschen dieser Art ist ein gewisser Hang zu dem, was andere Müßiggang nennen würden (was aber oft nur eine sehr edle Phantasiebeschästigung mit ihren Gesühlen ist) bemerkbar. Durch ihren Charakter nur auf einige wenige Punkte, aber auf diese mit aller Energie gerichtet, können sie eigentlich vom Nichtsthun nur zu einer auf diese Punkte Bezug habenden Thätigkeit übergehen, nur zu einer großen und wichtigen. Alle andre scheint ihnen leicht, blos mechanisch und ihrer unwürdig.

In dieser Gemüthsstimmung, besonders bey unaufgeklärten Leuten, passt nun ein Einsiedlerleben sehr gut. Der Einsiedler lebt allein und ungestört; er kann seinen ganzen Tag sich selbst, seinen Gefühlen und den Dingen, die ihm lieb sind, widmen. Die geistliche Knechtschaft und die ewigen Andachtsübungen können dem einmal religiösen Menschen nicht schwer fallen. In der Einsamkeit des Einsiedlers sind die Andachtsübungen, einzelne Momente tieseren Gefühls abgerechnet, nichts als ein unbestimmtes Hinbrüten der Seele über einmal gewohnten Empfindungen, wie es leicht jeder, nur an andern Gegenständen, an sich selbst ersahren wird, da es wohl nur wenige Menschen giebt, welche nicht einen großen Theil ihres Lebens hindurch gewisse Lieblingsempfindungen, Plane oder auch nur Träume begleitet hätten. Die körperlichen Beschwerden schrecken den Spanier weniger ab, da er, wie ich Ihnen einmal künftig näher auseinandersetzen werde, härter gewöhnt ist, und besser der Bequemlichkeiten des Lebens entbehrt, als viele andre Europäische Nationen. Selbst die Verschiedenheit der Stände unter den Bewerbern um die Einsiedeleyen ist minder befremdend, da (sogar noch abgerechnet, daß der geistliche alle übrige vereinigt und gleich macht) diese Verschiedenheit in den Sitten, der Lebensart und der Freyheit des Umgangs bey weitem weniger groß ist, als ehemals in Frankreich und noch jetzt bey uns.

Wie es mir vorkommt, ist es also weit mehr Sehnsucht nach einem sorgenlosen sichern Unterhalt und einem unabhängigen und ungestörten Leben, welche den Spanier in Einsiedeleyen lockt, als Religionsschwärmerey. Allerdings wirken gewiß immer mehrere Ursachen zugleich, und wohl mag Frömmigkeit in den Augen dieser Menschen selbst immer die erste Triebfeder seyn. Nur zweisle ich, dass sie allein genug Stärke besäße, wenn nicht, ihnen selbst unbewusst, ihr Gemüth von selbst sich zu einem solchen Leben hinneigte. Ost mögen auch freylich einzelne Unglücksfälle, Schrecken des Gewissens oder der Einbildungskrast Menschen in die Einsamkeit treiben; doch sind dies nur die Ausnahmen.

Die Spanier pflegen diejenigen, welche in Einsiedeleyen gehen, gente retirada y desengannada zu nennen, zurückgezogene Leute, die von den Täuschungen des Weltlebens zurückgekommen sind.

Das Spanische: desengannar entspricht nämlich dem Französischen: désabuser. Merkwürdig aber ist es zu sehen, wie die verschiedenen Stufen der Cultur, auf welcher beyde Nationen stehen, auf den Gebrauch dieser Wörter eingewirkt haben. Das Spanische: desenganno hat fast immer einen pathetischen Sinn, es ist das feyerliche Wort des Dichters, wenn der täuschende Schleyer der Liebe zerreiset, oder eine schwärmerische Stimmung die Seele von der Eitelkeit irdischer Freuden zum Himmel emporreisst. Das Französische: désabuser dagegen (in seinem neuesten, frey-, lich indess erst seit 10 bis 15 Jahren üblichen Gebrauch) deutet einen nur im größesten Gewühl der Gesellschaft möglichen Begriff an, ist der Tod aller dichterischen, wie überhaupt jeder höheren Stimmung, und drückt den Zustand eines durch unaushörliches Umtreiben in verwickelten Weltverhältnissen ganz und gar erkalteten Gemüths aus.

Uns Deutschen fehlt es an einem Worte für das Zurückkommen von einer Täuschung oder Verblendung, wir mögen den ersteren oder den letzteren Zustand bezeichnen wollen; ein Mangel, der daher rühren mag, dass unsern Sitten die Ueberverseinerung gesellschaftlicher Verhältnisse, die man in Frankreich kennt, und unserm Charakter die leidenschaftliche Verblendung des Spaniers fremd ist. Dagegen dürfte nicht leicht eine andre Sprache ein so schönes Wort für diesen Begriff überhaupt aufzuweisen haben, als unser nüchtern ist, da ein nüchterner Sinn eine Freyheit von Wahn und Verblendung anzeigt, die nicht erst durch eine neue Täuschung oder durch ein gänzliches Erstarren des Gefühls erkauft ist, sondern sich vielmehr immer Stärke und Weisheit in ihm vereinigt, und das Wort, schon seiner bloßen Ableitung (von Nacht) nach, die Frische und Freyheit des Gemüths bezeichnet, mit der man, nach der Stille und Einsamkeit nächtlicher Ruhe, noch unbeschwert von den Eindrücken des Tages am Morgen erwacht.

Um Ihnen, lieber Freund, noch einen Beweis mehr zu geben, dass meine Schilderung der Einsiedler des Montserrats wirklich der Natur entspricht, will ich Ihnen aus einem Briese meines Bruders eine Anekdote abschreiben, die er, als er ein Jahr vor mir den Montserrat besuchte, dort erlebte.

"Ich befand mich," so lautet seine Erzählung, "bey dem "Einsiedler von Santiago und suchte Kräuter in der Nach-"barschaft seiner Einsiedeley. Der Eremit hörte im Walde "rufen, wurde unruhig, öffnete alle Fenster seiner Warte, "und wollte schon zu Hülfe eilen. In demselben Augen-"blicke stürzte ein junger Maulthiertreiber weinend und au-"ser Athem herzu. Er schrie: sein macho (ein Wort das, "von masculus abstammend, eigentlich alles Männliche der "Thiere bedeutet, aber vorzugsweise für Maulthiere ge-"braucht wird), sein armer, lieber macho sey in den Ab-"grund gestürzt. Er weinte, wie ein Kind, und rief tau-"sendmal die Mutter Gottes und alle Heilige an. Der Ein-"siedler schleppte ihn hastig in sein Zimmer und hing ihm "einen Rosenkranz um. Ich fürchtete schon, dies sey die "ganze Hülfe. Allein es war nur, um den ersten Schmerz "zu lindern. Er stürzte sich sodann, ohne dem Wege zu "folgen, die Felswände hinab bis zu dem Orte, wo das "Maulthier lag. Der Treiber und ich konnten erst später "nachkommen. Das Thier hing nur noch an Einem Beine, "das sich um einen Baum geschlungen hatte, mit dem Kopfe "nach unten zu, so schräg über dem Abgrunde; dass es, "sich selbst überlassen, nothwendig hätte hinunterstürzen "müssen. Der Treiber heulte unentschlossen, küsste das "arme Thier, und setzte verbindliche Anreden an alle Hei-"ligen hinzu, welche dem Viehe für nützlich erachtet wer-"den. Der Einsiedler schalt seine unthätige Zagheit, hier "sey der Moment zum Haudeln. Er stellte sich stämmig "unter das Thier, um dem Kopfe eine Richtung zu geben. "Ein wirklich schauerlicher Anblick! denn fiel das Thier zu "schnell, so zog es ihn, ohne Rettung, mit in den Abgrund "hinab. Aber der Einsiedler lächelte der Gefahr, liess einen Strick um den Fuss des Thieres schlingen, und wälste "es so, den Kopf lenkend, glücklich in die Höhe. Nun "folgte eine lange Strafpredigt über den Mangel an Ent-"schlossenheit. Leider war der Rosenkranz bei der Arbeit "verloren gegangen. Aber der Einsiedler suchte ihn nicht "ängstlich; denn es war ihm leicht, sich einen andern zu ..drechseln."

Es ist Ihnen vielleicht nicht unlieb, wenn ich Ihnen aus demselben Briefe meines Bruders etwas über die mineralogische Beschaffenheit dieses Berges abschreibe.

"Die ganze Ebene von Barcelona besteht aus Sand"stein, nämlich so, dass immer das grobkörnige Conglomerat
"mit seinkörnigem Sandstein abwechselt. Unter diesem
"Sandsteine kommt hier und da Kalkstein, und unter diesem,
"aber von unregelmäßigem Falle, um Colbaton, Thonschie"fer mit Quarzgängen durchtrümmert vor. Der Montserrat
"selbst besteht vom Fuse bis zum Gipsel aus einem Con"glomerat, das meist sehr grobkörnig ist; zwar sind gegen
"den Gipsel zu seinkörnige Sandsteinschichten häusiger, doch

"bilden sie kaum + des Ganzen. Die Geschiebe sind zum "Theil 14 Zoll dick, große und kleine gemengt, meisten"theils graulich weißer Kalkstein; doch kommt auch etwas "gelber und schwarzer, der leicht mit Lydischem Stein zu "verwechseln ist, darin vor. Die Crête des Berges streicht "St. 8. Im Conglomerat ist etwas weißer Quarz, als Ge"schiebe. Die Schichten sind alle meist seiger mit 80 — 90°
"und meist St. 3 — 4. Daher ist das Serratum (die Ein"schnitte) eine Folge der Schichtung. Die Bänke haben "sich abgelöst, und da der Sandstein dazu leicht verwitter"bar ist, so haben sich Kegel gebildet, von denen immer "5 — 6 zu den sonderbarsten Gruppen zusammengchäuft "sind."

Die Höhe des Gipsels des Berges, da wo die Kapelle der Jungsrau über der Einsiedeley des H. Hieronymus steht, beträgt, nach den, von Hrn. *Méchain* in dieser Gegend neuerlich angestellten Messungen, deren Resultate er mir mitzutheilen die Gütigkeit gehabt hat, etwas über 634 Toisen, solglich etwas über 3937 Rheinländische Fuss*).

Sein Schatter soll, wie mich die Mönche des Klosters versicherten, auf 7 Spanische Meilen weit im Meere sichtbar seyn; eine Behauptung, deren vollständige Prüfung zwar eine genauere Bestimmung der Entfernung des Berges vom Meeresufer voraussetzen würde, als mir wenigstens bekannt ist, die aber an sich nichts Unglaubliches enthält, da berechnet ist "), daß der Athos nur 518 Toisen hoch zu seyn brauchte, um in einer Entfernung von beynahe 26 französischen Meilen eine Bildsäule auf dem Markte von Myrina auf der Insel Lemnos zu erreichen.

^{*)} Nach dem Verhältnisse des Pariser Fusses zum Rheinländischen wie 59 zu 57.

^{**)} Voyage dans la Troade par Le Chevalier. 2. éd. p. 23. 24.

Ich schließe für heute, mein Lieber. In meinem nächsten Brieße erhalten Sie eine Beschreibung der Ueberbleibsel des Theaters von Murviedro (dem alten Sagunt), das man vor einer, von einem Bewohner Murviedro's darüber geschriebenen Abhandlung, aus der ich Ihnen einen Auszug mittheilen werde, nur aus weniger genauen und vollständigen Nachrichten kannte.

Reiseskizzen aus Biscaya.

1.

St. Jean de Luz.

Unsre Ungeduld, die Spanische Gränze zu begrüßen, wurde noch einen Tag lünger hingehalten, als wir geglaubt hatten. Der Weg war unglaublich schlecht; das Pflaster der Chaussée war wie von Grund aus aufgewühlt, und die Steine lagen haufenweis mitten in der Straße aufgethürmt.

Doch waren dies nicht die einzigen Spuren, welche uns an den letzten Krieg zwischen Frankreich und Spanien und an die Vernachlässigung der innern Administration seit der Zeit der Revolution erinnerten. Die sprechendsten Beweise davon fanden wir in Saint Jean de Luz. Ein Arm des Meeres strömt daselbst in das Land ein und theilt diesen kleinen Ort in zwei Theile. Ueber diesen Arm ist eine lange hölzerne Brücke gebaut; und da das Meer hier überaus stürmisch ist, so sind die Ufer mit prächtigen steinernen Quais eingefaßt. Seit Jahren aber hat man diese Schutzwehren gegen die Gewalt der andringenden Wogen gänzlich vernachlässigt; die Quais sind beschädigt und zum Theil eingestürzt; die Flut hat schon einige der dem Ufer zunächst stehenden Fischerhütten weggerissen und droht andren denselben Untergang; und die Brücke ist so versal-

len, dass nur noch Fussgängern darüber zu gehen erlaubt wird. Geschieht den Eingriffen des Meeres nicht bald Einhalt, so läust der ganze Theil des Orts um den Hasen herum sichtbare Gesahr.

Wir kamen gerade zur Zeit der einströmenden Flut in dem Orte an; und da unser Wagen durch das Wasser fahren mußte, so waren wir genöthigt, die Ebbe abzuwarten und gegen unsern Vorsatz hier zu übernachten. Wir machten einen Spaziergang an den Hasen, setzten uns auf dem versallenen Quai neben einigen Fischern, deren starke, aus den Lumpen, die sie umhüllten, nackt hervorblickende Glieder und deren armseliger Fang uns lebhast an den Theokritischen erinnerte, meder und ergötzten uns unendlich an dem Schauspiel des vom Sturm bewegten Meeres.

Der Meerbusen von St. Jean de Luz ist vorzüglich malerisch. Klein, aber durch zwei Vorgebirge, rechts durch das Fort St. Barbe, links durch das, welches den Namen des Orts trägt, gut begränzt, bietet er dem Auge gerade die Fläche dar, die es leicht übersieht. Die Wogen rollten majestätisch von der Höhe des Meers auf uns zu; vom Widerstand der zurückprallenden Wellen aufgehalten, brach sich ihre sinsterthürmende Spitze in weissen Schaum, der vom Mittelpunkt aus wie ein plötzlich entzündetes Feuer zu beiden Seiten in unabsehlichen Reihen hinlief; dann sich mit verdoppelter Gewalt überwälzend, stürzten sie laulbrausend in die Mündung des Hafens. Dieselhe Flut aber, die hier vor uns eingeengt im Drange des Ein und Zurückströmens wild auftobte, ergoss sich hinter uns mit pfeilschneller Geschwindigkeit in lieblichen Schlangenlinien über das glattgespülte Ufer; und, - so rasch war die Bewegung -, wenn die zweite Welle der ersten zurückkehrenden begegnete, sah man, wie in einem durchsichtigen Krystall, zwei zusammenhangende Spiegelflächen über einander

in entgegengesetzten Richtungen hingleiten. In der Ferne vernahm man nur ein dumpfes Toben, ein verwirrtes Gewühl der Wogen; an hervorragenden Klippen spritzte Schaum aus der dunkeln Flut empor, und auf der äußersten Höhe des Mecres schwankten von Zeit zu Zeit die schimmernden Segel eines Schiffes vorüber.

In den Pyrenäen hatten mich ost jene ungeheuren, von keinem mildernden Grün umkleideten Felsmassen in die frühesten Alter der ersten Weltbildung zurückversetzt. Sie sind das Bild einer ewig unthätigen Ruhe, einer Last, die, immer auf den Mittelpunkt ihrer Schwere drückend, nur zusammenzustürzen droht, um sich noch fester an einander zu ballen. Was dagegen bei dem Anblick des Meers die Einbildungskraft bis zum Entsetzen anspannt, ist die fürchterliche, sich mit unglaublicher Geschwindigkeit nach allen Seiten zugleich fortpflanzende, von dem unbedeutendsten Stofs die ungeheuerste Tiefe aufwühlende, den ganzen Erdkreis bedrohende Beweglichkeit. Jene ewige Ruhe, dies ewige Rollen, beide nach blinden Gesetzen, beide in todten ungeschiedenen und ungeheuren Massen, die wüsten Elemente des Chaos, sind die Gestalten, in welchen die leblose Natur uns ihre Erhabenheit zeigt, in denen eine dunkle und unverstandene Krast waltet, und neben welchen jede geistige verstummt und verschwindet.

Wie die Pflanze, die, sich aus der Ritze des Felsens hervorwindend, seine schrossen Ecken umklammert, erhält sich mitten unter ihrer Verwüstung die lebendige Organisation, und wie der im Stein verborgene Funke, springt der Trieb der Bildung aus ihr selbst hervor.

In jedem gefühlvollen Zeichen der Natur hat eines dieser zwiesachen Elemente, die todte oder die beseelende Krast, ein sichtbares Uebergewicht. Homer und die Griechen schildern die Natur lieber in der Mannigsaltigkeit ihrer Gestalten und der Fülle ihrer Bewegung; die nordische Phantasie Ossians verweilt vorzugsweise bei ihren rohen, wüsten und finsteren Massen. Aber noch fehlt uns der Dichter, welcher, tiefer eindringend, den formlosen Stoff wahrhaft mit dem Bildungstrieb gattete und, matte Beschreibungen aus seinem Kreise verbannend, den Kampf und die Vereinigung der Schöpfungskräfte selbst einführte.

Er würde vielleicht die Kosmogonie einige Schritte weiter führen, oder wenigstens gewiß den unbebautesten Theil der Dichtkunst, die didaktische, mit einem unbekannten Muster bereichern. Denn nicht Welten durch Welten zu entzünden und Fabeln an Fabeln zu reihen, ist es, was die dichterische Einbildungskraft hier sucht. Sie will im Menschen die Kräfte erregen, durch die er eine solche Schöpfung außer sich begreifen, eine ähnliche in sich nachbilden kann.

Denn auch in ihm streitet ein formloser Stoff, ein unbestimmtes Streben und ein unbestimmter Trieb mit dem ordnenden Gedanken und der gestaltenden Anschauung; auch in sich begreift er diese Elemente nur einzeln; und nur der Einbildungskraft ist es gegeben, sie wenigstens auf Augenblicke zu ihrer ursprünglichen Einheit zu verknüpfen.

. 2.

Spanische Gränze.

Die westliche Seite der Pyrenäen senkt sich gegen das Meer zu allmählich herab ') und verliert sich an dem Ufer desselben in unbedeutende Hügel. Die östliche dagegen ist steil und setzt dem Mittelmeer schroffe Vorgebirge entgegen. Daher hat der Weg von Perpignan aus

^{*)} Ueber dies etagenmäßig abnehmende Absteigen der Pyrenäcn s. Mém. sur la guerre entre la France et l'Espagne p. 11. nt. (1.)

nach Spanien mit Mühe durch den Fels gehauen werden müssen, da der von Bayonne nur zwischen kleinen Anhöhen hinläuft.

Die Aussicht ist hier mehr annuthig, als groß; doch fehlt es ihr nicht an Mannigfaltigkeit. Man ist immer von größeren oder kleineren Bergen umgeben, behält bestündig einige der hohen Pyrenäen im Gesicht, und erblickt bisweilen über den niedrigeren Hügeln zur Rechten das Meer.

Die Gränze zwischen Frankreich und Spanien macht, wie bekannt, die Bidassoa*) bei dem pas de Beodid. Von einer kleinen Anhöhe sieht man beide Länder liegen.

Die Linie, welche zwei Reiche von einander scheidet, ist immer ein interessanter Anblick, wie wenig auch zunächst um sie herum Boden und Bewohner verschieden seyn mögen. Es ist eine Scheidewand, durch welche die Willkühr oder der Zufall zwei Menschenhaufen zu verschiedenen Schicksalen verurtheilt hat.

Es schiene natürlich, dass sich Völkerstämme, wie andre Gewächse des Bodens, so weit verbreiteten, als es ihnen, nicht ihre zerstörenden, aber ihre anbauenden Kräste verstatteten. Ihre politischen Gränzen würden sich dann wahrscheinlich von selbst mit den Natur-Abtheilungen des Landes, das sie bewohnten, in Verbindung setzen. Bei einer weiteren Ausdehnung würden sie lieber in demselben Thale die User desselben Flusses weiter verfolgen, als über das Gebirge in ein neues hinübergehen, wo sie ein andres Klima, einen anderen Boden und, was auf den Menschen,

^{*)} Man hält diesen Fluss gewöhnlich für die Magrada der Alten (Oihenart p. 87. Florez XXIV. 15. Mannert 1. 355.). Dem Fortsetzer der Esp. sagr. Risco scheint XXXII. p. 90. die Stelle des Mela, wo er dieses Flusses erwähnt (den sonst keiner der andren alten Schriftsteller nennt), zu sehr verdorben, um etwas darauf bauen zu können.

der immer, auch schon in seinem rohesten Zustande, Eindrücken auf die Empfindung und die Einbildungskraft folgt, gleich mächtig wirkt, eine andre Gestalt des Landes und der Vegetation anträfen. Auch kann man in den frühesten Zeiten des bewohnten Europas, wo nicht besondre Umstände außerordentliche Völkerbewegungen veranlaßten, die Gränzscheidungen der Flüsse mit ziemlicher Sicherheit zugleich als Gränzscheidungen der Völkerstämme ansehen.

Im Zustande der Bildung, wenn der Mensch auf dem Boden Kraft genug gewonnen hat, sich über denselben zu erheben, entsteht eine andre Art natürlicher Gränze zwischen verschiedenen Nationen, die Verschiedenheit der Sprache und der Cultur.

Der Zufall, oder das Schicksal, welches die menschlichen Begebenheiten lenkt, hat die eine und die andre dieser natürlichen Scheidewände übersprungen; die verschiedensten Völkerstämme haben sich mit einander vermischt; vorhandene Sprachen sind untergegangen, und aus ihren Trümmern sind neue entstanden. Bei allen diesen Veränderungen hat sich die Uebermacht gezeigt, welche die moralischen Einwirkungen im Menschen über die physischen ausüben. Der Einfluss der Gleichheit des Klimas und sogar der Abstammung verschwindet, und derselbe Völkerstamm nimmt eine verschiedne Gestalt an, je nachdem der Zufall einen seiner Theile mit einer andren Nation verbunden hat.

Dies glaubte ich auch hier zu bemerken. Der unleugbaren Nationalähnlichkeit zwischen beiden ungeachtet, tragen doch die Französischen Basken mehr Französische Leichtigkeit, die Spanischen Biscayer mehr Spanischen Ernst an sich. Die ersteren, die zu der Zeit des gänzlichen Verfalls des abendländischen Kaiserthums, — vermuthlich am Ende des 4ten Jahrhunderts —, theils von selbst, theils später von den Herzogen von Aquitanien als Miethstruppen herübergerusen, ihre alten Wohnsitze verließen ') und sich in Frankreich sestsetzten, haben sich daher dem allgemeinen Charakter der mittäglichen Franzosen genähert, und vorzüglich die gebildeten Classen unter ihnen sind mit den Gascons nicht nur in demselben Namen, sondern auch in demselben Charakter zusammengeschmolzen; die letzteren hingegen sind zwar auf allen Stusen der Ausbildung eigenthümlicher geblieben, indes dennoch im Ganzen den Spaniern, deren Sprache sie sogar zum Theil zu der ihrigen gemacht haben, ähnlicher geworden.

Freilich ist aber auch das Schicksal, welches beide erfahren haben, überaus verschieden. Das Spanische Biscaya, eine zusammenhangende Provinz von beträchtlicher Größe, ist, auch in seiner Abhängigkeit von Spanien, noch gewissermassen ein selbstständiges Land geblieben, regiert sich durch Personen aus seiner Mitte und nach seinen eignen Gesetzen, und genießt Freiheiten, über deren Beibehaltung es mit Eisersucht wacht. Durch die Industrie seiner Bewohner und seine dem Handel günstige Lage hat es sich zu einem Grade des Wohlstands erhoben, in welchem im ganzen übrigen Spanien nur Catalonien und Valencia mit ihm wetteisern können. Es ist daher nicht zu verwundern. dass die Biscayer in Spanien auch noch als Nation eine bedeutende Rolle spielen, dass der minder unternehmende und thätige Castilianer mit sichtbarer Eifersucht auf sie blickt, und dass selbst die Vornehmsten und Reichsten unter ihnen, die, in Spanischen Collegien erzogen, selbst ihre Sprache entweder nie erlernt oder gänzlich vergessen haben, dennoch mit enthusiastischem Stolze an ihrem Vaterlande haugen.

^{*)} Oi henarti notitia utriusque Vasconiae p. 385. 394.

Die Französischen Basken hingegen bewohnen bloß die kleinen und unbedeutenden Districte, haben schlechterdings kein politisches nationelles Band unter einander, und verlieren sich in der Masse der Nation, zu der sie gerechnet werden, ohne durch etwas andres, als durch ihre Sprache, ihre Sitten und ihre leidenschaftliche Liebe zu ihrer Heimath, ein selbstständiges Anschen gewinnen zu können. Immer aber sind diese Züge noch charakteristisch genug, um sie als einen völlig eignen, von allen ihren übrigen französischen Nachbaren geschiedenen Völkerstamm zu bezeichnen; und das hat man von jeher so sehr gefühlt, dass weder die ehemalige monarchische, noch die nachherige republikanische Regierung, die doch alle Localverschiedenheiten zu einer allgemeinen Gleichheit herabsetzte, es je versucht haben, die Basken in der Armee unter verschiedene Corps zu vertheilen. Vielmehr hat man sie immer zu eignen Regimentern unter Anführung ihrer eignen Officiere gebildet, und sie, soviel mir bekannt ist, auch nie außerhalb Frankreichs gebraucht.

Indess ist dies auch die einzige Gestalt, unter der sie in Frankreich noch gewissermaßen nationell austreten.

Etwa eine Stunde diesseits der Spanischen Gränze stiesen wir auf einen alten Mann, mit dem wir uns in ein Gespräch einließen. Er zeigte uns, da wir ihn nach der Entfernung des Gränzorts fragten, einen Hügel, auf dem die
erste Spanische Kapelle lag. "Dorthin," sagte er, "ging ich
"sonst wöchentlich, um meine Andacht zu verrichten. Jetzt,
"da ich alt und schwach geworden bin, kann ich mit Mühe
"Einmal des Jahres dahin kommen; und vielleicht muß ich
"sterben, ehe ich sie wiedersehe." Es lag etwas ungemein
Rührendes in der Sehnsucht, mit welcher dieser fromme
Greis in ein fremdes Land hinüberschaute, um dort einen

Trost zu suchen, der ihm in seinem eignen, gerade da er dessen am meisten bedurft hätte, geraubt war.

Die sogenannte Fasaneninsel ist so klein, dass man Mühe hat zu begreisen, wie sie zu einer politischen Zusammenkunft *) dienen konnte. Auch konnte nur die Strenge des Cärimoniels diesen Ort dazu auswählen. Bei einer früheren Zusammenkunst ähnlicher Art war man nicht gleich gewissenhaft. Als Heinrich IV. von Castilien hier mit Ludwig XI. zusammenkam, blieb Ludwig innerhalb seines Gebiets. Heinrich setzte mit seiner auß reichste ausgeschmückten Begleitung in mehreren Barken über den Fluss. Schon vom Flus aus begrüfsten beide Könige einander; als aber Heinrich ans Land gestiegen war, umarmten sie sich und gingen an einen niedrigen Fels am Ufer des Flusses. Hier war Heinrich an den Felsen angelehnt, Ludwig stand ihm gegenüber, und zwischen sie trat ein großer und schöner Jagdhund, auf den beide Könige ihre Hände legten. So besprachen sie sich mit einander und unterzeichneten den vorher verabredeten Vergleich. Dann kehrte Heinrich über den Flus zurück und übernachtete in Fuentarrabia. Der Spanische Chronikenschreiber, welcher uns diese Details hinterlassen hat, ist aber auch auf das äußerste über die Schande erbittert, die er darin für seinen König erblickt; er macht dem Erzbischof von Toledo und dem Marques de Villena einen bitteren Vorwurf daraus, dies so veranstaltet zu haben, und ergiesst seinen Unwillen, auf ächt Spanische Weise, in ein Wortspiel, das sich schwerlich in eine andere Sprache möchte übersetzen lassen ").

^{*)} Bekanntlich wurde hier 1660 der sogenannte Pyrcnäen-Friede durch den Cardinal Mazarin und D. Luis Mendez de Haro y Guzman geschlossen. (Florez II 341. nennt den Fluis Vesduya.)

^{**)} E porque todo lo que al rey convenia, fuese de mal en peor, quisieron que en aquellas vistas, ó mas propiamente ciegas que-

3.

Guipuzcoa. Anblick des Landes.

Auf welcher Seite der Pyrenäen ein Reisender Spanien betritt, wird er durch unerwartet angenehme Eindrücke überrascht; und ebenso wird er sich schwerlich wieder davon trennen können, ohne dass hier die letzten Tagereisen eine gewisse Sehnsucht in ihm zurücklassen. Denn gerade Biscaya und Catalonien sind, zwar vielleicht nicht die merkwürdigsten Provinzen Spaniens, wenigstens nicht die, welche den Nordländer am meisten durch die Neuheit der Gegenstände befremden, aber sie sind bei weitem die freundlichsten, diejenigen, in welchen die Abwechslung der Gegenden, der Wohlstand des Landes und der Charakter der Einwohner am meisten zusammenkommen, dem Gemüth eine angenehme und heitere Stimmung zu geben; da das zwischen ihnen liegende Arragonien, und wenigstens ein Theil von Navarra, allen Beschreibungen nach, einen traurigen und dürftigen Anblick gewähren.

Beide zugleich Berg- und Küstenländer, beide gut bevölkert und trefflich angebaut, bieten sie eine Mannigfaltigkeit von Gegenständen und ein Leben und eine Bewegung
dar, welche mit der Einförmigkeit der Natur und der Unthätigkeit der Bewohner in dem übrigen Spanien in nur zu
auffallendem Gegensatz stehen. Berge und Thäler wechseln in ihnen in fast immer gleich lieblichen Formen mit
einander ab; die Vegetation ist frisch und reich; Dörfer

dase antes ofendido el Rey que honrado, mas desabtorizado que tenido en estima. Ca lo que debiera ver en medio de los terminos de Castilla é de Francia, hicieronle que pasase todo el rio y entrase en el reyno ageno, no mirando á lo que la lealtad les obligaba é á la decencia de su rey convenia. (Chronik Heinrichs IV., bei Sancha gedruckt, aber noch nicht ausgegebes.)

und Städte zeugen von dem Wohlstand, den Ackerbau und Industrie, die Landstraßen von dem Verkehr, den der Handel hervorbringt. Ihre Bewohner, denen ihre Lage im Gebirge und am Meer ohngefähr gleiche Neigungen einslöst und gleiche Beschäftigungen giebt, zugleich kühn und behende, zeigen schon in ihrer Gestalt und ihrer Physiognomie Muth, Entschlossenheit und Thätigkeit. Doch hat der Biscayer mehr die gewandte Kühnheit eines Gebirgsbewohners, der Catalane mehr den derben Trotz der Wohlhabenheit, welche die Frucht größeren Fabriksleißes und eines mehr ausgebreiteten Handels ist. In dem ersteren sieht man die Spuren eines rohen und ungebildeten, aber auch unverdorbenen und von der Natur mit Krast und Feuer ausgestattelen Urstamms; in dem letzteren die Ueberreste eines ehemals ansehnlichen, durch politischen Einsluss und inneren Reichthum mächtigen Handelsvolkes. Beide sind, genau betrachtet, in jeder Rücksicht einander unähnlich, verrathen eine verschiedene Abstammung, wie verschiedene Schicksale; aber wer beide gesehn hat, wird sich doch schwerlich enthalten können, sie einen Augenblick mit einander zu vergleichen, da ihnen ihre Thätigkeit, ihr Unternehmungsgeist, und selbst ihre körperliche Schnelligkeit, die Catalanen sind bekanntlich ebenso in Spanien, als die Basken in Frankreich, als die besten Läuser berühmt --, eine Aehnlichkeit geben, welche noch mehr durch den Gegensatz mit den übrigen Spaniern ins Auge fällt.

Catalonien wird von Französischen Reisenden nicht selten noch als eine Fortsetzung Frankreichs angesehen. In der That erhalten sich auch noch bis Barcelona hin gewissermaßen Französische Sitten und Französische Gemächlichkeit; die Sprache des Landes ist nur ein verschiedener Dialekt von der des mittäglichen Frankreichs, und diese ganze Küste des Mittelmeeres theilte lange Zeit hindurch

dieselben Schicksale. Biscaya hingegen hat ein schlechterdings eigenthümliches Ansehen, und, in der Mitte zwischen Frankreich und Spanien, trägt es, vorzüglich in seinen Bewohnern, weder den Charakter des einen, noch des andren an sich. Sitten und Gesichtsbildung sind verschieden; die Sprache ist in ihren Wörtern, ihrer Bildung und ihrem Ton eigenthümlich, und dem Fremden auch bis auf das unbedeutendste Wort unverständlich; und sogar die Namen der Oerter, die fast alle aus ihr, und zum Theil aus ihren ältesten Wurzelwörtern hergenommen sind, klingen befremdend und ungewöhnlich.

Der erste Flecken, in dem wir in Spanien zu Mittag assen, war Oyarzun. Es ist zugleich einer von den wenigen, welche auf eine auffallende Weise die Gleichförmigkeit beweisen, in welcher sich die Biscayische Sprache seit den ältesten Zeiten erhalten hat. Die Alten erwähnen nämlich in diesem Theile der Küste eines Vorgebirges, das sie als das äußerste gegen die Pyrenäen hin angeben. Name desselben hat vermuthlich durch die Abschreiber vielerlei Abänderungen erlitten. Er heißt bei den verschiedenen Geographen Ocaso, Eason, Jarso und Olarso. Diese letztere Lesart kommt dem wahren Namen am nächsten, und Plinius, der den Ort so anführt, setzt hinzu, dass cs ein Wald der Vasconen (Vasconum saltus Olarso) sey. Noch jetzt aber heist oyana auf Biscayisch ein Bergwald, Oyarzo hat nach dem Zeugnis Biscayischer Schriftsteller ') dieselbe Bedeutung; und man sieht daher deutlich, dass schon die Römer diese Gegend mit demselben Namen belegt fanden, den sie noch heute trägt und den sie ihrer natürlichen Beschaffenheit verdankt, und dass sie ihn nur aus Unkunde der Sprache in einem einzigen Buchstaben veränderten.

⁴⁾ Oihenart p. 169.

Nach den Römerzeiten, im Mittelalter, findet man das Thal Oyarzo in Urkunden wieder, und damals erstreckte es sich von dem Hafen S. Sebastian bis an die Bidassoa. Es liegt daher um den Busen herum, den das Meer dort macht, und wird von den Spanischen Schriftstellern vorzüglich wegen des Muths und der Leibesstärke seiner Bewohner gerühmt. Deswegen ertheilten die Könige von Spanien demselben von sehr alter Zeit her besondre Privilegien und Vorrechte. Seit dem 13. Jahrhundert aber haben einige der dazu gehörenden Orte eigne Freiheiten und Ge-- richtsbarkeiten erhalten; seitdem ist daher der Name Oyarzo auf einen kleineren District beschränkt worden, und jetzt trägt ihn nur die umliegende Gegend des Fleckens Oyarzun. In der ehemaligen Ausdehnung begriff er außer diesem letzten die Orte Fuenterrabía, Rentería und Irun unter sich; und der Hasen, der jetzt el Passage heist, hies damals der Hasen von Oyarzo. Noch jetzt ist das Thal so waldreich, dass es Zeiten gegeben hat, in welchen der Flecken Rentería allein 29 aus seinen eignen Waldungen erbaute Kauffartheischiffe besass. Zu den Zeiten der Römer erstreckte sich der Strich Landes, welcher diesen Namen führte, gleich weit und bis nah an S. Sebastian heran; und das Vorgebirge Oeaso der Alten ist vermuthlich der heutige Berg Jaizquivel *), der von la punta del Higuer bis an den Hasen el Passage hinläust und an

^{*)} Dieser Name ist neu. Die Etymologie seiner ersten Stammsylbe ist mir unbekannt. Die Endung kommt von quibelá, der Rücken, her und bedeutet, dass der Berg hinter einem andren, in der Stammsylbe angezeigten Ort liegt. So sagt man, mit nur kleiner Veränderung der Buchstaben, eliz-guibelean, hinter der Kirche (elizá, iglesia, église). — Risco setzt die Stadt Oeaso eigentlich oberhalb des Hafens el Passage gegen eine Anhöhe zu, die man Wasanoaga nennt (XXXII. 187.). Mannert (l. 355.) sagt, dass Oeaso tiefer am Busen lag. (?) Vielleicht ging auch das Meer

'dessen Fus das oben erwähnte Thal liegt, und die Stadt mag in der Gegend des heutigen Oyarzun gestanden haben, es sey nun, das Oeaso und Olarso') verschiedene

ehemals tiefer ins Land hinein. Bei Renteria ist dies noch jetzt zu sehen. Was ehemals ein Schiffswerit war, sind jetzt Gärten, und der Hafen läuft Gefahr, sich immer mehr und mehr zu versanden. S. Risco l. c. p. 188.

^{*)} Hermolaus Barbarus will nach der Lesart des Plinius: Olamo. die andren der übrigen Geographen umändern. Allein abgerechnet, dass der Verbesserer doch nur das in den Text seines Schriftstellers bringen darf, was dieser sagen wollte, nicht, was er hatte sagen sollen, so ist dieser Vorschlag auch darum unstatthaft, weil es sehr zweitelhaft scheint, welche Abänderungen das ursprüngliche Biscayische Wort selbst haben konnte. Dass og und oe verwechselt werden, sieht man deutlich daraus, dass oue und oen gleich viel gelten und beide das Bett heißen. Ja es dürfte vielleicht nicht unrichtig seyn, dies Wort als die Wurzel von ogena und oyarzo anzusehen. Oya, oea, oatzen und ohatzea heisst in der einfachen Zahl ein Bett oder ein Nest, in der mehrfachen, vyac und sene, das Zuhnfleisch. Dies letztere wird auch sbiac genannt, und obia heisst das Grab. Diese verschiedenen Bedeutungen, die schwerlich unmittelbar auf einander übertragen worden sind, scheinen auf eine gemeinschaftliche Urbedeutung zu führen; und hier scheint die passendste die des Hohlen und des Leeren. die auch in unserm Oede zusammenkommen. Vergleicht man dies Letzte, wie einige Sprachforscher thun, mit dem Griechischen olog, und hält man das d nicht für radical darin, so könnte das Biscayische oya, oea, obia (lauter verwandte Töne) zu derselben Wurzel gehören, ursprünglich hohl bedeuten und so auf das Grab, das Nest und das Zahnfleisch (als die Höle der Zähne) übertragen seyn, dann leer, und daher etwas, was zur Unterlage dienen kann, ein Bett, endlich leer von Anbau, unbeackert, wüst, welche Gegenden dann natürlich mit Wald und Gebüsch bewachsen, woraus sich die Bedeutung eines Buschwerks ergiebt. - Da old auf Biscayisch ein Brett heisst, so könnte man vielleicht dies auch zur Rechtfertigung von Olarso anführen. Allein dies Wort scheint zu einer andren Familie zu gehören. Beiläufig sey es mir erlaubt hier zu bemerken, dass von diesem Wort ottza, ein Hause aus einem Baum geschnittener Bretter, tablage, herkommt, wobei man sich wohl schwerlich enthalten kann, sich an unser Holz zu erinnern. - Diese Aehnlichkeit Biscayischer und Deutscher Wörter darf um so weniger befremden, als in der That zwischen den

Namen zur Bezeichnung der Stadt und des Thals, oder nur Abänderungen desselben waren *).

Ein anderes Beispiel eines Alt-Biscayischen, in späteren Zeiten aber veränderten Namens giebt die kleine, durch die Kriege zwischen Spanien und Frankreich bekannte Gränzfestung Fuenterrabía. Diese wird in Urkunden des 13. Jahrhunderts Ondarribia und Undarribia genannt "), und hat diesen Namen, wie ein anderer Ort an dieser Küste, Ondarroa, von ihrer Lage im Ufersande des sich in ihrer Nähe ins Meer ergießenden Stromes erhalten. Aus demselben, den ich als den ursprünglichen ansebe und welchem gemäß die Biscayer sie noch heute Ondarrabia nennen, haben die Franzosen und Spanier Fontarabie und Fuenterrabía gemacht; und einige Lateinische Schriftsteller übersetzen dies gar durch fons rapidus oder rabidus — eine Eleganz, gegen welche sich der gesunde Geschmack wohl ebensosehr, als die Etymologie, erheben wird.

In einem Lande, das durchaus eigenthümlich ist, wo fast alles den Eingebornen und fast nichts Fremden angehört, war es vielleicht nicht unnütz auch auf kleinere Umstände aufmerksam zu machen, die dies beweisen, und welche dem bloß Durchreisenden leicht entgehen können. Sonst findet die Erinnerung an die lieblichen Thäler Gui-

Stammwörtern beider Sprachen eine nicht geringe Verwandschaft herrscht. Dies hat schon Eccard (de origin. Germanorum, ed. Scheidli p. 28.) bemerkt. Er vergleicht daselbst sogar mit dem Biscayischen oen das Deutsche ejn und Wiege, worin ihm aber wenigstens für das Letztere wohl niemand beistimmen dürfte. Doch mehr hiervon künftig an einem schicklicheren Orte.

^{*)} Man vergleiche über die Geschichte dieses Thals Risco's Fortsetzung der España sagrads T. 32. p. 146.

^{**)} Oihenart p. 168. Risco XXXII. 150. Der Letztere behauptet zwar, daß der Name Ondarribia später sey, als der heutige in Spanien und Frankreich gewöhnliche (p. 153.), aber ohne hinlängliche Gründe anzuführen.

puzcoa's, durch welche unser Weg uns führte, einen zu reichlichen Stoff in der Natur der Gegend und ihrer Bewohner, um lange bei trocknen Namen zu verweilen.

Seitdem wir Oyarzun verlassen hatten, befanden wir uns zu tief im Lande, um noch den Anblick des Meeres zu genießen. Wir hatten schon vorher von ihm Abschied genommen, doch nur mit dem Vorsatz und der Hoffnung, es auf der andren Seite Spaniens wieder aufzusuchen und dort nicht so unruhig und stürmisch, als es sich von der Höhe herab in den engen Busen Biscayens, der daher immer der Schiffahrt gefährlich ist, zusammendrängt, vielleicht nicht mit so malerischen Ufern, als die nördliche Küste, aber größer und majestätischer, in der schönen Bay von Cadiz wiederzusehen.

Wenn man die Wildheit und die furchtbare Größe einer Gebirgsgegend bis zur anmuthig überraschenden Abwechslung von Bergen und Thälern, die Rauheit eines nördlichen Klimas bis zur erquickenden Kühle und stärkenden Frische mildert; wenn man der trägeren Vegetation des Nordens einen schnelleren und kräftigeren Wuchs leiht, den kalten, manchmal finstern Ernst seiner Bewohner mit einem Theil der Lebhaftigkeit und der Heiterkeit des Südländers versetzt; so hat man ein treues Bild des Theils von Biscaya, durch den wir reisten. Man fühlt, dass man sich im Norden besindet; die Lust ist schon im Anfang des Herbstes nicht mehr eigentlich milde, die Producte, die wir bei uns und im nördlichen Frankreich sehen, finden sich auch hier; die zarteren des Südens, die Orangen, Palmen, Mandeln, selbst die Olivenbäume, fehlen; und dies unterscheidet diese Provinz besonders sehr auffallend von Catalonien, das sonst, wie ich schon oben bemerkte, mehr als Einen Vergleichungspunkt mit ihr darbietet. Aber dieser Norden ist der Norden Spaniens, und die Vegetation findet in der

reichlichen Bewässerung des Landes einen mehr als hinlänglichen Ersatz für die anhaltendere und strengere Kälte. Daher ist das Biscayische Obst so vorzüglich, Kirschen, Aepfel, Birnen von verschiedenen Galtungen sind in Ueber-flus; dem Wein fehlt es nur an gehörig sorgfältiger Bereitung, um vielleicht sogar auswärts berühmt zu seyn; und selbst die, im ganzen übrigen Spanien nicht häusigen Psirschen ') sind hier so zart und sastreich, dass sie, zur Zeit der Reise gepflückt, nicht einmal nach Madrid verschickt werden können. Die Psirschen in den königlichen Gärten in Aranjuez stammen von diesen ab, erreichen aber ihre Vortrefflichkeit nicht.

Thäler und Berge sind in Guipuzcoa lieblicher an einander gereiht und in einander verschränkt, als leicht in irgend einem andren Lande. Mit jedem Augenblick verändert sich der Anblick; fast überall ist die Aussicht geschlossen, und das Auge übersieht immer nur kleinere Parthien, nirgends aber so große Flussthäler, noch so weit hinlaufende Berge, als in dem gleich mannigfaltigen, aber weiteren Catalonien. Das Ganze trägt das Ansehen eines Gebirgslandes; kleine, schnell rieselnde Bäche durchschneiden fast jeden Anger in ihren vielfachen Windungen; eine Menge von Mühlen werden durch diese schmalen, aber gewaltsam hinrauschenden Wasserströme getrieben, und von Zeit zu Zeit stößt man auf Hüttenwerke; vorzüglich aber zeigt der sichre und kühne Gang des Volkes, dass es an die Beschwerden des Bergsteigens gewöhnt ist. Fast nirgends sieht man nackte Felsen; die Berge sind bis auf ihren Gipsel mit Grün bedeckt; Acker-, Wiesenund Waldstücke wechseln mit einander ab; die letzteren bestehen meist aus den beiden Arten Eichen (quercus robur

^{*)} Vorzüglich die, welche man melocotones oder pavias nennt. (Bowles hist. nat. de España p. 285.)

und quercus ilex), die man durch ganz Spanien häufig antrifft. Die Steineichen (robles) stehen meistentheils tieser, als die andren (enzinas); und beide haben, da sie bei ihrem sehr blätterreichen Wuchs oft geköpft werden, ein krauses und krästiges Ansehn. Man sindet hier nicht mehr die Ueppigkeit der Vegetation, welche den Usern der Garonne einen so hohen Reiz giebt; es sind nicht mehr Reben, die sich weite Strecken fort hoch um schlanke Ulmen schlingen; aber man vermisst sie nicht, da der stämmige Wuchs der Bäume, das minder hohe, aber gleich dichte und krause Ausschießen des Grases und des Korns eine männliche Schönheit besitzt, die sich besser für den Charakter einer Gebirgsgegend schickt.

Biscaya kennt nicht die der Bevölkerung und Cultur so verderbliche, die Kräfte einer sorgfältigen Bearbeitung übersteigende Größe der Besitzungen; in Guipuzcoa besonders hat die Kleinheit der Eigenthumsstücke fast ihren höchst möglichen Grad *) erreicht; auch sind dieselben nicht, wie in den meisten andren Provinzen Spaniens, der Verwüstung der Heerden und dem Muthwillen der Vorübergehenden **) offen gelassen, sondern meistentheils mit lebendigen Hecken befriedigt, wodurch schon das Auge selbst beim bloßen Durchreisen ergötzt wird. Ueberhaupt bemerkt man überall Spuren der unermüdeten Thätigkeit und des Fleißes der Bewohner, und nichts kann sie auffallender von ihren Nachbaren in Castilien unterscheiden. Nur diesem Fleiße ist es zuzuschreiben, daß sie ihrem undank-

^{*)} Jovellanos sobre la ley agraria p. 27.

^{**)} Ueber diesen klagt schon Herrera l. l. c. 17. Man säe, sagt er, die Erbsen weit vom Wege ab. Sonst geht, wenn sie jung und zart sind, niemand vorüber, sey es auch ein Mönch in der Fastenzeit, der nicht eine Handvoll mit wegnimmt. Die Schäfer setzen ihnen besonders zu; und wie erst, wenn die Weiber darauf fallen? Kein Hagelwetter richtet solchen Schaden an.

bareren Boden und ihrem rauheren Himmelsstrich durch wahrhaft unselige Arbeit Früchte abgewinnen, wie sie kaum die von der Natur am meisten begünstigten Provinzen Spaniens erzeugen. Der Boden vorzüglich setzt ihnen, besonders in einigen Gegenden, unglaubliche Schwierigkeiten entgegen, und ist so steinig und thonigt, dass er ohne eine ganz besondre Bearbeitung nur Dornen und schlechtes Buschwerk tragen würde. Die Arbeit des Pslugs und der Egge reicht nicht hin, die Festigkeit der Erdschollen, welche jedes Eindringen feinerer Wurzeln unmöglich machen würde, zu überwinden; es muss die unmittelbare der Menschenhände hinzukommen; da Ein Arbeiter dabei nichts ausrichten würde, müssen sich mehrere dazu vereinigen und sich dabei eines eignen, nur hier üblichen, zangenähnlichen Werkzeugs bedienen, mit welchem große Erdstücke losgerissen und hernach, wie mit dem Spaten, herumgeworfen werden. Man nennt dies Werkzeug, in dessen Beschreibung *) ich nicht weiter eingehen will, laya "); und da immer Mehrere gemeinschaftlich damit arbeiten, so ist daraus ein Spanisches Sprichwort entstanden, das vorzüglich in Andalusien gebräuchlich ist. "Sie sind von Einer laya (son de una misma laya ***)," sagt man, wie bei uns: sie sind Eines Gelichters. Bei dieser Arbeitsamkeit sind die Biscayer die gutmüthigste und fröhlichste Nation, die man sehen kann; und auf das sauerste Tagewerk folgt sehr oft Musik und Tanz; keinem Reisenden kann der Gegensatz ihrer Heiterkeit mit dem trägen Ernst des Castiliers entgehen. Aber

^{*)} Wer dasselbe und das ganze Verfahren näher zu kennen wünscht, sehe Bowles l. c. p. 259.

^{**)} Laya, layatu, layaria, womit man das Werkzeug, die Handlung und den Arbeiter bezeichnet, scheinen mit layuna, Gesellschaft, verwandt, und stammen vielleicht von einander her.

^{***)} dos ó tres damas de la misma laya. (Gil Blas I. 321.)

sie leben auch nicht in Dürftigkeit und Bedrückung, wie er, sondern in aller Gemächlichkeit des Wohlstandes, wo man Bettler antrifft, sind es selten Einheimische, sondern meist Fremde -; und nähren eine edle Vaterlandsliebe, einen auffallenden Stolz auf die Vorrechte ihres Landes, das Alter und den Ruhm ihrer Nation in ihrer Brust; wenn man mit ihnen redet, wenn man sie unter sich erblickt, ja wenn man nur ihren leichten, behenden Gang, die kühne Zuversicht ihres Blickes sieht, so fühlt man es deutlich, dass sie sich ihrer selbst und ihrer Heimath freuen und ihr nichts an die Seite setzen. Sie haben sogar ein sichtbares Bestreben, den Fremden selbst darauf aufmerksam zu machen. Ich erinnere mich, dass ich, als ich in Bergara am Flus spazieren ging, einem unbekannten Menschen aus dem Volk begegnete. Er redete mich an, lobte das Land, fragte mich, wohin ich gehe; und als ich: nach Madrid sagte, lobte er auch Castilien, seine Größe, seine Fruchtbarkeit u. s. f. "Aber die Menschen," setzte er mit Lebhaftigkeit hinzu, "sind dort nicht so gut, als hier, nicht "so brav und edel, als die Biscayer;" und nachdem er sich blos aufgehalten hatte, mir das Lob seiner Nation zu hinterlassen, eilte er schnell wieder fort. Diese Gesinnungen und Empfindungen sind im Volke und bei allen, welche noch nicht den Nationalcharakter durch fremde Ausbildung verloren haben, allgemein, sie sind von ihren Vätern auf sie übergegangen; und wo dieselben in einer Nation herrschen, und außerdem bürgerlicher Wohlstand, eine dem Lande angemessne Versassung und fast völlige Gleichheit der Stände hinzukommt, da muss heiteres und gesundes Blut in den Adern rollen und der Mensch gleich bereit zu den Beschwerden der Arbeit und den Erholungen des Vergnügens seyn.

Gleiches Ansehen von Wohlstand haben die Städte und

selbst die Dörfer. Sie sind reinlich und hübsch gebaut. Die Ecken der Häuser, so wie die Einfassungen der Fenster und Thüren sind immer von Quadersteinen; die Städte haben meistentheils Trottoirs für die Fußgänger zu den Seiten. Aber die Bauart ist, von dem ersten Hause jenseits der Bidassoa an, ganz und gar von der Französischen verschieden, und ächt Spanisch. Die Dächer sind flacher, die Häuser haben weit mehr Tiese und sind fast völlige Vierecke; die Fenster werden schon seltner, und überall sieht man die Balcons, die in den Spanischen Romanen und Komödien eine so wichtige Rolle spielen.

Dies bemerkten wir vorzüglich in Tolosa, unserm ersten Nachtquartier, einem hübschen Landstädtchen, am Flus Oria oder Araxes. Man hat dasselbe fälschlich für das Iturissa der Alten gehalten. Der Araxes aber scheint der Menlascus zu seyn, so zweifelhast es auch ist, welchen der vier kleinen Flüsse dieses Theils der Küste man dafür ansehen soll *). Es überrascht nicht wenig, unter einer Menge nationeller und einigen Römischen Ortsnamen auf einmal einen kleinen Flus mit einem so orientalischen anzutreffen, als der Araxes ist. Spanische Schriftsteller haben in dieser Namensgleichheit eines Biscayischen Flusses mit einem Armenischen die Spuren der frühen Bevölkerung dieses Landes zu sehen geglaubt; und wenn man ihnen trauen darf, so setzten sich die unmittelbaren Nachkommen Noah's hier fest und gaben den Bergen und Flüssen dieser Gegend die gleichen Namen mit denen, in deren Nachbarschaft die Arche ihres Stammvaters zuerst landete. Das Gebirge Aratat und die Biscayische Bergreihe Aralar, der Berg Gordie yus bei Josephus und der Gorbeya in Alava, Armenien selbst und die kleine Stadt Armentia müssen zu

^{*)} Risco XXXII. 183.

Beweisen dieser sonderbaren Behauptung dienen. So leicht es indess auch ist, Träumereien dieser Art aus ihren wahren Werth herabzusetzen, so bleibt der durchaus fremde Name Araxes in dieser Gegend dennoch immer merkwürdig, und dies um so mehr, als er nicht bei Römischen Schriststellern vorkommt und man auch sonst Aehnlichkeiten der Biscayischen mit einigen Asiatischen Sprachen bemerkt hat. Plin. Vl. 22. l. 320. 2. hat auch einen Fluss Cantabras, der in den Indus fällt. Der Vers. der noblesse des Basques schließt aus dieser Behauptung p. 63. gleich eine Wanderung der Basken nach Indien.

Das Gefühl, dass wir uns in einem fremden Lande befanden, wurde uns von den ersten Schritten in Guipuzcoa an auch durch ein sonderbares Geräusch erneuert, welches den Reisenden, ehe er daran gewöhnt ist, wunderbar überrascht. Es ist das knarrende Pfeisen der kleinen Ochsenkarren, denen man hier alle Augenblicke begegnet. Die Räder dieser Wagen sind nämlich vollkommene Scheiben, ohne getrennte Speichen; und statt dass sie sich um die Achse drehen sollten, dreht sich die Achse selbst mit ihnen um. Dies giebt ein so langsam gezogenes und doch eindringendes Pfeisen, dass es, besonders am Abend und in der Ferne gehört, so dass man nicht augenblicklich die Ursach davon entdeckt, einen sonderbar traurigen und schwermüthigen Eindruck hervorbringt. Townsend, der diese Wagen in Asturien sah und ausführlich beschreibt, findet in diesem Geräusch "eine nunmer versiegende Quelle eines "ruhigen Vergnügens für den Spanier""), und behauptet, daß es absichtlich zur Ermunterung der Ochsen bewirkt werde. Das Letztere mag wohl gegründet seyn, das Erstere ist es

^{*)} Risco XXXIII. 231.

^{**)} the never failing source of calm enjoyment, IL 30.

schwerlich, wenigstens hier. Der muntere und rasche Biscayer bedarf keiner so traurigen und einschläfernden Melodie. Dies Pfeisen hat zu einem National-Sprichwort unter den Biscayern Anlass gegeben; "da der Stier sich beziklagen sollte," sagen sie, "thut es der Wagen,") — ein Beweis, wie aussallend diese einsörmigen Klagetöne auch dem Volke gewesen sind und wie schon dieselben gleichsam zu der Physiognomie des Landes gehören.

Mit diesem Geräusch wechselt das der Maulthierzüge ab, die man auf der Straße von Madrid nach Bayonne unablässig antrifft. Jedes Maulthier hat nämlich kleine Schellen um den Hals, das letzte des Zugs aber trägt zur Seite hinter dem Gepäck eine ungeheuer große Glocke, die man cencerro zumbon nennt. Wenn sich ihr langsam anschlagender dumpfer Ton zu dem Geräusch der Ochsenkarren gesellt, so giebt es nicht eines der angenehmsten, aber wenigstens der sonderbarsten Concerte.

4.

Vitoria.

Dicht hinter Salinas, das etwa auf der Hälfte des Weges zwischen Mondragon und Vitoria liegt, verläßt man Guipuzcoa und tritt in Alava ein. Nachdem man einen hohen Berg überstiegen hat, gelangt man in ein flacheres

^{*)} Es ist unmöglich, die Kürze der Biscayischen Sprache, vorzüglich in sprichwörtlichen Redensarten, nachzuahmen. Hier z. B. sagt sie blos: da der Stier klagen sollte, der Wagen, idiae erussi beharrean gurdiae. Und doch ist alle Undeutlichkeit vermieden; denn sie zeigt, allein unter allen mir bekannten Sprachen, durch einen dem Substantivum angehängten Buchstaben an, ob dasselbe sich im Zustande des Handelns oder des Leidens besindet. Sie setzt nämlich im ersten Fall ein e oder is hinter das Wort an, das im letzteren wegbleibt; und dieser Zusatz allein drückt aus, wozu wir ein eignes Verbum brauchen müssen.

Land; und die lieblichen Berge und Thäler, die man bis hierher beständig zur Seite hatte, verlieren sich nun in eine noch fruchtbare und gut angebaute, aber minder anmuthige Gegend.

Vitoria verdankt sein Emporkommen dem Könige Sancho dem Weisen von Navarra. Dieser hatte mehrere Jahre hindurch Gränzstreitigkeiten mit Alphons dem Edlen (bei Einigen der 3te, bei Andren der 8te genannt) von Castilien, die er endlich nach mehreren deshalb vergeblich gemachten Versuchen in einer Zusammenkunst mit Alphons zwischen Najera und Logrono durch einen Vergleich beilegte, vermöge dessen der kleine Fluss Zadorra die östliche Gränze seiner Besitzungen wurde. Um dieser Gränze mehr Festigkeit zu verschaffen, umgab er einen kleinen Ort Gasteiz an derselben mit Mauern, vergröserte ihn durch neu dahin gesührte Einwohner, besestigte ihn nach damaliger Sitte mit Thürmen, und legte ihm den Namen Victoria bei. Dies geschah im Jahr 1181. Seitdem gerieth Armentin, das bis dahin der Sitz der Bischöfe gewesen war und jetzt nur noch aus einigen Häusern besteht, in Verfall, und Vitoria erhob sich, durch die ihm von Sancho und den nachfolgenden Königen verliehenen Vorrechte, zur Hauptstadt der Provinz Alava. Noch jetzt sieht man an der Mitternachtsseite der Collegiatkirche einen Thurm und ein beträchtliches Stück Mauer des Castells, das Sancho hier anlegte.

Die Biscayer behaupten, dass der Name der Stadt Biscayischen Ursprungs sey, und leiten ihn von bitorea, vortresslich, hervorstechend, ab. Sie verwersen daher die hier und da gewöhnliche Schreibart Victoria. Liest man aber die Gründungsurkunde Sancho's '), so sieht man deutlich,

^{*)} Man vergleiche dieselbe bei Moret investigaciones historicas de

dass derselbe der Stadt einen Lateinischen Namen zu geben glaubte, und vermuthlich wählte man den heutigen in der Voraussetzung, dass ehemals in derselben Gegend eine Römische Stadt gleiches Namens gestanden habe, — eine Meinung, die auch neuerlich Anhänger gefunden hat, aber an sich sehr wenig Wahrscheinlichkeit besitzt.

Vitoria trägt durchaus das Ansehen einer durch Handels - und Erwerbsleis blühenden Provinzialstadt. blickt überall Leben und Wohlstand, und bemerkt mehrere große neu aufgeführte Gebäude, unter welchen sich vorzüglich der erst 1791 fertig gewordene Marktplatz auszeichnet. Er ist viereckt, ganz aus Stein aufgeführt, und besteht aus 34 Häusern, unter welchen das Rathhaus der Stadt (la casa consistorial) das größte ist. Der Baumeister hat sich übrigens in nichts von der gewöhnlichen Bauart der Marktplätze in Spanien entsernt. Auch hier läust unten ein offner Bogengang herum, und jedes Fenster hat seinen eisernen Balcon, eine Einrichtung, die insofern nothwendig ist, als in den Städten, welche kein eignes Amphitheater für die Stiergefechte haben, der Markt zu diesem Behufe gebraucht wird. Auf den äußeren Seiten desselben umgeben ihn vier breite Strassen, so dass jedes Haus dadurch einen zweiten, nicht durch das Getümmel des Markts gehinderten Eingang bekommt.

Der Reisende wird die Zeit, welche er sich ohnehin

tas antigüedades de Navarra p. 669. Vobis omnibus populatoribus meis de noua Victoria — et in praefata villa cui nouam nomen imposui, scilicet Victoria, quae antea vocabatur Gasteiz. In Sancho's Zeiten wurde alles, was eine gewisse Größe mit sich führen sollte, aus dem Lateinischen abgeleitet. Hätte man bei dieser Urkunde ein vaterländisches Wort im Sinne gehabt, so hätte man es vermuthlich angezeigt. Man änderte aber vielmehr den unbekannten Namen, um einen prangenden und gelehrten an die Stelle zu setzen. Cf. Oihenart p. 22.

wegen der Durchsuchung seines Gepäcks in Vitoria aufhalten muß, gern dazu anwenden, einige Gemälde in Kirchen und Privatsammlungen, deren es hier mehrere giebt, zu be-Unter denselben zog unsre Aufmerksamkeit am meisten eine Titiansche Magdalena im Hause des Marques de Alameda auf sich. Die Figur ist in Lebensgröße, stehend und ganz bekleidet. Ihr Kopf ist gegen die rechte Seite gewandt und die Haare fallen ihr über die Schulter auf den Busen herab. Die Schönheit dieses Gemäldes besteht vorzüglich in der hohen Würde, welche der Maler der Gestalt und der Physiognomie mitten in dem Ausdruck der Reue zu erhalten gewusst hat. Frei von der kleinlichen Absicht, dem verführerischen Bilde weiblicher Schönheit durch das Bekenntniss der Schuld nnr einen noch höheren Reiz zu leihen, - wodurch man eine der edelsten Darstellungen der neueren Kunst so oft zu einer der gemeinsten herabgewürdigt sieht -, hat Titian vielmehr seinen Gegenstand durchaus erhaben behandelt. Die Magdalena, die er uns darstellt, entkleidet sich nicht eines Schmucks, der an ihren Vergehungen keinen Theil hat; sie hebt nicht mit schwachen und furchtsamen Thränen flehende Augen zum Himmel empor; ihre Hand fasst an das Herz, ihr Blick ist in sich gekehrt, zwar scheu und gespannt, aber trocken und starr auf Einen Fleck gerichtet. Sie bebt nicht vor einem fremden, strafenden Richter, sie erkennt mit Entsetzen den unerbittlichen missbilligenden in sich selbst. Sie giebt die Würde der Menschheit nicht in reuiger Zerknirschung auf; sie fühlt vielmehr ihr Zurückkehren, und ist dadurch betroffen, aber gestärkt.

In dem Hause der patriotischen Gesellschaft, deren Entstehen und Verdienste aus andren Reisebeschreibungen hinlänglich bekannt sind, befinden sich mehrere in der Provinz Alava gefundene Römische Inschriften. Auch sah ich

daselbst zwei Stücke von Mosaiksussböden, die aber nur Verzierungen darstellten.

Unter den Personen, die sich in Vitoria mit Literatur beschäftigen, lernte ich einen gelehrten und verdienstvollen Geistlichen, D. Lorenzo Trestumero, kennen, dessen freundschaftlichen Bemühungen ich auch seit meiner Rückkunft aus Spanien viele interessante Nachrichten, vorzüglich über die Biscayische Sprache, verdanke. Er hat sich seit mehreren Jahren damit beschäftigt, Materialien zu einer · Beschreibung von Alava zu sammeln; und wenn er seinem Entschlusse getreu bleibt, diese Arbeit der Akademie der Geschichte in Madrid zum Behuse des geographisch-historischen Wörterbuchs, das sie veranstaltet, mitzutheilen, so dürste sich dieser Artikel vor vielen andren durch Genauigkeit und Vollständigkeit auszeichnen. Denn er hat den ganzen physischen und politischen Zustand seiner Provinz umfast, ist in die Geschichte jedes einzelnen Orts, jeder Stadt, jedes Klosters eingegangen; und unter den Vorarbeiten, die er mir zeigte, sah ich nicht bloß ausführliche und mühsam ausgearbeitete Tabellen über die Anzahl der Einwohner, den Betrag der Ernten, Topographien der verschiednen Districte, Angaben der Berghöhen und Ortsentfernungen, sondern auch Abschriften ungedruckter Privilegien und Verordnungen, etymologische Untersuchungen über die Namen der Oerter u. s. f. Vorzüglich hat dieser fleisige Mann alles, was auf die Alterthümer Bezug hat, mit der genauesten Sorgfalt untersucht; und er zeigte mir zwei Foliobände von Inschriften älterer und neuerer Zeit, die blos innerhalb der Gränzen Alava's theils gefunden, theils noch vorhanden sind. Die Anzahl der Römischen ist so groß, daß, wie er mir sagte, die Kirche in San Roman großentheils aus Inschriftsteinen gebaut ist, von denen aber

- 2. Wie unsere Erdkugel große Umwälzungen durchgangen ist, ehe sie die jetzige Gestaltung der Meere, Gebirge und Flüsse angenommen, sich aber seitdem wenig verändert hat, so giebt es auch in den Sprachen einen Punkt der vollendeten Organisation, von dem an der organische Bau, die feste Gestalt sich nicht mehr abändert. Dagegen kann in ihnen, als lebendigen Erzeugnissen des Geistes, die feinere Ausbildung, innerhalb der gegebenen Gränzen bis ins Unendliche fortschreiten. Die wesentlichen grammatischen Formen bleiben, wenn eine Sprache einmat ihre Gestalt gewonnen hat, dieselben; diejenige, welche kein Geschlecht, keine Casus, kein Passivum oder Medium unterschieden hat, ersetzt diese Lücken nicht mehr; eben so wenig nehmen die großen Wortfamilien, die Hauptformen der Ableitung ferner zu. Allein durch Ableitung in den feineren Verzweigungen der Begriffe, durch Zusammensetzung, durch den inneren Ausbau des Gehalts der Wörter, durch ihre sinnvolle Verknüpfung, durch phantasiereiche Benutzung ihrer ursprünglichen Bedeutungen, durch richtig empfundene Absonderung gewisser Formen für bestimmte Fälle, durch Ausmerzung des Ueberflüssigen, durch Abglättung des rauh Tönenden geht in der, im Augenblick ihrer Gestaltung armen, unbehülflichen und unscheinbaren Sprache, wenn ihr die Gunst des Schicksals blüht, eine neue Welt von Begriffen, und ein vorher unbekannter Glanz der Beredsamkeit auf.
- 3. Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, dass man wohl noch keine Sprache jenseits der Grenzlinie vollständigerer grammatischer Gestaltung gefunden, keine in dem flutenden Werden ihrer Formen überrascht hat. Es muss, um diese Behauptung noch mehr geschichtlich zu prüsen, ein hauptsächliches Streben bei dem Studium der Mundarten wilder Nationen bleiben, den niedrigsten Stand der

Sprachbildung zu bestimmen, um wenigstens die unterste Stuse auf der Organisationsleiter der Sprachen aus Ersahrung zu kennen. Meine bisherige aber hat mir bewiesen, dass auch die sogenannten rohen und barbarischen Mundarten schon Alles besitzen, was zu einem vollständigen Gebrauche gehört, und Formen sind, in welche sich, wie es die besten und vorzüglichsten ersahren haben, in dem Lause der Zeit das ganze Gemüth hineinbilden könnte, um, vollkommener oder unvollkommener, jede Art von Ideen in ihnen auszuprägen.

4. Es kann auch die Sprache nicht anders, als auf einmal entstehen, oder um es genauer auszudrücken, sie mus in jedem Augenblick ihres Daseins dasjenige besitzen, was sie zu einem Ganzen macht. Unmittelbarer Aushauch eines organischen Wesens in dessen sinnlicher und geistiger Geltung, theilt sie darin die Natur alles Organischen. dass Jedes in ihr nur durch das Andere, und Alles nur durch die eine, das Ganze durchdringende Krast besteht. Ihr Wesen wiederholt sich auch immerfort, nur in engeren und weiteren Kreisen, in ihr selbst; schon in dem einfachen Satze liegt es, soweit es auf grammatischer Form beruht, in vollständiger Einheit, und da die Verknüpfung der einsachsten Begriffe das ganze Gewebe der Kategorien des Denkens anregt, da das Positive das Negative, der Theil das Ganze, die Einheit die Vielheit, die Wirkung die Ursach, die Wirklichkeit die Möglichkeit und Nothwendigkeit, das Bedingte das Unbedingte, eine Dimension des Raumes und der Zeit die andere, jeder Grad der Empfindung die ihn zunächst umgebenden fordert und herbeiführt, so ist, sobald der Ausdruck der einfachsten Ideenverknüpfung mit Klarheit und Bestimmtheit gelungen ist, auch der Wortfülle nach ein Ganzes der Sprache vorhanden. Jedes Ausgesprochene bildet das Unausgesprochene, oder bereitet es vor.

- 5. Es vereinigen sich also im Menschen zwei Gebiete, welche der Theilung bis auf eine übersehbare Zahl fester Elemente, der Verbindung dieser aber bis ins Unendliche fähig sind, und in welchen jeder Theil seine eigenthümliche Natur immer zugleich als Verhältniss zu den zu ihm gehörenden darstellt. Der Mensch besitzt die Kraft, diese Gebiete zu theilen, geistig durch Reflexion, körperlich durch Artikulation, und ihre Theile wieder zu verbinden, geistig durch die Synthesis des Verstandes, körperlich durch den Accent, welcher die Sylben zum Worte, und die Worte zur Rede vereint. Wie daher sein Bewußtsein mächtig genug geworden ist, um sich diese beiden Gebiete mit der Kraft durchdringen zu lassen, welche dieselbe Durchdringung im Hörenden bewirkt, so ist er auch im Besitz des Ganzen beider Gebiete. Ihre wechselseitige Durchdringung ann pur durch eine und dieselbe Krast geschehen, und diese nur vom Verstande ausgehen. Auch lässt sich die Artikulation der Töne, der ungeheure Unterschied zwischen der Stummheit des Thiers und der menschlichen Rede nicht physisch erklären. Nur die Stärke des Selbstbewusstseins nöthigt der körperlichen Natur die scharse Theilung und feste Begrenzung der Laute ab, die wir Artikulation nennen.
- 6. Die seinere Ausbildung hat sich schwerlich gleich an das erste Werden der Sprache angeschlossen. Sie setzt Zustände voraus, welche die Nationen erst in einer langen Reihe von Jahren durchgehen, und inzwischen wird gewöhnlich das Wirken der einen von dem Wirken anderer durchkreuzt. Dieses Zusammensließen mehrerer Mundarten ist eins der hauptsächlichsten Momente in der Entstehung der Sprachen; es sei nun, dass die neuhervorgehende mehr oder weniger bedeutende Elemente von den andern sich mit ihr vermischenden empfange, oder dass, wie es bei der Verwilderung und Ausartung gebildeter Sprachen geschieht,

des Fremden wenig hinzukomme, und nur der ruhige Gang der Entwicklung unterbrochen, die gebildete Form verkannt und entstellt, und nach anderen Gesetzen gemodelt und gebraucht werde.

· 7. Die Möglichkeit mehrerer, ohne alle Gemeinschaft unter einander, hervorgegangener Mundarten, lässt sich im Allgemeinen nicht bestreiten. Dagegen giebt es auch keinen nöthigenden Grund, die hypothetische Annahme eines allgemeinen Zusammenhanges aller zu verwerfen. Winkel der Erde ist so unzugänglich, dass er nicht Bevölkerung und Sprache habe anderswoher bekommen können; und wir vermögen nicht einmal über die, von der jetzigen vielleicht ganz verschiedene ehemalige Vertheilung der Meere und des festen Landes abzusprechen. Die Natur der Sprache selbst, und der Zustand des Menschengeschlechts, so lange es noch ungebildet ist, befördern einen solchen Zusammenhang. Das Bedürfnis, verstanden zu werden, nöthigt, schon Vorhandenes und Verständliches aufzusuchen, und ehe die Civilisation die Nationen mehr vereinigt, bleiben die Sprachen lange im Besitz kleiner Völkerschaften, die, eben so wenig geneigt, ihre Wohnsitze dauernd zu behaupten, als fähig, sie mit Erfolg zu vertheidigen, sich oft gegenseitig verdrängen, unterjochen und vermischen, was natürlich auf ihre Sprachen zurückwirkt. Nimmt man auch. keine gemeinschaftliche Abstammung der Sprachen ursprünglich an, so mag doch leicht später kein Stamm unvermischt geblieben sein. Es muss daher als Maxime in der Sprachforschung gelten, so lange nach Zusammenhang zu suchen, als irgend eine Spur davon erkennbar ist, und bei jeder einzelnen Sprache wohl zu prüfen, ob sie aus Einem Gusse selbstständig geformt, oder in grammatischer oder lexicalischer Bildung mit Fremdem, und auf welche Weise vermischt ist?



8. Drei Momente also können zum Behuf einer prüfenden Zergliederung der Sprachen unterschieden werden: die erste, aber vollständige Bildung ihres organischen Baues;

die Umänderungen durch fremde Beimischung, bis sie wieder zu einem Zustande der Stätigkeit gelangen; ihre innere und feinere Ausbildung, wenn ihre äußere Umgrenzung (gegen andere) und ihr Bau im Ganzen einmal unveränderlich feststeht.

Die beiden ersten lassen sich nicht mit Sicherheit von einander absondern. Aber einen entschiedenen und wesentlichen Unterschied begründet der dritte. Der Punkt, welcher ihn von den andern trennt, ist der der vollendeten Organisation, in welchem die Sprache im Besitz und freien Gebrauch aller ihrer Funktionen ist, und über den hinaus sie in ihrem eigentlichen Bau keine Veränderungen mehr erleidet. Bei den Töchtersprachen der Lateinischen, bei der Neu-Griechischen und bei der Englischen, welche für die Möglichkeit der Zusammensetzung einer Sprache aus sehr heterogenen Theilen eine der lehrreichsten Erscheinungen und der dankbarsten Gegenstände für die Sprachuntersuchung ist, lässt sich die Organisationsperiode sogar geschichtlich verfolgen, und der Vollendungspunkt bis auf einen gewissen Grad ausmitteln; die Griechische finden wir bei ihrem ersten Erscheinen in einem, uns sonst bei keiner bekannten Grade der Vollendung; aber sie betritt, von diesem Moment an, von Homer bis auf die Alexandriner, eine Laufbahn fortschreitender Ausbildung; die Römische sehen wir einige Jahrhunderte hindurch gleichsam ruhen, ehe feinere und wissenschaftliche Cultur in ihr sichtbar zu werden beginnt.

9. Die hier versuchte Absonderung bildet zwei verschiedene Theile des vergleichenden Sprachstudiums, von

deren gleichmäßiger Behandlung die Vollendung desselben abhängt. Die Verschiedenheit der Sprachen ist das Thema, welches aus der Erfahrung, und an der Hand der Geschichte bearbeitet werden soll, und zwar in ihren Ursachen und ihren Wirkungen, ihrem Verhältnis zu der Natur, zu den Schicksalen und den Zwecken der Menschheit. Die Sprachverschiedenheit tritt aber in doppelter Gestalt auf, einmal als naturhistorische Erscheinung, als unvermeidliche Folge der Verschiedenheit und Absonderung der Völkerstämme, als Hinderniss der unmittelbaren Verbindung des Menschengeschlechts; dann als intellectuellteleologische Erscheinung, als Bildungsmittel der Nationen, als Vehikel einer reicheren Mannichfaltigkeit und größeren Eigenthümlichkeit intellectueller Erzeugnisse, als Schöpferin einer auf gegenseitiges Gefühl der Individualität gegründeten, und dadurch innigeren Verbindung des gebildeteren Theils des Menschengeschlechts. Diese letzte Erscheinung ist nur der neuern Zeit eigen, dem Alterthume war sie blos in der Verbindung der Griechischen und Römischen Literatur, und da beide nicht zu gleicher Zeit blühten, auch so nur unvollkommen bekannt.

10. Der Kürze wegen, will ich, mit Uebersehung der kleinen Unrichtigkeit, welche daraus entsteht, dass die Ausbildung auch auf den schon feststehenden Organismus Einflus hat, und dass dieser, auch ehe er diesen Zustand erreichte, schon die Einwirkung jener erfahren haben kann, die beiden beschriebenen Theile des vergleichenden Sprachtudinms durch

die Untersuchung des Organismus der Sprachen, und die Untersuchung der Sprachen im Zustande ihrer Ausbildung

bezeichnen.

Der Organismus der Sprachen entspringt aus dem allgemeinen Vermögen und Bedürsnis des Menschen zu reden und stammt von der ganzen Nation her; die Cultur einer einzelnen hängt von besonderen Anlagen und Schicksalen ab, und beruht großentheils auf nach und nach in der Nation ausstehenden Individuen. Der Organismus gehört zur Physiologie des intellectuellen Menschen, die Ausbildung zur Reihe der geschichtlichen Entwickelungen. Die Zergliederung der Verschiedenheiten des Organismus führt zur Ausmessung und Prüfung des Gebiets der Spraché und der Sprachfähigkeit des Menschen; die Untersuchung im Zustande höherer Bildung zum Erkennen der Erreichung aller menschlichen Zwecke durch Sprache. Das Studium des Organismus fordert, soweit als möglich, fortgesetzte Vergleichung, die Ergründung des Ganges der Ausbildung, Isoliren auf dieselbe Sprache, und Eindringen in ihre feinsten Eigenthümlichkeiten, daher jenes Ausdehnung, dieses Tiese der Forschung. Wer solglich diese beiden Theile der Sprachwissenschast wahrhast verknüpsen will, muss sich zwar mit sehr vielen verschiedenartigen, ja, wo möglich, mit allen Sprachen beschäftigen, aber immer von genauer Kenntnis einer einzigen, oder weniger, ausgehen. Mangel an dieser Genauigkeit bestrast sich empsindlicher, als Lücken in der doch nie ganz zu erreichenden Vollständigkeit. bearbeitet kann das Erfahrungsstudium der Sprachvergleichung zeigen, auf welche verschiedene Weise der Mensch die Sprache zu Stande brachte, und welchen Theil der Gedankenwelt es ihm gelang in sie hinüberzuführen? wie die Individualität der Nationen darauf ein-, und die Sprach auf sie zurückwirkte? Denn die Sprache, die durch si erreichharen Zwecke des Menschen überhaupt, das Me schengeschlecht in seiner fortschreitenden Entwicklung, u die einzelnen Nationen sind die vier Gegenstände, welt

À

die vergleichende Sprachforschung in ihrem wechselseitigen Zusammenhang zu betrachten hat.

11. Ich behalte alles, was den Organismus der Sprachen betrifft, einer ausführlichen Arbeit vor, die ich über die amerikanischen unternommen habe. Die Sprachen eines großen, von einer Menge von Völkerschaften bewohnten und durchstreisten Welttheils, von dem es sogar zweifelhast ist, ob er jemals mit andern in Verbindung gestanden hat, bieten für diesen Theil der Sprachkunde einen vorzüglich günstigen Gegenstand dar. Man findet dort, wenn man bloß diejenigen zählt, über welche man ausführlichere Nachrichten besitzt, etwa dreissig noch so gut als ganz unbekannte Sprachen, die man als eben so viel neue Naturspecies ansehen kann, und an welche sich eine viel größere Anzahl anreihen läßt, von denen die Data unvollständiger sind. Es ist daher wichtig, diese sämmtlich genau zu zergliedern. Denn was der allgemeinen Sprachkunde noch vorzüglich abgeht, ist, dass man nicht hinlänglich in die Kenntnis der einzelnen Sprachen eingedrungen ist, da doch sonst die Vergleichung noch so vieler nur wenig helfen kann. Man hat genug zu thun geglaubt, wenn man einzelne abweichende Eigenthümlichkeiten der Grammatik anmerkte, und mehr oder weniger zahlreiche Reihen von Wörtern mit einander verglich. Aber auch die Mundart der rohesten Nation ist ein zu edles Werk der Natur, um, in so zufällige Stücke zerschlagen, der Betrachtung fragmentarisch dargestellt zu werden. Sie ist ein organisches Wesen, und man muss sie, als solches, behandeln. Die erste Regel ist daher, zuvörderst jede bekannte Sprache in ihrem inneren Zusammenhange zu studiren, alle darin aufzufindenden Analogien zu verfolgen und systematisch zu ordnen, um dadurch die anschauliche Kenntnis der grammatischen Ideenverknüpfung in ihr, des Umfangs der be-

zeichneten Begriffe, der Natur dieser Bezeichnung und des ihr beiwohnenden mehr oder minder lebendigen geistigen Triebes nach Erweiterung und Verfeinerung, zu gewinnen. Außer diesen Monographien der ganzen Sprachen, fordert aber die vergleichende Sprachkunde andere einzelne Theile des Sprachbaues z. B. des Verbum durch alle Sprachen Denn alle Fäden des Zusammenhangs sollen hindurch. durch sie aufgesucht und verknüpft werden, und es gehen von diesen einige, gleichsam in der Breite, durch die gleichartigen Theile aller Sprachen und andere, gleichsam in der Länge, durch die verschiedenen Theile jeder Sprache. Die ersten erhalten ihre Richtung durch die Gleichheit des Sprachbedürfnisses und Sprachvermögens aller Nationen. die letzten durch die Individualität jeder einzelnen. Durch diesen doppelten Zusammenhang erst wird erkannt, in welchem Umfang der Verschiedenheiten das Menschengeschlecht, und in welcher Consequenz ein einzelnes Volk seine Sprache bildet, und beide, die Sprache und der Sprachcharakter der Nationen, treten in ein helleres Licht, wenn man die Idee iener in so mannichfaltigen individuellen Formen ausgeführt, diesen zugleich der Allgemeinheit und seinen Nebengattungen gegenüber gestellt erblickt. Die wichtige Frage, ob und wie sich die Sprachen, ihrem inneren Bau nach, in Classen, wie etwa die Familien der Pflanzen, abtheilen lassen, kann nur auf diese Weise gründlich beantwortet werden. Das bisher darüber Gesagte bleibt, wie scharfsinnig es geahnet sein möchte, ohne strengere factische Prüfung, dennoch nur Muthmassung. Die Sprachkunde, von der hier die Rede ist, darf sich aber nur auf Thatsachen, und ja nicht auf einseitig und unvollständig gesammelte stützen. Auch zu der Beurtheilung der Abstammung der Nationen von einander nach ihren Sprachen müssen die Grundsätze durch eine noch immer mangelnde genaue Analyse solcher

Sprachen und Mundarten gefunden werden, deren Verwandtschaft anderweitig historisch erwiesen ist. So lange man nicht auch in diesem Felde vom Bekannten zum Unbekannten fortschreitet, besindet man sich auf einer schlüpfrigen und gefährlichen Bahn.

12. Wie genau und vollständig man aber auch die Sprachen in ihrem Organismus untersuche, so entscheidet, wozu sie vermittelst desselben werden können, erst ihr Gebrauch. Denn was der zweckmässige Gebrauch dem Gebiet der Begrisse abgewinnt, wirkt auf sie bereichernd und gestaltend zurück. Daher zeigen erst solche Untersuchungen, als sich vollständig nur bei den gebildeten anstellen lassen, ihre Angemessenheit zur Erreichung der Zwecke der Menschheit. Hierin also liegt der Schlusstein der Sprachkunde, ihr Vereinigungspunkt mit Wissenschaft und Kunst. Wenn man sie nicht bis dahin fortführt, nicht die Verschiedenheit des Organismus in der Absicht betrachtet, dadurch die Sprachfähigkeit in ihren höchsten und mannichfaltigsten Anwendungen zu ergründen, so bleibt die Kenntniss einer großen Anzahl von Sprachen doch höchstens für die Ergründung des Sprachbaues überhaupt, und für einzelne historische Untersuchungen fruchtbar, und schreckt den Geist nicht mit Unrecht von dem Erlernen einer Menge von Formen und Schällen zurück, die am Ende doch immer zu demselben Ziel führen, und dasselbe, nur mit anderm Klange, bedeuten. Abgesehen vom unmittelbaren Lebensgebrauch. behält dann nur das Studium derjenigen Sprachen Wichtigkeit, welche eine Literatur besitzen, und es wird der Rücksicht auf diese untergeordnet, wie es der ganz richtig gesalste Gesichtspunkt der Philologie ist, insofern man dieselbe dem allgemeinen Sprachstudium entgegensetzen kann, welches diesen Namen sührt, weil es die Sprache im Allgemeinen zu ergründen strebt, nicht weil es alle Sprachen



umfassen will, wozu es vielmehr nur wegen jenes Zweckes genöthigt wird.

13. Werden wir nun aber so zu den gebildeten Sprachen hingedrängt, so fragt es sich zuvörderst, ob jede Sprache der gleichen, oder nur irgend einer bedeutenden Cultur fähig ist? oder ob es Sprachformen giebt, die nothwendig erst hätten zertrümmert werden müssen, ehe die Nationen hätten die höheren Zwecke der Menschheit durch Rede erreichen können. Das letztere ist das Wahrscheinlichste. Die Sprache muss zwar, meiner vollsten Ueberzeugung nach, als unmittelbar in den Menschen gelegt, angesehen werden; denn als Werk seines Verstandes in der Klarheit des Bewußtseins ist sie durchaus unerklärbar. Es hilft nicht, zu ihrer Ersindung Jahrtausende und abermals Jahrtausende einzuräumen. Die Sprache ließe sich nicht erfinden, wenn nicht ihr Typus schon in dem menschlichen Verstande vorhanden wäre. Damit der Mensch nur ein einziges Wort wahrhaft, nicht als bloßen sinnlichen Anstoß, sondern als articulirten, einen Begriff bezeichnenden Laut verstehe, muss schon die Sprache ganz und im Zusammenhange in ihm liegen. Es giebt nichts Einzelnes in der Sprache, jedes ihrer Elemente kündigt sich nur als Theil eines Ganzen an. So natürlich die Annahme allmähliger Ausbildung der Sprachen ist, so konnte die Ersindung nur mit Einem Schlage geschehen. Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache; um aber die Sprache zu erfinden, müsste er schon Mensch sein. So wie man wähnt, dass dies allmählig und stufenweise, gleichsam umzechig, geschehen, durch einen Theil mehr erfundener Sprache der Mensch mehr Mensch werden, und durch diese Steigerung wieder mehr Sprache erfinden könne, verkennt man die Untrennbarkeit des menschlichen Bewußtseins und der menschlichen Sprache, und die Natur der Verstandeshandlung, welche

zum Begreisen eines einzigen Wortes erfordert wird. aber hernach hinreicht, die ganze Sprache zu fassen. aber darf man sich die Sprache nicht als etwas fertig Gegebenes denken, da sonst eben so wenig zu begreifen wäre, wie der Mensch die gegebene verstehen und sich ihrer bedienen könnte Sie geht nothwendig aus ihm selbst hervor und gewiss auch nur nach und nach, aber so, dass ihr Organismus nicht zwar als eine todte Masse im Dunkel der Seele liegt, aber als Gesetz die Functionen der Denkkraft bedingt, und mithin das erste Wort schon die ganze Sprache antönt und veraussetzt. Wenn sich daher dasjenige, wovon es eigentlich nichts Gleiches im ganzen Gebiete des Denkbaren giebt, mit etwas anderem vergleichen läßt, so kann man an den Naturinslinkt der Thiere erinnern, und die Sprache einen intellectuellen der Vernunft nennen. So wenig sich der Instinkt der Thiere aus ihren geistigen Anlagen erklären lässt, eben so wenig kann man für die Erfindung der Sprachen Rechenschaft geben aus den Begriffen und dem Denkvermögen der rohen und wilden Nationen, welche ihre Schöpfer sind. Ich habe mir daher nie vorstellen können, dass ein sehr consequenter und in seiner Mannichfaltigkeit künstlicher Sprachbau große Gedankenübung voraussetzen, und eine verloren gegangene Bildung beweisen sollte. Aus dem rohesten Naturstande kann eine solche Sprache, die selbst Produkt der Natur, aber der Natar der menschlichen Vernunft ist, hervorgehen. Consequenz, Gleichförmigkeit, auch bei verwickeltem Bau, ist überall Gepräge der Erzeugnisse der Natur, und die Schwierigkeit, sie hervorzubringen, ist nicht die hauptsächlichste. Die wahre der Spracherfindung liegt nicht sowohl in der Ancinanderreihung und Unterordnung einer Menge sich auf einander beziehender Verhältnisse, als vielmehr in der unergründlichen Tiese der einsachen Verstandeshandlung, die

١

überhaupt zum Verstehen und Hervorbringen der Sprache auch in einem einzigen ihrer Elemente gehört. Ist dies geschehn, so folgt alles Uebrige von selbst, und es kann nicht erlernt werden, muß ursprünglich im Menschen vorhanden sein. Der Instinkt des Menschen aber ist minder gebunden, und lässt dem Einflusse der Individualität Raum. Daher kann das Werk des Vernunstinstinkts zu größerer oder geringerer Vollkommenheit gedeihen, da das Erzeugniss des thierischen eine stätigere Gleichförmigkeit bewahrt, und es widerspricht nicht dem Begriffe der Sprache, dass einige in dem Zustande, in welchem sie uns erscheinen, der vollendeten Ausbildung wirklich unfähig wären. Die Erfahrung bei Uebersetzungen aus sehr verschiedenen Sprachen, und bei dem Gebrauche der rohesten und ungebildetsten zur Unterweisung in den geheimnisvollsten Lehren einer geoffenbarten Religion zeigt zwar, dass sich, wenn auch mit großen Verschiedenheiten des Gelingens, in jeder jede Ideenreihe ausdrücken lässt. Diess aber ist bloss eine Folge der allgemeinen Verwandtschaft aller und der Biegsamkeit der Begrisse und ihrer Zeichen. Für die Sprachen selbst und ihren Einfluss auf die Nationen beweist nur was aus ihnen natürlich hervorgeht; nicht das wozu sie gezwängt werden können, sondern das, wozu sie einladen und begeistern.

14. Den Gründen der Unvollkommenheit einiger Sprachen mag die historische Prüfung im Einzelnen nachforschen. Dagegen muß ich hier eine andere Frage anknüpfen: ob nämlich irgend eine Sprache zur vollendeten Bildung reif ist, ehe sie nicht mehrere Mittelzustände und gerade solche durchgangen ist, durch welche die ursprüngliche Vorstellungsweise dergestalt gebrochen wird, daß die anfängliche Bedeutung der Elemente nicht mehr völlig klarist? Die merkwürdige Beobachtung, daß eine charakteristische Eigenschaft der rohen Sprachen Consequenz, der

gebildeten Anomalie in vielen Theilen ihres Baues ist, und auch aus der Natur der Sache geschöpste Gründe machen dies wahrscheinlich. Das durch die ganze Sprache herrschende Princip ist Artikulation; der wichtigste Vorzug jeder, feste und leichte Gliederung; diese aber setzt einfache und in sich untrennbare Elemente voraus. Das Wesen der Sprache besteht darin, die Materie der Erscheinungswelt in die Form der Gedanken zu gießen; ihr ganzes Streben ist formal, und da die Wörter die Stelle der Gegenstände vertreten, so muss auch ihnen, als Materie, eine Form entgegenstehen, welcher sie unterworfen werden. Nun aber häufen die ursprünglichen Sprachen gerade eine Menge von Bestimmungen in dieselbe Silbengruppe und sind sichtbar mangelhaft in der Herrschaft der Form. Ihr einfaches Geheimnis, welches den Weg anzeigt, auf welchem man sie, mit gänzlicher Vergessenheit unserer Grammatik, immer zuerst zu enträthseln versuchen muss, ist, das in sich Bedeutende unmittelbar an einander zu reihen. Die Form wird in Gedanken hiezu verstanden, oder durch ein in sich bedeutendes Wort, das man auch als solches nimmt, mithin als Stoff, gegeben. Auf der zweiten großen Stufe des Fortschreitens weicht die stoffartige Bedeutung dem formalen Gebrauch, und es entstehen daraus grammatische Beugungen und Wörter grammatischer, also formaler Bedeulung. Aber die Form wird nur da angedeutet, wo sie durch einen einzelnen, im Sinn der Rede liegenden Umstand, gleichsam materiell, nicht wo sie durch die Ideenverknüpfung formal gefordert wird. Der Plural wird wohl als Vielheit, aber der Singular nicht gerade als Einzelnes, sondern nur als der Begriff überhaupt gedacht, Verbum und Nomen fallen zusammen, wo nicht gerade-Person oder Zeit auszudrücken ist; die Grammatik waltet noch nicht in der Sprache, sondern tritt nur im Fall des Bedürfnisses auf.

Erst wenn kein Element mehr als formlos gedacht, und der Stoff als Stoff ganz in der Rede besiegt wird, ist die dritte Stuse erstiegen, welche aber insosern, dass auch in jedem Element die Form hörbar angedeutet wäre, kaum die gebildetsten Sprachen erreichen, obgleich darauf erst die Möglichkeit architektonischer Eurythmie im Periodenbau beruht. Auch ist mir keine bekannt, deren grammatische Formen nicht noch, selbst in ihrer höchsten Vollendung, unverkennbare Spuren der ursprünglichen Silben - Agglutination an sich trügen. So lange nun auf den früheren Stufen das Wort, als mit seiner Modification zusammengesetzt, nicht als in seiner Einfachheit modificirt erscheint, fehlt es an der leichten Trennbarkeit der Elemente, und wird der Geist durch die Schwerfälligkeit des Bedeutenden, mit der jedes Grundtheilchen auftritt, niedergedrückt, nicht durch Gefühl des Formalen wieder zu formalem Denken angeregt. dem Naturstande noch nahestehende Mensch verfolgt auch eine einmal angenommene Vorstellungsweise leicht zu weit, denkt jeden Gegenstand und jede Handlung mit allen ihren Nebenumständen, trägt dies in die Sprache über und wird nachher wieder von ihr, da der lebendige Begriff doch in ihr zum Körper erstarrt, überwältigt. Diess nun auf das wahre Maass zurückzusühren und die Krast des materiell Bedeutenden zu mindern, ist Kreuzung der Nationen und Sprachen durch einander ein höchst wirksames Mittel. Eine neue Vorstellungsweise gesellt sich zu der bisherigen; die sich vermischenden Stämme kennen gegenseitig nicht die einzelne Zusammensetzung der Wörter ihrer Mundarten, sondern nehmen sie bloss als Formeln im Ganzen auf, das Unbequemere und Schwerfälligere weicht, bei der Möglichkeit der Wahl, dem Leichteren und Fügsameren, und da Geist und Sprache nicht mehr so einseitig verwachsen sind, so übt jener eine freiere Gewalt über diese aus. Der ursprüngliche Organismus wird allerdings gestört, aber die neu hinzutretende Kraft ist wieder eine organische, und so wird das Gewebe ununterbrochen, nur nach größerem und mannigfaltigerem Plane fortgesetzt. Das anscheinend verwirzte und wilde Durcheinanderziehen der Völkerstämme der Urzeit bereitete also die Blüthe der Rede und des Gesanges in lange darauf folgenden Jahrhunderten vor.

15. Auf die eben berührte Unvollkommenheit einiger Sprachen darf aber hier nicht gesehen werden. Nur durch die Prüfung gleich vollkommener oder doch solcher, deren Unterschied nicht bloß dem Grade nach gemessen werden kann, lässt sich die allgemeine Frage beantworten, wie die Verschiedenheit der Sprachen überhaupt im Verhältniss zur Bildung des Menschengeschlechts anzusehen ist? ob nur als ein sufälliger, das Leben der Nationen begleitender Umstand, der aber mit Geschicklichkeit und Glück benutzt werden kann, oder als ein nothwendiges, sonst durch nichts zu ersetzendes Mittel zur Bearbeitung des Ideengebiets? Denn zu diesem neigen sich alle Sprachen wie convergirende Strahlen, und ihr Verhältniss zu ihm, als ihrem gemeinschaftlichen Inhalt, ist daher der Endpunkt unserer Untersuchung. Kann dieser Inhalt von der Sprache unabhängig, oder ihr Ausdruck für ihn gleichgültig gemacht werden, oder sind beide diess schon von selbst, so hat die Ausbildung und das Studium der Verschiedenheit der Sprachen nur eine bedingte und untergeordnete, im entgegengesetzten Fall aber eine unbedingte und entscheidende Wichtigkeit.

16. Am sichersten wird dies beurtheilt an der Vergleichung des einfachen Worts mit dem einfachen Begriff. Das Wort macht zwar nicht die Sprache aus, aber es ist doch der bedeutendste Theil derselben, nämlich das was in der lebendigen Welt das Individuum. Es ist auch schlechterdings nicht gleichgültig, ob eine Sprache umschreibt, was

eine andere durch Ein Wort ausdrückt, nicht bei grammatischen Formen, da diese bei der Umschreibung gegen den Begriff einer blossen Form, nicht mehr als modificirte Ideen, sondern als die Modification angebende erscheinen; sber auch nicht in der Bezeichnung der Begriffe. Das Gesetz der Gliederung leidet nothwendig, wenn dasjenige was sich im Begriff als Einheit darstellt, nicht eben so im Ausdruck erscheint, und die ganze lebendige Wirklichkeit des Worts als Individuum, fällt für den Begriff weg, dem es an einem solchen Ausdrucke fehlt. Dem Verstandesact, welcher die Einheit des Begriffes hervorbringt, entspricht, als sinnliches Zeichen, die des Worts, und beide müssen einander im Denken durch Rede möglichst nahe begleiten. Denn wie die Stärke der Reflection Trennung und Individualisirung der Töne durch Artikulation hervorbringt, so mus diese wieder trennend und individualisirend auf den Gedankenstoff zurückwirken und es ihm möglich machen, vom Ungeschiedenen ausgehend und zum Ungeschiedenen, der absoluten Einheit, hinstrebend, diesen Weg durch Trennung zurückzulegen.

17. Das Denken ist aber nicht bloss abhängig von der Sprache überhaupt, sondern bis auf einen gewissen Grad, auch von jeder einzelnen bestimmten. Man hat zwar die Wörter der verschiedenen Sprachen mit allgemein gültigen Zeichen vertauschen wollen, wie dieselben die Mathematik in den Linien, Zahlen und der Buchstabenrechnung besitzt. Allein es läst sich damit nur ein kleiner Theil der Masse des Denkbaren erschöpfen, da diese Zeichen, ihrer Natur nach, nur auf solche Begriffe passen, welche durch blosse Construction erzeugt werden können, oder sonst rein durch den Verstand gebildet sind. Wo aber der Stoff innerer Wahrnehmung und Empfindung zu Begriffen gestempelt werden soll, da kommt es auf das individuelle Vorstellungsvermögen des Menschen an, von dem seine Sprache unzer-

trennlich ist. Alle Versuche, in die Mitte der verschiedenen einzelnen allgemeine Zeichen für das Auge, oder das Ohr zu stellen, sind nur abgekürzte Uebersetzungsmethoden, und es ware ein thörichter Wahn, sich einzubilden, dass man dadarch, ich sage nicht aus aller Sprache, sondern auch nur aus dem bestimmten und beschränkten Kreise seiner eigenen hinausträte. Es lässt sich zwar allerdings ein solcher Mittelpunkt aller Sprachen suchen und wirklich finden. und es ist nothwendig, ihn auch bei dem vergleichenden Sprachstudium, sowohl dem grammatischen als lexikalischen Theile, nicht aus den Augen zu verlieren. Denn in beiden giebt es eine Anzahl von Dingen, welche ganz a priori bestimmt und von allen Bedingungen einer besondern Sprache getrennt werden können. Dagegen giebt es eine weit größere Menge von Begriffen und auch grammatischen Eigenheiten, die so unlösbar in die Individualität ihrer Sprache verwebt sind, dass sie weder am blossen Faden der innern Wahrnehmung zwischen allen schwebend erhalten, noch ohne Umänderung in eine andere übertragen werden können. Ein sehr bedeutender Theil des Inhalts jeder Sprache steht daher in so unbezweiselter Abhängigkeit von ihr, das ihr Ausdruck für ihn nicht mehr gleichgültig bleiben kann.

Individuum der Gedankenwelt macht, fügt zu ihm bedeutend von dem Seinigen hinzu, und indem die Idee durch dasselbe Bestframtheit empfängt, wird sie zugleich in gewissen Schranken gefangen gehalten. Aus seinem Laute, seiner Verwandtschaft mit andern Wörtern ähnlicher Bedeutung, dem meistentheils in ihm zugleich enthaltenen Uebergangsbegriff zu dem neu beseichneten Gegenstande, welchem man es aneignet, und seinen Nebenbeziehungen auf die Wahrnehmung oder Empfindung, entsteht ein bestimmter Eindruck, und indem dieser zur Gewohnheit wird, trägt er ein neues

Moment zur Individualisirung des in sich unbestimmteren, aber auch freieren Begriffs hinzu. Denn an jedes irgend bedeutendere Wort knüpfen sich die nach und nach durch dasselbe angeregten Empfindungen, die gelegentlich hervorgebrachten Anschauungen und Vorstellungen, und verschiedene Wörter zusammen bleiben sich auch in den Verhältmissen der Grade gleich, in welchen sie einwirken. So wie ein Wort ein Object zur Vorstellung bringt, schlägt es auch, obschon oft unmerklich, eine zugleich seiner Natur und der des Objects entsprechende Empfindung an, und die ununterbrochene Gedankenreihe im Menschen ist von einer eben so ununterbrochenen Empfindungsfolge begleitet, die allerdings durch die vorgestellten Objecte, allein zunächst und dem Grade und der Farbe nach, durch die Natur der Wörter und der Sprache bestimmt wird. Das Object, dessen Erscheinung im Gemüth immer ein durch die Sprache individualisirter, stets gleichmäßig wiederkehrender Eindruck begleitet, wird auch in sich auf eine dadurch modificirte Art vorgestellt. Im Einzelnen ist diess wenig bemerkbar; aber die Macht der Wirkung im Ganzen liegt in der Gleichmässigkeit und beständigen Wiederkehr des Eindrucks. Denn indem sich der Charakter der Sprache an jeden Ausdruck und jede Verbindung von Ausdrücken hestet, erhält die ganze Masse der Vorstellungen eine von ihm herrührende Farbe.

19. Die Sprache ist aber kein freies Erzeugniss des einzelnen Menschen, sondern gehört immer der ganzen Nation an; auch in dieser empsangen die späteren Generationen dieselbe von früher da gewesenen Geschlechtern. Dadurch das sich in ihr die Vorstellungsweise aller Alter, Geschlechte, Stände, Charakter- und Geistesverschiedenheiten desselben Völkerstamms, dann durch den Uebergang von Wörtern und Sprachen verschiedener Nationen, endlich bei zunehmender Gemeinschaft des ganzen Menschenge-

schlechts mischt, läutert und umgestaltet, wird die Sprache der große Uebergangspunkt von der Subjectivität zur Objectivität, von der immer beschränkten Individualität zu Alles zugleich in sich befassendem Dasein. Ersindung nie vorher vernommener Lautzeichen lässt sich nur bei dem, über alle menschliche Ersahrung hinausgehenden Ursprung der Sprachen denken. Wo der Mensch irgend bedeutsame Laute überliefert erhalten hat, bildet er seine Sprache an sie an, und baut nach der durch sie gegebenen Analogie seine Mundart aus. Diess liegt in dem Bedürfniss, sich verständlich zu machen, in dem durchgängigen Zusammenhange aller Theile und Elemente jeder Sprache und aller Sprachen unter einander und in der Einerleiheit des Sprachvermögens. Es ist auch selbst für die grammatische Spracherklärung wichtig, fest im Auge zu behalten, dass die Stämme, welche die auf uns gekommenen Sprachen bildeten, nicht leicht zu erfinden, aber da, wo sie selbstlhätig wirkten, das von ihnen Vorgefundene zu vertheilen und anzuwenden hatten. Von vielen feinen Nuancen, grammatischen Formen lässt sich nur dadurch Rechenschaft geben. Man würde schwerlich verschiedene Bezeichnungen für sie erfunden haben; dagegen war es natürlich, die schon vorhandenen verschiedenen nicht gleichgültig zu gebrauchen. Die Hauptelemente der Sprache, die Wörter, sind es vorzüglich, die von Nation zu Nation überwandern. Den grammatischen Formen wird dies schwerer, da sie, von feinerer intellectueller Natur, mehr in dem Verstande ihren Sitz haben, als materiell und sich selbst erklärend an den Lauten haften. Zwischen den ewig wechselnden Geschlechtern der Menschen, und der Welt der darzustellenden Objecte stehen daher eine unendliche Anzahl von Wörtern, die man, wenn sie auch ursprünglich nach Gesetzen der Freiheit erzeugt sind, und immerfort auf diese Weise gebraucht werden, eben sowohl,

als die Menschen und Objecte, als selbstständige, par geschichtlich erklärbare, nach und nach durch die vereinte Kraft der Natur, der Menschen und Ereignisse entstandene Wesen ansehen kann. Ihre Reihe erstreckt sich so weit in das Dunkel der Vorwelt hinaus, dass sich der Anfang nicht mehr bestimmen lässt; ihre Verzweigung umfasst das ganze Menschengeschlecht, so weit je Verbindung unter demselben gewesen ist; ihr Fortwirken und ihre Forterzeugung könnte nur dann einen Endpunkt finden, wenn alle jetzt lebende Geschlechter vertilgt und alle Fäden der Ueberlieferung auf einmal abgeschnitten würden. Indem nun die Nationen sich dieser, schon vor ihnen vorhandenen Sprachelemente bedienen, indem diese ihre Natur der Darstellung der Objecte beimischen, ist der Ausdruck nicht gleichgültig und der Begriff nicht von der Sprache unabhängig. Der durch die Sprache bedingte Mensch wirkt aber wieder auf sie zurück, und jede besondere ist daher das Resultat drei verschiedener zusammentressender Wirkungen, der realen Natur der Objecte, insofern sie den Eindruck auf das Gemüth hervorbringt, der subjectiven der Nation und der eigenthümlichen der Sprache durch den fremden ihr beigemischten Grundstoff, und durch die Kraft, mit der alles einmal in sie Uebergegangene, wenn auch ursprünglich gans frei geschaffen, nur in gewissen Grenzen der Analogie Fortbildung erlaubt.

20. Durch die gegenseitige Abhängigkeit des Gedankens und des Wortes von einander leuchtet es klar ein, das die Sprachen nicht eigentlich Mittel sind, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher unerkannte zu entdecken. Ihre Verschiedenheit ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst. Hierin ist der Grund und der letzte Zweck aller Sprachuntersuchung enthalten. Die

į

Summe des Erkennbaren liegt, als das von dem menschlichen Geiste zu bearbeitende Feld, zwischen allen Sprachen und unabhängig von ihnen in der Mitte; der Mensch kann sich diesem rein objectiven Gebiet nicht anders, als nach seiner Erkennungs - und Empfindungsweise, also auf einem subjectiven Wege, nähern. Gerade da, wo die Forschung die höchsten und tiessten Punkte berührt, sindet sich der von jeder besonderen Eigenthümlichkeit am leichtesten zu trennende mechanische und logische Verstandesgebrauch am Ende seiner Wirksamkeit, und es tritt ein Verfahren der inneren Wahrnehmung und Schöpfung ein, von dem blos so viel deutlich wird, dass die objective Wahrheit aus der ganzen Kraft der subjectiven Individualität hervorgeht. Dies ist nur mit und durch Sprache möglich. Die Sprache aber ist, als ein Werk der Nation und der Vorzeit, für den Menschen etwas Fremdes: er ist dadurch auf der einen Seite gebunden, aber auf der andern durch das von allen früheren Geschlechtern in sie Gelegte bereichert, erkräftigt und angeregt. Indem sie dem Erkennbaren, als subjectiv, entgegensteht, tritt sie dem Menschen, als objectiv, gegenüber. Denn jede ist ein Anklang der allgemeinen Natur des Menschen, und wenn zwar auch der Inbegriff aller zu keiner Zeit ein vollständiger Abdruck der Subjectivität der Menschheit werden kann, nähern sich die Sprachen doch immerfort diesem Ziele. Die Subjectivität der ganzen Menschheit wird aber wieder in sich zu etwas Objectivem. Die ursprüngliche Uebereinstimmung zwischen der Welt und dem Menschen, auf welcher die Möglichkeit aller Erkenntnifs der Wahrheit beruht, wird also auch auf dem Wege der Erscheinung stückweise und sortschreitend wiedergewonnen. Denn immer bleibt das Objective das eigentlich zu Erringende, und wenn der Mensch sich demselben auf der subjectiven Bahn einer eigenthümlichen Sprache naht, so ist sein sweites Bemithen, wieder, und wäre es auch nur durch Vertauschung einer Sprach-Subjectivität mit der andern, das Subjective abzusondern und das Object möglich rein davon auszuscheiden.

21. Vergleicht man in mehreren Sprachen die Ausdrücke für unsinnliche Gegenstände, so wird man nur diejenigen gleichbedeutend finden, die, weil sie rein construitbar sind, nicht mehr und nichts anders enthalten können, als in sie gelegt worden ist. Alle übrigen schneiden des in ihrer Mitte liegende Gebiet, wenn man das durch sie beseichnete Object so benennen kann, auf verschiedene Weise ein und ab, enthalten weniger und mehr, andere und andere Bestimmungen. Die Ausdrücke sinnlicher Gegenstände sind wohl insofern gleichbedeutend, als bei allen derselbe Gegenstand gedacht wird; aber da sie die bestimmte Art, ihn vorzustellen, ausdrücken, so geht ihre Bedeutung darin gleichfalls auseinander. Denn die Einwirkung der individuellen Ansicht des Gegenstandes auf die Bildung des Wortes bestimmt, so lange sie lebendig bleibt, auch diejenige, wie das Wort den Gegenstand zurückrust. Eine große Menge von Wörtern entspringt aber aus der Verbindung sinnlicher und unsinnlicher Ausdrücke, oder aus der intellectuellen Bearbeitung jener, und alle diese theilen daher das sich nicht so wiederfindende individuelle Gepräge der letzteren, wenn auch das der ersteren sollte im Lause der Zeit erloschen sein. Denn da die Sprache zugleich Abbild und Zeichen, nicht ganz Produkt des Eindrucks der Gegenstände, und nicht ganz Erzeugniss der Willkühr der Redenden ist, so tragen alle besonderen in jedem ihrer Elemente Spuren der ersteren dieser Eigenschaften, aber die jedesmalige Erkennbarkeit dieser Spuren beruht, außer ihrer eigenen Deutlichkeit, auf der Stimmung des Gemüthe, das Wort mehr als Abbild, oder als Zeichen nehmen zu wollen.

Denn das Gemüth kann, vermöge der Kraft der Abstraction, su dem letzteren gelangen, es kann aber auch, indem es alle Pforten seiner Empfänglichkeit öffnet, die volle Einwirkung des eigenthümlichen Stoffes der Sprache aufnehmen. Der Redende kann durch seine Behandlung zu dem einen und dem andern die Richtung geben, und der Gebrauch eines dichterischen, der Prosa fremden Ausdrucks hat oft keine andere Wirkung, als das Gemüth zu stimmen, ja nicht die Sprache als Zeichen anzusehen, sondern sich ihr in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit hinzugeben. Will man diesen zwiefachen Gebrauch der Sprache in Gattungen einander gegenüberstellen, welche ihn schärfer trennen, als er es in der Wirklichkeit sein kann, so lässt sich der eine der wissenschaftliche, der andere der rednerische nennen. Der erstere ist zugleich der der Geschäfte, der letztere der des Lebens in seinen natürlichen Verhältnissen. Denn der freie Umgang löst die Bande, welche die Empfänglichkeit des Gemüths gesesselt halten könnten. Der wissenschastliche Gebrauch, im hier angenommenen Sinne, ist nur auf die Wissenschaften der reinen Gedanken-Construction, und auf gewisse Theile und Behandlungsarten der Erfahrungswissenschaften anwendbar; bei jeder Erkenntnis, welche die ungetheilten Kräfte der Menschen fordert, tritt der rednerische ein. Von dieser Art der Erkenntnis aber fliesst gerade auf alle übrigen erst Licht und Wärme über; nur auf ihr beruht das Fortschreiten in allgemeiner geistiger Bildung, und eine Nation, welche nicht den Mittelpunkt der ihrigen in Poesie, Philosophie und Geschichte, die dieser Erkenntnis angehören, sucht und findet, entbehrt bald der wohlthätigen Rückwirkung der Sprache, weil sie durch ihre eigene Schuld sie nicht mehr mit dem Stoffe nährt, der allein ihr Jugend und Kraft, Glanz und Schönheit erhalten kann. In diesem Gebiet ist der eigentliche Sitz der Bered-



samkeil wenn man nämlich derunter in der weitumfresandsten und nicht gerade gewöhnlichen Bedeutung, die Behandlung der Sprache insofern versteht, als sie entweder von selbst wesentlich auf die Darstellung der Objecte einwiekt, oder absichtlich dasu gebraucht wird. In dieser letsteren Art kann die Beredsamkeit auch, mit Recht oder Unrecht, in den wissenschaftlichen und den Geschäftagebranch, übergeben. Der wissenschaftliche Gebrauch der Sprache muss wiederum von dem conventionellen geschieden werden. Beide gehören insofern in Eine Klasse, als sie die eigenthümliche Wirkung der Sprache, als eines selbstständigen Stoffes, vertilgend, dieselbe nur als Zeichen ansehen wollen. Aber der wissenschaftliche Gebrauch thut dies auf dem Felde, wo es statthast ist, und bewirkt es, indem er jede Subjectivität von dem Ausdruck absuschneiden, oder vielmehr das Gemüth ganz objectiv zu stimmen versucht, und der ruhige und vernünftige Geschäftsgebrauch folgt ihm hierin nach; der conventionelle Gebrauch versetst diese Behandlung der Sprachen auf ein Feld, das der Freiheit der Empfänglichkeit bedürste, drängt dem Ausdruck eine nach Grad und Farbe bestimmte Subjectivität auf, und versucht es, das Gemüth in die gleiche zu versetzen. So geht er hernach auf das Gebiet des rednerischen über, und bringt entartete Beredsamkeit und Dichtung hervor. Es giebt Nationen, welche, nach der Individualität ihres Charakters, den einen oder andern dieser falschen Wege einschlagen, oder dieser richtigen einseitig verfolgen; es giebt solche, die ihre Sprache mehr oder minder glücklich behandeln; und wenn das Schicksal es fügt, dass ein dem Gemüthe, Ohr und Tone nach vorzugsweise für Rede und Gesang gestimmtes Volk gerade in den entscheidenden Congelationspunkt des Organismus einer Mundart eintritt, so entstehen herrliche und durch alle Zeit hin bewunderte

Sprachen. Nar durch einen solchen glücklichen Wurf kann man das Hervorgehen der Griechischen erklären.

- 22. Diesen letzten und wesentlichsten Anwendungen der Sprache kann der ursprüngliche Organismus derselben nicht fremd seyn. In ihm liegt der erste Keim zur folgenden Ausbildung, und die beiden im Vorigen geschiedenen Theile des vergleichenden Sprachstudiums finden hier ihre Verbindung. Aus der Erforschung der Grammatik und des Wortvorrathes aller Nationen, soweit Hülfsmittel dazu vorhanden sind, und aus der Prüfung der schriftlichen Denkmale der gebildeten muß die Art und der Grad der Ideenerseugung, zu welcher die menschlichen Sprachen gelangt sind, und in ihrem Baue der Einfluß ihrer verschiedenen Eigenschaften auf ihre letzte Vollendung zusammenhängend und lichtvoll dargestellt werden.
- 23. Es ist hier nur meine Absicht gewesen, das Feld der vergleichenden Sprachuntersuchungen im Ganzen zu überschlagen, ihr Ziel festzustellen und zu zeigen, dass, um es zu erreichen, der Ursprung und die Vollendung der Sprachen zusammengenommen werden muß. Nur auf diesem Wege können diese Forschungen dahin führen, die Sprachen immer weniger als willkührliche Zeichen anzusehen und auf eine, tiefer in das geistige Leben eingreifende Weise, in der Eigenthümlichkeit ihres Baues Hülfsmittel sur Erforschung und Erkennung der Wahrheit, und Bildung der Gesinnung und des Charakters aufzusuchen. Denn wenn in den zu höherer Ausbildung gediehenen Sprachen eigene Weltansichten liegen, so muß es ein Verhältniß dieser nicht mur zu einander, sondern auch zur Totalität aller denkbaren geben. Es ist alsdann mit den Sprachen wie mit den Charakteren der Menschen selbst, oder um einen einfacheren Gegenstand zur Vergleichung zu wählen, wie mit den Götteridealen der bildenden Kunst, in welchen sich Totalität

aufsuchen und ein geschlossener Kreis bilden Mist, da jedes das allgemeine, als gleichzeitiger Inbegriff aller Erhabenheiten nicht individualisirbare Ideal von Einer bestimmten Seite darstellt. Dass dies je in irgend einer Gattung der Vorsüge rein vorhanden wäre, darf man allerdings nicht wähnen, und man würde der Wirklichkeit nur Gewalt anthun, wenn man Charakter und Sprachverschiedenheiten historisch so darstellen wollte. Allein die Anlagen und nur nicht rein durchgeführten Richtungen sind vorhanden, und es tälst sich weder bei Menschen und Nationen, noch bei Sprachen eine Charakterbildung (die nicht Unterwerfung der Azusserungen unter ein Gesetz, sondern Annäherung des Wesens an ein Ideal ist) denken, als wenn man nich auf einer Bahn begriffen ansieht, deren, durch die Verstellung des Ideals gegebene Richtung bestimmte andere, enst alle Seiten desselben erschöpfende voraussetzt. Der Zustand der Nationen, auf welchem dies in ihren Sprachen Anwendung finden kann, ist der höchste und letzte, zu welchem Verschiedenheit der Völkerstämme führen kann: er setzt verhältnismässig große Menschenmassen voraus, weil die Sprachen diese erfordern, um sich zu ihrer Vollendung zu erheben. Ihm zum Grunde liegt der niedrigste, von dem wir ausgingen, der aus der unvermeidlichen Zerstückelung und Verzweigung des Menschengeschlechts entsteht und dem die Sprachen ihren Ursprung schuldig sind; dieser setzt viele und kleine Menschenmassen voraus, weil das Entstehen der Sprachen in diesen leichter ist, und viele sich mischen und zusammenfließen müssen, wenn reiche und bildsame hervorgehen sollen. In beiden vereinigt sich, was in der ganzen Oeconomie des Menschengeschlechts auf Erden gefunden wird, dass der Ursprung in Naturnothwendigkeit und physischem Bedürfnis liegt, aber in der fortschreitenden Entwicklung beide den höchsten geistigen Zwek**ken diene**n.

Ueber

das Entstehen der grammatischen Formen, und ihren Einfluss auf die Ideenentwicklung.

Indem ich versuchen werde, den Ursprung der grammatischen Formen, und ihren Einflus auf die Ideenentwicklung zu schildern, ist es nicht meine Absicht, die einzelnen Gattungen derselben durchzugehen Ich werde mich vielmehr nur auf ihren Begriff überhaupt beschränken, um die doppelte Frage zu beantworten:

> "wie in einer Sprache diejenige Bezeichnungsart "grammatischer Verhältnisse entsteht, welche eine "Form zu heißen verdient?" und

> "inwiesern es für das Denken und die Ideenent-"wicklung wichtig ist, ob diese Verhältnisse durch "wirkliche Formen, oder durch andere Mittel be-"zeichnet werden?"

Da hier von dem allmähligen Werden der Grammatik die Rede ist, so bieten sich die Verschiedenheiten der Sprachen, von dieser Seite aus betrachtet, als Stufen in ihrem Fortschreiten dar.

Nur mus man sich wohl hüten, einen allgemeinen Typus allmählich fortschreitender Sprachformung entwerfen,

und alle einzelnen Erscheinungen nach diesem beurtheilen su wollen. Ueberall ist in den Sprachen das Wirken der Zeit mit dem Wirken der Nationaleigenthümlichkeit gepaart, und was die Sprachen der rohen Horden Amerikas und Nordasiens einstehen der rohen Horden Amerikas und Urstämmen Indiens und Griechenlands angehört zu haben. Weder der Sprache einer einzelnen Nation, noch solchen, welche durch mehrere gegangen sind, läst sich ein vollkommen gleichmäsiger, und gewissermaßen von der Natur vorgeschriebener Weg der Entwicklung anweisen.

Die Sprache, in ihrer größesten Ausdehnung genommen, kennt aber einen letzten Mittelpunkt im Menschengeschlecht überhaupt, und wenn man von der Frage ausgeht: in welchem Grad der Vollendung der Mensch bisher
Wirksprache sur Wirklichkeit gebracht hat? so giebt es alsdien einen festen Punkt, nach welchem sich wieder andere,
gleich feste bestimmen lassen. Auf diese Weise nun ist
eine fortschreitende Entwicklung des Sprachvermöguns; und
swar an sicheren Zeichen, erkennbar, und in diesem Sinn
kann man mit Fug und Recht von stufenartiger Verschiedenheit unter den Sprachen reden.

Da hier nur von dem Begriffe grammatischer Verhältnisse überhaupt, und ihrem Ausdruck in der Sprache die Rede seyn soll, so haben wir uns nur mit der Auseinandersetzung des ersten Erfordernisses zur Ideenentwicklung, und der Bestimmung der untersten Stufen der Sprachvollkommenheit zu beschäftigen.

Es wird aber zunächst sonderbar scheinen, dass nur der Zweisel erregt wird, als besässe nicht jede Sprache, auch die unvollkommenste und ungebildetste, grammatische Formen im wahren und eigentlichen Verstande. Nur in der Zweckmäsigkeit, Vollständigkeit, Klarheit und Kürze dieser Formen wird man Verschiedenheiten unter den Sprachen aufsuchen. Man wird sich noch außerdem darauf berufen, dass gerade die Sprachen der Wilden, namentlich die Amerikanischen, vorzüglich zahlreiche, planmäsig und künstlich gebildete aufweisen. Alles dies ist vollkommen wahr; es fragt sich nur, ob diese Formen auch wahrhaft als Formen anzusehen sind, und es kommt daher auf den Begriff an, den man mit diesem Worte verbindet. Um dies vollkommen deutlich zu machen, mus man zuvörderst zwei Missverständnisse aus dem Wege räumen, die hier sehr leicht entstehen können.

Wenn man von den Vorzügen und Mängeln einer Sprache redet, so darf man nicht das zum Massstabe nehmen, was irgend ein, nicht ausschließend durch sie gebildeter Kopf, in ihr auszudrücken im Stande wäre. Jede Sprache ist, trotz ihres mächtigen und lebendigen Einflusses auf den Geist, doch auch zugleich ein todtes und leidendes Werkzeug, und alle tragen eine Anlage nicht bloß zum richtigen, sondern selbst zum vollendetsten Gebrauche in sich. Wenn nun derjenige, welcher seine Bildung in andern Sprachen erlangt hat, irgend eine minder vollkommene studirt, und sich ihrer bemeistert, so kann er, vermittelst derselben, eine ihr an und für sich fremde Wirkung hervorbringen, und es wird dadurch in sie eine ganz andere Ansicht hinübergetragen, als welche die allein unter ihrem Einflusse stehende Nation von ihr hegt. Auf der einen Seite wird die Sprache ein wenig aus ihrem Kreise herausgerissen; auf der andern wird, da alles Verstehen aus Objectivem und Subjectivem zusammengesetzt ist, etwas anderes in sie hineingelegt; und so ist kaum zu sagen, was micht in ihr, und durch sie erzeugt werden könnte.

Sieht man blos auf dasjenige, was sich in einer Sprache ausdrücken läst, so wäre es nicht zu verwundern, wenn man dahin geriethe, alle Sprachen im Wesentlichen unge-

fähr gleich an Vorzügen und Mängeln zu erklären. Die grammatischen Verhältnisse insbesondere hängen durchaus ven der Absicht ab, die man damit verbindet. Sie kleben weniger den Worten an, als sie von dem Hörenden und Sprechenden hineingedacht werden. Da, ohne hire Bezeichnung, keine Rede, und kein Verstehen denkbar, sind, so muss jede noch so rohe Sprache gewisse Bezeichnus garten für sie besitzen, und diese mögen nun noch so dürftig, noch so relteam, vorzüglich aber noch so stoffartig seyn, als sie wollen, so wird der einmal durch vollkommenere Sprachen gehildete Verstand sich ihrer immer mit Erfolg zu bedienen und alle Beziehungen der Ideen mit denselben genügend anzudenten verstehen. Die Grammatik lässt sich in eine Sprache viel leichter hineindenken, als eine graße Erweiterung und Verfeinerung der Wortbedeutungen; und se muse man nicht überrascht werden, wenn man in den Darstellungen ganz roher und ungehildeter Sprachen die Nomen aller Formen der höchstgebildeten antrifft. Die Andeutungen zu allen sind wirklich vorhanden, da die Sprache dem Menschen immer ganz, nie stückweise beiwohnt, und der feinere Unterschied, ob und inwiesern diese Bezeichnungsarten grammatischer Verhältnisse nun wirkliche Formen sind, und als solche auf die Ideenentwicklung der Eingebornen einwirken, wird leicht übersehen.

Dennoch ist dies gerade der Punkt, auf den es ankemmt. Nicht, was in einer Sprache ausgedrückt zu werden vermag, sondern das, wozu sie aus eigner, innerer Kraft anseuert und begeistert, entscheidet über ihre Vorzüge, oder Mängel. Ihr Massstab ist die Klarheit, Bestimmtheit und Regsamkeit der Ideen, die sie in der Nation weckt, welcher sie angehört, durch deren Geist sie gebildet ist, und auf die sie wiederum bildend zurückgewirkt hat. Verläst man aber diesen ihren Einslus auf die Entwicklung

der Ideen und die Erregung der Empfindungen; will man prüsen, was sie als Werkzeug überhaupt hervorzubringen und zu leisten vermöchte: so geräth man auf einen Boden, der keiner Begränzung mehr sähig ist, da der bestimmte Begriff des Geistes sehlt, der sich ihrer bedienen soll, alles durch Rede Gewirkte aber immer ein zusammengesetztes Erzeugniss des Geistes und der Sprache ist. Jede Sprache muß in dem Sinne ausgesalst werden, in dem sie durch die Nation gebildet ist, nicht in einem ihr fremden.

Auch wenn die Sprache keine ächten grammatischen Formen besitzt, kann, da es ihr doch niemals an anderen Bezeichnungsarten der grammatischen Verhältnisse mangelt, nicht nur die Rede, als materielles Erzeugniss, recht gut bestehen, sondern es kann auch vielleicht jede Gattung der Rede in solche Sprachen übergetragen, und in ihnen gebildet werden. Dies letztere ist aber nur die Frucht einer fremden Krast, die sich einer unvollkommneren Sprache in dem Sinn einer vollkommneren bedient.

Darum, dass sich mit den Bezeichnungen fast jeder Sprache alle grammatischen Verhältnisse andeuten lassen, besitzt noch nicht auch jede grammatische Formen in demjenigen Sinne, in dem sie die hochgebildeten Sprachen kennen. Der zwar feine, aber doch sehr fühlbare Unterschied liegt in dem materiellen Erzeugniss und der formalen Einwirkung. Dies wird die Folge dieser Untersuchung deutlicher darstellen. Hier war es genug, abzusondern, was eine beliebig angenommene Kraft mit einer Sprache hervorzubringen und was sie selbst durch stetigen und habituellen Einflus auf die Ideen und ihre Entwicklung zu wirken vermag, und dadurch das erste hier zu befürchtende Missverständniss zu heben.

Das zweite entsteht aus der Verwechslung einer Form mit der andern. Da man nehmlich gewöhnlich zu dem Studium einer unbekannten Sprache von dem Gesichtspunkt einer bekannteren, der Muttersprache, oder der Lateinischen, hinzugeht, so sucht man auf, wie die grammatischen Yerhältnisse dieser in der fremden bezeichnet zu werden pflegen, und benennt nun die dazu gebrauchten Wortbeugungen oder Stellungen geradezu mit dem Namen der grammatischen Form, die in jener Sprache, oder auch nach allgemeinen Sprachgesetzen dazu dient. Sehr häufig sind diese Formen aber gar nicht in der Sprache vorhanden, sondern werden durch andere ersetzt und umschrieben. Man muß daher, um diesen Fehler zu vermeiden, jede Sprache dergestalt in ihrer Eigenthümlichkeit studiren, daß man durch genaue Zergliederung ihrer Theile erkennt, durch welche bestimmte Form sie, ihrem Baue nach, jedes grammatische Verhältnis bezeichnet.

Die Amerikanischen Sprachen liefern häufige Beispiele solcher irrigen Vorstellungen, und das Wichtigste, was man bei Umarbeitungen der Spanischen und Portugiesischen Sprachlehre derselben zu thun hat, ist, die schiefen Ansichten dieser Art wegzuräumen, und den ursprünglichen Bau dieser Sprachen sich rein vor Augen zu stellen.

Einige Beispiele werden dies besser ins Licht setzen. In der Karaïben-Sprache wird aveiridaco als die 2. pers. sing. imperf conjunct. wenn du wärest angegeben. Zergliedert man aber das Wort genauer, so ist veiri seyn, a das Pron. 2. pers. sing., das sich auch mit Substantiven verbindet, und daco eine Partikel, welche Zeit anzeigt. Es mag sogar, obgleich ich es in den Wörterbüchern nicht so aufgeführt finde, einen bestimmten Zeittheil bedeuten. Denn ornacono daco heißt am dritten Tage. Die wörtliche Uebersetzung jener Bedeutung ist also: am Tag deines Seyns, und durch diese Umschreibung wird die in dem Conjunctiv liegende hypothetische Annahme ausgedrückt. Was hier

Conjunctiv genannt wird, ist also ein Verbalnomen mit einer Präposition verbunden, oder wenn man es einer Verbalform annähernd ausdrücken will, ein Ablativ des Infinitivs, oder das lateinische Gerundium in do. Auf dieselbe Weise wird der Conjunctiv in mehreren Amerikanischen Sprachen angedeutet.

In der Lule-Sprache wird ein part. pass. angegeben, z. B. a-le-ti-pan, aus Erde gemacht. Wörtlich aber heisst diese Sylbenverbindung: Erde aus sie machen (3. pers. plur. praes. von tic, ich mache).

Auch der Begriff des Infinitivs, wie ihn die Griechen und Römer kannten, wird den meisten, wenn nicht allen Amerikanischen Sprachen nur durch Verwechslung mit anderen Formen zugeschrieben. Der Infinitivus der Brasilianischen Sprache ist ein vollkommenes Substantivum: inen ist morden und Mord; caru, essen und Speise. Ich will essen heist entweder che caru ai-pota, wörtlich: mein Essen ich will, oder mit dem Verbum einverleibtem Accusetiv ai-caru-pota. Nur darin behält diese Wortstellung die Verbalnatur bei, dass sie andere Substantiva im Accusativ regiert. Im Mexikanischen ist dieselbe Einverleibung des Infinitivs, als eines Accusativs, in das ihn regierende Verbum. Allein der Infinitivus wird durch diejenige Person des Futurum vertreten, von der die Rede ist, ni-tlacotlaznequia, ich wollte lieben, wörtlich: ich, ich werde lieben, wollte. Ninequia heisst ich wollte, und indem dies die 1. pers. sing. fut. tlacotlaz, ich werde lieben, in sich aufnimmt, wird aus der ganzen Phrase Ein Wort. Dasselbe Futurum kann aber auch dem regierenden Verbum, als ein eignes Wort, nachstehen, und wird dann nur, wie im Mexikanischen überhaupt geschieht, im Verbum durch ein eingeschobenes Pronomen, c, angedeutet; ni-c-nequia tlaçotlaz, ich das wollte, nehmlich: ich werde lieben. Die

gleiche doppelte Stellung zum Verbum ist auch den Substantiven eigen. Die Mexikanische Sprache verbindet also im Infinitivus den Begriff des Futurum mit dem des Substantivs, und giebt jenen durch die Beugung, diesen durch die Construction an. In der Lule-Sprache lässt man die beiden Verba, von denen das eine den Infinitivus regiert, blos als zwei verba finita unmittelbar auf einander folgen; caic - tucuec, ich zu essen pflege, aber wörtlich: ich esse, ich pflege. Selbst im Alt-Indischen ist, wie Herr Professor Bopp scharssinnig gezeigt hat, der Infinitivus ein im Accusativ stehendes Verbalnomen, in der Form vollkommen dem Lateinischen Supinum ähnlich *). Er kann daher nicht so frei gebraucht werden, als der Griechische und Lateinische, welche der Natur des Verbum näher bleiben. Er hat auch keine passive Form. Wo diese erforderlich ist, nimmt sie, statt seiner, das ihn regierende Verbum an. Man sagt demnach: es wird essen gekonnt, statt es kann gegessen werden.

Aus diesen Beispielen folgt, dass man in allen diesen Sprachen den Infinitiv nicht als eine eigne Form aufführen, sondern vielmehr die Arten, durch welche er ersetzt wird, in ihrer wahren Natur darstellen, und bemerken sollte, welche Bedingungen des Infinitivs durch jede derselben erfüllt werden, da keine allen ein Genüge leistet.

Sind nun die Fälle, wo die Beziehung eines grammatischen Verhältnisses dem Begriff der wahren grammatischen Form nicht genau entspricht, häufig, machen sie die Eigenthümlichkeit und den Charakter der Sprache aus, so ist eine solche, wenn man auch im Stande wäre, Alles in ihr auszudrücken, noch weit von der Angemessenheit zur Ideenentwicklung entfernt. Denn der Punkt, auf dem diese besser zu gelingen beginnt, ist der, wo dem Menschen,

^{*)} Ausgabe des Nalus, p. 202. nt. 77. p. 204. nt. 83.

außer dem materiellen Endzweck der Rede, ihre formale Beschaffenheit nicht länger gleichgültig bleibt, und dieser Punkt kann nicht ohne die Ein- oder Rückwirkung der Sprache erreicht werden.

Die Wörter, und ihre grammatischen Verhältnisse, sind swei in der Vorstellung durchaus verschiedene Dinge. Jene sind die eigentlichen Gegenstände in der Sprache, diese bloß die Verknüpfungen, aber die Rede ist nur durch beide zusammengenommen möglich. Die grammatischen Verhältnisse können, ohne selbst in der Sprache überall Zeichen zu haben, hinzugedacht werden, und der Bau der Sprache kann von der Art seyn, dass Undeutlichkeit und Misverstand dabei dennoch, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, vermieden werden. Insofern alsdann den grammatischen Verhältnissen doch ein bestimmter Ausdruck eigen ist, besitzt eine solche Sprache für den Gebrauch eine Grammatik ohne eigentlich grammatische Formen. Wenn eine Sprache z. B. die Casus durch Präpositionen bildet, die an das immer unverändert bleibende Wort gefügt werden, so ist keine grammatische Form vorhanden, sondern nur zwei Wörter, deren grammatisches Verhältnis hinzugedacht wird; e-tiboa in der Mbaya-Sprache heisst nicht, wie man es übersetzt, durch mich, sondern ich durch. Die Verbindung ist nur im Kopf des Vorstellenden, nicht als Zeichen in der Sprache. L-cmani in derselben Sprache ist nicht er wünscht, sondern er und Wunsch oder wünschen, ohne etwas dem Verbum Eigenthümliches, verbunden, um so ähnlicher dem Ausdruck: sein Wunsch, als das Präfixum l eigentlich ein Besitzpronomen ist. wird also die Verbalbeschaffenheit hinzugedacht. Dennoch drücken jene und diese Form hinlänglich bequem den Casus des Nomen und die Person des Verbum aus.

Soll aber die Ideenentwicklung mit. wahrer Bestimmt-

heit, und zugleich mit Schnelligkeit und Fruchtbarkeit vor sich gehen, so muß der Verstand dieses reinen Hinzudenkens überhoben werden, und das grammatische Verhältniß ebensowohl durch die Sprache bezeichnet werden, als es die Wörter sind. Denn in der Darstellung der Verstandeshandlung durch den Laut liegt das ganze grammatische Streben der Sprache. Die grammatischen Zeichen können aber nicht auch Sachen bezeichnende Wörter seyn; denn sonst stehen wieder diese isolirt da, und fordern neue Verknüpfungen.

Werden nun von der ächten Bezeichnung grammatischer Verhältnisse die beiden Mittel: Wortstellung mit hinzugedachtem Verhältnis, und Sachbezeichnung ausgeschlossen, so bleibt zu derselben nichts als Modification der Sachen bezeichnenden Wörter, und dies allein ist der wahre Begriff einer grammatischen Form. Dazu stoßen dann noch grammatische Wörter, das ist solche, die allgemein gar keinen Gegenstand, sondern bloß ein Verhältniß, und zwar ein grammatisches, bezeichnen.

Die Ideenentwicklung kann erst dann einen eigentlichen Schwung nehmen, wenn der Geist am bloßen Hervorbringen des Gedankens Vergnügen gewinnt, und dies ist allemal von dem Interesse an der bloßen Form desselben abhängig. Dies Interesse kann nicht durch eine Sprache geweckt werden, welche die Form nicht als solche darzustellen gewohnt ist, und es kann, von selbst entstehend, auch an einer solchen Sprache kein Gefallen finden. Es wird also, wo es erwacht, die Sprache umformen, und wo die Sprache auf einem andern Wege solche Formen in sich aufgenommen hat, plötzlich durch sie angeregt werden.

In Sprachen, welche diese Stufe nicht erreicht haben, schwankt der Gedanke nicht selten zwischen mehreren grammatischen Formen, und begnügt sich mit dem realen Resultat. In der Brasilianischen Sprache heißt tubu ebensowohl in substantivischem Ausdruck sein Vater, als im Verbalausdruck er hat einen Vater, ja das Wort wird auch für Vater überhaupt gebraucht, da Vater doch immer ein Beziehungsbegriff ist. Auf dieselbe Weise ist xe-r-uba, mein Vater, und ich habe einen Vater, und so alle Personen hindurch. Das Schwanken des grammatischen Begriffs in diesem Fall geht sogar noch weiter, und tuba kann, nach anderen in der Sprache liegenden Analogien, auch er ist Vater heißen, so wie das ganz ähnlich, nur im Süd-Dialekte der Sprache, gebildete iaba, er ist Men sch, heißt. Die grammatische Form ist bloß Nebeneinanderstellung eines Pronomen und Substantivs, und der Verstand muß die dem Sinn entsprechende Verknüpfung hinsufügen.

Es ist klar, dass der Eingeborne sich in dem Worte nur Er und Vater zusammen denkt, und dass es nicht geringe Mühe kosten würde, ihm den Unterschied der Ausdrücke klar zu machen, die wir darin mit einander verwirrt finden. Die Nation, die sich dieser Sprache bedient, kann darum in vieler Rücksicht verständig, gewandt und lebensklug seyn, aber freie und reine Ideenentwicklung, Gefallen am formalen Denken, kann aus einem solchen Sprachbau nicht hervorgehen, sondern dieser würde vielmehr nothwendig gewaltsame Aenderungen ersahren, wenn von anderen Seiten her eine solche intellectuelle Umwandlung in der Nation herbeigeführt würde.

Man muss daher bei Uebersetzungen so gearteter Phrasen solcher Sprachen wohl im Auge behalten, dass diese Uebertragungen, soweit sie die grammatischen Formen angehen, sast immer salsch sind, und eine ganz andere grammatische Ansicht gewähren, als der Sprechende dabei gehabt hat. Wollte man dies vermeiden, so müsste man auch

der Uebertragung immer nur soweit grammatische Form geben, als in der Originalsprache vorhanden ist; man stößt aber dann auf Fälle, wo man sich aller möglichst enthalten müste. So sagt man in der Huasteca-Sprache nana tanin-tahjal ich werde von ihm behandelt, aber genauer übersetzt: ich, mich behandelt er. Es ist also hier eine active Verbalform mit dem leidenden Object als Subject verbunden. Das Volk scheint das Gefühl einer Passivform gehabt su haben, aber von der Sprache, die nur Activa kennt, zu diesen hinübergezogen zu seyn. Man muß aber bedenken, dass es gar keine Casussormen in der Huasteca-Sprache giebt. Nana als pron. 1. pers. sing. ist ebensowohl ich, als meiner, mir und mich, und zeigt blos den Begriff der Ichheit an. In nin und dem vorgesetzten ta liegt grammatisch auch nur, dass das Pronomen 1. pers. sing. vom Verbum regiert wird '). Man sieht daher deutlich, dass von dem Sinn der Eingebornen hier nicht sowohl der Unterschied der Passiv- oder Activsorm gesasst, als bloss der grammatisch ungeformte Begriff der Ichheit, mit der Vorstellung der auf dieselbe gemachten fremden Einwirkung verbunden wird.

Welch eine unermessliche Klust ist nun zwischen einer solchen Sprache, und der höchstgebildeten, die wir kennen, der Griechischen. In dem künstlichen Periodenbau dieser bildet die Stellung der grammatischen Formen gegen einander ein eignes Ganzes, das die Wirkung der Ideen ver-

^{*)} Die Huasteca-Sprache hat nehmlich, wie die meisten Amerikanischen, verschiedene Pronominal-Formen, je nachdem die Pronomina selbstständig, das Verbum regierend, oder von ihm regiert gebraucht werden; nin dient nur für den letzten Fall. Die Sylbe ta deutet an, dass das Object am Verbum ausgedrückt ist, wird aber nur da vorgesetzt, wo das Object in der ersten oder zweiten Person steht. Die ganze Art, das Object am Verbum zu bezeichnen, ist in der Huasteca-Sprache sehr merkwürdig.

stärkt, und in sich durch Symmetrie und Eurythmie erfreut. Es entspringt daraus ein eigner, die Gedanken begleitender, und gleichsam leise umschwebender Reiz, ohngefähr eben so, als in einigen Bildwerken des Alterthums, außer der Anordnung der Gestalten selbst, aus den bloßen Umrissen ihrer Gruppen wohlgefällige Formen hervorgehn. In der Sprache aber ist dies nicht bloß eine flüchtige Befriedigung der Phantasie. Die Schärfe des Denkens gewinnt, wenn den logischen Verhältnissen auch die grammatischen genau entsprechen, und der Geist wird immer stärker sum formalen, und mithin reinen Denken hingezogen, wenn ihn die Sprache an scharfe Sonderung der grammatischen Formen gewöhnt.

Dieses ungeheuern Unterschiedes zwischen zwei Sprachen auf so verschiedenen Stufen der Ausbildung ungeachtet, muß man jedoch gestehen, daß auch unter denen, welche man großer Formlosigseit anklagen kann, viele sonst eine Menge von Mitteln besitzen, eine Fülle von Ideen auszudrücken, durch die künstliche und regelmäßige Verbindung weniger Elemente vielfache Verhältnisse der Ideen zu bezeichnen, und dabei Kürze mit Krast zu verbinden. Der Unterschied zwischen ihnen, und den vollkommener gebildeten liegt nicht darin; sie würden in dem, was ausgedrückt werden soll, mit Sorgfalt bearbeitet, sehr nahe dasselbe erreichen; indem sie aber wirklich so Vieles besitzen, sehr ihnen das Eine, der Ausdruck der grammatischen Form, als solcher, und die wichtige und wohlthätige Rückwirkung dieses auf das Denken.

Bleibt man aber hierbei einen Augenblick stehen, und blickt man auf gleiche Weise auf die hochgebildeten Sprachen zurück, so kann es scheinen, als fände auch in ihnen, wenn auch in etwas anderer Art, Aehnliches statt, und als geschehe jenen Sprachen Unrecht durch den ihnen gemachten Vorwurf.

Jede Stellung, oder Verbindung von Worten, kann man sagen, die einmal der Bezeichnung eines bestimmten grammatischen Verhältnisses gewidmet ist, kann auch für eine wirkliche grammatische Form gelten, und es kann nicht soviel darauf ankommen, wenn auch jene Bezeichnungen durch für sich bedeutsame, etwas Reales anzeigende Wörter geschehen, und das formale Verhältnis nur hinzugedacht werden muß. Auch die wahre grammatische Form kann ja kaum je anders vorhanden seyn, und jene höher gestellten Sprachen von künstlerischem Organismus haben ja auch von roherem Baue angefangen, und tragen die Spuren desselben noch sichtbar in sich.

Diese unläugbar sehr erhebliche Einwendung muß, wenn die gegenwärtige Untersuchung auf sicherem Grunde ruhen soll, genau beleuchtet werden, und um dies zu thun, ist es nothwendig, zuerst, was in ihr unbestreitbar wahr ist, anzuerkennen, und dann zu bestimmen, was demungeachtet auch in den angegriffenen Behauptungen, als richtig zurückbleibt.

Was in einer Sprache ein grammatisches Verhältniss charakteristisch (so, dass es im gleichen Fall immer wiederkehrt) bezeichnet, ist für sie grammatische Form. In den meisten der ausgebildetsten Sprachen lässt sich noch heute die Verknüpfung von Elementen erkennen, die nicht anders, als in den roheren, verbunden worden sind: und diese Entstehungsart auch der ächten grammatischen Formen durch Anfügung bedeutsamer Sylben (Agglutination) hat beinahe die allgemeine seyn müssen. Dies geht sehr klar aus der Aufzählung der Mittel hervor, welche die Sprache zur Bezeichnung dieser Formen besitzt. Denn diese Mittel bestehen in folgenden:

Anfügung, oder Einschaltung bedeutsamer Sylben, die sonst eigne Wörter ausgemacht haben, oder noch ausmachen,

Anstigung, oder Einschaltung bedeutungsloser Buchstaben, oder Sylben, blos zum Zweck der Andeutung der grammatischen Verhältnisse,

Umwandlung der Vocale durch Uebergang eines in den andern, oder durch Veränderung der Quantität, oder Betonung.

Umänderung von Consonanten im Innern des Worts, Stellung der von einander abhängigen Wörter nach unveränderlichen Gesetzen,

Sylbenwiederholung.

Die bloße Stellung gewährt nur wenige Veränderungen, und kann, wenn jede Möglichkeit der Zweideutigkeit vermieden werden soll, auch nur wenige Verhältnisse bezeichnen. In der Mexikanischen, und einigen anderen Amerikanischen Sprachen erweitert sich zwar der Gebrauch dadurch, daß das Verbum Substantiva in sich aufnimmt, oder an sich anschließt. Allein auch da bleiben die Gränzen immer noch enge.

Die Anfügung und Einschaltung bedeutungsloser Wortelemente, und die Umänderung von Vocalen und Consonanten wäre, wenn eine Sprache durch wirkliche Verabrodung entstände, das natürlichste und passendste Mittel. Es
ist die wahre Beugung (Flexion) im Gegensatz der Anfügung, und es kann eben sowohl Wörter geben, welche Begriffen von Formen, als welche Begriffen von Gegenständen
entsprechen. Wir haben sogar oden gesehen, das die letzteren im Grunde zur Bezeichnung der Formen nicht taugen, da ein solches Wort wieder durch eine Form an die
anderen angeknüpst seyn will. Es ist aber schwer zu denken, das jemals bei Entstehung einer Sprache eine solche

Bezeichnungsart vorgewaltet habe, die eine klare Vorstellung und Unterscheidung der grammatischen Verhältnisse voraussetzen würde. Sagt man, dass es wohl Nationen gegeben haben kann, die einen auf diese Weise klaren und durchdringenden Sprachsinn besessen haben, so heisst dies den Knoten zerhauen, statt ihn zu lösen. Stellt man sich die Dinge natürlich vor, so sieht man leicht die Schwierigkeit ein. Bei Wörtern, die Sachen bezeichnen, entsteht der Begriff durch die Wahrnehmung des Gegenstandes, das Zeichen durch die leicht aus ihm zu schöpfende Analogie, das Verständniss durch Vorzeigen desselben. Bei der grammatischen Form ist dies Alles verschieden. Sie kann nur nach ihrem logischen Begriff, oder nach einem dunkeln, sie begleitenden Gefühle erkannt, bezeichnet und verstanden werden. Der Begriff lässt sich erst aus der schon vorhandenen Sprache abziehen, und es fehlt auch an hinreichend bestimmten Analogien, ihn zu bezeichnen, und die Bezeichnung deutlich zu machen. Aus dem Gefühl mögen wohl einige Bezeichnungsarten entstanden seyn, wie z. B. die langen Vocale und Diphthongen, mithin ein anhaltenderes Schweben der Stimme im Griechischen und Deutschen für den Conjunctivus und Optativus. Allein da die ganz logische Natur der grammatischen Verhältnisse ihnen auch nur sehr wenig Beziehungen auf die Einbildungskraft und das Gefühl verstattet, so können dieser Fälle nur wenige gewesen seyn. Einige merkwürdige finden sich jedoch noch in den Amerikanischen Sprachen. In der Mexikanischen besteht die Bildung des Plurals bei Wörtern, die in Vocale ausgehen, oder ihre Endconsonanten absichtlich im Plural wegwerfen, darin, dass der Endvocal mit einem, dieser Sprache eignen, starken, und dadurch eine Pause in der Aussprache verursachenden Hauche, ausgesprochen wird. Hierzu tritt zuweilen zugleich die Sylbenverdopplung ahnatl,

Weib, teotl, Gott, plur. ahuû, teteô. Bildlicher lässt sich durch den Ton der Begriff der Vielheit nicht bezeichnen. als indem die erste Sylbe wiederholt, der letzten ihr scharf und bestimmt abschneidender Endconsonant genommen, und dem dann bleibenden Endvocal eine so verweilende und verstärkte Betonung gegeben wird, dass der Laut sich gleichsam in der weiten Luft verliert. Im südlichen Dialect der Guaranischen Sprache wird das Suffixum des Perfectum yma in dem Grade mehr oder weniger langsam ausgesprochen, als von einer längeren oder kürzeren Vergangenheit die Rede ist. Eine solche Bezeichnungsart geht beinahe aus dem Gebiete der Sprache heraus, und gränzt an die Geberde. Auch die Erfahrung spricht gegen die Ursprünghichkeit der Beugung in den Sprachen, wenn man einige wenige, den eben berührten ähnliche, Fälle ausnimmt. Denn so wie man eine Sprache nur genauer zu zergliedern ansängt, seigt sich die Anfügung bedeutsamer Sylben auf allen Seiten, und wo sie nicht mehr nachzuweisen ist, läst sie sich aus der Analogie schließen, oder es bleibt wenigstens immer ungewifs, ob sie nicht ehemals vorhanden gewesen ist. Wie leicht offenbare Anfügung zu scheinbarer Beugung werden kann, lässt sich an einigen Fällen in den Amerikanischen Sprachen klar darthun. In der Mbaya-Sprache heisst daladi, du wirst werfen, nilabuitete, er hat gesponnen, und das Ansangs - d und n sind die Charakteristiken des Futurum und Perfectum. Diese durch einen einzigen Laut bewirkte Abwandlung scheint daher alle Ansprüche auf den Namen wahrer Beugung machen zu kön-Dennoch ist es reine Anfügung. Denn die vollen Charakteristiken beider tempora, die auch wirklich noch oft gebraucht werden, sind quide und quine, aber das qui wird ausgelassen, und de und ne verlieren vor anderen Vocalen ihren Endvocal. Quide heisst spät, künftig, co-quidi (co

von noco, Tag) der Abend. Quine ist eine Partikel, die und auch bedeutet. Wie manchen solcher Abkürzungen von ehemals bedeutsamen Wörtern mögen die sogenannten Beugungssylben unserer Sprachen ihren Ursprung verdanken, und wie unrichtig würde die Behauptung seyn, daß die Voraussetzung der Anfügung da, wo sie sich nicht mehr nachweisen läst, eine leere und unstatthaste Hypothese sey. Wahre und ursprüngliche Beugung ist gewiss in allen Sprachen eine seltene Erscheinung. Demungeachtet müssen zweiselhaste Fälle immer mit großer Behutsamkeit behandelt werden. Denn dass auch ursprünglich Beugung vorhanden ist, scheint mir, nach dem Obigen, ausgemacht, und sie kann daher eben so gut als die Anfügung in Fermen vorhanden seyn, wo sie jetzt nur nicht mehr zu unterscheiden ist. Ja man muss, glaube ich, noch weiter gehen und darf nicht verkennen, dass die geistige Individualität eines Volks zur Sprachbildung und zum formalen Denken (welche beide unzertrennlich zusammenhängen) vorzugsweise vor anderen geeignet seyn kann. Ein solches Volk wird, wenn es ursprünglich, gleich allen übrigen, sugleich auf Agglutination und Flexion kommt, von der letzteren einen häufigeren und scharssinnigeren Gebrauch machen, die erstere schneller und fester in die letztere verwandeln, und früher den Weg der ersteren gänzlich verlassen. In anderen Fällen können äußere Umstände, Uebergänge einer Sprache in die andere, der Sprachbildung dieser schnelleren und höheren Schwung geben, so wie entgegengesetzte Einwirkungen Schuld seyn können, daß die Sprachen sich in schwerfälliger Unvollkommenheit fortschleppen.

Alles dies sind natürliche, aus dem Wesen des Menschen und den Ereignissen der Nationen erklärliche Wege, und meine Absicht ist nur, nicht die Meinung zu theilen, welche gewissen Völkern, vom ersten Ursprunge an, eine bloß durch Flexion und innere Entfaltung fortschreitende Sprachbildung zuschreibt, und anderen alle Bildung dieser Art abspricht. Diese viel zu systematische Abtheilung scheint mir aus dem naturgemäßen Wege menschlicher Entwicklung hinauszugehen, und wird, wenn ich den von mir angestellten Forschungen trauen darf, bei genauem Studium vieler und verschiedenartiger Sprachen durch die Ersahrung selbst widerlegt.

Es kommt aber zur Agglutination und Flexion auch nech eine dritte, sehr häufige Bildungsart hinzu, die man, da sie immer absichtlich ist, in dieselbe Klasse mit der Beugung setzen muß, nehmlich wo der Gebrauch eine Wortform ausschließlich zu einer bestimmten grammatischen stempelt, ohne daß sie, weder durch Anfügung, noch durch Beugung, etwas gerade dieser Charakteristisches an sich trägt.

Die Sylbenwiederholung beruht auf einem durch gewisse grammatische Verhältnisse erregten dunkeln Gefühle. Wo dies Wiederholung, Verstärkung, Erweiterung des Begriffs mit sich führt, steht sie an ihrer Stelle. Wo dies micht ist, wie so oft in einigen Amerikanischen Sprachen, und in allen Verben der 3. Conjugation im Alt-Indischen, entspringt sie aus bloß phonetischer Eigenthümlichkeit. Dasselbe läßt sich von der Vocalumänderung sagen. In keiner Sprache ist diese so häufig, so wichtig, und so regelmäßig, als im Sanskrit. Aber nur in den wenigsten Fällen beruht auf ihr das Charakteristische grammatischer Formen. Sie ist nur mit gewissen derselben verbunden, und dann meistentheils mit mehreren zugleich, so daß das Charakteristische jeder einzelnen doch in etwas anderem aufgesucht werden muß.

Immer bleibt also die Anfügung bedeutsamer Sylben

das wichtigste und häufigste Hülfsmittel zur Bildung grammatischer Formen. Hierin sind sich die rohen und gebildeten Sprachen gleich; denn man würde sehr irren, wenn man glaubte, dass auch in jenen jede Form sogleich in lauter in sich erkennbare Elemente zerfiele. Auch in ihnen beruhen Unterschiede von Formen auf ganz einzelnen Lauten, die man eben so wohl, ohne an Anfügung zu denken, für Beugungslaute halten könnte. Im Mexikanischen wird das Futurum, nach Verschiedenheit der Stammwörter, durch mehrere solcher einzelnen Buchstaben, das Imperfectum durch ein End-ya, oder End-a bezeichnet. Augment des Praeteritum, wie a im Sanskrit, e im Griechischen. Nichts in der Sprache deutet an, dass diese Laute Ueberreste ehemaliger Wörter sind, und will man im Griechischen und Lateinischen ähnliche Fälle nicht als Anfügung, von jetzt unbekanntem Ursprung, gelten lassen, so muss man auch der Mexikanischen Sprache hier, so gut wie diesen classischen, Beugung zugestehen. In der Tamanaca-Sprache ist tareccha (das Verbum bedeutet tragen) ein Präsens, tarrecche ein Präteritum, tarccchi, ein Ich führe diese Fälle nur an, um zu beweisen, dass die Behauptung, welche gewissen Sprachen Ansügung und anderen Beugung zutheilt, bei genauerem Eindringen in die einzelnen Sprachen, und gründlicherer Kenntnis ihres Baues, von keiner Seite haltbar erscheint.

Wenn man daher genöthigt ist, auch in den hochgebildeten Sprachen Anfügung anzunehmen, und in mehreren Fällen dieselbe sogar sichtbar erkennt, so ist die Einwendung ganz richtig, daß man, auch bei ihnen, das wahre grammatische Verhältniß hinzudenken muß. In amavit und ἐποίησας kommen, wie sich wohl nicht läugnen lassen dürfte, Bezeichnungen des Stammworts, des Pronomen und des Tempus zusammen, und die wahre, in der Synthesis des

Subjects mit dem Prädicat liegende Verbalnatur hat darine keine besondere Bezeichnung, sondern muß hinzugedacht werden. Wollte man sagen, daß, ohne gerade über diese Formen entscheiden zu wollen, einigen derselben Art das Hülfsverbum einverleibt seyn, und diese Synthese andeuten könne, so reicht dies nicht aus, da doch auch das Hülfsverbum erklärt werden muß, und nicht immerfort ein Hülfsverbum in dem andern eingeschachtelt liegen kann.

. Alles hier Zugegebene aber hebt den Unterschied zwischen wahren grammatischen Formen, wie amavit, enoinone, und zwischen solchen Wort- oder Sylbenstellungen, als die meisten roheren Sprachen zur Bezeichnung der grammatischen Verhältnisse brauchen, nicht auf. Er liegt darin, dass jene Ausdrücke, wirklich wie in Eine Form zusammengegossen, in diesen die Elemente nur an einander gereiht erscheinen. Das Zusammenwachsen des Ganzen bringt die Bedeutung der Theile in Vergessenheit, die feste Verknüpfung derselben unter Einem Accent verändert zugleich ihre abgesonderte Betonung, und oft sogar ihren Laut, und nun wird die Einheit der ganzen Form, die oft der grübelnde Grammatiker nicht mehr zu zergliedern vermag, die Bezeichnung des bestimmten grammatischen Verhältnisses. Man denkt als Eins, was man nie getrennt findet; man betrachtet als wahren, einmal fest organisirten Körper, was man nicht auseinander nehmen, und in andere beliebige Verbindungen bringen kann; man sieht nicht als selbständigen Theil an, was auf diese Weise sonst nicht in der Sprache erscheint. Wie dies entstanden, ist für die Wirkung gleichgültig. Die Bezeichnung des Verhältnisses, wie selbständig und bedeutsam sie gewesen seyn mag, wird num, wie sie soll, zur blossen Modification, die sich an den immer gleichen Begriff heftet. Das Verhältnis, das zu den bedeutsemen Elementen erst bloß hinzugedacht werden

musste, ist nun in der Sprache, eben durch das Zusammenwachsen der Theile zum sesten Ganzen, wirklich vorhanden, wird mit dem Ohre gehört, mit dem Auge gesehen.

Die Sprachen, welche der Vorwurf trifft, dass ihre grammatischen Formen nicht so formaler Natur sind, gleichen in Vielem den oben beschriebenen allerdings auch

Die, wenn auch nur lose an einander gereihten Elemente fließen meistentheils auch in Ein Wort zusammen, and sammeln sich unter Einen Accent. Aber einestheils geschieht dies nicht immer, und anderntheils treten dabei andere, die formale Natur mehr oder weniger störende Nebenumstände ein. Die Elemente der Formen sind trennbar und verschiebbar; jedes behält seinen vollkommenen Laut, ohne Abkürzung oder Veränderung; sie sind in der Sprache sonst selbständig vorhanden, oder dienen auch su anderen grammatischen Verbindungen, z. B. Pronominal-Affixa als Besitzpronomina bei dem Nomen, als Personen bei dem Verbum; die noch unflectirten Wörter tragen nicht, wie es in einer Sprache seyn muss, in welche die grammatische Bildung tief eingegangen ist, schon Kennzeichen verschiedener Redetheile an sich, sondern werden erst zu derselben durch die Anfügung der grammatischen Elemente gemacht, der Bau der ganzen Sprache ist so, dass die Untersuchung gleich auf die Absonderung dieser Elemente geführt wird, und diese Absonderung ohne bedeutende Mühe gelingt, neben der Bezeichnung durch Formen, oder diesen ähnliche Wortverbindungen, werden dieselben grammatischen Verhältnisse auch durch blosses Nebeneinanderstellen, mit offenbarem Hinzudenken der Verknüpfung, angedeutet.

Je mehr nun in einer Sprache die hier aufgezählten Umstände zusammenkommen, oder je mehr sie sich nur einzeln finden, desto weniger oder mehr befördert sie das formale Denken, und desto mehr oder weniger entfernt sich

ihre Bezeichnungsart der grammatischen Verhältnisse von dem wahren Begriff grammatischer Formen. Denn nicht was einzeln und zerstreut in der Sprache vorkommt, sondern dasjenige was ihre Wirkung auf den Geist ausmacht, vermag hier zu entscheiden. Diess aber hängt von dem Totaleindruck, und dem Charakter des Ganzen ab. Einzelne Erscheinungen können nur angeführt werden, um, wie es im Vorigen geschehen ist, zu allgemein gewagte Behauptungen zu widerlegen. Sie können aber nicht machen, dass man die Verschiedenheit der Stusen verkenne, aus welchen zwei Sprachen, dem Ganzen ihres Baues nach, stehen.

Je mehr sich eine Sprache von ihrem Ursprung entfernt, desto mehr gewinnt sie, unter übrigens gleichen Umständen, an Form. Der bloße längere Gebrauch schmelzt
die Elemente der Wortstellungen fester zusammen, schleift
ihre einzelnen Laute ab, und macht ihre ehemalige selbständige Form unkenntlicher. Denn ich kann die Ueberzeugung nicht verlassen, daß doch alle Sprachen hauptsächlich von Anfügung ausgegangen sind.

So lange die Bezeichnungen der grammatischen Verhältnisse, als aus einzelnen, mehr oder weniger trennbaren Elementen bestehend angesehen werden, kann man sagen, dass der Redende mehr die Formen in jedem Augenblick selbst bildet, als sich der vorhandnen bedient. Daraus nun pflegt eine bei weitem größere Vielfachheit dieser Formen zu entstehen. Denn der menschliche Geist strebt schon in seiner natürlichen Anlage nach Vollständigkeit, und jedes, auch noch so selten vorkommende, Verhältnis wird in demselben Verstande, als alle übrigen, zur grammatischen Form. Wo dagegen die Form in einem strengeren Sinne genommen, und durch den Gebrauch gebildet wird, nun aber fernerhin das gewöhnliche Reden nicht in neuem Bil-

den besteht, da giebt es Formen nur für das häufig zu Bezeichnende, und das seltner Vorkommende wird umschrieben, und durch selbständige Wörter bezeichnet. Zu diesem Verfahren gesellen sich noch die beiden anderen Umstände, dass der noch uncultivirte Mensch gern jedes Besondere in allen seinen Besonderheiten, nicht bloß in den, zu dem jedesmaligen Zweck nothwendigen darstellt, und dass gewisse Nationen die Sitte haben, ganze Sätze in angebliche Formen zusammenzuziehen, z. B. den vom Verbum regierten Gegenstand, vorzüglich wenn er ein Pronomen ist, mitten in den Schooss des Verbum auszunehmen. Hieraus entsteht, dass gerade die Sprachen, denen es an dem wahren Begriff der Form wesentlich gebricht, doch eine bewundernswürdige Menge, in strenger Analogie, zusammen Vollständigkeit bildender, angeblicher Formen besitzen.

Hinge der Vorzug der Sprachen von der Vielheit, und der strengen Regelmässigkeit der Formen ab, von der Menge der Ausdrücke für ganz besondere Verschiedenheiten (wie in der Sprache der Abiponen das Pron. der 3. Person verschieden ist, je nachdem der Mensch ab- oder anwesend, stehend, sitzend, liegend, oder herumgehend gedacht wird), so müste man viele Sprachen der Wilden über die Sprachen der hochcultivirten Völker stellen, wie denn dies auch nicht selten, selbst in unsern Tagen, geschieht. Da aber der Vorzug der Sprachen vor einander vernünftiger Weise nur in ihrer Angemessenheit zur Ideenentwicklung gesucht werden kann, so verhält es sich damit gerade entgegengesetzt. Denn diese wird durch diese Vielfachheit der Formen vielmehr erschwert, und es ist ihr lästig, in so viele Wörter Nebenbestimmungen mit aufnehmen zu müssen, deren sie durchaus nicht in jedem Falle bedarf.

Ich habe bisher nur von grammatischen Formen ge-

sprochen; allein es giebt auch in jeder Sprache grammatische Wörter, auf die sich das Meiste von den Formen geltende gleichfalls anwenden läst. Solche sind vorzugsweise die Präpositionen und Conjunctionen. Als Bezeichnungen grammatischer Verhältnisse stehen dem Ursprunge dieser Wörter, als wahrer Verhältnisszeichen, dieselben Schwierigkeiten, wie dem Ursprunge der Formen entgegen. Es liegt nur darin ein Unterschied, dass sie nicht alle, wie die reinen Formen, aus bloßen Ideen abgeleitet werden können, sondern Erfahrungsbegriffe, wie Raum und Zeit, zu Hülfe nehmen müssen. Man kann daher mit Recht bezweifeln, wenn es auch noch neuerlich von Lumsden in seiner Persischen Grammatik mit Hestigkeit behauptet worden ist, dass es ursprünglich Präpositionen und Conjunctionen im wahren Sinne des Wortes gegeben habe. Alle haben vermuthlich, nach Horne Took's richtigerer Theorie, ihren Ursprung in wirklichen, Gegenstände bezeichnenden Wörtern. Die grammatisch-formale Wirkung der Sprache beruht daher auch auf dem Grade, in welchem diese Partikeln nach ihrem Ursprunge näher, oder entsernter stehen. Ein merkwürdigeres Beispiel zu dem hier Gesagten, als vielleicht irgend eine andere Sprache, liefert die Mexikanische in den Präpositionen. Sie besitzt drei verschiedene Arten derselben: 1) solche, in welchen sich, so wahrscheinlich gleich auch bei ihnen dieser Ursprung ist, schlechterdings nicht mehr der Begriff eines Substantivum entdecken läst, z. B. c, in. 2) Solche, in welchen man eine Präposition mit einem unbekannten Element verbunden findet. 3) Solche, die deutlich ein mit einer Präposition verbundenes Substantivum enthalten, wie z. B itic, in, aber eigentlich, zusammengesetzt aus ite, Bauch, und c, in, im Bauch. Ilhuicatl itic heisst nun nicht, wie man es übersetzt, im Himmel, sondern im Bauche des Himmels,

da Himmel im Gen. steht. Pronomina werden nur mit den beiden letzten Arten der Präpositionen verbunden, und da alsdann nie die persönlichen, sondern die possessiven genommen werden, so seigt dies deutlich das in der Präposition steckende Substantivum an. Notepotzco wird zwar durch hinter mir übersetzt, es heisst aber eigentlich hinter meinem Rücken, von teputz, der Rücken. Man sieht hier also die Stufenfolge, in welcher die ursprüngliche Bedeutung sich verloren hat, und zugleich den sprachbildenden Geist der Nation, der, wenn ein Subst. Bauch, Rücken im Sinne einer Präposition gebraucht werden sollte, demselben, um die Wörter nicht grammatisch unverbunden zu lassen (nach Art des Lateinischen ad instar und des Deutschen immitten) eine schon vorhandene Präposition hinzufügte. Die in diesem Punkt grammatisch unvollkommner gebildete Mixteca-Sprache drückt vor, hinter dem Hause, geradezu durch chisi, sata huahi, Bauch, Rücken, Haus aus.

Das Verhältnis, das sich in den Sprachen zwischen den Beugungen und grammatischen Wörtern bildet, begründet neue Verschiedenheiten unter denselben. Dies zeigt sich z. B. darin, dass die eine mehr Bestimmungen durch Casus, die andere mehr durch Präpositionen, die eine mehr Tempora durch Beugung, die andere durch Zusammensetzung mit Hülfsverben macht. Denn diese Hülfsverba. wenn sie blos Verhältnisse der Theile des Satzes bezeichnen, sind gleichfalls nur grammatische Wörter. Von dem griechischen τυγχάνειν ist eine wahrhaft materielle Bedeutung gar nicht mehr bekannt. Im Sanskrit wird auf dieselbe Weise, aber viel seltener schtha, stehen, gebraucht. Es lässt sich aber die Norm zur Beurtheilung der Vorzüge der Sprachen in diesem Punkt nach allgemeinen Grundsätzen aufstellen. Wo die zu bezeichnenden Verhältnisse sich, ohne Hinzukunst eines besondern Begriffs, blos aus

1

der Natur eines höheren und allgemeineren Verhältnisses ergeben, da geschieht die Bezeichnung besser durch Beugungen, sonst durch grammatische Wörter. Denn die au sich durchaus bedeutungslose Beugung enthält nichts, als den reinen Begriff des Verhältnisses. In dem grammatischen Wort liegt außerdem der Nebenbegriff, der auf das Verhältnis, um es zu bestimmen, bezogen wird, und der, wo das reine Denken nicht ausreicht, immer hinzukommen mus. Daher sind der dritte und selbst der siebente Casus der Sanskrit-Declination nicht eben beneidenswerthe Vorsüge dieser Sprache, da die durch sie bezeichneten Verhältnisse nicht bestimmt genug sind, um des schärseren Abgränzens durch eine Präposition entbehren zu können. Eine dritte Stufe, welche aber wahrhaft grammatisch gebildete Sprachen immer ausschließen, ist wenn ein Wort in seiner ganzen materiellen Bedeutung zum grammatischen Worte gestempelt wird, wie wir weiter oben an den Präpositionen: gesehen haben.

Man mag nun die Beugungen, oder die grammatischen Wörter vor Augen haben, so kommt man immer auf daslie Resultat zurück. Sprachen können die meisten, viellicht alle grammatischen Verhältnisse mit hinlänglicher Deutlichkeit und Bestimmtheit bezeichnen, ja sogar eine Vielfachheit angeblicher Formen besitzen, und es kann ihnen dennoch der Mangel ächter grammatischer Formalität im Ganzen und im Einzelnen ankleben.

Ich habe bisher vorzüglich gestrebt, Analoga grammatischer Formen, wodurch die Sprachen sich erst diesen zu nähern versuchen, von diesen selbst zu unterscheiden. Dabei überzeugt, dass nichts dem Sprachstudium so empfindlichen Schaden zufügt, als allgemeines, auf nicht gehörige Kenntniss gegründetes Raisonnement, habe ich, soviel es ohne übermäsige Weitläustigkeit geschehen konnte, jedes

Einzelne mit Beispielen belegt, obgleich ich wohl fühle, daß die wahre Ueberzeugung nur aus dem vollständigen Studium wenigstens einer der hier betrachteten Sprachen hervorgehen kann. Um zu einem entscheidenden Resultat zu gelangen, wird es aber nun noch nothwendig seyn, die ganze hier berührte Frage, jetzt ohne Factisches beisumischen, in ihren Endpunkten zusammen zu fassen.

Dasjenige, worauf Alles bei der Untersuchung des Entstehens, und des Einflusses grammatischer Formalität hinausläuft, ist richtiges Unterscheiden zwischen der Bezeichnung der Gegenstände und Verhältnisse, der Sachen und Formen.

Das Sprechen, als materiell, und Folge realen Bedürfnisses, geht unmittelbar nur auf Bezeichnen von Sachen; das Denken, als ideell, immer auf Form. Ueberwiegendes Denkvermögen verleiht daher einer Sprache Formalität, und überwiegende Formalität in ihr erhöhet das Denkvermögen.

1) Entstehen grammatischer Formen.

Die Sprache bezeichnet ursprünglich Gegenstände, und überläßt das Hinzudenken der redeverknüpfenden Formen dem Verstehenden.

Sie sucht aber dies Hinzudenken zu erleichtern durch Wortstellung, und durch auf Verhältnis und Form hingedeutete Wörter für Gegenstände und Sachen.

So geschieht, auf der niedrigsten Stufe, die grammatische Bezeichnung durch Redensarten, Phrasen, Sätze.

Dies Hülsmittel wird in gewisse Regelmässigkeit gebracht, die Wortstellung wird stelig, die erwähnten Wörter verlieren nach und nach ihren unabhängigen Gebrauch, ihre Sachbedeutung, ihren ursprünglichen Laut.

So geschieht, auf der zweiten Stufe, die grammatische

Bezeichnung durch seste Wortstellungen, und zwischen Sach- und Formbedeutung schwankende Wörter.

Die Wortstellungen gewinnen Einheit, die formbedeutenden Wörter treten zu ihnen hinzu, und werden Affixa. Aber die Verbindung ist noch nicht fest, die Fugen sind noch sichtbar, das Ganze ist ein Aggregat, aber nicht Eins.

So geschieht auf der dritten Stufe die grammatische Bezeichnung durch Analoga von Formen.

Die Formalität dringt endlich durch. Das Wort ist Eins, nur durch umgeänderten Beugungslaut in seinen grammatischen Beziehungen modificirt; jedes gehört zu einem bestimmten Redetheil, und hat nicht bloß lexikalische, sondern auch grammatische Individualität; die formbezeichnenden Wörter haben keine störende Nebenbedeutung mehr, sondern sind reine Ausdrücke von Verhältnissen.

So geschieht auf der höchsten Stufe die grammatische Bezeichnung durch wahre Formen, durch Beugung, und rein grammatische Wörter.

Das Wesen der Form besteht in ihrer Einheit, und der vorwaltenden Herrschaft des Worts, dem sie angehört, über die ihm beigegebenen Nebenlaute. Dies wird wohl erleichtert durch verloren gehende Bedeutung der Elemente, und Abschleifung der Laute in langem Gebrauch. Allein das Entstehen der Sprache ist nie ganz durch so mechanische Wirkung todter Kräfte erklärbar, und man muß niemals darin die Einwirkung der Stärke und Individualität der Denkkraft aus den Augen setzen.

Die Einheit des Worts wird durch den Accent gebildet. Dieser ist an sich mehr geistiger Natur, als die betonten Laute selbst, und man nennt ihn die Seele der Rede, nicht bloß weil er erst das eigentliche Verständniß in dieselbe bringt, sondern auch, weil er wirklich unmittelbarer, als sonst etwas in der Sprache, Aushauch der die Rede

begleitenden Empfindung wird. Dies ist er auch da, wo er Wörter durch Einheit zu grammatischen formen stempelt; und wie Metalle, um schnell und innig zusammenzuschmelzen, rasch und stark glühender Flamme bedürfen, so gelingt auch das Zusammenschmelzen neuer Formen nut dem energischen Act einer starken, nach formaler Abgränzung strebenden Denkkraft. Sie offenbart sich auch an den übrigen Beschaffenheiten der Formen, und so bleibt es unumstösslich gewiß, daß, welche Schicksale auch eine Sprache haben möge, sie nie zu einem vorzüglichen grammatischen Bau gelangt, wenn sie nicht das Glück erfährt, wenigstens einmal von einer geistreichen, oder tiefdenkenden Nation gesprochen zu werden. Nichts kann sie sonst aus der Halbheit träge zusammengefügter, die Denkkraft nirgends mit Schärfe ansprechender Formen retten.

2) Einsluss der grammatischen Formen.

Das Denken, welches vermittelst der Sprache geschieht, ist entweder auf äußere, körperliche Zwecke, oder auf sich selbst, also auf geistige gerichtet. In dieser doppelten Richtung bedarf es der Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe, die in der Sprache großentheils von der Bezeichnungsart der grammatischen Formen abhängt.

Umschreibungen dieser durch Phrasen, durch noch nicht zur sichern Regel gewordne Wortstellungen, selbst durch Analoga von Formen bringen nicht selten Zweideutigkeit hervor.

Wenn aber auch das Verständniss, und damit der äusere Zweck geborgen ist, so bleibt doch sehr ost der Begriff in sich unbestimmt, und da, wo er, als Begriff, offenbar auf zwei verschiedene Weisen genommen werden kann, ungesondert.

Wendet sich das Denken zu wirklicher innerer Be-

trachtung, nicht bloss zu äusserem Treiben, so bringt auch die blosse Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe andere, und auf jenem Wege immer nur schwer zu erreichende Forderungen hervor.

Denn alles Denken geht auf Nothwendigkeit und Einheit. Das Gesammtstreben der Menschheit hat dieselbe Richtung. Denn es bezweckt im letzten Resultat nichts anderes, als Gesetzmäßigkeit forschend zu finden, oder bestimmend zu begründen.

Soll nun die Sprache dem Denken gerecht seyn, so muß sie in ihrem Baue, soviel als möglich, seinem Organismus entsprechen. Sie ist sonst, da sie in Allem Symbol seyn soll, gerade ein unvollkommenes dessen, womit sie in der unmittelbarsten Verbindung steht. Indem auf der einen Seite die Masse ihrer Wörter den Umfang ihrer Welt vorstellt, so repräsentirt ihr grammatischer Bau ihre Ansicht von dem Organismus des Denkens.

Die Sprache soll den Gedanken begleiten. Er muß also in stetiger Folge in ihr von einem Elemente zum andern übergehen können, und für Alles, dessen er für sich zum Zusammenhange bedarf, auch in ihr Zeichen antreffen. Sonst entstehen Lücken, wo sie ihn verläßt, statt ihn zu begleiten.

Obgleich endlich der Geist immer und überall nach Einheit und Nothwendigkeit strebt, so kann er beide doch nur nach und nach aus sich, und nur mit Hülfe mehr sinnlicher Mittel entwickeln. Zu den hülfreichsten unter diesen Mitteln gehört für ihn die Sprache, die schon ihrer bedingtesten und niedrigsten Zwecke wegen, der Regel, der Form, und der Gesetzmäßigkeit bedarf. Je mehr er daher in ihr ausgebildet findet, wonach er auch für sich selbst strebt, desto inniger kann er sich mit ihr vereinigen.

Betrachtet man nun die Sprachen nach allen diesen,

bier an sie gestellten Forderungen, so erfüllen sie dieselben nur, oder doch vorzugsweise gut, wenn sie ächt-grammatische Formen, und nicht Analoga derselben besitzen, und so offenbart sich dieser Unterschied in seiner ganzen Wichtigkeit.

Das Erste und Wesentlichste ist, dass der Geist von der Sprache verlangt, dass sie Sache und Form, Gagenstand und Verhältnis rein abscheide, und nicht beide mit einander vermenge. So wie sie auch ihn an diese Vermengungen gewöhnt, oder ihm die Absonderung erschwert, lähmt und verfälscht sie sein ganzes inneres Wirken. Gerade aber diese Absonderung wird erst rein vorgenommen bei der Bildung der ächt grammatischen Form durch Beugung, oder durch grammatische Wörter, wie wir oben bei dem stusenartigen Bezeichnen der grammatischen Formen gesehen haben. In jeder Sprache, die nur Analoga von Formen kennt, bleibt Stoffartiges in der grammatischen Bezeichnung, die blos formartig seyn sollte, zurück.

Wo die Zusammenschmelzung der Form, wie sie oben beschrieben worden, nicht vollkommen gelungen ist, da glaubt der Geist noch immer die Elemente getrennt zu erblicken, und da hat für ihn die Sprache nicht die geforderte Uebereinstimmung mit den Gesetzen seines eigenen Wirkens.

Er fühlt Lücken, er bemüht sich sie auszufüllen, er hat nicht mit einer mäßigen Anzahl in sich gediegener Größen, sondern mit einer verwirrenden halb verbundener zu thun, und arbeitet nun nicht mit gleicher Schnelligkeit und Gewandtheit, mit gleichem Gefallen am leicht gelingenden Verknüpfen besonderer Begriffe zu allgemeineren, vermittelst wohl angemessener, mit seinen Gesetzen übereinstimmender Sprachformen.

Darin nun offenbart es sich, wenn man die Frage auf

die äußerste Spitze stellt, das, wenn eine grammatische Form auch schlechterdings kein anderes Element in sich schließt, als welches auch in dem sie nie ganz ersetzenden Analogon liegt, sie dennoch in der Wirkung auf den Geist durchaus etwas anderes ist, und das dies nur auf ihrer Einheit beruht, in der sie den Abglanz der Macht und der Denkkraft an sich trägt, die sie schus.

In einer nicht dergestalt grammatisch gebildeten Sprache findet der Geist lückenhaft und unvollkommen ausgeprägt das allgemeine Schema der Redeverknüpfung, dessen angemessener Ausdruck in der Sprache die unerlastiche Bedingung alles leicht gelingenden Denkens ist. Es ist nicht nothwendig, dass dies Schema selbst ins Bewusstseyn gelange; dies hat auch hochgebildeten Nationen gemangelt. Es genügt, wenn, da der Geist immer unbewusst danach versährt, er für jeden einzelnen Theil einen solchen Ausdruck sindet, der ihn wieder einen andern mit richtiger Bestimmtheit auffassen läst.

In der Rückwirkung der Sprache auf den Geist macht die ächt grammatische Form, auch wo die Aufmerksamkeit nicht absichtlich auf sie gerichtet ist, den Eindruck einer Form, und bringt formale Bildung hervor. Denn da sie den Ausdruck des Verhältnisses rein, und sonst nichts Stoffartiges enthält, worauf der Verstand abschweifen könnte, dieser aber den ursprünglichen Wortbegriff darin verändert erblickt, so muß er die Form selbst ergreifen. Bei der unächten Form kann er dies nicht, da er den Verhältnißbegriff nicht bestimmt genug in ihr erblickt, und noch durch Nebenbegriffe zerstreuet wird. Dies geschieht in beiden Fällen bei dem gewöhnlichsten Sprechen, durch alle Classen der Nation, und wo die Einwirkung der Sprache günstig ist, geht allgemeine Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe, und allgemeine Anlage auch das rein Formale

leichter zu begreisen, hervor. Es liegt auch in der Natur des Geistes, dass diese Anlage, einmal vorhanden, sich immer ausbildet, da, wenn eine Sprache dem Verstande die grammatischen Formen unrein und mangelhast darbietet, je länger diese Einwirkung dauert, je schwerer aus dieser Verdunkelung der rein sormalen Ansicht herauszukommen ist.

Was man daher von der Angemessenheit einer nicht solchergestalt grammatisch gebildeten Sprache zur Ideenentwicklung sagen möge, so bleibt es immer sehr schwer zu begreifen, daß eine Nation auf der unverändert bleibenden Basis einer solchen Sprache von selbst zu hoher wissenschaftlicher Ausbildung sollte gelangen können. Der Geist empfängt da nicht von der Sprache, und diese nicht von ihm dasjenige, dessen beide bedürfen, und die Frucht ihrer wechselseitigen Einwirkung, wenn sie heilbringend werden sollte, müßte erst eine Veränderung der Sprache selbst seyn.

Auf diese Weise sind also, soviel dies bei Gegenständen dieser Art geschehen kann, die Kriterien festgestellt, an welchen sich die grammatisch gebildeten Sprachen von den anderen unterscheiden lassen. Keine zwar kann sich vielleicht einer vollkommenen Uebereinstimmung mit den allgemeinen Sprachgesetzen rühmen, keine vielleicht ist durch und durch, in allen Theilen geformt, und auch unter den Sprachen der niedrigeren Stufe giebt es wieder viele annähernde Grade. Dennoch ist jener Unterschied, der zwei Classen von Sprachen bestimmt von einander abgesondert, nicht gänzlich ein relativer, ein bloß im Mehr oder Weniger bestehender, sondern wirklich ein absoluter, da die vorhandene, oder fehlende Herrschaft der Form sich immer sichtbar verkündet.

Dass nur die grammatisch gebildeten Sprachen vollkommene Angemessenheit zur Ideenentwicklung besitzen, ist unläugbar. Wieviel auch noch mit den übrigen zu leisten seyn dürfte, mag allerdings der Versuch, und die Erfahrung beweisen. Gewiß bleibt indeß immer, daß sie niemals in dem Grade, und der Art, wie die anderen, auf den Geist zu wirken im Stande sind.

Das merkwürdigste Beispiel einer seit Jahrtausenden blühenden Litteratur in einer fast von aller Grammatik, im gewöhnlichen Sinne des Worts, entblößten Sprache bietet die Chinesische dar. Es ist bekannt, dass gerade in dem sogenannten alten Stil, in welchem die Schriften des Confucius und seiner Schule verfast waren, und der noch heute der allgemein übliche für alle großen philosophischen und historischen Werke ist, die grammatischen Verhältnisse einzig und allein durch die Stellung, oder durch abgesonderte Wörter bezeichnet werden, und dass es oft dem Leser überlassen bleibt, aus dem Zusammenhang zu errathen, ob er ein Wort für ein Substantivum, Adjectivum, Verbum, oder für eine Partikel nehmen soll *). Der Mandarinische und literarische Stil haben zwar dafür gesorgt, mehr grammatische Bestimmtheit in die Sprache zu bringen, aber auch in ihnen besitzt sie keine wahrhast grammatische Formen, und jene eben erwähnte Literatur, die berühmteste der Nation, ist von dieser neueren Behandlung der Sprache durchaus unabhängig.

Wenn, wie Etienne Quatremère ") scharfsinnig zu beweisen gesucht hat, die Coptische Sprache die Sprache der alten Aegyptier gewesen ist, so kommt auch die hohe wissenschaftliche Bildung, auf welcher die Nation gestanden haben soll, hier in Betrachtung. Denn auch das gramma-

^{*)} Grammaire Chinoise par M. Abel-Remusat. p. 35. 37.

^{**)} Recherches critiques et historiques sur la laugue et la littérature de l'Egypte.

tische System der Coptischen Sprache ist, wie Silvestre de Sacy ') sich ausdrückt, vollkommen ein synthetisches, das heißt, ein solches, in welchem die grammstischen Bezeichnungen den, Sachen bedeutenden Wörtern abgesondert vor- oder nachgesetzt werden. Silvestre de Sacy vergleicht es namentlich hierin dem Chinesischen.

Wenn nun zwei der merkwürdigsten Völker die Stufe ihrer intellectuellen Bildung mit Sprachen zu erreichen vermochten, die ganz, oder größtentheils der grammatischen Formen entbehren, so scheint hieraus eine wichtige Einwendung gegen die behauptete Nothwendigkeit dieser Formen hervorzugehen. Es ist indess noch auf keine Weise dargethan, dass die Literatur dieser beiden Völker gerade diejenigen Vorzüge besaß, auf welche die Eigenschaft der Sprache, von der hier die Rede ist, vorzüglich einwirkt. Denn unläugbar zeigt sich die durch eine reiche Mannigfaltigkeit bestimmt und leicht gebildeter grammatischer Formen begünstigte Schnelligkeit und Schärfe des Denkens, am glänzendsten im dialektischen und rednerischen Vortrag, daher sie sich in der Attischen Prosa in ihrer höchsten Krast und Feinheit entfaltet. Von dem Chinesischen alten Stil geben selbst diejenigen, welche sonst ein günstiges Urtheil über die Literatur dieses Volkes fällen, zu, dass er unbestimmt und abgerissen ist, so dass der auf ihn folgende, dem Bedürfnis des Lebens besser angepasste dahin trachten musste, ihm mehr Klarheit, Bestimmtheit und Mannigfaltigkeit zu geben. Diess beweist daher im Gegentheil für unsere Behauptung. Von der Alt-Aegyptischen Literatur ist nichts bekannt; was wir aber sonst von den Gebräuchen, der

^{*)} In Millin's Magasin encyclopédique Tom. IV. 1808. S. 255, wo zugleich eben so neue, als geistreiche Ideen über den Einfluß der hieroglyphischen und alphabetischen Schrift auf die grammatische Bildung der Sprachen entwickelt werden.

Verfassung, den Bauwerken und der Kunst dieser merkwürdigen Länder wissen, deutet mehr auf streng wissenschaftliche Bildung, als auf ein leichtes und freies Beschäftigen des Geistes mit Ideen hin. Hätten indess auch diese beiden Völker gerade die Vorzüge erreicht, die man billigerweise Anstand nehmen muss, ihnen beizulegen, so würde dadurch das oben Entwickelte nicht widerlegt seyn. Wo der menschliche Geist durch ein Zusammentreffen begünstigender Umstände mit glücklicher Anstrengung seiner Kräfte arbeitet, gelangt er mit jedem Werkzeuge zum Ziel, wenn auch auf mühevollerem und langsamerem Wege. Allein darum dass er die Schwierigkeit überwindet, ist die Schwierigkeit nicht minder vorhanden. Dass Sprachen mit keinen, oder sehr unvollkommenen grammatischen Formen störend auf die intellectuelle Thätigkeit einwirken, statt sie zu begünstigen, fliesst, wie ich gezeigt zu haben glaube, aus der Natur des Denkens und der Rede. In der Wirklichkeit können andere Kräfte diese Hemmungen schwächen, oder aufheben. Allein bei der wissenschaftlichen Betrachtung mus man, um zu reinen Folgerungen zu gelangen, jede Einwirkung als ein abgesondertes Moment, für sich und so, als würde sie durch nichts Fremdartiges gestört, beurtheilen, und dies ist hier mit den grammatischen Formen geschehen.

In wie fern auch in den Amerikanischen Sprachen eine höhere Bildungsstuse erreicht wird, darüber lässt sich keine reine Ersahrung zu Rathe ziehen. Die Schristen von Eingebornen in *) Mexikanischer Sprache, die man besitzt, rühren nur von der Zeit der Eroberung her, und athmen daher schon fremden Einslus. Doch ist sehr zu bedauern,

^{*)} A. v. Humboldt's Essai politique sur le royaume de la Nouvelle Espagne. p. 93. Desselben Vues des Cordillères et monumens des peuples de l'Amérique. p. 126.

dass man keine davon in Europa kennt. Vor der Eroberung gab es kein Mittel schristlicher Auszeichnung in jenem Welttheil. Man könnte schon dies als einen Beweis ansehen, dass in demselben kein Volk mit der entschiedenen Stärke der Denkkrast ausgestanden seyn muss, welche die Hindernisse bis zur Ersindung des Alphabets durchbricht. Allein diese Ersindung ist wohl überhaupt nur sehr wenige male geschehen, da die meisten Alphabete, durch Ueberlieserung, eines aus dem andern entstanden sind.

Die Sanskrit-Sprache ist unter den uns bekannten die älteste und erste, die einen wahrhaften Bau grammatischer Formen und zwar in einer solchen Vortrefflichkeit und Volständigkeit des Organismus besitzt, daß in dieser Rücksicht nur wenig später hinzugetreten ist. Ihr zur Seite stehen die Semitischen Sprachen; allein die höchste Vollendung des Baues hat unstreitig die Griechische erreicht. Wie nun diese verschiedenen Sprachen sich in den hier betrachteten Rücksichten gegen einander verhalten, und welche neue Erscheinungen durch das Entstehen unserer neueren Sprachen aus den classischen hervorgegangen sind, bietet reichlichen Stoff zu weiteren aber seineren und schwierigeren Untersuchungen dar.

Berichte

aus den

Verhandlungen des Vereins der Kunstfreunde

im

Preussischen Staate *).

Programm.

Den 23sten August 1825.

Vor länger als einem Jahre traten mehrere hiesige Künstler und Kunstfréunde, die ehemals in Italien gewesen waren, zusammen, um durch jährliche Beiträge den in Rom studirenden vaterländischen Künstlern Gelegenheit zu Arbeiten zu eröffnen, welche bloß ihr Fortschreiten in der Kunst zur Absicht haben sollten. Der Gedanke erhielt Beifall, das Unternehmen gewann, auch außer dem ursprünglichen Kreise, Theilnehmer, es schien angemessen, die erste Anlage zu erweitern, und so bildete sich der Plan zu einem Verein der Kunstfreunde in dem Preußsischen Staate. Mehrere Städte in und außer Deutschland besitzen Vereine dieser Art, der unsrigen fehlte ein solcher

^{*)} Diese Berichte haben einem großen Theile ihres Inhalts nach blos locale Beziehung; es sind hier nur die Stellen aus denselben mitgetheilt, welche allgemeines Interesse bieten. Der erste am 29sten Januar 1826 gelesene Bericht ist indessen vollständig abgedruckt.

bisher, und demnach scheint er doppeltes Bedürfnis in einem Augenblick, wo, wie man mit Wahrheit behaupten kann, das Streben der Künstler nach Vollendung und der rege und einsichtsvolle Antheil des Publicums an ihren Werken mit einander wetteifern, der Kunst ein noch schöneres Emporblühen zuzusichern. Es gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen unserer Zeit, dass die bildende Kunst seit etwa 30 bis 40 Jahren einen Aufschwung gewonnen hat, den zu hoffen die unmittelbar vorhergehende Epoche Sie dankt dies außer andern zusamkaum berechtigte. mentreffenden Ursachen, offenbar dem richtigen Wege, den sie genommen hat, indem sie, sich von der Herrschaft einseitiger Manier befreiend, zu einem ernsteren und strengeren Studium der Natur zurückgekehrt ist, und das Alterthum und die großen Wiederhersteller der Malerei zu Vorbildern gewählt hat. Auf diesem Standpunkte spricht die Kunst jedes unverslimmte Gemüth an, sagt jedes Unbefangenen Sinn zu, und erweckt allgemeine Theilnahme, da sie, frei von Prunk und Ueberladung, sich leicht und einfach mit Allem verbindet, was ihre Form anzunehmen fähig ist, und das ganze Leben mit Schönheit und gefälliger Anmuth begleitet. Diese, nicht bloss der Kunst, sondern 'allen sich mit ihr verbindenden menschlichen Bestrebungen wohlthätige Stimmung zu erhalten und zu befördern, scheint nichts so geeignet, als die Hervorbringung bedeutender Kunstwerke zu erleichtern, und eine größere Anzahl derselben zu verbreiten, und beides macht den Zweck des sich bildenden Vereins aus, nur mit der Beschränkung, dass er blos für die vaterländische Kunst, das heisst für preussische Künstler wirksam sein wird.

Auch dem Künstler von Talent sehlt es nicht selten an Bestellungen größerer Arbeiten, und er sieht sich alsdann längere Zeit hindurch aus solche beschränkt, die we-

ļ

der der Kunst, noch ihm die eigentliche Befriedigung gewähren.

Noch leichter und bei weitem verderblicher aber tritt derselbe Umstand dem Studium des sich bildenden Künstlers in den Weg. Die kostbarste, ihm (wie z. B. bei Bildungsreisen ins Ausland), bestimmt und eng zugemessene Zeit sieht er sich genöthigt, mit Beschäftigungen zu zersplittern, die ihn seinem wahren Ziele nicht näher führen, wenn nicht gar davon entfernen. Gleich groß ist auf der andern Seite für diejenigen, welche die Kunst, ohne sie selbst zu üben, kennen, und mit Geschmack lieben, die Schwierigkeit, sich den Besitz wahrhaft guter Kunstwerke zu verschaffen. Zwar giebt es in den größern Städten der Monarchie, und namentlich in Berlin, größere und kleinere Privatsammlungen, und was die einsichtsvolle Beförderung der Thätigkeit der vaterländischen Künstler betrifft, so verdankt die Kunst hierin dem huldreichen Schutze Sr. Majestät des Königs und des Königlichen Hauses so viel, dass es kaum der einfachen Erinnerung daran bedarf. Manches ist auch von Kirchen und andern Instituten und von Privatleuten geschehen. Alles dies aber scheint nur um so mehr zu beweisen, dass es gerade jetzt der angemessene Zeitpunkt ist, eine noch allgemeinere Theilnahme anzuregen und möglich zu machen.

Die Absicht des Vereins ist nun, Preisbewerbungen für anzusertigende Kunstwerke anzustellen, die Aussührung entworsener, und die Vollendung angesangener zu erleichtern, schon sertige an sich zu kausen und diejenigen, welche auf diesem Wege an ihn übergehen, unter seine Mitglieder zu verloosen. Auf diese Weise bleibt dem Künstler mit der Freiheit der Wahl seines Gegenstandes die Sicherheit, seine Zeit ohne Gesahr, einem größern Werke widmen zu können. Die Verloosung der Kunstwerke aber

schien den Stiftern des Vereins besser und der Kunst förderlicher, als wenn man sie hätte verkausen, oder aus ihnen eine Sammlung des Vereins bilden wollen. Sie werden auf diesem Wege in alle Provinzen der Monarchie verbreitet und kommen auch in den Besitz derer, die sie sich sonst nicht hätten verschaffen können.

Auch ist wohl nicht zu verkennen, dass ein gutes Kunstwerk in einer Privatwohnung, als Familienbesitz, wo es einzeln, oft, in verschiedenen Stimmungen, und nach und nach doch von sehr vielen betrachtet wird, einen tieferen und richtigeren Eindruck auf das Gemüht hervorbringt, als wenn man es in öffentlichen Ausstellungen und Sammlungen jedesmal absichtlich aussuchen muß. Die Preisbewerbungen hat der neue Verein für den Augenblick nur für diejenigen Preussischen Künstler bestimmt, die sich, zum Behuf ihrer Studien, in Italien aufhalten. Diese Beschränkung hört aber sogleich auf, als dem Vereine seine Mittel weiter zu gehen erlauben, auch ist dieselbe schon vor dieser Zeit dem höhern Gesetz untergeordnet, dass der Verein seine Unterstützungen immer nur auf wirklich ausgezeichnete Kunstwerke verwendet. —

Bericht, vom 29sten Januar 1826.

Der Verein der Kunstfreunde in unsrem Vaterlande hat, unter dem Schutze und durch die huldreiche Begünstigung Sr. Majestät des Königs und der königlichen Prinzen und Prinzessinnen, und die gütige Theilnahme der Freunde der Kunst in allen Ständen, einen so erwünschten Fortgang gewonnen, daß, da die erste öffentliche Versammlung, dem Statute nach, bis zum Jahre 1827 hinausgeschoben war, wir uns schon heute veranlaßt gesehen, uns eine Zusammenkunst der hier anwesenden Mitglieder zu erbitten. In

den wenigen, seit dem Entstehen des Vereins verstossenen Monaten, und größtentheils vor dem für den Anfang seiner Wirksamkeit bestimmten Zeitpunkt, ist eine bedeutende Anzahl von Mitgliedern hinzugetreten, und da mehrere sich mit höheren Beiträgen unterzeichnet haben, eine für die Kürze der Zeit ansehnliche Geldsumme zusammengekommen. Von beiden giebt die Liste, welche den Mitgliedern gedruckt vorgelegt werden wird, die nähere Auskunft.

Dieser schnelle Erfolg ist ein neuer erfreulicher Beweis, dass es nur eines einfach zum Zweck führenden Anfangs bedarf, um allem auf Verbreitung des Guten und Schönen Gerichteten in unsrem Vaterlande rege und thätige Theilnahme zu verschaffen. Die Unternehmer des Vereins haben noch besonders darin mit lebhastem Vergnügen erkannt, dass sie in dem Gedanken gemeinschaftlicher Besörderung der vaterländischen Kunst nur einen schon von vielen und lange gehegten Wunsch aussprachen. Sie haben sich aber durch diese gütige und bereitwillige Aufnahme ihres Vorschlags auch doppelt verpflichtet gefühlt, die ihren Händen anvertrauten Mittel gleich jetzt für den Zweck des Vereins in Wirksamkeit zu setzen, und es ist ihnen vor allem ein dringendes Bedürfniss gewesen, die geehrten Mitglieder des Vereins selbst zu versammeln, ihnen Rechenschaft von dem Angefangenen abzulegen, und ihre Meinung und Entscheidung über die fernere Leitung der Geschäfte der Gesellschaft einzuholen.

Die Anordnung von Preisbewerbungen unter den Preusischen, in Italien studirenden Künstlern gehört statutenmäßig zu den ersten und wichtigsten Zwecken des Vereins. Der Künstler-Ausschuß desselben hat daher einen Gegenstand zur Aufgabe gewählt, und die Aufforderung, denselben zu bearbeiten, ist nach Rom abgegangen, um durch die dortige Königl. Gesandtschaft den sich jetzt in Italien auf-



haltenden Künstlern mitgetheilt zu werden. Der Preis für das vollendete Gemälde, das eine Länge von vier Rheinländischen Fußen und eine verhältnißmäßige Höhe haben soll, ist auf 600 bis 650 Rthlr. bestimmt. Man wird sich jedoch über die Bestellung des auszuführenden Bildes erst nach den vorher einzusendenden Skizen entscheiden. Für diese Skizen ist ein besonderer Preis von 50 Rthlr. ausgesetzt, welcher, wenn keine zur Bestellung eines Bildes einladen sollte, der besten unter denselben, sonst derjenigen zufällt, welche für die gelungenste nächst der im Grofsen auszuführenden erklärt wird.

Zum Gegenstande der Aufgabe ist die Befreiung der Andromeda gewählt worden, und zwar in dem Augenblick, wo Amor, nach vollendetem Kampfe, die Gefesselte löst, um sie dem Perseus zuzuführen. Diejenigen, welche mit Philostratos Gemäldebeschreibung, entweder aus dem Originale des griechischen Redners, oder aus deutschen Bearbeitungen bekannt sind, unter denen vorzüglich die in Göthe's Kunst und Alterthum Erwähnung verdient, werden sich erinnern, dass dort dieser Gegenstand auf die gesagte Weise aufgesast ist. Auch sind die Künstler, an welche die Aufgabe ergangen, gebeten worden, der Philostratischen Beschreibung, nicht zwar in den Nebensachen und Zufälligkeiten der Ausführung, aber in der Auffassung des Augenblicks der Handlung und dem Wesentlichen der Darstellung, getreu zu bleiben.

Eine zur Bewerbung um einen Preis bestimmte Arbeit kann nicht anders, als bis auf einen gewissen Grad bedingt seyn, da eine genau und vollständig abwägende Beurtheilung der Werke verschiedener Künstler Einheit des Gegenstandes fordert, und auch möglichste Einheit der Auffassung desselben, wenn er von mehreren Seiten genommen werden kann, wünschenswerth macht. Es gehört zu

der Vollendung des Künstlers, ebensowohl einen Gegenstand selbst wählen, als einen gegebenen behandeln zu können, und die Freiheit, der er zu seinen Arbeiten bedarf, hat, wie jede aus der Tiefe und inneren Kraft des Gemüthes entspringende, das Eigenthümliche, dass sie mit den Fesseln wächst, die sie sich anlegt.

Aber auch abgesehen von den Forderungen einer Preisbewerbung würde sich die Philostratische Beschreibung des eben erwähnten Gegenstandes unbedenklich von selbst zur Nachbildung empfehlen. Sie nimmt die vorzustellende Handlung in dem glücklichsten Momente auf. Der Kampf eines geslügelten Helden mit einem Meerungeheuer trägt vieles an sich, das der künstlerischen Darstellung widerspricht; bei der Wahl dieses Standpunkts der Handlung kann man auch nur den Anfang derselben bezeichnen. Die Darstellung des vollendeten Sieges enthält sie ganz, knüpft den Vorgang an seinen Erfolg, das erlittene Unglück, die gefürchtete Gefahr an die glückliche Errettung, die Heldenarbeit an den Heldenlohn. Sie verbreitet auch über das Kunstwerk eine edle, aus gelungener Anstrengung hervorgehende Ruhe. Auch in den Bildwerken des Alterthums, welche diesen oder ähnliche Gegenstände vorstellen, ist daher meistentheils dieser Moment vorgezogen worden. Aber Philostratos Darstellung zeichnet sich noch dadurch aus, dass Amor, und zwar nicht als gaukelnder Knabe, sondern als Jüngling, der an dem Kampse Theil genommen, die ihrer Fesseln entledigte Andromeda dem Helden übergiebt, und die Gegenwart des zugleich durch ihn geretteten Volks den Kampf zu der Reihe Heroen verherrlichender und Völker beglückender Thaten erhebt.

Die Wahl dieses Gegenstandes zur Preisausgabe erinnert an einen Künstler, dessen Erwähnung an diesem Ort und in dieser Versammlung vorzüglich passend scheint.

Asmus Karstens, der bekanntlich während seines Studienausenthaltes in Rom starb, hatte die Befreiung der Andreimeda nach Philostratos Beschreibung dargestellt, und diese Zeichnung, obgleich mehr entworfen, als ausgeführt, gehört zu seinen gelungensten. Sie befindet sich, soviel ich weise in den Großherzoglichen Sammlungen in Weimar. Denn: dort sind die meisten seiner Arbeiten hingekommen. Indess besitzt man auch hier außer einigen Zeichnungen eine eingende Parze von ihm, eine zum Behuf einer malerischen Composition modellirte, durch Freunde seines Andenkens aufbewahrte und hergestellte, und nun auch in Bronse gegessene Figur, die den sinnigsten und graciësesten und am. meisten im Geiste des Alterthums gedachten beigezählt su: werden verdient. Dieser genievolle Künstler, der, wie des: eben erwähnte Werk beweist, die Kunst nicht auf Einem: Wege verfolgte, sondern sie sich in ihrem ganzen Umfange: anzueignen suchte, schien mit Vorliebe antike Gegenstände zu behandeln. Sein frühzeitiger Tod ist um so mehr zu bedauern, als seine Werke wiederum gezeigt haben würden, wie in jeder Gattung der Kunst diese Bahn mit Genie betreten, und dem aus dem Alterthum geschöpsten Stoff Geltung und neues Leben durch die Art der Behandlung verschafft werden kann.

Da die Mittel des Vereins schon jetzt seinen Wirkungskreis zu erweitern erlaubten, haben wir geglaubt, den Wünschen der Mitglieder zu entsprechen, wenn wir sogleich auch zu einem Ankauf von Gemälden schritten, die unter sie verlost werden könnten. Diese Art der Wirksamkeit des Vereins dürfte, wenn sich die Theilnahme an dem Unternehmen erhält, die wohlthätigste und belebendste für die Kunst seyn. Wenn der Verein alljährlich, und vielleicht mehr als einmal im Jahr, Bilder zu kaufen im Stande ist, so wird ein Wetteifer in den Künstlern entstehen, fertige

für seine Wahl in Bereitschaft zu halten, eine freiwillige, an keinen bestimmten Gegenstand gehestete Preisbewerbung. Jedes größere Bild erfordert einen so beträchtlichen Zeitaufwand, eine mit so mancher, auch von denen, welche gern Bilder besitzen, nicht immer gehörig gewürdigten Aufopferung des Künstlers verbundene Anstrengung, dass dieser sich, ohne bestimmtere Aussicht, auch einen äußeren Gebrauch daven zu machen, nur schwer dazu entschließen kann. Wie wenige, ja wie fast gar keine unbestellte Bilder, wenigstens in diesem Augenblick und hier, bei den Künstlern vorhanden sind, davon hat man Gelegenheit gehabt, sich bei dem jetzigen Ankauf zu überzeugen. Man hat sich aber um so mehr beeifert, die beiden jetzt angekauften auszuwählen, um mit dieser Wirksamkeit des Vereins einen anregenden Anfang zu machen. Die beiden hier aufgestellten Gemälde des Herrn Professors Dähling und Herrn Lengerich, der erst vor kurzem aus Rom zurückgekehrt ist, sind dem-Publicum schon aus frühern Ausstellungen bekannt, und haben sich mit Recht des Beifalls der Kenner und Liebhaber erfreut. Ich würde es daher für überflüssig halten, etwas über sie hinzuzufügen *).

Gemälde des Herrn Professor Dähling, hoch 3' 4", breit 3' 8".

In einem Burgzwinger, der an den Seiten von Baumwerk eingeschlossen, nach hinten durch vergoldete Bronzestäbe eine Aussicht auf Baumwesen, den Theil einer Stadt und Anhöhen dahinter gewährt, oben aber sich zu einer hohen Weinlaube zusammenwölbt, hört eine Gesellschaft von Edlen und Rittern aus der Zeit des Mittelalters in größter Behaglichkeit einem jungen Sänger zu, welcher in ihrer Mitte sitzend seinen begeisterten Gesang auf der Laute begleitet. Die Wirkung dieses Gesanges auf alle ihn in verschiedenen Lagen und Stellungen Umgebenden ist in mehrfachen Abstufungen nach Art, Alter und Geschlecht eines jeden

^{*)} Für die nicht in Berlin einheimischen Mitglieder des Vereins dürfte indels folgende kurze Beschreibung dieser beiden Bilder angenehm seyn.

Das Directorium des Vereins hat angestanden, außer diesem Ankauf noch einen anderen vorzunehmen, oder eine Bestellung eines Gemäldes zu machen, weil es ihm rathsam geschienen hat, die vorhandenen Mittel bis zu der akademischen Ausstellung zusammen zu halten, die im Herbste dieses Jahres statt finden wird. Diese, die Kunst von so vielen Seiten fördernden Ausstellungen bieten für unsern Zweck den zwiesachen Vortheil dar, dass sie eine bedeutende Zahl vorzüglicher, zum Theil noch unbestellter Kunstwerke vereinen, und dass das Urtheil des Publikums darüber sich in der mehr und minder bei jedem verweilenden Aufmerksamkeit ausspricht. Indem nun die den Verein leitenden Künstler, bei der Bestimmung von Kunstwerken für denselben, sich an die strengen Forderungen der Kunst halten, und gewiss in dem Grade mehr den Wünschen der Mitglieder entsprechen, in welchem sie diesen Weg mit Festigkeit verfolgen, übersehen sie gewiss nicht den Eindruck, den ein einzelnes Kunstwerk in dieser oder

ausgedrückt, von der sanftbewegten Jungfrau, welche die Augen niedersenkt, bis zu dem lebhaft ergriffenen Mann, der den Sänger freudigen Muthes unverwandt anschaut, von dem bewußtlosen Anhören der Kinder bis zur ruhigen und klaren Theilnahme des Greises. Ein Page ist im Begriff, dem Sänger einen goldnen Becher mit Wein darzureichen. Ganz im Vorgrunde befindet sich ein Springbrunnen, daneben Trinkgefäße auf einem kleinen Untersatz und ein Korb mit Früchten.

Gemälde des Herrn Lengerich aus Stettin, hoch 5' 5", breit 3' 11".

Portrait eines Pagen des römischen Senators in seinem Costüm. Ganze Figur. Im Federhut mit weißsem Halskragen, Rock und Hosen von dunkelrother, Weste und Strümpfen von goldgelber Farbe, steht er, mit der Rechten den Degen haltend, auf dessen in einen Adlerskopf endigenden Griff das S. P. Q. R. befindlich, die Linke in die Seite gestützt, ruhig und bequem da, das Gesicht von angenehmen Zügen auf den Beschauer gewandt. Den Hintergrund bildet links ein grüner Vorhang, rechts sieht man über eine Balustrade in der Ferne das Kapitol.

jener Art hinterlassen hat. Gerade dem Künstler, der am tießten empfindet, dass das Höchste und Letzte in einem Kunstwerk nur aus dem Gefühle entspringt, und auf das Gefühl zurückwirkt, flößt die Stimme eines gebildeten und fein empfindenden Publikums immer die größeste Achtung ein. Durch die Art, auf welche in Vereinen, wie der unsrige ist, das Urtheil der Künstler, die hier die Rolle des Publikums übernehmen, wählen, bestellen und kaufen, dem Urtheil der Mitglieder gegenübertritt, können durch gegenseitige Berichtigung und Bewahrung vor Einseitigkeit solche Vereine einen, sich noch über ihren besonderen Zweck hinaus verbreitenden wohlthätigen Einfluß auf den Geschmack und die Kunstansicht überhaupt ausüben.

Das Directorium des Vereins hat die Absicht, alle Gemälde und andere Kunstwerke, die zur Verloosung kommen, radiren zu lassen, damit jedes Mitglied ein Exemplar dieser Nachbildungen besitzen kann. Es wird auf diese Weise bei jedem eine Sammlung der, seit seinem Beitritt, von dem Verein an sich gebrachten Kunstwerke in radirten Blättern entstehen, die nach mehreren Jahren zu interessanten Vergleichungen Anlass geben kann. Das Directorium hofft, sich der Zustimmung der Mitglieder des Vereins bei dieser Einrichtung versichert halten zu können.

Die beiden hier aufgestellten Gemälde sollen nun unverzüglich verloost werden. Es hat uns aber besser geschienen, diese Verloosung auf die nächste Sitzung zu verschieben, um heute erst die Art, wie wir dieselbe vorzunehmen beabsichtigen, der geehrten Versammlung vorzulegen, und andere sich vielleicht darüber äußernde Meinungen vernehmen zu können. Uns hat die einfachste Art der Verloosung folgende geschienen. Es werden zwei Gefäße, eins für die Nummern der Beitrags-Quittungen der Mitglieder, die hier die Stelle der Namen derselben vertreten,



und eins für die gewinnenden und verlierenden Loose bestimmt. Aus beiden wird, Zug um Zug, immer eine Nummer und ein Loos gezogen. Da der Beitrag der Mitglieder ungleich ist, so wird die Nummer eines jeden Mitgliedes in so viel besonderen Zetteln in das Gefäss der Namen gelegt, als sein Beitrag 5 Rthlr. enthält, und hiernach richtet sich natürlich auch die Anzahl der Loose im anderen Ge-Wer daher z. B. mit einem jährlichen Beitrag von 10 Rthlr. unterzeichnet hat, dessen Nummer wird zweimal und mit zwei Loosen gezogen, und er hat mithin eine zwiefache Möglichkeit zu gewinnen für sich. Da noch täglich neue Mitglieder aufgenommen werden, so hat man, indem bei der Verloosung doch die Anzahl der Mitglieder bestimmt seyn muss, die Liste der Mitglieder, welche an dieser Verloosung Antheil nehmen können, mit einem bestimmten Tage, jedoch natürlich nur zu diesem Zweck, schließen müssen, und zu diesem Tage ist nach wiederholter Bekanntmachung in den öffentlichen Blättern, der heutige angenommen worden. Diese so angefertigte Liste liegt hier zur Einsicht offen. Um die beiden jetzt angekauften Gemälde in ihrer Gegenwart zu verloosen, laden wir die geehrten Mitglieder am 15. Februar zu einer zweiten hier zu haltenden Versammlung ein. Wir nehmen uns aber die Freiheit, Sie zugleich zu bitten, drei Personen aus Ihrer Mitte zu bestimmen, welche, während der Verloosung, dieselbe zugleich mit uns beaufsichtigen, und mit denen wir auch vorläufig in der Zwischenzeit alles zur Verloosung Gehörende verabreden können.

Diese drei Personen könnten zugleich die nach §. 25. des Statuts zu wählende Commission bilden, welche die Rechnung des Vereins prüfen und den Cassenzustand untersuchen soll. Sie würde alsdann der Versammlung in der nächsten Sitzung ihren Bericht abstatten. Die hier

angegebene Art der Verloosung ist dem Statute genau und pünktlich entsprechend. Sie bestimmt einen ungleichen Antheil der Mitglieder an derselben nach der Höhe des Beitrags, wie das Statut es §. 27. vorschreibt, berechtigt dagegen zu keinem solchen nach der Verschiedenheit der Zeit des Beitritts zum Vereine, da der eben angeführte Paragraph, jene einzige Ausnahme abgerechnet, nur allgemein bestimmt, dass die angekausten Kunstwerke unter den Mitgliedern verloost werden sollen, und §. 9. sestsetzt, dass der Beitrag eines neuen Mitgliedes für den 1sten Januar des Jahres gilt, in welchem dasselbe eingetreten ist.

Hieraus entsteht nun allerdings, dass an derselben Verloosung und mit durchaus gleichem Rechte Mitglieder Theil nehmen, welche einen, und solche, welche zwei Beiträge geleistet haben, oder noch zu leisten verpflichtet sind. Es wird auch, wie leicht einzusehen ist, derselbe Fall bei künftigen Verloosungen wiederkehren.

Wollte man also den Grundsatz aufrecht erhalten, daß jedes Mitglied, eben als wäre der Verein eine Lotterie von Kunstwerken, genau nach Maßgabe des nach und nach beigetragenen Geldes an jeder Verloosung Theil nehmen sollte, so ließe sich das nur entweder so erreichen, daß man die Einkünste jedes Jahres absonderte, und an der Verloosung der mit diesen Einkünsten erkausten Kunstwerke auch nur diejenigen Theil nehmen ließe, welche dem Vereine bis dahin angehört hätten, oder so, daß man, so lange bei einer Verloosung noch Geld aus einer bestimmten Epoche verwendet worden wäre, denjenigen, die in dieser Epoche Mitglieder waren, ein größeres Anrecht als den später eingetretenen verliehe.

Das erste Auskunftsmittel, bei dessen Anwendung diejenigen Mitglieder, welche erst für das Jahr 1826 unterzeichnet haben, hätten von der jetzigen Verloosung ausge-



mehlossen bleiben mittage, minde den Kunttavierle glande die Zerstückelung der zur Verwendung bestit die eine Mittel in lauter Jahreseinkätte, und durch die Rühktigen wielche bei dem Ankauf auf diese abgesonderten Geldeummen genommen werden müste, durchaus serstören. Des awieite jener Auskunftsmittel würde au den weitläußigsten und verwickeltsten Rechnungen nöthigen, um zu hestimmen, aus welchem Jahre jede zu verwendende Summe herstemmen, und dennoch nicht einmal ausführbar seyn, da bei einer Verloosung eine solche Stimme aus einer felbenenit pochte könnte verwandt worden seyn, die nicht hinreichte einem jeden an derselben theilnehmenden Mitgliede ein ganzes Look mehr zu bestimmen.

Gegen beide Vorschläge reden noch die beiden anderen wichtigen Umstände, dass der Verein doch auch alligemeine Unkosten hat, und dass er, seinem Zweck und seinem Statute nach, Unterstützungen gewähren kann, durch die kein Kunstwerk in seinen Besitz und mithin niehts sur Verloosung kommt. Nach welchen Grundsätzen nach sellte man diese vertheilen?

Es scheint daher nichts übrig zu bleiben, als die jedesmal vorhandenen Geldmittel als Eine Masse zu betrachten, auf die jeder, zu welcher Zeit er beitrete, nach der Höhe seines Beitrages gleiches Recht hat. Dies ist es auch, was das Statut festsetzt, und vielleicht habe ich mich sogar schon zu lange bei diesem Punkte aufgehalten, da den geehrten Mitgliedern dieser Versammlung gewiß dasjenige vorgeschwebt hat, was alle jene Zweifel und Bedenken von selbst niederschlägt, die Erwägung des Zwecks des Vereins und des Verhältnisses, in welchem die Verloosung zu diesem steht. Als ein bloßes Mittel über die in den Besitz des Vereins kommenden Kunstwerke zu verfügen, muß sie der höheren Bedingung der Beförderung der Kunst un-

tergeordnet bleiben. Diejenigen, die dem Vereine beigetreten sind, haben gewiß diesen höheren Gesichtspunkt gesast und ihre Genugthuung darin gesucht, an der Beförderung des Kunstzweckes mit zu arbeiten, beständige Zeugen der Art zu seyn, wie der Verein darauf hinwirkt, und durch ihren Beitrag sowohl, als ihren persönlichen Antheil an den Wahlen und den Versammlungen dafür thätig zu seyn. Namentlich beweist dies der rege Eifer derer, die, wiewohl vorauszusehen war, daß im vergangenen Jahre keine Verloosung würde statt finden können, es dennoch vorzogen, ihre Namen der Liste des Vereins gleich bei der ersten Aufforderung einzuzeichnen, dadurch dem Unternehmen im ersten Augenblick Leben und Schwung zu geben, und die eigentlichen Stifter des Vereins zu werden.

Das Directorium hat es nur für seine Pflicht gehalten, sich dennoch durch vollständige Darlegung der Grundsätze, nach welchen es auch in diesem Punkte gehandelt hat, der Zustimmung der geehrten Mitglieder des Vereins zu versichern.

Die Personen, die jetzt das Directorium und den Ausschus des Vereins bilden, haben sich nur vorläusig diesem Geschäft unterziehen können, und es mus nach §. 15. des Statuts in der heutigen ersten Versammlung über ihre Bestätigung oder Erneuerung entschieden werden. Wir müssen daher die hier anwesenden geehrten Mitglieder bitten, auf den ihnen einzuhändigenden Wahlzettel, wenn sie eine Veränderung wünschen sollten, an die Stelle der jetzt daraus genannten Personen die Namen derjenigen Mitglieder zu setzen, denen sie ihre Stimme ertheilen. Diejenigen, welche die Beibehaltung der jetzigen Personen wünschen, geben die Zettel unverändert zurück.

Auf diesen Zetteln bitten wir zugleich die Namen der drei zur Prüfung der Rechnung zu ernennenden Commissarien zu verzeichnen.

Schon die jenige lande Radining hat gezeigt, den de sweekmilsig seen und hier dem Ausschuß der Künstler einen Secretair beisuordien, und hierun eine Person interswählen, welche die nothwendigen Sprach und Kunstkenntnisse besitzt; da bei den Berathungen des Künstlerskenntnisse besitzt den Berathungen des Berathungen d

Nach § 7. des Statuts soll jedes Mitglied ein Patent enhalten. Dies ist bis jetzt noch nicht geschehen, weihes uns sehien, dass es eines der Kunst gewidmeten Vereins würdig sey, diesen Patenten auch einen wirklichen Kunstwerth zu ertheilen. Es ist daher die Absieht, eine Zeichmang dazu in dem Ausschus der Künstler zu entwersen, die, in geschmackvoller Anordnung, sinnige Andentungen der verschiedenen Künste in ihren merkwürdigsten Kpochen enthalte, und diese Zeichnung so ausführen zu lassen, dass jedes Mitglied in dem Patent zugleich einen gelungenen Kunsterite besitzt. Es wird unstreitig allen Theilnehmern an dem Vereine angenehmer seyn, das hierauf, wenn es auch allerdings eine längere Zeit erfordern dürste, große Sorgsalt verwendet, als ein unbedeutendes Patent in Schnelligkeit ausgetheilt werde.

Das Directorium des Vereins hat aus ihm zugekommenen Aeußerungen ersehen, daß Personen, die seit dem Anfang dieses Jahres dem Verein haben beitreten wellen, in dem §. 7. des Statuts eine Schwierigkeit zu finden geglaubt haben, nach welchem die nach dieser Epoche Aufzunehmenden von zwei Mitgliedern vorgeschlagen werden sollen. Es ist aber vollkommen hinreichend, wenn diejenigen, welche von jetzt an aufgenommen zu werden wünschen, diesen Wunsch einem der Mitglieder des Directo-

riums des Vereins zu erkennen geben, welches alsdam von selbst bemüht seyn wird, ihre Aufnahme statutenmäßig zu besorgen.

Indem ich glaube, jetzt alle Punkte berührt zu haben, von welchen es nothwendig war, dieser geehrten Versammlung Rechenschaft abzulegen, bleibt mir nichts mehr übrig, als im Namen des Directoriums und Ausschusses den anwesenden und abwesenden Mitgliedern des Vereins unsern lebhaften und aufrichtigen Dank für ihre gütige Theilnahme abzustatten, und das Unternehmen, dessen Bestehen und Gedeihen von dieser Theilnahme abhängig ist, der Fortdauer derselben angelegentlichst zu empfehlen.

Aus dem Bericht vom 5ten Februar 1827.

- Das Directorium ist in Verbindung mit dem Künstler-Ausschus bemüht, diese vorhandenen Mittel, zu welchen noch die Einnahme des Jahres 1827 hinzutritt, zu neuen Ankäufen zu verwenden, und wird, mit Rücksicht auf die schon gemachten, durch die Mannigfaltigkeit der zu wählenden Gegenstände dem verschiedenen Talent der Künstler und dem verschiedenen Geschmack des Publikums möglichst zu entsprechen versuchen. Denn die Kunst ist mannigfaltig wie die Natur, und ein Verein, der sie zu besördern bestimmt ist, könnte in keinen schlimmeren Fehler verfallen, als in den der Einseitigkeit. Diejenigen, welche ihre Gegenstände unmittelbar aus der Natur, der leblosen oder lebendigen, ja selbst aus den Alltagskreisen des Lebens wählen, beobachten künstlerisch dasselbe Verfahren, als die, welche das Ideal körperlicher Schönheit oder sittlicher Größe darzustellen streben. Auch die letzteren müssen, was nicht unmittelbar erscheint, in die Wirklichkeit herüberführen, und alle, ehe das verschiedene Malent weit diesem Punkte aus verschiedene Richtungen nimmt, aus der eng und augenblicklich bedingten Wirklichkeit hinüber in des Gebiet des Kunst in welchem die Einbildungskraft einon: desto freietn Aufflug gewinnt, je bestimmter die sinnhich rebunden ist. Keine Kunst kann bei den unmittelbaren, augenblichlichen Erscheinung stehen bleiben. Dies beweist var Allem ein gelungenes Bildnifs, wie die letste Ansstellung mehrere in so verschiedener Art musterhafte aufwies. Die treueste und pünktlichste Aehnlichkeit ist die erste und unerlasaliche Bedingung des Bildnisses, walches das Gefühl derer, für die es bestimmt ist, gewissermaßen gans der Freiheit der Kunst entreißen möchte, um so viel als möglich nur die Wirklichkeit selbst zu besitzen. Allein das wahrhast gute Bildniss zeigt niemals die Züge des Augenblicks, sondern die Züge, wie sie dem ganzen Innern in allen ihm eigenen Stimmungen und Gedankenentfaltungen entsprechen, wie sie auf eine mit Worten nicht derenstellende Weise, über jedes abgeschnittene Einzelne hinausgehend, den ganzen Charakter umschließen. Dies aber vermag nur das Genie des Künstlers, und je weniger ihm Schranken gesetzt werden, das Bildniss zum Gemälde zu erheben, desto mehr verstärkt der hellere Wiederschein der Kunst auch den Eindruck der bloßen Aehnlichkeit.

1

Den scheinbaren Widerspruch, dass die Kunst nur innerhalb der Natur lebet und webt, und der Künstler doch
sich den Schranken der Wirklichkeit entheben soll, löst
das ihm eigenthümliche Studium der Natur, das sich von
dem zu jedem andern Zwecke bestimmten unterscheidet.
Wenn auch der Künstler sich nur mit Umris und Farbe,
also mit der äußeren, anschaubaren Erscheinung und der
Obersläche der Körper zu beschäftigen scheint, so geht sein
Versahren doch nothwendig von innen nach außen, vom

Unsichtbaren zum Sichtbaren. Er ahmt die Erscheinung nicht einzeln und mechanisch nach, sondern forscht nach ihrens Begriff und lernt sie erst aus diesem verstehen. Er dringt also in den Begriff und nicht bloß des Individuums, sondern der Gattung ein, aber faßt denselben nur so auf, wie er sich auf die Erscheinung bezieht. Darin, daß sich Begriff und Erscheinung nicht in ihm scheiden, sondern einander energisch durchdringen, beruht sein Künstlerberuf. Er leiht der Natur nicht subjective, aus leerer Einbildungskraft entlehnte Verhältnisse, aber er findet in ihr immer etwas Andres und Höheres, als was von ihr unmittelbar und ohne mit seinem Auge angesehen zu werden, in der Wirklichkeit erscheint.

Dass die deutsche Kunst vorzugsweise einen hohen Grad der Vortrefflichkeit schon in früheren Jahrhunderten erreichte, und dass sie sich auch in den heutigen Künstlern bewährt, liegt vor Allem in diesem so gearteten Studium der Natur. Denn es ist eine Eigenthümlichkeit des deutschen Geistes, von jeder Seite aus die Tiese des Begriffs jedes Wesens zu ergründen und jedes in seiner ursprünglichen Beschaffenheit aufzusassen, so wie eine andre, von den äußeren Erscheinungen auf ihre inneren Gründe zurücksugehen, und beide sich von einander durchdrungen zu denken. Auch die deutsche Sprache zeichnet sich durch reine Objectivität, philosophische Auffassung und tiefe Innerlichkeit des Ausdrucks aus. Ist nun das Kunstgenie mächtig genug, alle Vermögen des Geistes in vollendeter Reinheit in seiner Form auszuprägen, so führt gerade jene Eigenthümlichkeit zu der ächten, von Manier freien, ganz der Natur angehörenden, und eben darum am meisten idealischen Kunst.

Ich muss die Nachsicht der Versammlung in Anspruch nehmen, diese allgemeinen Betrachtungen hier eingestreut

su haben : Aber die Aufforderung desu schien : wintite deut Zwack unsers Vereins und den höchet erfreulichen und au nach größeren Hoffmungen : berechtigenden Russitaten i der Interten, Akademischen: Ausstellung für, die deutsche Kunst au nahe au liegen, um sie unterdrücken au können ersten. and consider a figure to since our control of the control of the since archered but the market was almost elikander erbiration for obergreen being a for other herrek segundar on a real of the engineering and the contract that is Aus dem Bericht vom 1sten Februar 1828. banden Nachdem die Skissen zu der ersten für die Preuseischen Maler in Rom veranstalteten Preinbewerbung eingegangen waren, ertheilte der Künstlerausschuse des Vereins den Preisseinstimmig der des Herrn v. Kloeber aus Schlesist.... Line hochgeehrte Versammlung erinnert sich, dass der Gegenstand dieser Preisbewerbung die Befreitung der Andromeda durch den Perseus war. Diesen nach des gekrönten Skinze im Großen auszuführen, ist also Hrau & Klosber aufgetragen worden, und der Verein sieht in den nächsten Monaten der Ankunft dieser Arbeit entgegen. 'Der Preis des vollendeten Gemäldes war anfänglich auf 600 bis 650 Thaler festgesetzt; da sich jedoch das Directorium überzeugt hat, dass derselbe nach der Zeit, welche der Künstler diesem Werke widmen muss, und wegen der vielen Studien nach der Natur, welche die Ausführung der einzelnen Figuren erfodert, nicht ausreichend seyn würde, so hat es keinen Anstand genommen, denselben in diesem besondren Falle auf 900 Thaler zu erhöhen, wie die geehrten Mitglieder aus der heute abzulegenden Rechnung ersehen werden. Von den andren, zugleich mit der gekrönten eingegangenen Skizzen sind zwei, die eine von Herrn Grahl aus Berlin, die andre von Herrn Temmel aus Schlosien, jede für 50 Thaler, angekauft worden.

Eine solche Berücksichtigung derjenigen Arbeiten, welche für die besten nach der gekrönten erklärt werden, scheint nothwendig, um den Künstlern den Muth zu erhalten, einer in ihrem Erfolge immer ungewissen Preisbewerbung ihren Fleis und ihre Zeit zu widmen. Sie gewährt außerdem den Vortheil, dass die Arbeiten einer größeren Anzahl angehender Künstler dem Publikum bekannt werden, und selbst flüchtig hingeworfene Skizzen sind vorzüglich geeignet, Talent und Künstlerberuf danach zu beurtbeilen.

Unmittelbar nach der in der ersten Preisbewerbung gefällten Entscheidung wurde eine zweite eröffnet, und von den Preußischen Künstlern in Rom mit noch lebendigerem Antheil, als die erste, aufgenommen. Der Gegenstand war aus dem alten Testament *) gewählt, Moses, wie er die Töchter Reguels, des Priesters in Midian, am Brunnen gegen die Hirten beschützt. Zwei der eingegangenen Skizzen waren so gut gelungen, daß es angemessen schien, beide im Großen ausführen zu lassen. Die eine rührte von Herrn Dräger aus Trier, die andre von Herrn Temmel aus Schlesien, dem nämlichen her, dessen Skizze bei der ersten Preisbewerbung angekauft worden ist. Beide erhielten daher die nöthigen Aufträge, und die Skizze des Herrn v. Kloeber, der sich auch wieder unter den Preisbewerbern befand, wurde vom Vereine für 50 Thaler gekauft.

Es waren nun nach einander zwei einzelne Gegenstände, ein mythologischer und ein biblischer, zu Preisbewerbungen hingegeben worden. Es schien jetzt angemessen, auch einmal zu versuchen, die Wahl des Gegenstandes den Künstlern selbst zu überlassen. Wenn die Verschiedenheit der Gegenstände bei der Zuerkennung des Preises

^{*) 2.} B. Mose 2, 16-19.

die "Schwierigkeit den Beurtheilung verstehrt, so arbeitet dagegen der Künstler mit mehr Liebe und Freiheit an sinoun selbst gewildten. Stoff. Er beweght sich im teinden Kreise; im dem seine Phantasie schittgleinheimisch ist; und fühlt sieh des Erfolges gewisser; werin er ausführen kann word sein Telent with von selbst hinneigt. .. Zwar list bei dieser Preisbewerbung die Bedingung hinzungenigt worden, den Gegenstand une der Griechischen Mythologie, dem intten Testament, oder den dei großen Italienischen Dithtern, Dante, Ariost und Tasso herzunehmen. Den Killest ter durch diese Andeutung auf eine reiche Mantigfaltigkeit maiver und lieblicher , großer, und erhabner Gestalteil aus dom shewlirdigsten and aus dem reizendsten Alterham, was großertig tiefeinniger und das bewegteste Leben ingburisch mischender Dichtung hinweisen, hiefe nicht sowuhl seine Wahl beschränken, als sie auf ein Gehiet hinlichten. woher eicher ist, in den Gränzen des eigentlich kühstlerisch Darstellbaren zu bleiben, und die Natur, die er wiederzugeben bestimmt ist, in der vollen und sinnlichen Wahrheit ihres Lebens und ihrer Bewegung anzutreffen. Es ist vorauszusehen, dass die Künstler die Lösung einer so frei und weit gestellten Aufgabe mit doppelter Bereitwilligkeit übernehmen werden.

Die vorzügliche Rücksicht, welche unser Verein nach §. 5. des Statuts auf die im Italien studirenden Künstler, als auf diejenigen nimmt, welche ihre höhere Ausbildung in dem Lande suchen, dem die alte Kunst ihre Erhaltung, und die neuere größtentheils ihr Daseyn verdankt, schließt eine gleiche Sorgfalt für die im Inlande Wohnenden nicht aus. Es wurde daher auch für sie eine Preisbewerbung veranstaltet. Der Ausschuß der Künstler hatte die bekannte Erzählung von Hero und Leander zum Gegenstande gewählt, und für die Darstellung den Augenblick bezeichnet,

wo die Wellen den Leichnam des Leander ans Ufer geworsen haben, die Meeresnymphen sich klagend um ihn versammeln und Hero sich bei diesem Anblick vom Thurme herabstürzt. Von den neun eingegangenen Skizzen wurde der des Herrn Wolff in Berlin einstimmig der Preis zuerkannt, und ihm die Ausführung derselben im Großen, welche im Frühjahr vollendet seyn wird, aufgetragen. Zugleich wurden, als die zunächst gelungenen, die der gleichfalls hier wohnenden Herren Boutterweck und Schoppe, jede zu 50 Thalern, angekaust.

Nicht gleich glücklich, als in diesen Bemühungen, war der Verein in einer andren, auch auf die Maler im Inlande gerichteten. Sie wurden durch die öffentlichen Blätter aufgesodert, bis zum 20sten December des vorigen Jahres Bilder zum Ankauf des Vereines einzusenden. Der Gegenstand war ihrer Wahl überlassen worden, und nur die Bedingung hinzugefügt, dass er der Geschichtsmalerei angehören müsse. Man hat es wohl nur zufälligen Umständen, vielleicht vor allem der Neuheit solcher Aufforderungen beizumessen, dass nur sehr wenige Bilder einliesen, und keines die Bedingungen der Aufgabe in dem Grade erfüllte. daß sich der Künstlerausschus hätte zu einem Ankauf entschließen können. Der Verein wird aber fortfahren, von Zeit zu Zeit ähnliche Aufforderungen ergehen zu lassen, und hofft künftig darin glücklicher zu seyn. Bei der Unmöglichkeit, alle Bilder, vorzüglich in der Provinz, selbst zu kennen, welche der Ausmerksamkeit der Kunstfreunde würdig seyn dürften, scheinen solche Aufforderungen allein geeignet, zu bewirken, dass keines dieser Art übersehen bleibe. Der Verein darf auch hoffen, dass die Künstler, welche seinem Unternehmen ihren Beifall schenken, sich auf diese Weise eher veranlasst fühlen werden, sich grösseren, längere Zeit erfordernden Arbeiten zu überlassen.

.

Nur wenn die den Verein leitenden Personen und die Künstler ihr gemeinschaftliches Streben recht innig au vereinigen
suchen, können die Anforderungen, welche das Publikum
mit Recht an den Verein machty immer mehr und mehr
befriedigt werden.

Von den beiden Bildern, deren Bestellung in der am 28sten Dezember 1826 gehaltenen Versammlung erwähnt wurde, ist erst eines vollendet, das des Hrn. Professers Begas, welches den Gegenstand der heutigen Verloosing austmacht, und den Tobias vorstellt, wie er an der Seite des ihn begleitenden Engels vor dem greßen Fische im Tigris erschrickt. Es würde überstässig seyn, über einen kingst rühmlich bekannten Meister, den wir uns freuen, seit Juhren zu unsven Mitbürgern zu sählen, und über ein Bild, das vor einer hochgeehrten Versammlung selbst hier aufgestellt ist, weiter etwas hinzusufügen *).

Zwei neue Bestellungen sind bei Preußischen Künstlern in Rom gemacht worden. Dem einen hat man zwei Zeichnungen, die eine aus dem alten Testament, die andre

^{*)} Für die nicht in Berlin einheimischen Mitglieder des Vereins folgt hierbei eine kurze Beschreibung des Bildes, dessen Größe 6 Puls 1 Zoll in der Höhe, 4 Fus 112 Zoll in der Breite beträgt. Der Gegenstand desselben ist nach den ersten fünf Versen vom 6ten Capitel des Buches Tobiae genommen. Die Scene geht in einer heitern Landschaft vor, deren Horizont von Gebirgen geschlesnen wird. Den Vorgrund bildet ein klares, angenehm von Häumen eingefastes Wasser. Der junge Tobias, bis auf ein um Hüften und Lenden geschlungenes Gewand nacht, entsetzt sich vor dem großen Fisch, welcher ihm aus dem Wasser, worin er sich die Fülse baden wollte, entgegen fährt, und strebt ängstlich Schutz suchend gegen den am Ufer stehenden Engel Raphael empor. Dieser, als ein nur leicht bekleideter Jüngling ohne Flügel dargestellt, und nur durch einen Nimbus als Engel bezeichnet, beugt sich schützend über den jungen Tobias und bedeutet ihn mit der Rechten auf eine sehr sprechende Weise, den Fisch zu greifen. Beide Figurea bilden eine sehr wohl geschiossene Gruppe.

aus dem Kreise der Griechischen Mythologie, aufgetragen, dem andren ein Oelgemälde von vier Fuß Länge und verhältnismäßiger Breite. Dies letztere soll eine Composition von zwei bis drei Personen enthalten, im Uebrigen aber ist die Wahl des Gegenstandes dem Künstler ohne alle Beschränkung freigestellt.

Der Verein hatte bisher seine Bemühungen, seiner ersten und ursprünglichen Bestimmung nach, nur der Malerei und Zeichnung gewidmet. Seine Mittel erlauben ihm aber nun auch allmählich auf die Erweiterung seines Zweckes, wie solche im §. 4. des Statuts angedeutet ist, zu denken. Er hat geglaubt, bierin seine Aufmerksamkeit zuerst auf die Kupserstecherkunst richten zu müssen, die bis jetzt noch nicht genug unter uns begünstigt und ausgebildet wird, so sehr ihrer auch die Malerei als einer nothwendigen Gefährtin bedarf, und so viel gerade sie, bei der leichten Verbreitung ihrer Werke, zur Beförderung des Geschmacks und der Kunstliebe beiträgt. Schon bei der Anordnung, die verloosten Bilder radiren zu lassen, hatte der Verein Das Directorium hat aber hierauf Rücksicht genommen. gegenwärtig die Bestellung eines großen, vollständig ausgeführten Kupferstiches gemacht. Die nähere Veranlassung dazu bot das schöne Gemälde Raphaels aus dem Pallast Colonna in Rom dar, mit welchem die unermüdliche Sorgfalt Sr. Majestät des Königs für die Beförderung der Kunst die hiesigen öffentlichen Sammlungen bereichert hat. Bild, die Jungfrau mit dem Kinde vorstellend, ist allen Freunden der Kunst, vorzüglich denen, welche selbst Rom besuchten, zu bekannt, als dass es nöthig seyn sollte, etwas über seine hohe Schönheit und die darin herrschende unnachahmliche Grazie hinzuzusetzen. Dadurch, dass es jetzt zu den Königlichen Sammlungen gehört, erhält es für die Mitglieder des Vereins noch einen besonderen localen Werth.

Rine ausgezeichnet treffliche Zeichnung dieses schönen Gemildes, die von dem verstorbenen Kupferstecher Rist herwährt, befindet sich im Besits des Prinzen Withelm, Solthes See Majestät des Königs, und See Königli Hoheit haben mit der den Mitgliedern des Königlichen Hauses so eignen Bereitwilligkeit, die Bemühungen der Künstler zu unterstützen. die Benutzung dieser Zeichnung für den Stich bis zur Vollendning der Platie zu gestatten geruht. Der Aufwag des Stiches ist Herrn Caspar gemacht worden, der hier studirt, nachher vermittelst einer Unterstützung des Königlichen dienisteriums des Innern Italien besucht hat, um eich unter Longhi's und Anderloni's Leitung als Kupferstecher : weiter auszubilden, und der jetzt hier ansälsig ist. Das Directerium hat sich um so bereitwilliger zu dieser Bestellung entechlossen, als dadurch, gerade so wie es mit deniralirten Blättern geschicht, jedes Mitglied des Vereins in den Besitz eines Exemplars dieses Kupferstichs gelangen wird.

Es ist dem Directorium des Vereins leid gewesen, dasses bis jetzt für die Sculptur noch gar nicht hat geschäftig seyn können. Die Theure des Marmors bei irgend bedeutenden Werken, da zu verloosende Arbeiten doch in diesem ausgeführt seyn müßten, haben bisher noch immer gerechtes Bedenken erregt, Bestellungen bei Bildhauern zu machen, oder eine Preisbewerbung zu veranstalten, die man ohnehin nicht, wie bei den Malern, würde auf Rom beschränken können, da die Zahl der Preußischen Bildhauer dort zu gering ist. Das Directorium wird indeß bemüht seyn, auch diesem Zweige der Kunst nach Möglichkeit förderlich zu werden, und die Vervollkommnung, welche das Gießen in Erz immer mehr unter uns erhält, dürste dazu in Kurzem behülflich seyn.

.....

Aus dem Bericht vom 30sten December 1828.

Die Vorzüglichkeit der diesjährigen Ausstellung, die ungetheilte Anerkennung, die sie im Publicum gefunden, und der gesteigerte Antheil, der in diesem Jahre auch unsrem Vereine geschenkt worden ist, sind ein höchst erfreulicher Beweis, dass die Bemühungen der Künstler und ihre Aufnahme im Publicum in einem schönen, zu noch größeren Hoffnungen berechtigenden Bunde mit einander stehen. Es giebt kaum eine Gattung der Plastik und Malerei von dem Bildnis und dem aus dem gewöhnlichen Lebenskreise entnommenen Genrebild an bis zur Darstellung malerischer Naturansichten, geschichtlicher Scenen, romantischer Dichtung und religiöser Gegenstände, von welcher die Ausstellung nicht einzelne gelungene Werke aufzuweisen gehabt hätte; die Theilnahme verbreitete sich über alle diese Gattungen, und beides zeigt den richtigen Weg, welchen die Kunst und ihre Beurtheilung genommen hat. Es ist nicht eine Gattung von Gegenständen, an welche sich die Einbildungskrast einseitig hängt, es ist der rege und lebendige. Alles in characteristische und idealische Form verwandelnde Kunstsinn, welcher die Stille der Natur und die Bewegung des Lebens, die Vor- und Mitwelt, die Wirklichkeit und Dichtung in sein Gebiet schöpferisch hinüberzieht.

Dieser ächte Sinn, der in jeder rein gestimmten Brust ein entsprechendes Gefühl antrifft, ist es allein, der die Kunst wahrhaft ins Leben einführt, und ein gegenseitig verknüpfendes Band zwischen dem Künstler und seiner Nation schlingt. Die volle Wahrheit der Naturanschauung mit der rein künstlerischen Idee vermählend, regt er dasjenige im Menschen an, woraus die Kunst selbst nur als die zarteste und bewundernswürdigste Blüthe emporsprießt, das Verlangen nach dem Höheren, Geistigen, das Streben,

die Erhabenheit und Anmuth, welche erst dann aufstrahlt, wannt die Phantasie sich der Wirklichkeit bemeistert, in die, ohne jenen begeisternden Einfluß, engen und dunkeln Verlatiknisse des Lebens zu bringen. Wo die Kunst aus die ser Mitte des menschlichen Gemüthes entspringt, da schreitet sie, vor jedem Irrwege sicher, ewig jugendlich auf einer Bahm fort, die ihr erlaubt, sich nach allen Seiten him in unbeschränkter Freiheit zu bewegen. Wo sie eine undre, mehr äußerliche Richtung nimmt, oder nicht einzig der Pülle der Empfindung und der Phantasie entströmt, da dreht sie sich, selbst bei bedeutender technischer Vollkommenheit, bald in einem ewig in sich surückkehrenden Kreise heruin; und wirkt nicht wohlthätig auf das Gemüth und das Innere des Menschen surück.

i 'i'Man hat oft mehrere Beförderungs- und Erweckungsmittel der Kunst namhaft gemacht. In verschiednen Epochen haben verschiedne gewirkt. Wir sehen mehrere, deren belebenden Einflusses die Kunst sich unter uns erfreut: schützende Gunst des erhabenen Monarchen, der die Hauptstadt mit glänzenden Gebäuden verschönert, die vorhandenen Kunstschätze durch Ankäuse bereichert und jedes Talent aufmunternd, Werke der Künstler Seiner Zeit um Sich versammelt; religiösen Sinn; edles Streben der Bürger, ihre Städte mit Denkmälern zu schmücken; mannigfache Befreundung mit der Kunst im häuslichen Kreise des Privatlebens; geläuterten Geschmack; der, sur Anmuth des Alterthums zurückkehrend, sinnige Kunstform an die Stelle leerer Pracht und bedeutungsloser Verzierung setzt. Was aber die Kunst in unserer Zeit, und vorzüglich in Deutschland, neben allen jenen so mächtigen Beförderungsmitteln, tragen und heben, was ihr den Character aufprägen muß, stammt aus dem Innern her, und gehört der Ideenentwicklung an. Es ist die Höhe des geistigen Strebens, auf welche

unsre Zeit durch die Arbeit der verflossenen und den Genius großer Männer gestellt worden ist, die Bildung, die reich und fruchtbar, wie die tausendfältigen Forschungen, die sie uns zuführen, und tief und gediegen in Dichtung, Philosophie und jedem wissenschaftlichen Bemühen, aus Mannigfaltigkeit Einheit schafft. Indem sie die ernste Forderung enthält, jede geistige Thätigkeit in ihrer wahren und vollen Natur zu verfolgen, und durch die reine Stimmung der einzelnen alle in den harmonischsten Einklang zu bringen, lenkt sie die Kunst zu ihrem wahren Ziele. und setzt sie mit Allem in Wechselwirkung, was das Gemüth von der Welt erfasst, und ihr aus seinen Tiesen zurückgiebt. Die Behauptung scheint nicht zu kühn, dass die Kunst sich jetzt unter uns in dieser Bahn befindet, und es wird doppelt unsre Pflicht, ihr auf derselben unsre befördernde Theilnahme zu widmen.

Ich habe jedoch nur darum gewagt, dieser allein zum Ziele führenden künstlerischen Richtung zu gedenken, weil von ihr auch die wohlthätige Rückwirkung der Kunst auf diejenigen abhängt, für welche der Künstler arbeitet, und weil unser Verein dergestalt in die Mitte zwischen dem Künstler und dem Publicum gestellt ist, dass diese Rückwirkung hauptsächlich unsre Ausmerksamkeit auf sich zieben muß. Ja, es läst sich nicht läugnen, dass dieselbe sogar höher, als die Kunst selbst, steht, da diese, wenn man einen Augenblick vergist, dass alles Geistige seinen Zweck nur in sich trägt, ihren Werth erst durch ihren Einslus auf den Menschen und seine allgemeine Bildung erhält.

Es hat mir sogar geschienen, dass diese Beziehung unsres Vereins nicht immer gehörig erkannt und gewürdigt, und derselbe oft zu einseitig als ein blos für den Künstler bestimmtes Beförderungsmittel der Kunst angesehen wird.

In siehe und zuletzt ist dies avver auch vellkommen wahr. da auch die im Publicum geweckte und unterhaltene Kunstliebe wieder wohlthätig auf den Künstler zurlickwirkt. Aber in seiner unmittelbaren Bestimmung ist der Vereih recht eigentlich und seinem ursprünglichsten Zweckenhold auch eine von Freunden der Kunst, wie er den Namen trägt, in der Absicht gestiftete Verbindung, in ihm teine Gelegenheit, ja eine Aufforderung und Verpflichtung en finden sich mit Kunstgegenständen zu beschäftigen, und die Liebe zu dieser Beschäftigung, jeder in seinem Kreine, un verbreiten. Darum ist gleich Anfangs die Verloosung ider Bilder bestimmt worden, damit sie nicht kalt und nüchtene gesammelt und aufgestellt würden, sondern ins Lebengaum gingen, Liebe und Eifer zu wecken. Darum hat min ist früheren Versammlungen das allgemeine Vertheilen des siedirten Blätter beschlossen, und fährt, trots der bedeutenden damit verbundenen Aufopferungen, sorgfältig darin fort, damit jedes Mitglied, da die Kunst nichts ohne Anschnutzug ist, etwas Anschauliches über die Unternehmungen des Vereins zur Erhaltung und Beschäftigung seiner Theilnahme in die Hände bekomme.

Diese Rücksichten haben nun auch das Directorium und den Künstler-Ausschuss bei den diesjährigen Ankäusen geleitet. Man hat geeilt, sich solcher Bilder zu versichern, welche die würdigsten schienen, unter die Mitglieder des Vereins verbreitet zu werden. Man hat bei der Auswahl selbst so streng, als es thunlich war, neben den technischen Forderungen, auf den wahren Begniff ächter Kunst, die Arbeit der Einbildungskraft, die Wärme der Empfindung gesehen, die, wenn sie sich durch alle Theile eines Kunstwerkes hindurch ungeschwächt gleich bleibt, immer den ächten Künstlerberuf beurkundet.

Wenn ich hier in flüchtigen Worten andeute, was der

Künstler-Ausschuss zu erreichen gesucht hat, so werden die hier anwesenden geehrten Mitglieder des Vereins um so unpartheiischer, was er geleistet, beurtheilen, da wohl den Meisten der Kreis bekannt ist, in welchem die Auswahl allein möglich blieb.

Auf diesen beschränkt, hat der Verein nur drei grösere historische Bilder ankausen können, obgleich er gerade aus dieser Gattung gern den an sich gebrachten andere beigefügt hätte. Ausser diesen sind zwei allegorische
Gemälde, fünf Landschaften und fünf Genrebilder ausgewählt worden. Unter den letzteren besindet sich aber eins,
das Erhardische, das; indem es einen Moment ernster und
tieser Gemüthsbewegung schildert, etwas Höheres erreicht,
und über den Kreis blosser Behaglichkeit, Naturwahrheit
und Anmuth hinausgeht, in dem sich sonst diese Gattung
von Bildern vorzugsweise zu gefallen pslegt. Eine ausführlichere Angabe dieser vierzehn auf der Ausstellung angekausten Bilder würde unnütz sein. Die hier anwesenden
Mitglieder sehen sie hier ausgestellt, und für die entsernten
würde jede Schilderung dennoch ungenügend bleiben.

Das Ankaufen von Bildern, welche fertig vor der kunstverständigen Beurtheilung da liegen, hat so entschiedene Vorzüge vor dem bloßen Bestellen mit oder ohne Angabe des Gegenstandes, daß das Directorium des Vereins es immer vorzugsweise wählt, ja sich ausschließlich darauf beschränken würde, wenn die Natur der Sache und seine Zwecke es ihm erlaubten. Der Ankauf aber hängt vom Zufall ab, und da die Künstler ihre nicht bestellten Werke lieber der Concurrenz der akademischen Kunstausstellung überlassen, so findet sich, außer den Ausstellungen, jetzt selten Gelegenheit dazu. Es liegt aber auch wesentlich im Zwecke des Vereins, gerade durch Bestellungen den Künstler in den Stand zu setzen, Bedeutenderes zu unternehmen.

Die Preiebewerbungen in Rem, die bei der se sehr varschiedenen Natur der Skizze und der Ausführung wirklinke Bestellungen; sind, machen einen. Theil uneare Statuts aus. Die Sorge für die im Auslande sich den ihfheren Kunstausbildung Widmenden ist ein Theil seines urapringlighen Zwecks. Gerade die Bestellung, die es ihm möglich macht, mit Sicherheit an die Aneführung einer Idea zu gehen, hat für den Künstler eine größere Wichtigkeit als das Kaufen des Fertigen, das, wenn es sich auszeichnet, bei der Kunstliebe und dem Geschmacke des Publicums schon von selbst seinen Käufer findet. Es ist daher die oft berathene und wohlgeprüfte Meinung des Directoriums, des der Verein auch künstig beide Wege, den des Ankause des Fertigen, und den, in Absicht des Erfolges ungewisseren der Bestellung, mit-einander verbinden, und indem er der statutarischen Verschrift der Preisbewerbungen, ohne Ausnahme, getreu bleibt, wie es die Gelegenheit giebt, bald diesen, bald jenen einschlagen muß. Bei der unpartheiischen Sorgfalt, welche das erste Gesetz des Künstler-Ausschusses ausmacht, ist das Gelingen der Bestellungen immer mit hoher Wahrscheinlichkeit zu erwarten, und was darin Ungewisses oder Unentschiedenes zurückbleibt, hat den unläugbaren Vortheil, dass das Publicum die Künetler, und die Künstler das Publicum kennen lernen.

Ich habe jetzt einer hochgeehrten Versammlung von dem Erfolge der in unsern drei letzten Zusammenkünsten angekündigten Preisbewerbungen und Bestellungen Bericht zu erstatten.

Um zunächst von den ersteren zu reden, so sind die beiden, welche Perseus und Andromeda und Hero und Leander zum Gegenstande hatten, nunmehr erledigt. Die Bilder des Hrn. v. Klöber, der vor Kurzem, nach Vollendung seiner dortigen Studien, von Rom zurückgekommen ist, und des Hra. Wolf hierselbst, werden heute zur Verloosung kommen. Dagegen haben die Herren Dräger aus
Trier and Temmel aus Schlesien, beide gegenwärtig in
Rom, ihre in Folge der dritten Preisbewerbung, Moses mit
den Töchtern Reguels vorstellend, unternommenen Gemälde
noch nicht eingesendet. Sie sind aber so weit mit ihrer
Arbeit vergerückt, dass dieselben gewiss mit dem nächsten
Frühjahr hier eintressen werden.

Von einer vierten Preisbewerbung für die in Rom studirenden Künstler, bei welcher die Wahl des Gegenstandes den Künstlern selbst überlassen war, hatte sich das Directorium und der Künstler-Ausschuss ein besonders glückliches Gelingen versprochen. Es sind acht Skizzen eingegangen, von welchen einer der Preis zuerkannt, und eine sweite für 50 Thir. angekaust worden ist. Die erstere hat Moses, wie er Wasser aus dem Felsen schlägt, und das Volk, das in mannigsaltigen Gruppen mit dem Schöpsen desselben beschäftigt ist, zum Gegenstande, die zweite die Verstoßung der Hagar. Von wem diese beiden Bilder herrühren, ist uns bis jetzt unbekannt.

Die in Rom bestellten beiden Zeichnungen sind eingegangen, und werden heute mit verloost werden. Sie sind von Hrn. Genelly, dem Sohne des geschätzten Landschaftsmalers, dessen sich gewiss mehrere in dieser hochgeehrten Versammlung erinnern werden. Die Gegenstände hatte der Verein freigelassen. Der Künstler hat Perseus und Andromeda und das Ringen Jacobs mit dem Engel gowählt. Zwei noch in Rom bestellte Gemälde sind zur diesjährigen Verloosung nicht fertig geworden. Das eine ist Hrn. Catel ausgetragen. Er hat eine Scene aus dem Römischen Alterthum behandelt, die sich glücklich einer landschaftlichen Darstellung anschließen läst. Herr Philipp

Veit, der das zweite dieser Bilder verfertigt, malt die Ausselzung des Moses.

Der Kupferstich nach der im Besitze Sr. Majestät des Königs befindlichen Raphaelischen Madonna durch Herrn Caspar ist bereits weit vorgerückt, und verspricht in jeder Art vorzüglich zu werden. Die Gewandparthieen sind, wie man aus einem von Hrn. Caspar mitgetheilten Probeabdruck sieht, schon völlig beendigt

Der gerechte und ungetheilte Beifall, welchen die Bilder des Hrn. Hübner und Hrn. Sohn auf der akademischen Kunstausstellung gefunden haben, sind uns eine erfreuliche Veranlassung geworden, bei jedem ein Bild von 4 Fuß Länge und 3 Fuß Höhe zu bestellen. Indem sich von diesen beiden Künstlern sehr vorzügliche Arbeiten erwarten lassen, ist es dem Directorium und Künstler - Ausschuß des Vereins zugleich angelegen gewesen, die Verdienste dieser beiden Schüler des Hrn. Directors Schadow in Düsseldorf durch diese Bestellung öffentlich anzuerkennen, da wir bedauern mußten, keine ihrer fertigen Bilder ankaufen zu können.

Ausstellung ein so entschiedenes Talent in seinem Fache bewiesen, ist ein Bild von gleicher Höhe, da die auf dat Ausstellung den Maasstab des Vereins für das Aufbewahnte in Privatwahnungen überstiegen, aufgetragen die diesen Masstallungen lediglich den Künstlern überlassen.

genheit, des Planes des Directoriums zu erwähnen, es durch einen Erzabgus möglich zu machen, dass unser Werein auch ansangen könnte, für die Sculptur thälig zu zugent Hrn. Wrodows schöne Statue des Ganymed, deren sich ges wiss alle hier anwesende Mitglieder von der Kunstausstel-

lung her erinnern, bot hierzu eine glücklichere Gelegenheit dar, als man sich leicht hätte zu finden schmeicheln dürfen.

Der Gyps ist dem Künstler für 200 Rthlr. abgekaust worden, um dadurch zugleich das Recht zu erlangen, ihn in Erz gießen zu lassen. Herr Geh. Ober-Finanz-Rath Beuth will die Geneigtheit haben, den Gus, blos gegen Erstattung der Kosten des Erzes und des Feuermaterials, auf dem Königl. Gewerbe-Institute zu besorgen, einer Anstalt, die durch sinnreiche und zweckmäßige Verslechtung des Gewerbes mit der Kunst beiden einen nicht zu berechnenden Gewinn zusichert.

Auf diese Weise wird der Ausguss in der Versammlung des nächsten Jahres zur Verloosung kommen können, und in dauernder und schönerer Gestalt ein Bildwerk wiedergeben, das diese Verewigung verdient, da nur ein sehr ausgezeichnetes Talent mit so glücklicher Individualität so treu, und rein von allem modernen Charakter zu den allgemeinen classischen Formen des Alterthums zurückzukehren vermag.

Wenn ich mich hier des Ausdrucks der Rückkehr zum Alterthum bediene, und von einem Gegensatze mit dem Modernen rede, so behaupte ich darum keinesweges, daß gerade die Plastik bloß zu einem unfruchtbaren Ringen mit der Antike verurtheilt sey.

Der Lauf der Jahrhunderte hat Gedanken und Gefühle entwickelt, welche den früheren fremd waren; jede Zeit schafft sich ihren eignen Character, und der geniale Künstler haucht seinem Werke ein Leben ein, das durch Alles erhöht ist, was der Kunst Größe, Reichthum und Tiefe zu geben vermag. Er schafft sich sein Ideal, statt einem fremden, ihm gegebenen nachzustreben. Nur das Moderne, was dem einfachen, naturwahren und rein künstlerischen Sinne des Alterthums widerstrebt, muß mit Strenge zurückge-

winsen werden, eber des Große, was jeder Zeit angehört, wenn auch nicht jede; es sich annueignen gewußt hat, wehlleset damit! einen schönen und freiwilligen Bund. Die verzüglichen Bildhauer unster Zeit haben gezeigt, dass sie en verstehen, sich in den Gränsen der antiken Kunst zu bewegen, ehne sich diese Gränsen zu, einengunden Schinge ken werden zu lassen. Es strahlt aus ihren Werken, die mögen antike oder mederne Darstellungen behandelte eine nun ihrer Zeit angehörende Größe, Tiese und Zartheit des Gemüthes hervor.

Ich darf hier nur eines Bildwerks erwähnen, das erst vilk Kurzem unere. Bewundrung um so lebhafter an sich sog, als sain Gegenstand eine durch alle Gefühle tiefer und innig empfandener Ehrfurcht geheiligte Erinnerung zurückrief. Der Zuwachs, welchen die Kunst, als solche, gegen das Griechische und Römische Alterthum gehalten, der neueren Zeit schuldig ist, liegt, wenn man de mit einem kurzen Gegensatz ausdrücken soll, in der vorzüglicheren und ausschließlicheren Entwicklung dessen, was gestaltles durch bloße Nüancirung und Gradation, gehalten von den Gesetzen des Rhythmus und der Harmonie, auf die Einbildungskraft zu wirken vermag, und also in letzter Beziehung ummittelbarer die Empfindung berührt. lein bewegt sich und herrscht die in ihrer höheren Bedeutung ganz der neueren Zeit angehörende Musik, darauf beruht die Wirkung der in diesem Umfange dem Alterthume auch unbekannt gebliebenen Farbenbehandlung in der Malerei, durch welche, so wie durch andre Mittel, ein Ganzes der Darstellung in verschiedenen Planen in Einheit aus der Fläche emporsteigen zu lassen, die Malerei zu einer gans neuen Kunst geworden ist. Durch dies, der starren Gestalt entgegengesetzte Gestaltlose wird das Leben in der Kunst hervorgebracht, da auch das wirkliche Leben nur in

einer Folge sich gegenseitig bedingender Gefühle besteht, und dies Leben muß der Bildhauer, was die Alten so meisterhaft verstanden, mühevoll dem Stein einhauchen, da es dem Maler, dessen erste Schwierigkeit das Plastische auf der Fläche ist, in der Frische und dem Reize der Farbe freiwilliger entgegenquillt.

Unste ganze religiöse Kunst besindet sich in jemem eben bezeichneten Gebiete, und jeder Zuwachs an Tiese und Innigkeit ist der neueren Kunst aus dieser Verbindung mit höheren Gesühlen und heiliger Ahndung gestossen. Auch was man mit einem schwer zu erklärenden, aber ausdrucksvollen Worte romantisch nennt, hat hierin seine Wurzel geschlagen. Ihren Gipsel aber erreichte die Malerei (was natürlich auch auf die Sculptur zurückwirkte) erst, als in Raphaels Werken der Geist seiner Zeit vom Geiste des Alterthums durchdrungen ward, und der große Gegensatz, der, innerlich aus der menschlichen Brust entquollen, die Weltgeschichte sichtbar in zwei Hälsten spaltet, sich westigstens in der Kunst, die immer dem Leben symbolisch vorauseilt, in harmonische Einheit zusammenschloß.

Wie dies in den folgenden Jahrhunderten gewirkt hat, ist es hier nicht der Ort zu ergründen. Ich habe mir überhaupt nur diese so kurz, als möglich, zusammengedrängten Andeutungen erlaubt, weil es dem Directorium wichtig ist, die wenigen Momente, in welchen es den Vorzug geniefst, den Mitgliedern gegenüber zu stehen, zur Verständigung über gewisse leitende Grundsätze zu benutzen. Man hat in unserem Verein bald mythologische, bald biblische, bald remantische Gegenstände zu Aufgaben gewählt, man hat dabei allerdings der Verschiedenheit des Geschmacks zu huldigen, und der Verschiedenheit des Talents zu Hülfe zu kommen gesucht, man ist aber von der Voraussetzung ausgegangen, dass der sinnige und geniale Künstler keinen

dieser Gegenstände in einer gleichsam auf ihn beschränkten Manier, sondern jeden in dem allgemeinen Sinne behandeln würde, welcher die Kunst aller Zeiten verbindet. Dieser Wink liegt schon in der, von keiner Vorliebe geleiteten Zusammenstellung aller jener Gegenstände. Wenn auch mythologische an sich das Gefühl minder anregen, so soll ja das Kunstwerk nur die Wärme und das Leben in sich tragen, das der Künstler ihm einhaucht, und biblische Gegenstände verlieren darum nicht an Tiefe und Innigkeit des Gefühls, so wenig, als romantische an Kühnheit und Fülle der Einbildungskraft, wenn der Künstler sich an die ernsten Forderungen des Alterthums, an Correctheit, Wahrheit und Grazie der Gestalt hält.

Aus dem Bericht vom 7ten April 1830.

Ich muss meinen heutigen Vortrag mit einer Entschuldigung der Verspätung der gegenwärtigen Versammlung beginnen. Wenn das Directorium diesmal länger, als gewöhnlich, gesäumt hat, die statutenmäßige Rechenschaft von den Bemühungen und dem Zustande des Vereins abzulegen, so ist es dazu nur durch den Wunsch bewogen worden, eine größere Anzahl von Bildern zur Verloosung zu bringen. Es dars sich vielleicht auch schmeicheln, die geehrten Mitglieder des Vereins für diese Zögerung durch die angeordnete Ausstellung entschädigt zu haben, die aber ohne die Sorgfalt, die Ankunst mehrerer noch sehlenden Bilder abzuwarten, nur hätte sehr ungenügend aussallen können. Dennoch hätten das Directorium und der Künstlerausschuß ungern dem Wunsche entsagt, diese Ausstellung so befriedigend zu machen, als es die Umstände erlaubten. Da die zur heutigen Verloosung kommenden Bilder dem Publicum

noch größtentheils unbekannt waren, so schien es für die Künstler und die Mitglieder gleich angemessen, sie vorher zu allgemeinerer Kenntnis zu bringen, und soviel es der uns durch die Güte des Herrn Geheimen Ober-Finanz-Raths Bouth gewährte Raum verstattete, auch andere Personen, als blos Mitglieder des Vereins, daran Theil nehmen zu lassen. Die Vertheilung der Bilder in Privatwohnungen. auf welche sich unser Verein von seinem Ursprunge an beschränkt hat, gewährt unstreitig sehr große Vorzüge. wenn man die allgemeine Verbreitung eines geläuterten Geschmacks und den Einflus künstlerischer Darstellung zur Absicht hat. Wenn die Kunst auf das Leben einwirken soll, muss man sie so enge, als möglich, mit dem Leben verbinden, und ein Gemälde wird nirgends so genossen, und so empfunden, als wo es Begleiter und Zeuge des ganzen häuslichen Daseins ist, wo man in einsamen Momenten und im vertraulichen Gespräch zu seiner Betrachtung zurückkehren, die glückliche und heitere Stimmung bald zu ihm hinzubringen, bald dankbar von ihm empfangen kenn. Auf der anderen Seite aber ist ausschließlicher Genus eigentlich gegen die Natur eines Kunstwerks. Es ist bestimmt, von Vielen gesehen, gesasst und beurtheilt zu werden, und der Künstler, der die Zuversicht in sich fühlt, mit den Höheren in seiner Kunst wetteifern zu können. sieht sein Werk, an dem er Jahre gearbeitet, das er mit Liebe umfast hat, das einen Theil seines Selbst mit sich hinwegnimmt, nur mit einer Art schmerzlichen Gefühls in einzelnen Besitz übergehen. Wenn auch die Ersahrung lehrt, dass Meisterwerke allerdings endlich doch öffentlichen Sammlungen zuzufallen pflegen, so geschieht dies nur auf langem und ungewissem Wege. Hierin bieten nun Ausstellungen, welche die Arbeiten der Künstler auf eine Zeit wieder gleichsam zum gemeinschaftlichen Eigenthume machen, einen schönen Mittelweg dar. Man kann Besitzern von Kunstwerken nicht dringend genug empfehlen, dieselben im schönsten und ächtesten Sinne der Kunst zu befördern, und es ist eine höchst lobenswerthe Einrichtung, die mehr, als bisher geschehen, in Deutschland nachgeahant zu werden verdiente, alle, dessen würdige, auch längst bekannte im Privatbesitze befindlichen Bilder nach und nach in jährlichen Ausstellungen, wie es in London geschicht, wieder vor die Betrachtung des Publicums zu bringen.

Aus dem Bericht vom 15ten Januar 1831.

Die Jahre der akademischen Ausstellungen pflegen auch diejenigen zu sein, wo unser Verein die reichste und mannigfaltigste Auswahl von Bildern der Verloosung darzubieten im Stande ist. Im gegenwärtigen aber muß es ihm zu einer besondern Genugthuung gereichen, dass gerade die beiden Gemälde, welche auch auf der Ausstellung vorzugsweise von Kennern und Liebhabern aufgesucht wurden, eine Frucht seiner Bestellungen sind. Ich brauche kaum zu erwähnen, dass ich hierunter das Bild nach der Uhlandischen Ballade: das Schloss am Meer von Herrn Lessing und den Raub des Hylas von Herrn Sohn meine. Beide Bilder haben, außer der Erfüllung der künstlerischen Erfordernisse, noch das Merkwürdige, dass sie Gegenstände behandeln, von welchen der eine der künstlerischen Darstellung, der andere dem Gemüthe wenig zu geben verspricht, und dass sie diese Schwierigkeit auf eine Weise überwunden haben, die nicht einmal ahnden lässt, dass sie vorhanden war. Gerade das ist es aber, was den wahren Künstler bezeichnet; ursprünglich in seiner ersten Auffassung erscheint ihm der Gegenstand so, dass die Schwierigkeiten verschwinden, ja ost sich zu eigenthümlichen Vorzügen umgestalten.

Wenn man das Uhlandische Gedicht liest, so fragt man sich mit Verwunderung, wie daraus ein Bild entstehen könne? Es schildert keine Handlung, es geht kaum eine Scene daraus hetvor, an welche sich die malerische Einbildungskraft halten könnte; alles ist lyrisch, empfunden innerlick. Der Künstler der durch seine vielseitigen Leistungen zeigt, daß er vorzugsweise fähig ist, jedem Gegenstande seine objective Eigenthümlichkeit abzugewinnen, ist auch hier eben dadurch glücklich gewesen. Er hat nicht gesucht, die Lücke, welche die darstellende Kunst in dem Gedichte finden konnte, durch andere Mittel au ersetzen; er ist ganz in den Dichter eingegangen, und hat nichts als den Schmers, concentrirt und vereinzelt, hingestellt. Des andeutenden Sarges hätte er leicht entrathen können, die Aussicht auf das Meer knüpft sein Bild nur lose an das Gedicht an, das Verständnis der Darstellung, wie der Eindruck selbst, kommt allein von der stummen Trauer des sitzenden Paares. In dieser aber liegt eben darin das Originelle, dass der Ausdruck des Schmerzes selbst seine Ursach und die ganze Situation zeichnet. Dies ist, wie man aus allen Beurtheilungen sieht, welche das Bild erfahren hat, allgemein gefühlt worden. Ein solcher Schmerz trauert nicht bloß um irdischen, weltlichen Verlust, es ist der Seele entwandt worden, was ein Theil ihrer selbst war; er ist zugleich ein gemeinschaftlicher; aber der feine Zug, durch welchen der Künstler in die Trauer der Mutter die Sorge der Gattin um das starre Versinken des Vaters in seine Empfindung gemischt hat, hält die Gruppe noch durch eine neue, doch aus dem gleichen Gefühl entspringende Besiehung fest und innig zusammen.

Der Raub des Hylas ist gans nach der mythologischen

Ernählung genommen. 11 Die Nymphen streben die irdische Sehönheit des Jünglings mit ihrem unsterblichen Leben in ihren schattig seuchten! Grotten zu vermählen; sie umwinden ihn; mit, ihren Armen und ziehen ihn herab. / Rr widerairebt nicht, scheint aber hesorglich über den Gebergang aus dem freundlichen, leichteren Elemente der Luft: Der Künstler hat sich nicht gescheut, dies bestimmt in seinen Gesichtszügen auszudrücken, und folgt hierin ganz den Dichtern, welche bei den Alten diese Fabel behandelten. Daderch, wird sein Bild zu einem schönen Gegenstück au Herrn Hübners Fischer, der auf der vorletzten Ausstellung so gerechten Beifall erntete. Dort braucht die Bewohnerin der Fluth mehr die Gewalt der Ueberredung, sie preinet des Element, das sie umgiebt, in dem Ausdruck des Junglings hegt schon die Stimmung vorbereitet, die sie herverhringen, will; das Ganze ist nach dem schönen Gedicht, das die antike Fabel sinnvoll ins Moderne umbildet, die Schilderung der Sehnsucht, welche der Anblick des tiefen blauen Wasserspiegels wirklich erregt. Man hat mythologischen Gegenständen in der Malerei wohl den Vorwurf der Kälte gemacht, und bei dem hier dargestellten war diese Gefahr leicht zu besorgen. Herr Sohn hat in die Gesichtszüge der Nymphen, einzeln und in ihrem Verhältnis zu einander, den Ausdruck gelegt, in dem die schöne Sinnlichkeit mit einem tieser und geistiger empsundenen Gefühle zusammenschmilzt, und ist darin über die Gränsen des Antiken und über die Dichter hinausgeschritten, aus denen er schöpfen konnte. Doch möchte es nicht gerade hierauf beruhen, daß er jene Klippe glücklich vermied. Die Kunst gilt immer durch sich selbst, und ein Bild ist sicher, nicht kalt zu scheinen, wenn das volle Feuer der Phantasie des Künstlers es belebt.

So sehr auch die beiden hier erwähnten Bilder es ver-

dienen, betrachtend bei ihnen zu verweilen, so würde ich es mir doch kaum erlaubt haben, wenn sie nicht einen wichtigen Belag zu demjenigen abgäben, was über die Wahl der Gegenstände bei Kunstwerken hier schon mehreremale zu änsern Veranlassung war. Auch die diesjährige Ausstellung ist hierin erfreulich gewesen. Die Künstler fühlen immer mehr, dass sich die Kunst, frei von aller Einseitigkeit, wie die Natur, reich und vielfach entfalten muß.

Außer diesen beiden Bestellungen werden die hier anwesenden geehrten Mitglieder des Vereins schon auf der
Ausstellung einige andere Bilder bemerkt haben, welche in
der vorigjährigen Versammlung als noch nicht fertig angekündigt waren: die Beschützung der Töchter Reguels von
den Herren Draeger aus Trier und Temmel aus Schlesien,
eine Landschaft von Herrn Brüggemann und eine Ansicht
des Römischen Forum vom Palatinischen Hügel aus, vom
Herrn Architecturmaler Schultz.

Vorzüglich aber freuen wir uns, heute den Erzgus des Ganymedes von Herrn Wredow zur Verloosung bringen zu können. Dies schöne Kunstwerk wird gewis demjenigen, welchem es das Glück zuführt, um so erfreulicher sein, als auch der Gus sich durch Leichtigkeit, und so sehr durch Reinheit und Gediegenheit auszeichnet, dass er, so wie er aus der Form gekommen ist, unciselirt hingegeben wird. Eine solche Vollendung einer für die Sculptur so wichtigen Kunst konnte nur die Frucht unermüdeter einsichtsvoller Bemühungen sein, das Beste, was das Ausland jetzt in dieser Art zu liesern vermochte, nicht blos zu uns her zu verpslanzen, sondern zu übertressen.

Aus dem Bericht vom 1sten Mai 1832.

Die hier anwesenden geehrten Mitglieder des Vereins werden sich aus den Verhandlungen der beiden letzt verffossenen Jahre erinnern, welche Bestellungen von Gemälden theils schon damals noch rückständig, theils neu ge-Das Directorium war berechtigt, macht worden waren. sich hiernach mit der Hoffnung zu schmeicheln, auch abgesehen von neuen Ankäusen, eine Reihe bedeutender Bilder zur heutigen Verloosung bringen zu können. Da aber Bestellungen von Kunstwerken, ihrer Natur nach, unsicher sind, weil das Gelingen von glücklicher Stimmung und einem Zusammentressen günstiger Umstände abhängt, so ist von den bestellten Gemälden nur ein einziges eingegangen. Es ist dies die Landschaft von Herrn Catel, den Besuch des Pompejus beim Cicero auf dessen am Meere gelegenen Landgute vorstellend. Der Künstler-Ausschus ist so glücklich gewesen, zu diesem, durch den Gegenstand und die Ausführung gleich anziehenden Bilde zwei andere derselben Gattung dazu zu erwerben, und so können wir Ihnen drei Landschaften vorlegen, die eben so sehr durch die in jeder einzeln enthaltene Darstellung, als durch die Vergleichung untereinander das Interesse der Kunstfreunde zu erregen hoffen dürsen. Herrn Catels Bild schildert eine Gegend Italienischer Beleuchtung und Gebirgsfernen, wie sie in jenem zauberischen Lichte erscheinen, das, indem es den Gegenständen durch innige Farbenverschmelzung alle Härte benimmt, ihnen doch die volle Bestimmtheit ihrer Formen erhält. Diesem Bilde stellt sich das des Herrn Biermann zur Seite, die Darstellung einer romantischen Berggegend am Rhein, unserm deutschen vaterländischen Flusse, der sich wohl mit Recht rühmen kann, durch schön begränzte Wasserfälle, Farbe und großartige Anmuth seiner Ufer der

schönste Strom Europas zu sein. Der lieblichen und erquickenden Ruhe, die aus diesen beiden Bildern auf den
Betrachter übergeht, dient die von Herrn Krause dargestellte Meeresbrandung an einer Klippe zu einem einladenden Gegensatz. Der Künstler hat sich darin an der schwierigen Aufgabe versucht, das ewig bewegliche Element in
seinen aufgeregtesten Momenten vor die Augen zu bringen,
und den alle Ruhe ausschließenden Gegenstand dergestelt
zu helten, daß er vor der Phantasie des Betrachters seine
volle stürmische Bewegung wiedergewinnt.

Ich erwähne der andren zur heutigen Verloosung bestimmten Bilder nicht einzeln. Ich darf voraussetzen, dass die geehrten Mitglieder des Vereins dieselben auf der Ausstellung gesehen haben, welche mehrere Tage lang statt gesunden hat. Wenn ich jener drei besonders gedachte, geschah es nur, um darauf ausmerksam zu machen, dass sieh die Verschiedenheit ihrer Gegenstände gewissermaßen zu einem Ganzen zusammenschließet, und dass sie dadurch zu mancherlei belehrenden Betrachtungen über die Landschassamalerei überhaupt Anlas geben, welche das Eigenthsimliche an sich trägt, dass die Phantasie des Künstlers, nicht so strenge, wie bei der Darstellung der menschlichen Gestalt bedingt, darin freier zu walten scheint, da doch in der That auch hier dieselben Forderungen künstlerischer Nothwendigkeit an ihn ergehen.

An die Gemälde reiht sich in der heutigen Verlossung eine Zeichnung von Herrn Bouterweck an. Außer dieser werden die geehrten Mitglieder des Vereins auf der Ausstellung noch zwei bemerkt haben, welche für jetzt zu einem anderen Zwecke bestimmt sind, ich meine die des trauern den Königspaares von Herrn Jentzen, und die Bildes von Herrn Professor Krüger, des Innere eines Pferdestalles vorstellend, von Herrn Müller auf

Stein ausgeführt. In Absicht der ersteren muß ich die heutige Versammlung mit einem beklagenswerthen Verluste bekannt machen, den der Verein dadurch erlitten hat, daß eine mit dem höchsten Erfolge vollendete Zeichnung des Lessingschen Bildes auf Stein von Herrn Jentsen beim Missrathen des Druckes in dem hiesigen Königlichen lithegraphischen Institute gänzlich verdorben worden ist. Die lithographische Kunst scheint noch nicht so weit gediehen zu sein, dass sich die Ursachen solcher Unglücksfälle immer mit Sicherheit ermitteln ließen, und es ist daher dem Künstler-Ausschusse nichts andres übrig geblieben, als den geehrten Mitgliedern des Vereins den Besitz eines so edlen Kunstwerkes auf einem anderen Wege zu sichern. Die neuangefertigte Zeichnung Herrn Jentzens wird nun von Herrn Lüderitz in Kupfer gestochen werden. Herrn Müllers Zeichnung des Krügerschen Bildes, das sich durch eine so große Natur-Wahrheit und eine so ächt künstlerische Auffassung der Gestalt und des Charakters der Pferde auszeichnet. wird, sobald der Abdruck nach dem Steine vollendet ist, unter die geehrten Mitglieder vertheilt werden. Bei der Langsamkeit und den mancherlei Schwierigkeiten des Abdruckes einer großen Zahl von Exemplaren von einer Steinplatte, bleibt es aber noch ungewiss, ob es möglich sein wird, jedem Mitgliede einen Abdruck, so wie es mit den radirten Blättern geschieht, zuzutheilen, oder ob man sich wird begnügen müssen, eine geringere Zahl von Exemplaren in der nächsten General-Versammlung zur Verloosung zu bringen.

Herr Lüderitz, dessen ich so eben erwähnte, hat, da ihn die Königliche Akademie der Künste zu seiner ferneren. Ausbildung nach Paris gesandt hat, einen Kupferstich von dem im Pariser Museum befindlichen, den heiligen Michael vorstellenden, Gemälde Raphaels vollendet. Von diesem werden heute funfzig Exemplare zur Verloosung kommen.

Von Bildhauer-Arbeiten befanden sich auf der Ausstellung vier kleine Gyps-Modelle, welche den Preis von Hundert Thalern gewonnen haben, für den im vergangenen Jahre die Concurrenz eröffnet worden war. Die Künstler welche ihn davon getragen haben, sind:

Herr Bräunlich, von dem der Amor,

Herr Dracke, von dem die Maria mit dem Kinde,

Herr Möller, von dem der auf einem Panther sitzende Bacchant, und

Herr Troschel, von dem die Ariadne

herrührt. Diese sämmtlichen Figuren werden nun allmählich von dem akademischen Künstler Herrn Müller in Bronze gegossen, und sodann zur Verloosung gebracht werden.

Mit der Maria des Herrn Dracke ist bereits der Anfang gemacht worden.

Dagegen kommt schon zur heutigen Verloosung der schöne von Herrn Medailleur Voigt in Onyx geschnittene Camee, die Bändigung des Pegasus durch den Bellerophon vorstellend.

Eine Anzahl Glaspasten und dreisig Gypspasten nach diesem Steine sollen für die nächste Verloosung gesertigt werden. Diese Pasten werden von Herrn Calandrelli herrühren. Man verdankt die Anwesenheit dieses in der Kunst des Gravirens in edlen Steinen so vorzüglich ausgezeichneten Künstlers, den alle Zweige der Kunst auf so mannigsaltige Weise fördernden Anordnungen des Herrn Geheimen Raths Beuth, der ihn veranlasst hat, aus Rom hierher zu kommen, um durch seinen Unterricht das Glasschneiden in den Preussischen Staaten noch mehr zu veredlen, und wenn sich dazu fähige Talente sinden, auch Graveurs in Steinen zu bilden.

Es gehört zu der ursprünglichen Anlege unsers Vereins, die Wirksamkeit desselben auf so viele Zweige der Kunst, als möglich, auszudehnen, und das Directerium schmeichelt sich mit der Hoffnung, dass die geehrten Mitglieder mit Vergnügen bemerken werden, dass wir uns diesem Ziele immer mehr und mehr nähern. Die Betrachtung und sergfältige Vergleichung von Kunstwerken verschiedener Gattung ist es vorzüglich, welche den reinen Sinn für die Binst zu wecken und zu unterhalten vermag. Ein einzelnes Eilwerk oder Gemälde nimmt leicht auf so vielfache Weise, durch den Ausdruck die Empfindung, durch die Composition und den Gegenstand den anordnenden und deutenden Verstand in Anspruch, dass das eigentliche Kunstgeschlich gar micht den hauptsächlichsten Theil in dem Genosse des Betrachtenden ausmacht. Wenn man aber die Kunst durch ihre verschiedenartigen Erscheinungen hindurch verfolgt, und in allen das wahrnimmt, was niemand verkennt, und doch keine Sprache auszudrücken vermag, so gewinnt die Gleichartigkeit in dem Total - Eindruck das Uebergewicht. Der Begriff der Kunst springt reiner und tiefer eindringend aus der Verschiedenartigkeit des Stoffs und der Behandlung hervor. Man empfindet, wie sie überall die Natur in ihrer vollen Wahrheit, aber auf eigenthümliche Weise darstellt, wie sie ihr nichts nimmt und nichts hinzufügt, aber ein wundervolles Licht über sie ausgiesst, indem sie eine andere erscheint, so wie eine Gegend nicht mehr dieselbe ist an einem düstern und bewölkten Tage und in dem heitren Sonnenlichte eines südlichen Himmels. Es ist nun dieselbe Einbildungskrast in dem Betrachter geschäftig, deren der Künstler selbst bedarf, und wie stark Gedanke und Empfindung angeregt werden mögen, so räumt sie ihnen nicht ihre Stelle ein, sondern verkettet sich mit ihnen und benimmt ihnen die Schwere und Trockenheit der Wirklichkeit. Vor allem aber, und dies ist vorzüglich wichtig, da die Kunst erst von der Seite ihrer Technik aus vollständig erkannt wird, führt die Vergleichung verschiedenartiger Kunstwerke in das Studium des Künstlers ein, und zeigt, wie er, um seiner allgemeinen Aufgabe zu genügen, die besondere zu lösen hat, die Schwierigkeiten und die Vorzüge seines Stoffs zu überwinden und zu benutzen, seine Darstellung mit den Forderungen und den Schranken seiner besonderen Kunst in Einklang zu bringen. Erst wenn der Seele auch davon ein lebendiges Bild vorschwebt, kann ein Kunstwerk vollkommen gewürdigt werden.

Da gegenwärtig in Deutschland mehrere Kunstvereine in der Art des unsrigen bestehen, so ist es erfreulich, das gegenseitige Streben zu bemerken, die Früchte ihrer Bemühungen einander mitzutheilen. Auf diese Weise haben der Rheinische, Sächsische und Würtembergische Verein uns ihre radirten und lithographirten Blätter nebst ihren Verhandlungen überschickt, und das Directorium hat diese Sendungen auf die gleiche Weise erwiedert, um diese nützlichen, die Kunst gemeinschaftlich fördernden Verbindungen sorgfältig zu unterhalten und immer enger zu knüpfen.

Indem ich hier der Beweise wohlwollenden Antheils erwähne, welche unser Verein seit unserer letzten Versammlung erhalten hat, würde ich es mir nicht verzeihen, nicht auch eines zu gedenken, an den sich bei Ihnen allen, die Sie hier anwesend sind, eine sehr schmerzliche, aber zugleich unendlich wohlthuende Erinnerung knüpsen wird. Es ist dies ein an Herrn Geh. Rath Beuth gerichteter Brief Goethes vom 4ten Januar dieses Jahres, in welchem er für die radirten Blätter dankt, die ihm im Namen des Vereins zugeschickt worden waren. Ich glaube am besten zu thun, Ihnen den Brief selbst vorzulesen.

Kuer Bochwohlgeboren bereiteten mir inidem Sie einen 21 ... langgehegten stillen. Wunsch erfällen, gar, anmuthige, Weihmilionchtsfeiertage. Sie wissen, dass ich, insofern es meine Lage griauht, mannigfache Monumente älterer und neuerer Zeit, un ,,, mich zu versammeln suche, wozu Sie ja, seit so manchen Jahren, die freundlichsten und wichtigsten Beiträge mir ge-gönnt haben, und was kann endlich interessanter sein, als zu erfahren, wie sich in den letzten Augenblicken die Kunst im Vaterlande bildet, wie sie erregt, gefordert und belount wird. Ihre wichtige Sendung, für deren Mittheilung ich den verehrten und in so hohem Grade wirksamen Kunstveich meinen lebhaften Dank auszudrücken bitte, hat mich schie viel denken und überlegen gemacht, denn nichts ist dazu auf-"in forderader, als wenn wir die mannigfaltigsten Resultate vor uns seben, welche aus zweckmälsiger Anwendung grolog Mit--oil tel-kervorgeken. Section 19

Mehr darf ich in diesem Augenblick zu sagen mir nicht zu erlauben, weil ich fürchten muß gegenwärtiges zu verspäten, wobei ich mir jedoch vorbehalten darf, zunächst einige weitere Aeußerungen nachzubringen, besonders über Gegenstände, die den Künstlern vielleicht zu empfehlen wären, und wovon, bei den vielfach sich manifestirenden Talenten, vielleicht hie und da etwas angenehmes zu hoffen stände.

Ohne mit vielen Worten zu versichern und zu betheuern, dass ich Ruer Hochwohlgeboren unermüdete Thätigkeit zu bewundern und deren grenzenlose Folgen zu segnen weiss, darf ich mich wohl unterzeichnen als einen treu Theilnehmenden und aufrichtig Verpflichteten.

Es ist unendlich beklagenswerth, dass wir auf die Belehrung Verzicht leisten müssen, die uns der Verewigte in diesen Zeilen zusagt. Dies Versprechen selbst aber beweist, wie sehr er bis zu den letzten Tagen seines Lebens damit beschäftigt war, jedem Kunstbestreben die fördernde Richtung zu geben. Dies Bemühen, auf die Geistes-Thätigkeit seiner Zeitgenossen einzuwirken, war ihm besonders

eigenthümlich, ja man kann mit gleicher Wahrheit hinzusetzen, dass er ohne alle Absicht, gleichsam unbewusst, bloss durch sein Dasein und sein Wirken in sich den mächtigen Einstus darauf ausübte, der ihn vorzugsweise auszeichnet. Es ist dies noch geschieden von seinem geistigen Schaffen, als Denker und Dichter, es liegt in seiner großen und einsigen Persönlichkeit. Dies fühlen wir an dem Schmerze selbst, den wir um ihn empfinden. Wir betrauern in ihm nicht bloß den Schöpfer so vieler Meisterwerke jeder Gattung, nicht bloss den Forscher, der das Gebiet mehrerer Wissenschaften erweiterte, und ihnen durch tiefe Blicke in ihre innerste Natur neue Bahnen vorzeichnete, nicht bloß den immer theilnehmenden Beförderer jedes auf Geistesbildung gerichteten Bestrebens. Es ist uns neben und außer diesem allem, als wäre uns bloß dadurch, daß er nicht mehr unter uns weilt, etwas in unsren innersten Gedanken und Empfindungen und gerade in ihrer erhebendsten Verknüpfung genommen. Indem wir aber dies schmerzlich empfinden, belebt uns zugleich wieder die Ueberzeugung, dass er in seine Zeit und seine Nation Keime gelegt hat, die sich den künstigen Geschlechtern mittheilen und sich lange noch fortentwickeln werden, wenn auch schon die Sprache seiner Schriften zu veralten beginnen sollte.

Es giebt in jeder, zu einem höheren Grade der Bildung gelangten Nation ein Gemeinsames der Ideen und Empfindungen, das sie, wie ein geistiges Element, in welchem sie sich bewegt, umgiebt. Es beruht dies nicht auf einzelnen sesten und bestimmten Ansichten, es liegt vielmehr in der Richtung aller, in der Form, von der in jeder Art der Seelenthätigkeit, Maass und Weile, Ruhe und Lebendigkeit, Gleichgewicht und Uebereinstimmung abhängt, und es wirkt auf diese Weise zuletzt, durch die dadurch bedingte Anknüpfung des Sinnlichen an das Unsinnliche,

auf die ganze Anschauung der äußeren und inneren Welt. Auf diesen Punkt hin war Goethes Individualität zu wirken vorzugsweise bestimmt. In diess geheimnisvolle Innere, wo Ein geistiges Streben eine ganze Nation beseelt, drang er durch die Macht seiner Dichtung und die Sprache, welche allein ihm die Möglichkeit des Ausdrucks seiner Eigenthümlichkeit verstattete, die er aber wieder so kräftig und seelenvoll gestaltete. So drückte er, in einer Periode der Litteratur anfangend, wo derselbe wenig klar und entschieden da stand, dem deutschen wissenschaftlichen und künstlerischen Geiste, durch die lange Dauer seines Lebens fortwirkend, ein neues, ewig an ihn erinnerndes Gepräge auf. Die immer heitere Besonnenheit, die lichtvolle Klarheit, die lebendig anschauliche und immer von Kunstform oder einer noch tiefer geschöpften Gestaltung beherrschte Naturaussung, die große Freiwilligkeit des Genies, alle diese Goethe so vorzugsweise auszeichnenden Eigenschaften führten ihm die Gemüther, wie von selbst, bildsam zu. Es hat in niemanden je eine gerechtere, mehr durch die innerste Eigenthümlichkeit begründete Scheu vor allem Verworrenen, Abstrusen, mystisch Verhüllten gegeben, als in ihm. Dies zusammen genommen machte seinen Einflus so allgemein, so leicht und so tief. Was sich so heiter und lichtvoll darstellte, was der Quelle, aus der es entsprang, so ohne Mühe und Anstrengung entfloss, wurde eben so aufgenommen und fest gehalten, und wurzelte zu weiterer Entwicklung.

Da Goethe die Natur immer zugleich in der Einheit ihres Organismus und in der vollen Entfaltung ihrer gestaltenreichen Mannigfaltigkeit auffaste, so konnte die Gedanken- und Sinnenwelt nie einen schroffen Gegensatz in ihm bilden. Die Wirklichkeit gab in ihm ihre Gestalt nur auf, um eine neue aus der Hand der schaffenden Phantasie

zu empfangen. Dadurch, um diese Betrachtungen auf eine Weise zu schließen, die uns zu unserm Gegenstande zurückführt, wurde er vorzüglich der Kunst so wohlthätig. Er war mit ihr durch alle Anlagen seines Geistes verwandt, und hatte sich von allen Seiten mit ihr durch Anschauung, Sammeln und Ueben befreundet, jener oben erwähnte allgemeine Kunstsinn war in ihm tieser als in irgend sonst jemand begründet. Er leistete unendlich viel unmittelbar für die Kunst durch Belehrung, Ermunterung und Förderung jeder Art, aber alles dies wurde durch das überwogen, was sie ihm mittelbar verdankte. Er bereitete durch das stille Wirken seines ihr geweihten und von ihr durchdrungenen Wesens ein langes Leben hindurch ihr den Boden in den Gemüthern seiner Zeitgenossen zu, weckte den schlummernden Funken der Liebe zu ihr, richtete aber die Neigung und die Forderung nur auf das Streben, was, gleich entfernt vom Zwange einengender Regeln und von phantastischer Willkührlichkeit, dem freien, aber durch innere Gesetze geleiteten Gange der Natur solgt.

Aus dem Bericht vom 19ten Mai 1833.

Obgleich nur die geringere Anzahl der im vorigen Jahre gemachten Bestellungen bis jetzt eingegangen ist, darf sich das Directorium dennoch schmeicheln, eine befriedigende Mannigfaltigkeit von Kunstwerken zur heutigen Verloosung darbieten zu können. Es hat die letzte Ausstellung der Königl. Akademie zu Ankäusen benutzt, und würde dies gern in größerem Maaße gethan haben, wenn nicht die meisten der ausgestellten Gemälde schon früher ihre Bestimmung gefunden hätten. Die Freunde der Kunst werden indeß weit entsernt sein, diesen Umstand zu bedauern.

Er zeugt vielmehr von der immer allgemeiner werdenden Liebe zu derselben, von dem immer zunehmenden Bedürfnis, sich mit ihren Werken zu umgeben. Man darf dies mit Recht dem immer zahlreicher auf blühenden Talente, dem ebenso glücklichen als einsichtsvollen Einwirken einiger Malerschulen, endlich den an verschiedenen Punkten der Monarchie gestisteten Vereinen zuschreiben.

Wir haben uns bemüht, mit dem inneren Werthe der Kunstwerke abwechselnde Mannigfaltigkeit zu verbinden, und nähren die Hoffnung, dass die geehrten Mitglieder des Vereines gern unter den zu verloosenden eine bedeuteude Anzahl gelungener Landschaften antreffen werden. Landschaftsmaler geniesst des Vorzugs, in der Erwerbung der Zuneigung zu seinem Werke weniger von der Wahl seines Gegenstandes abzuhängen. Die große Scheidewand der antiken und modernen Gegenstände fällt für ihn größtentheils hinweg, da die Natur in allem Wechsel der Jahrtausende unwandelbar dieselbe ist, und die Zeitepoche, in welche sich der Künstler hineindenkt, nur an Nebenwerken Er kann daher mit freier Sicherheit aus dem ganzen Reichthum schöpfen, den ihm die objective Verschiedenheit der Natur und die subjective der sie auffassenden Empfindung darbietet, da die Einheit der Landschaft auf diesen beiden, sich in der künstlerischen Phantasie verbindenden Elementen beruht. Es ergehen auch nicht an ihn die auf bestimmte Classen von Gegenständen gerichteten Forderungen, bei denen der Geschichtsmaler so oft zu kämpfen hat, das künstlerische Interesse nicht einem ganz fremden aufopfern zu müssen. Die Vorliebe für gewisse Gegenden ist nicht so entschieden, und wie sehr der Betrachter sich auch möge zur Darstellung südlicher Milde und zu dem blühenden Reichthum Italienischer Landschaft hingezogen fühlen, wird er dem Künstler doch auch gern

wieder in eine einheimische, ja bis in den tiefen Norden folgen, aus dem auch die heutige Verloosung einige Darstellungen enthält.

Unter den historischen Gemälden zeichnet sich schon durch den Umfang der Composition Herrn Hübner's Simson aus. Der Gegenstand rührt von seiner eigenen Wahl her. Es erforderte ein so vollendet geübtes Talent, als das des Herrn Hübner, von dem die akademische Ausstellung auch andere treffliche Werke aufzuweisen hatte, um die Schwierigkeiten des Gegenstandes auf eine so meisterhafte Weise in Zeichnung und Anordnung zu überwinden. An die landschaftlichen Darstellungen schließen sich mehrere architectonische Ansichten, so wie an die geschichtlichen einige Genre-Stücke an. Als ein solches, im höchsten Grade gelungenes darf ich wohl das des Herrn Schrödter herausheben. Es möchte nicht leicht einem Künstler gelungen sein, mit glücklicherer Laune und mehr komischem Effecte den Contrast zwischen einem verzweiselnden Schmerz und einem Lachen erregenden Unfalle darzustellen.

Herrn Hübner's Simson, Herrn Henning's Abschied Christi von seiner Mutter, Herrn Daege's Erfindung der Malerei, Herrn Nerly's Landschaft und Herrn Brüggemann's Verfolgung einer Griechischen Brigg sind eingegangene Bestellungen früherer Jahre.

Unter den Bildhauer-Arbeiten finden sich bei der heutigen Verloosung mehrere in Marmor ausgeführte. Wir dürsen hoffen, dass dies den geehrten Mitgliedern auch im Interesse der Kunst erwünscht sein wird. Nur der Marmor erlaubt der Hand des Künstlers die letzte Vollendung, vor der alles Stoffartige des Steines entweicht und der Gedanke frei dasteht.

Von den bestellten, aber noch nicht eingegangenen Bildern dürfen wir, dem Versprechen der Künstler nach,

die von Herrn Sohn und Herrn Hildebrandt spätestens zum nächsten Herbst erwarten. Der erstere, der an der früheren Ablieferung seines Bildes durch Krankheit verhindert wurde, hat zum Gegenstand desselben Diana und Aktäon gewählt, der letztere eine in das sechszehnte Jahrhundert versetzte häusliche Scene. Ein kranker Rathsherr betrachtet im Gefühle seines nahen Hinscheidens wehmuthsvoll sein vor ihm stehendes Töchterchen. Das Kind trägt Gebetbuch und Rosenkranz, als wäre es im Begriff in die Kirche zu gehen. Im Hintergrunde erblickt man das Bildniss der schon verstorbenen Mutter. Herr Lessing scheint sich noch für das bei ihm bestellte Bild zu keinem Gegenstande bestimmt zu haben. Herrn Professor Krüger hat eine lange Abwesenheit in Petersburg verhindert, das uns versprochene Bild abzuliefern. Herr Philipp Veit, dem, nach dem Inhalte der Verhandlungen des letzten Jahres, hatte ein Termin zur Einsendung seines Bildes bestimmt werden müssen, hat vorgezogen, auf dieselbe zu verzichten, und hat den empfangenen Vorschuss zurückgezahlt.

Der akademische Künstler Herr Müller hat von den ihm im vorigen Jahre aufgetragenen Bronze-Abgüssen der vier kleinen Gyps-Modelle, welche den damals ausgesetzten Preis erhalten hatten, nur einen, die Madonna mit dem Kinde von Herrn Dracke, vollendet. Die übrigen werden daher erst später nach und nach zur Verloosung kommen können.

Der Steindruck des Bildes des Herrn Professor Krüger, einen Pferdestall vorstellend, nach Hrn. Müller's Zeichnung, ist zwar vollendet, allein die schon von uns in den Verhandlungen des vorigen Jahres wegen der Schwierigkeiten des Abdrucks geäußerten Besorgnisse haben sich nur zu sehr bestätigt. Der durch die Langsamkeit des Abdrucks und durch die, bei einer großen Menge von Blättern noth-

wendig gewordenen Retouchen verursachte Ausenthalt ist auch an der verzögerten Vertheilung der Umrisse der im vorigen Jahre verloosten Bilder schuld, welche wir die geehrten Mitglieder des Vereines recht sehr zu entschuldigen bitten müssen. Die lithographische Anstalt des Herrn Sachse, welcher der Abdruck anvertraut war, hat zwar keine Anstrengungen gescheut, diese Schwierigkeiten zu beseitigen, und selbst einen Drucker aus Paris deshalb verschrieben. Leider blieb dieser aber aus, ein anderer verlies die Arbeit. Hierzu gesellten sich die inneren Schwierigkeiten der Sache selbst. Der Stein bedarf von Zeit zu Zeit der Ruhe, wenn die Abdrücke gelingen sollen; er erlaubt auch nicht so viel taugliche, als die Zahl der Mitglieder unseres Vereines erfordert. Es werden daher nur etwa 800 ziemlich gute Abdrücke abgeliefert werden können; gegen die übrigen lassen sich mehr oder weniger Ausstellungen machen. Das Directorium hat jedoch nicht geglaubt sich erlauben zu dürfen, die mangelhaften Abdrücke eigenmächtig zu vernichten. Es schlägt auch hier den Weg der Verloosung vor, und wird, wenn die geehrten hier anwesenden Mitglieder nicht eine andere Bestimmung vorziehen sollten, eine eigne dieser Abdrücke in seiner Gegenwart veranstalten. Jedes Mitglied erhält alsdann den Abdruck, welchen das Loos ihm zutheilt. Indess haben der Künstler-Ausschuss und das Directorium sich hierdurch überzeugt, dass man in künstigen Fällen auf eine so große Vervielfältigung der Kunstwerke auf diesem Wege wird Verzicht leisten müssen.

Ueber den nach dem Lessing'schen trefflichen Bilde: das Schloss am Meere, durch Herrn Lüderitz anzusertigenden Kupserstich, ist nun der Vertrag förmlich abgeschlossen, und die Platte wird am 1sten April 1835 zur Ablieserung bereit sein. Die Beseitigung der bei diesem



Unternehmen obwaltenden Schwierigkeiten verdankt der Verein den gemeinschaftlichen Bemühungen der Herren Lüderitz und Lessing, von denen wir uns nunmehr einen vollkommen gelingenden Erfolg versprechen dürsen. Da das Original sich bekanntlich jetzt in St. Petersburg befindet, so war für den Stich blos der missrathene Abdruck der von Herrn Jentzen auf dem Stein verfertigten Zeichnung vorhanden. Wie befriedigend nun auch Herrn Jentzen's ursprüngliche Steinzeichnung war, und obgleich er den fehlerhaften Abdruck mit dem sorgfältigsten Fleiße retouchirt hatte, so konnte doch eine so entstandene Nachbildung für die Ausführung eines Stichs in Linienmanier nicht genügen. Dies fühlte Herr Lüderitz, und begab sich deshalb nach Düsseldorf zu Herrn Lessing, der ihm mit zuvorkommender Gefälligkeit seine Studien mittheilte und ihn auch sonst mit seinem Rathe und seiner Hülfe auf das bereitwilligste unterstützte.

Es war in der vorigjährigen General-Versammlung angezeigt worden, dass der durch das von Seydlitzische Legat gestistete, von zwei Jahren gesammelte Preis von 100 Rthlr. demjenigen Bilde der akademischen Ausstellung zuerkannt werden sollte, welches desselben am würdigsten erschiene. Der Künstlerausschus des Vereines schlägt jedoch jetzt, mit Zustimmung des Directoriums, der geehrten Versammlung vor, jenen Bestand zwischen dem Bilde des Herrn Lessing: das Schlos am Meer, und dem des Herrn Bendemann: die gesangenen Juden in Babylon, zu theilen. Von dem Lessing'schen Bilde, das einer Bestellung unsres Vereins seine Entstehung verdankt, ist gleich zur Zeit seines Erscheinens auch in dieser Versammlung mit lebendiger Theilnahme und gerechter Bewunderung gesprochen worden. Das Bendemannische hat eine

gleich rege erweckt. Es schien daher ein glücklicher Gedanke, gerade diese beiden Bilder, die sich in zwei auseinander folgenden Kunstausstellungen am meisten ausgezeichnet haben, und mit dem entschiedensten Beifall des Publicums gekrönt worden sind, in der Zuerkennung des Preises mit einander zu verbinden. Denn indem beide einen großen, betäubenden Schmerz darstellen, ist die Behandlung dieses Ausdrucks, und selbst die jedem von beiden, wenn man das Gefühl tiefer auffast, zum Grunde liegende Idee, so verschieden und doch wiederum so einander entsprechend, dass sie im edelsten Sinne des Wortes Gegenstücke genannt werden können. Das Lessingische Gemälde stellt einen Vater und eine Mutter neben dem Sarge ihrer entschlafenen Tochter dar; das Bendemannische bringt an einer Gruppe von Personen verschiedenen Geschlechtes und Alters die Trauer eines seiner Heimath entfremdeten, in Gesangenschaft fortgeführten Volkes vor das Auge. Diese Unglücklichen beklagen aber nicht ihre körperliche, augenblickliche Lage, nicht die Beraubung ihrer Freiheit, die Leiden einer harten Gefangenschaft. Ihre Trauer geht einen höheren Verlust an, sie sind nicht blos ihrer Heimath, auch dem Dienste des wahren Gottes entrissen, der Tempel des Höchsten steht verödet, und sie müssen ihre Tage unter Götzendienern verleben; ihre Harse ist verstummt, da sie in der heidnischen Fremde nicht vom Lobe des Allmächtigen wiederhallen kann. Dies Eine Gefühl erfüllt ihre Seele, ihre Trauer entspringt aus diesen Gedanken; wir sassen, sagt der Text *), der dem Bilde zum Grunde liegt, und weineten, wenn wir an Zion gedachten. Hieraus entspringt eine sehr zarte, aber aus dem Innersten des Gegenstandes geschöpfte Verschiedenheit beider Bilder. In dem

^{*)} Psalm 137, V. 1-4.

Lessingischen mischt sich im Haltung und Geberde der Erauer der Mutter um den Verlust der Tochter liebevolle Besertnis über den starren Schmerz des Vaters bei, das zerrissene Mutterhers richtet sich an die verwandte Empfindung. In dem Bendemannischen liegt auf eine andere Weise ein tiefer Sinn und eine umnachahmliche Lieblichkeit in der Verbindung und Vereinzelung der dargestellten Personen. Jede ist ungetheilt mit ihrem Schmerze beschäftigt, seine Größe giebt keinem andren Gefühle Raum; dies ist das unsichtbare Band, das sich durch alle gemeinschaftlich hindurchschlingt. Ohne dass jedoch dieser Ausdruck irgend geschwächt würde, entsteht eine engere Verknüpfung durch das Aufruhen des Kopfes des jüngeren Mädchens auf dem Knie des betagten Mannes, und durch seine Richtung mich der Frau hin, welche das Kind in den Armen hält. Allein indem sich die Mitte der Gruppe also zusammenschliefst, starren die beiden Gestalten an den äußersten Seiten derselben in der Betäubung des Schmerzes vor sich hin. ist die Einheit des Ganzen auf liebliche Weise erhalten, indem doch der hauptsächlichste Ausdruck in eine endlose Ferne hinausgeht, und wenn dies mächtige Gefühl die Einbildungskraft gewaltig ergreift, so werden durch jene stille Harmonie alle sanfteren Empfindungen des Herzens angeregt.

Jedes gelungene größere Gemälde läßt gewissermaßen mehr und etwas Höheres empfinden, als unmittelbar dargestellt erscheint. Diese Wirkung geht aber immer nar aus der künstlerischen Vollendung des Individuellen hervor. Dies wird gerade an dem Bilde, welches uns hier beschäftigt, vorzüglich klar. Obgleich es der Phantasie eine Gruppe einzelner Gestalten vorführt, ist es doch mehr die Versinnlichung einer Idee, als die Schilderung eines Ereignisses. Es stellt die Trauer eines Volkes und eine Trauer um Dinge dar, die das Gemüth unsichtbar ergreifen, um

ein verlornes Vaterland, um Wahrheiten, die das irdische Dasein unmittelbar an ein Unendliches knüpfen. Die Aufgabe gehört nicht allein zu den schwierigen, sie berührt gewissermaßen die Gränzen der Kunst. Jene Ideen selbst sind keiner Darstellung durch den Pinsel fähig, und stehen doch lebendig und klar in den einzelnen Gestalten da, aber nur dadurch, dass diese mit einer solchen Meisterschaft in Zeichnung, Colorit und Anordnung behandelt sind, dass allen technischen und künstlerischen Forderungen, von der niedrigsten bis zur höchsten, so vollkommen in ihnen genügt ist. Es wäre ein augenscheinlicher Irrthum, wenn man das Nämliche auf andrem Wege zu erreichen gedächte, wenn man die Idee unmittelbar andeuten zu können und die Forderungen an die vollendete Darstellung der Erscheinung ungestraft vernachlässigen zu dürfen glaubte. Was sich auch immer mit dem Individuellen verbinden möge, so mus es die Phantasie in unauslöslicher Einheit mit ihm zusammenschließen, und der so aufgefaßte künstlerische Gedanke muß alle Theile der Ausführung durchdringen. Nur dann geht er ganz und rein in das Gemüth des Beschauers über. Der Künstler, von dem wir hier reden, hat aber sehr glücklich gefühlt, dass vorzüglich sein Gegenstand noch ein Drittes erforderte, nämlich dass der Gedanke sich auch auf so kurzem Wege, so unmittelbar als möglich, wieder der Phantasie mittheilte. Die Figuren sind daher mit meisterhaft geringem Aufwande von Mitteln hingezeichnet, und durch diese, wenn ich so sagen darf, wundervoll keusche Behandlung des Stoffs springt der unauflöslich mit ihm verbundene Gedanke in doppelt größerer Schärse und Bestimmtheit hervor. Diese zugleich zarte und kühne Ausführung zeigt sich in der ganzen Gruppe, vorzugsweise aber in der Frau mit dem Kinde, einer in dieser Rücksicht unübertreffbaren Figur.

Wenn-makeine selbatgefällige Täuschung ist hale die Kunst sich ein unseren Tagen und gerade in Deutschland mehr ihrem wahren Stundpunkt genähert hat, so liegt des Verdienst davon unstreitig in unsrer gesammten geistigen Bildung. Absichtslos und von selbst ist sie durch diese In eine Bahn geleitet worden, die sie vom Ringen nach einseitiger und willkührlicher Manier entfernt hält. Den vorzüglichsten Antheil hieran hat die vollere und richtigere Addiessung der einfachen Größe des Alterthums, welche der reinen Empfänglichkeit des Deutschen Sinnes benetr gelungen ist. Den Alten war es vorzüglich eigen, dem Gir danken so tief und so vollständig in die Erscheinung: su legen, dass er gleich rein und lebendig wieder siegreich aus ihr hervorging. Eine Kunst, die nicht das Alterthum: sa ihrer Grundlage nähme, nicht oft Gegenstände aus demockben behandelte, sich nicht die Nachahmung seiner velles und durch nichts andres, als ihre innere organische with. wendigkeit, bedingten Naturwahrheit zur festen Regel machte, würde bald in Formlosigkeit und ermüdende Leere versinken. Allein jenem großen naturgemäßen Sinn sich anschließend, kann sie sich mit Vertrauen dem Geiste derer, welche sie üben, und dem Geiste des Jahrhunderts überlassen, und ist sicher, in jedem Fortschritte der Zeit ein angemessenes Gepräge zu finden, von keiner Richtung des Gedanken und keiner Schattirung der Empfindung ausgeschlossen zu bleiben.

Aus dem Bericht vom 29sten März 1834.

. 4. . .

[—] Mit besonderem Vergnügen werden die Mitglieder des Vereins auf der vom Directorium veranstalteten Ausstellung die beiden, nunmehr eingegangenen Bilder der Her-

ren Hildebrandt und Sohn gesunden haben. Wir überlassen es den Kennern und Kunstsreunden, die Verdienste dieser beiden, sich schon durch ihre Größe auszeichnenden Arbeiten zu würdigen. Nur über die Art, wie beide Künstler ihren Gegenstand ausgesafst haben, sei es mir erlaubt, einige Worte hinzuzusfügen.

Der von Herrn Sohn gewählte, "Diana und Actäon," unterlag der großen Schwierigkeit, den einen Theil desselben, das Schicksal des Unglücklichen, der vielleicht nicht einmal die Schuld absichtlicher Neugier büßte, auf eine geschmackvolle und noch weit mehr auf eine, das Gefühl nicht unangenehm verletzende Weise darzustellen. Auch den antiken Bildwerken ist es nicht gelungen, diese Schwierigkeit su besiegen. Herr Sohn hat die kühne, aber, wie auch die Wirkung bestätigt, sehr verständige Parthie ergriffen, diesen Theil des Gegenstandes aus der unmittelbaren Darstellung ganz wegzulassen. Er hat sich aber zugleich das Ziel gesteckt, ihn ganz und unverkennbar in den andern, für die künstlerische Behandlung gerade vorzugsweise geeigneten zu legen, und hat aus der Entsernung eines misfälligen Gegenstandes eine gehaltvollere Darstellung des übrigbleibenden höchst glücklich hervorgehen lassen. her kommt es nun, dass man den Actaon auf dem Bilde vergebens sucht, aber eigentlich nicht sucht, da man ihn, sein Schicksal schon hinreichend angedeutet findend, gar nicht vermist. Denn indem die ganze Gruppe, verbunden mit der Landschaft, eine Belauschung oder Ueberraschung im Bade zeigt, verräth der strafende Blick der Göttin die bevorstehende Vernichtung des Frevlers, und aus beiden zusammengenommen springt von selbst die Erinnerung an die sehr bekannte Fabel hervor. Den Contrast zwischen der Göttin und den sich zu ihr flüchtenden Nymphen hat der Künstler sehr charakteristisch zu zeichnen verstanden, und es war schon ein sehr glücklicher Gedanke, sowohl für die Einheit, als die Anmuth der Composition, ihn zum hauptsächlichsten Motive derselben zu machen. Die Göttin ragt alleinstehend aus den um sie niedergebückten Nymphen hervor. Sowohl in dem Bau der Glieder, als in den Gesichtszügen liegt eine feine, aber ausdrucksvoll gehaltene Abstufung von der hohen göttlichen Natur zu der mehr untergeordnetern der Menschheit näher stehender Wesen. Auf dem Antlitz der Nymphen malen sich bloß Schrecken und Verwirrung, in dem Blicke der Göttin verbindet sich das Gefühl gerechter Erbitterung mit dem der Sicherheit der durch die Vernichtung des Schuldigen zu nehmenden Rache. Die treffliche Behandlung der Landschaft erhöht den Werth dieser schönen Composition.

Herrn Hildebrandt's, auch in den kleinsten Details so meisterhaft gelungenen Schilderung einer häuslichen Scene dürsen wir im Voraus die Gunst und die Theilnahme jedes gefühlvollen Gemüths versprechen. Das Bild hat etwas ungemein Rührendes und wehmüthig Bewegendes, und jeder würde ihm gern den Platz anweisen, an dem er sich am liebsten solchen Empfindungen überläßt. Der Künstler hat seinen Gegenstand aus den allgemeinen Ereignissen des menschlichen Daseins geschöpft und zu seiner Schilderung eine Stimmung gewählt, die, in mehr oder weniger verschiedener Gestalt, öster im Leben wiederkehrt, die sorgenvolle Bekümmerniss der bevorstehenden Trennung von einem geliebten, schutzlos zurückbleibenden Wesen. Er hat diesen Stoff nicht an etwas Geschichtliches angeknüpst, so dass der Beschauer schon eine bestimmte Individualität su dem Bilde hinzubrächte. Durch diese Beschränkung auf die eigene Individualisirung, so wie durch die Natur des aus der allgemeinen Wirklichkeit aufgenommenen Stoffs hat er sich die zwiesach schwierige Aufgabe vollendeter

Naturwahrheit und desjenigen dichterischen Schwunges gestellt, den ein Stoff dieser Art am wenigsten entbehren kann. Denn ohne diese, allein aus der innern Aussaung des Künstlers herrührende Zugabe, artete die Wirkung einer solchen Darstellung unfehlbar in unkünstlerische Sentimentalität aus, eine für die Kunst viel gefährlichere Klippe, als die der gleichgültig lassenden Kälte, da ein Abweg immer verführerischer ist, zu dem ein in sich edles Gefühl verleitet. Durch die unübertreffliche Wahrheit, sowohl in den unbedeutendsten Beiwerken, als in der Haltung und den Gesichtszügen der Figuren, schließt sich Herrn Hildebrandt's Arbeit an die edelsten Familien-Bildnisse an, und kann an die meisterhaftesten Genre - Bilder im höhern Style erinnern. Dennoch unterscheidet es sich gewiss von diesen beiden Gattungen. Das Genre-Bild schöpft seinen Stoff auch unmittelbar aus dem Leben, schildert aber ganz eigentlich das Leben selbst, und führt daher mehr in die Wirklichkeit hinaus, als in die Seele zurück. Es verläßt seine eigentliche Gattung, wenn es tiefere Empfindungen weekt. Es liebt nur leichtere anzuregen und steht daher gern dem Piquanten und Komischen nahe. Selbst dass die Genre-Bilder gewöhnlich kleinere Bilder sind, hängt gewissermaßen mit ihrer Natur zusammen. Die scheinbare Anspruchslosigkeit und das Zusammendrängen eines in allen seinen Einzelnheiten auf einem kleinern Raume dargestellten Lebens in den Reflex Eines glücklich gewählten Moments erhöht sichtbar den Effect. Das Portrait unterliegt immer einer Beschränkung durch die Wirklichkeit. bei der freiesten, schönsten Behandlung des Künstlers ist es sogar seine Absicht zu zeigen, dass er seine Freiheit der gegebenen Individualität unterordnete, und er erscheint offenbar anders, wenn er eine selbstgewählte Individualität nur als eine Stufe betrachtet, sich in der Ausführung zu

etwas Höherem zu erheben. In solcher frei dichtenden Stimmung kann er aber eben sowohl lyrische, als epische Gegenstände darstellen, und hier, im Gebiete des Elegischen, müssen wir die Wirkung des vorliegenden Gemäldes suchen. Es reiht sich in dieser Hinsicht an einige andere, neuerlich mit großem Beifall aufgenommene an, mit welchen es interessante Vergleichungspunkte darbietet, die es nur hier nicht der Ort zu verfolgen ist.

Die beiden, so eben erwähnten Bilder sind leider so frisch gemalt in diesem Jahre bei uns angekommen und sind zum Theil noch jetzt so nass, dass sie nicht vor dem Sommer gestrnist werden können, ohne sie gänzlichem Verderben auszusetzen. Auch würde die Zeit zwischen ihrer Ankunst und der heutigen Verloosung zu kurz sur Ansertigung der Zeichnungen für die radirten Blätter gewesen sein, und doch ist es ein Grundsatz unsers Vereins, die verloosten Bilder immer unmittelbar nach der Verloosung abzuliesern, von dem sich das Directorium nicht abzugehen erlauben durste. Unter diesen Umständen hat es uns das Angemessenste geschienen, diese Arbeiten von der heutigen Verloosung auszuschließen und für die nächstfolgende aufzubewahren. Wenn hieraus ein bedaurungswürdiger Aufschub entsteht, so wird es nun auf der andern Seite, was gewiss den Künstlern selbst, so wie allen Freunden der Kunst erwünscht sein wird, möglich, dieselben mit zu der akademischen Ausstellung im nächsten Herbste zu bringen.

Denselben Beschlus und aus ganz ähnlichen Gründen hat das Directorium wegen eines dritten, von Herrn Hopfgarten angekausten Bildes sassen müssen, "der Wegführung von Christensclaven durch gelandete Barbaresken," einer an lieblich zusammengestellten Gruppen und reizenden Details reichen, sorgfältig und schön ausgeführten Composition.

In den zur heutigen Verloosung bestimmten Bildern

hat sich der Künstler-Ausschuss bemüht, den Mitgliedern des Vereins eine erfreuliche Mannigfaltigkeit größerer und kleinerer Darstellungen, unter welchen viele landschaftliche sind, darzubieten. Auch von den kleineren werden bei der Ausstellung gewis einige die Ausmerksamkeit besonders auf sich gesogen haben. Ich darf hier um so mehr Herrn Meyerheim's Thor zu Tangermünde nennen, als sich die geehrte Versammlung gewiss mit Vergnügen der von diesem Künstler herausgegebenen schönen lithographirten Ansichten einiger Städte der Altmark erinnert. Bei dem von uns angekausten kleinen Gemälde wundert man sich mit Recht, wie es möglich war, einem scheinbar wenig künstlerischen Gegenstande ein so reizendes und anmuthvolles Bild abzugewinnen. Es zeigt sich hier, wie in andern ähnlichen Beispielen, dass bei richtiger Aussaung der Natur der Künstler nur ein Stück aus ihr herauszuschneiden und gleichsam in einen Rahmen zu fassen braucht, um seiner Wirkung gewiss zu sein, wenn es ihm nur gelingt, seiner Nachbildung das einzuhauchen, was in dem Blicke lag, mit dem er selbst den Gegenstand ansah. Dies Talent, die Kunst und die Natur überall wechselseitig in einander überzutragen und dadurch die erstere wie eine Sprache zu behandeln, in welche die ganze Natur eingehen kann, aber aus der sie immer schöner und klarer wieder hervortritt. bei den Künstlern und Liebhabern zu fördern und zu wecken, dient, wenn es einmal nicht an Talent und an Schule mangelt, vor Allem die Häufigkeit der dargebotenen Gelegenheit, Gegenstände der verschiedensten Art zu males und zu bilden, und hierin liegt der bestimmteste und entschiedenste Nutzen der Kunstvereine.

Das große historische Bild, "der Orest" des Herrn Bouterwek ist hier entworfen und angesangen, aber in Paris vollendet worden, da sich der Künstler, nach seinen hiesigen akademischen Studien ein Jahr in der Werkstatt des Malers Laroche beschäftigt hat. Er befindet sich jetzt auf einer Reise nach München und Rom, wohin er sich zu seiner fernern Ausbildung begiebt. Das griechische Alterthum spricht *) von einem Steine im Lacedamonischen Gebiete in geringer Entfernung vom Meere, auf dem Orest von seinem Wahnsinn befreit wurde. Diese Erzählung scheint der Künstler in diesem Bilde, zugleich richtig und sinnvoll, so aufgefalst zu haben, dass der Unglückliche, nachdem er mit der äußersten Mühe das Ziel seiner Rettung erreicht hat, sich mit krampfhaster Anstrengung an dem Steine festhält, und der Zug der Eumeniden, die ihn nicht weiter verfolgen dürfen, in der Lust über ihn hinwegschwebt. - Den Gemälden hat der Künstler-Ausschuß einen in Marmor ausgeführten lieblichen Kopf einer Danaide von Herrn Stützel beigesellt. Auch kommen zur heutigen Verloosung die noch vorräthigen Zeichnungen der bereits an die Mitglieder des Vereins ausgegebenen Umrisse. odanii . i A Commence of the second second tage, mai contra a serie a contra con contra land a contra lent, die Konst mal die Natha auch in wartsche an ein-Aus dem Bericht vom 23sten März 1835. .1114 Die vorigjährige akademische Kunstausstellung hat shermals sehr erfreuliche Beweise der Regsamkeit des Künstlersbundides Eifers der Liebhaber und Kunstfreunde gegeben Ju Gleich bei der Eröffnung fand sieh nur eine kleine Anzahl von Gemälden noch im Besitze ihren Verferliger, die meisten waren schon durch frühere Verabredungen statsagt. Estist inicht in verkennen, kdas ediese jetzteidenelt ganz Deutschland zahlreichen Ausstellungen, son mie die Kunstvereine, eine wichtige Stelle in unserer neuesten va-<u>in Canarad</u>a proposer a pesa aptrovina pontre da dovinasaci is vollendel wassitte, sa sach sier kungent seinemeligest

terländischen Kunstgeschichte einnehmen. Ihr Nutzen beschränkt sich nicht auf die Vervielfältigung und Verbreitung der Kunstwerke. Sie wirken vorzüglich auch dedurch wohlthätig ein, dass sie die Kunst in einer ihr mehr angemessenen Richtung erhalten. Indem sie, in regelmäßiger Wiederkehr, für eine größere Menge von Kunstwerken Vereinigungspunkte vor einem die Kunst liebenden und ihre Fertschritte mit sörderndem Antheil begleitenden Publicum stiften, bringen sie die Ausübung und die Kritik, die Kilnstler unter einander und mit dem Kreise der Kenner und Liebhaber in nähere und lebendigere Berührung. Die Kunstwerke machen immer seltner blofs den einsamen Wog. von der Werkstatt des Künstlers zu der Wohnung, für die sie bestimmt sind. Sie treten zugleich in einen Kreis weiterer Beurtheilung. Der Künstler weiß, dass seine Arbeit mannigfaltiger Prüfung unterworfen werden wird; er erfreut sich, wenn sie gelungen erscheint, des belehnenden Gefühls, einer zahlreichen, gebildeten Versammlung einen hohen geistigen Genus zu gewähren, und die verschiedenartigen Talente, deren Werke sich neben einander befinden, stufen sich in richtigem Verhältnis gegen einander ab, so das der besondere künstlerische Character einen Jeden sich rein und entschieden hervorhebt. An der Spitze der Ausstellungen und Vereine stehen prüsende Künstler. Auch der Kenner fühlt sich durch die dargebotene Gelegenheit vielfacher Vergleichung in seinem Bestreben besestigt und gefördert, und das allgemeine Urtheil gewinnt allmählig an Richtigkeit und Schärfe. Die Künstler aber erhalten sich. da ihre Arbeiten bestimmt sind, zugleich und nebeneinander zu erscheinen, sicherer in der Bahn, die zu dem reinen und allgemeinen Begriffe der Kunst führt, in welchem doch alle, noch so verschiedenartigen Talente zuletzt zusammentreffen müssen. Von allen Seiten also arbeitet die Kunst

mehr unter den Augen der Kunst. Einseitige Richtungen können viel weniger aufkommen, da der gesunde Sinn des Publicums, gekräftigt durch so viele andere, solchen einzelnen Abirrungen entgegengesetzte Arbeiten, ihnen bald das Urtheil sprechen würde. Dagegen bewahrt aber auch der, eine richtige, wenn gleich kühnere Bahn verfolgende Künstler eine größere Freiheit, da ihn der allgemeine Beifall gegen einzelne Mißbilligung schützt. So wie daher der Künstler es immer jetzt ungern sieht, wenn ihm die Gelegenheit versagt wird, ein vollendetes Werk einer der größeren Ausstellungen zu übergeben, so wählen Kunstfreunde am liebsten ihre Erwerbungen da, wo denselben der errungene Beifall schon eine Bürgschaft ihres Werthes verleiht.

one Dimeticaling. Der konner generalen ven Arbeit

[—] Ein neuer Antrag von 8 Mitgliedern unsers Vereins in Halberstadt geht darauf hin, in jedem Jahre die ausgezeichnetsten und sich weniger für den Privatbesite eignenden Kunstwerke von der Verloosung auszunehmen und zur Bildung eines National-Museums zu bestimmen.

Eifer für die Kunst und das sorgfältige Bemühen, für die vaterländische einen Vereinigungspunkt zu stiften, in walchein ihre gelungensten Werke gleichsam unter den Augus der ganzen Nation aufbewahrt würden, können gewisst und höchst erfreuliche Erscheinungen genannt werden. Augus ein sehr gerechter Wunsch, besonders ausgezeichnete Bit der unserer Künstler dadurch, dass man sie der Enthants dung durch Privatbesitz entzieht, dem Publicum zugünglich zu erhalten. Der Kunstgenuß würde dadurch unläugbar allgemeiner verbreitet, was unsehlbar auf den Geschmack an Kunstwerken zurückwirken müßte. Den Künstlern diente eine kolohe Einrichtung zugleich zu einer großen Genug-

thuung bei schon gelungenen Werken und zum Sporn des Wetteifers bei erst zu versuchenden. Wenn aber die Idee eines National-Museums auf diese Weise alle auf die Kunst und auf: die Ehre des Vaterlandes gerichtete Gefühle anspricht, so würde doch das Directorium des Vereins seinen Standpunkt zu verfehlen glauben, wenn es sich über dieselbe und ihre Ausführbarkeit im Allgemeinen verbreitete und nicht seine nächste Pflicht erfüllte, jene Idee in ihrer Beziehung zu den besonderen Verhältnissen unsers Vereins zu erwägen.

Die Stiftung eines National-Museums kann, unserer Ucherseugung nach, nicht von einem einzelnen Vereine und selbst nicht von mehreren Vereinen zugleich ausgehen. Ein Verein, der sie unternehmen wollte, würde diesen Zweck höchst wahrscheinlich verfehlen und dagegen gewiß diejenigen in Gefahr setzen und wirklich beeinträchtigen, die er jetst genügend erfüllt. Die Idee eines National-Museums, die gewiss die ernsthasteste und wohlwollendste Erwägung verdient, muß für sich und unabhängig von einem andern Institute ins Leben gerusen werden. Einer solchen Anstalt müssen von allen Seiten her Bereicherungen zufließen, sie mus ihre eignen Theilnehmer, ihre eignen Mittel, ihren eignen prüfenden, richtenden und beaufsichtigenden Vorstand besitzen. Erst wenn auf diese Weise die Gründung eines Vereinigungspunktes der ausgezeichneten Werke vaterländischer Kunst wirklich beschlossen und begonnen wäre, könnte die Theilnahme der jetzt bestehenden Kunst-Vereine daran in Berathung gezogen werden. Vorschlage, wie er jetzt gemacht ist, stellt sich gleich ein sehr bedenkliches Missverhältnis dar. Man würde im Anfange kaum zwei bis drei Bilder in Händen haben, die man, bei Beobachtung aller nothwendigen Rücksichten, zugleich auf die neue Anstalt und die Verhältnisse unsers Vereins, jener zuwenden könnte, und müßte dennoch gleich den mit einem solchen Aufbewahrungsorte für Kunstwerke erforderliehen Nebenaufwand bestreiten. Die Kosten hiervon würden, wenn man nicht alles der Sparsamkeit zum Opfer bringen wollte, nicht unbedeutend sein, demungeachtet aber würde der Anfang des neuen Instituts unter allem dem bleiben, was auch die nachsichtsvollsten Erwartungen davon voraussetzen müßten. Wenn man die Sache, wie sie ist, aussprechen soll, so wäre jetzt nichts Anderes möglich, als einzelne zur Verloosung bestimmte Kunstwerke derselben su entziehen und für die mögliche, allein noch gans ungewisse Gründung eines National-Museums zurückzustellen. Dies dürste aber um so weniger rathsam erscheinen, als bei dem Vorschlage auch noch andere Bedenken eintreten, die ich es für meine Pflicht halte, hier auseinanderzuseizen.

Das erste betrifft die Wahl der für das Museum zu bestimmenden Gegenstände. Die Verfasser des Antrages haben die Nothwendigkeit gefühlt, bestimmte Kennzeichen dafür festzustellen. Sie geben ganz richtig den Kunstwerth und eine sich weniger für den Privatbesitz eignende Beschaffenheit an. Es sollen natürlich nur die ausgezeichnetsten Kunstwerke in die öffentliche Sammlung übergehen. Dennoch kann nicht die Meinung sein, dass dies Kennzeichen allein und abgesondert von dem andern angewendet werde. Es würde sonst Alles, was den höchsten Kunstwerth besäße, dem Privatbesitz entzogen, was ungerecht gegen die Mitglieder des Vereins, gewiß aber auch der Kunst selbst unvortheilhaft wäre. Denn auf dem Privatbesitze, in seiner Gesammtheit genommen, auf der täglichen, ruhigen Betrachtung der Kunstwerke, auf der Gewöhnung, sie als etwas Nothwendiges zum geistigen Leben anzusehen, beruht großentheils die Besörderung des Geschmacks und die Verbreitung der Liebe zur Kunst. Das andere Kennzeichen aber ist von sehr unbestimmter und vielseitiger Natur. Es läßt sich wohl sagen, welche Gegenstände und welche Behandlungsart würdig sind, der öffentlichen Beschauung dergeboten zu werden. Dieselben Kunstwerke aher kann man darum keinesweges ungeeignet für den Privathesits nennen. Wie verschieden hierüber die Ansichten sein können, beweisen die in dem vorgelesenen Antrage gegebenen Beispiele. Mir, und vermuthlich theilen hierin die meisten der hier anwesenden geehrten Mitglieder meine Meinung, würde Herrn Hildebrandt's heute zur Verloosung kommendes Bild, gerade im Widerspruch mit der Acuserung des Antrages, vorzugsweise geeignet für den Privatbesits scheinen. Aus gefühlvoller Stimmung hervorgegangen, weckt es wieder eine solche, und wirkt daher am tiefsten, zufällig und natürlich im Lause der täglichen Ereignisse, wie eine meisterhaft gelungene Schilderung einer rührenden Scene, gesehen. Wie man die Mannigfaltigkeit der bei unseren Verloosungen vorkommenden Kunstwerke in Gedanken durchgehen mag, so kann ich keinen andern Grund, aus dem eines sich vielleicht nicht zum Privatbesitze eignen könnte, als etwa seine Größe, entdecken. Auch diese aber ist nur ein relatives Hinderniss, da eine bedeutende Zahl unserer Mitglieder dadurch auf keine Weise in Verlegenheit gesetzt werden würde. Wenn aber je ein Kunstwerk durch den Zufall des Looses wirklich an einen Besitzer gelangt, der es nicht für sich geeignet findet, oder ihm einen Platz gönnt, auf dem es zur häufigern Ansicht kommt, so bleiben ja Kunstwerke nicht immer in derselben Hand. Zu allen Zeiten ist es ihr Gang gewesen, vom einzelnen Hausbesitz in Gallerien, häufig in öffentliche, zu kommen. - Auch bei unserm Verein hat sich Aehnliches zugetragen. Bei so unbestimmter Natur des zweiten der angegebenen Kennzeichen würde es mithin, gegen die ausgesprochene Absicht, doch für die wirkliche Entscheidung fast allein auf das erste, den künstlerischen Werth, ankommen.

So ehrend nun hierbei das dem Directorium und dem Künstler-Ausschuss bewiesene Vertrauen ist, mit welchem der in Rede stehende Antrag ihnen den Ausspruch über die Würdigkeit der zur öffentlichen Aufbewahrung bestimmten Kunstwerke überträgt, eben so schwierig würde die Ausübung dieses Richteramts sein. Ohne auch des beständigen Schwankens zwischen dem Interesse der Mitglieder des Vereins und dem der neuen Anstalt zu erwähnen, so würde gewis jeder Künstler Bedenken finden, über das Werk eines andern einen auf diese Weise aburtheilenden Ausspruch zu fällen. Denn es handelt sich hier nicht darum, einen einzelnen Preis zuzuerkennen, den nur Einer erlangen kann, sondern unter einer Reihe von Bildern eine Grenze der größten und geringern Auszeichnung zu ziehen, und dies in einem Falle zu thun, der auf eine solche Weise bedeutend für die Würdigung des Künstlers ist. Denn wenn sich auch alle Stimmen für ein Kunstwerk erklärten und der Ausspruch der ihm zugewiesenen Auszeichnung sich leicht vertreten ließe, so würde die Schwierigkeit dech bei der Frage eintreten, warum nun das nächst vorzüglichste nach ihm nicht auch der gleichen Auszeichnung würdig gehalten werde? In der That könnte niemand zich herausnehmen, weder absolut, noch in einzelner Anwerdung zu bestimmen, welcher Grad des Künstlerwerthes eben zur Aufnahme in das National-Museum erforderlich wäre. Diese Schwierigkeit aber entsteht nur, wenn eine solche Anstalt von einem Vereine ausgeht. Denn da hier immer mehrere Bilder in Concurrenz kommen, so ist die Ausseichnung kaum je von der Kränkung zu teennen. Ganz anders

ist es, wenn das vaterländische Museum, unabhängig für sich bestehend, Kunstwerke erwirbt. Es kommt alsdann blos darauf an, ob das gewählte die getroffene Wahl rechtfertigt oder nicht? Die Ursachen, dass andere nicht gewählt werden, können mannigfaltiger Art sein, ohne daß auch nur scheinbar, ihr Verdienst dadurch geschmälert würde. Der Wetteifer des Künstlers könnte allerdings durch eine solche öffentliche Bestimmung erhöht werden. Es wären aber auch, nach dem so eben Bemerkten, Reizungen, Unzufriedenheit und Misstimmungen aller Art fast unzertrennlich mit der vorgeschlagenen Einrichtung verbunden, und dies könnte auch gerade im Gegentheil selbst vorzügliche Künstler dem Arbeiten für den Verein abgeneigt machen. Denn wer würde diesseits des Punktes bleiben wollen, der bei jeder Verloosung für die Würdigkeit zum National-Museum festgestellt würde? und die Feststellung eines solchen Scheidepunktes zwischen den in das Museum aufzunehmenden und davon zurückzuweisenden Kunstwerken, wäre doch bei dieser Einrichtung ganz unvermeidlich.

Endlich kann das Directorium nicht die Betrachtung unterdrücken, dass es für das Fortbestehen und das Gedeihen des Vereins höchst bedenklich sein möchte, den Verloosungen gerade durch die Entziehung der besten Kunstwerke das Interesse zu nehmen, welches sie jetzt einflößen. Diese Kunstwerke wirken eben so, wie große Loose. Es ist ein sehr gerechter Wunsch, auf einem zugleich die allgemeinen Zwecke der Kunst befördernden Wege zu einem schönen Kunstwerke, welches sonst nicht zu erhalten sein würde, zu gelangen. Dabei ist der Wetteiser des Gewinnens, der Versuch, wie weit man vom Glücke begünstigt wird, ein gesellig erheiterndes Spiel. Es ist daher sehr begreißlich, dass gerade die Verloosung den Vereinen eine größere Zahl von Mitgliedern zuwendet, und von welcher

Spite man dies anschen mag, so handelt es sich immer um ninen edlen Erwerb, um den Besitz eines Kametwerkes. Man muß es daher in hohem Grade bedenklich finden, gerade in diesem Theile unsers Statuts eine Aenderung vorsuschlagen.

Verlageng und Bestimmung der Kunstgegenstände zum Privatbesitz gegründet worden. Das Directerium basen seine Ueberseugung nicht anders, als dahin aussprechen, dass es am besten sein wird, auch künftig hierbei stehen zu bleiben. Wir läugnen darum keinesweges, dass es nicht einzelne Vorzüge haben könne, auch andere Zwecke damit zu verbinden. So ist es gewis eine höchst würdige Anwendung der Mittel eines Vereins, öffentliche Denkmäler deren zu gründen oder auszuschmücken. Es liegt gewis bierin eine höhere Bestimmung eines Kunstwerkes. Allein auch dabei finden sich Schwierigkeiten, welche die Erfahrung bestätigt.

Der Gedanke der Einrichtung eines Museums, nicht zwar eines allgemeinen vaterländischen, sondern eines Museums unsres Vereins, war schon bei Stiftung desselben in Betrachtung gezogen worden. Man glaubte aber schon damals, der Verloosung unter die Mitglieder den Vorzug geben zu müssen. Vielleicht ist es nicht unpassend, das in der ersten öffentlichen Aufforderung zur Theilnahme an dem Verein vom 23sten August 1825 darüber Gesagte hier jetzt wieder in Erinnerung zu bringen:

"Die Verloosung der Kunstwerke" heisst es in derselben, "schien den Stiftern des Vereins besser und der Kunst "förderlicher, als wenn man sie hätte verkaufen, oder aus "ihnen eine Sammlung des Vereins bilden wollen. Sie wer"den auf diesem Wege in alle Provinzen der Monarchie

"verbreitet und kommen auch in den Besitz derer, die sie "sich sonst nicht hätten verschaffen können."

"Auch ist wohl nicht zu verkennen, das ein gutes Kunst"werk in einer Privatwohnung, als Familienbesitz, wo es
"einzeln, oft, in verschiedenen Stimmungen, und nach und
"nach doch von sehr vielen betrachtet wird, einen tieseren
"und richtigern Eindruck auf das Gemüth hervorbringt, als
"wenn man es in öffentlichen Ausstellungen und Sammlun"gen jedesmal absichtlich aussuchen muß."

Diese damals geäuserte Meinung theilt das Directorium auch heute noch und hält es daher aus voller Ueberzeugung für besser, den bisher mit sichtbarem und entschiedenem Erfolge eingeschlagenen Weg ruhig fortzusetzen, ohne eine Aenderung in dem wichtigsten Theile unseres Statuts zu versuchen. —

mid setting the the commoderation to their fellow to the A

in versichtedenen Stimmungen, und mehren in von sehr, stehen derbertelbet wirde, einen Mehre Ebedenet und das Gemilde Bereichtere bei

settet und kontinger auch in dem Besits deues sonet sücht hälten verenhaften häußen."

Die Milchstrafse.

Der golden-sternbesäte Himmelsbogen
Gleicht einem Meer, wo Glanz und Schimmer wogen
Und doch getrennt da rollen Myriaden
Von Sonnen, die in Licht den Aether baden.

riolar cutta-colorcos, Was subia futto

Der Mensch erkennt sie nicht; vom Schein betrogen, Staunt er, vom Flammenanblick angezogen; Herab des Himmels Götter möcht' er laden Zu kommen auf den hellumstralten Pfaden;

Und sich aus ihnen eine Brücke bauen, Die, was sein Herz in Lieb' umschliefst, verbände, Wenn nicht mit jedes Morgens Dämmergrauen

Erbleichend wiederum die Brücke schwände. Ach, alle Wege, die zum Himmel führen, Sieht er sich nebelgleich in Duft verlieren.

Niobe.

Du kniest, das schmerzenschwere Haupt gesenket, Zur Tochter, die du todt siehst vor dir liegen; Du strebst den schweren Kummer zu besiegen Um die, die du an deiner Brust getränket.

Der Götter Spruch des Menschen Schicksal lenket, Auch du mußt dich in ihren Willen fügen, Und leerst mit langen, seufzervollen Zügen Den Becher, der dir voll ward eingeschenket.

Du hieltest sie in treuen Mutterarmen, Du fühltest Herz an Herz dir süß erwarmen, Und Thränenströme netzten deine Wangen.

Die Brust der Göttin kennet kein Erbarmen; Des Pfeiles Federn durch die Lüfte klangen; Die Arme muß den Todesstreich empfangen.

Die Danaiden.

In finstrer Unterwelt ein leeres Spielen Das ewge Schöpfen scheint der Danaiden; Vor Arbeitslast sie nicht die Arme fühlen, Und kein Gelingen stellt die Brust zufrieden.

Im Leben auch, am Sonnenlicht hienieden,
Den Tag durchringet oft, den arbeitsschwülen,
Der Mensch, und dennoch ist ihm nicht beschieden,
Am Ziele sich in Schattenruh zu kühlen.

Dann zu der Thatkraft muss der Blick sich wenden, Das Mühen muss, da, wo es anfängt, enden. Wenn nichts der Arm auch äußserlich erstrebet,

Die Sehnen innerlich an Kraft gewinnen. So leer die Danaidenschaar nicht hebet Den Sieb, wenn alle Wasser auch verrinnen.

Hoffnung der Liebe.

Der Göttin heilger Liebe sonst geweihet, Wardst du zur Hoffnung später umgestaltet, Und doppelt so dein himmlisch Wesen waltet In dem, was Ruh und Trost der Brust verleihet.

An Liebe sich natürlich Hoffnung reihet, Die nie, bleibt Lieb' auch unerhört, erkaltet. Denn Liebe wächst, wenn sie auch einsam schaltet, Und keiner Schuld je den Geliebten zeihet.

Ihr Hoffen nicht sich nach Erhörung wendet; Erhörung ist ein plötzlich Götterblitzen, Das von des Himmels reinen Aethersitzen

Herab die hohe Gunst des Schicksals sendet. Der Liebe Hoffnung jenseits und auf Erden ist, würdig mehr stets ihrer selbst zu werden.

Phantasien,

I

Das Leben ist an Möglichkeit gebunden, Und ihre Gränzen sind oft eng gezogen; Der Freude Maals wird spärlich zugewogen, Des Leidens Knäuel langsam abgewunden.

Allein der Mitternacht geheime Stunden Sind günstiger dem Sterblichen gewogen, Wer um des Tages Glück sich fühlt betrogen, Der heilt in süßem Traum des Wachens Wunden.

Die Phantasie da ungefesselt schweifet, In Erde Himmel, Erd' in Himmel greifet; Was kämpfend Ringen hätte nie erstritten,

Lässt sich von sanstem Traumgebild erbitten, Und wenn der Schlaf entslieht, die Sterne bleichen, Doch Nachgenus nicht und Erinnrung weichen. , **6.**

Ħ.

Rin reich Gemüth des Himmels Bläue gleichet, Kein Blick in seine tiefen Gründe reichet. So wie zwei Lichter dort die Herrschaft führen, Verstand hier also, und Gefühl regieren.

Wenn auch in Nacht zurück ihr Strablen weichet, Des Geisterlebens Licht drum nicht erbleichet. Denn Ahndungsflammen lichte Träume schüren, Die, Sternen gleich, die Ewigkeit berühren.

Stumm in der Nacht geheimnissvollem Weben, An kein Gesetz der Möglichkeit gekettet, Aus Grabestiefe auf Gestalten leben,

Und wenn die Seele sich zu ihnen rettet Ermüdet, lang in Wirklichkeit gebettet, Sie Seligkeiten ihr des Himmels geben.

III.

Der Erdenfreuden wirkliches Genießen
Kann man in jene inneren Gefilde
Verpflanzen, wo, als Phantasiegebilde,
Mit lichtren Strahlen sie den Menschen grüßen.

So kann die Welt er in sich einsam schließen,
Daß auch das schroff erscheinend Rauhe, Wilde
Umkleidet lieblich sich mit sanfter Milde,
Und die Gefühle reicher wogend fließen.

Die Pflanze dann nicht Erdenfrüchte träget, Und in die Erde nicht die Wurzel schläget. Mit selbstgenährter Kraft sie froh sich hebet

Und frei im reinen Aether sich beweget. Sie nimmer stirbt, da sie nicht irdisch lebet, Und nur nach dem, was nie vergehet, strebet.

IV.

O, schelte nicht der Träume Wahngestalten! Irrlichtern gleich sie kommen und entschweben, Doch süßres Glück in stillen Nächten geben, Als wo des Lebens Wirklichkeiten walten.

Muss alles denn der Mensch, wie Körper, halten? Schlingt fester nicht, als um den Ulmbaum Reben, Sich um den Geist des Wohllauts Zauberbeben, Und lebt, wenn seine Töne längst verhalten?

Wie leise kommt bei Sternenlicht geschlichen, Der ist der Tag in Sehnsucht bang verstrichen, Wenn Mond und Sonne zögernd niemals wichen,

So wenn im tiefen Schlaf die Sinne schweigen, Herauf des Busens liebste Bilder steigen Und über den Beglückten süß sich neigen.

V.

Ihr seid entflohen, goldne Phantasien,
Die mich in Dichtung tiefer Rührung ziehen,
Und da von Wehmuth sie sind trüb' umfangen,
In doppelt fesselnder Begeistrung glühen.

Ihr kennt nach euch mein seelenvoll Verlangen,
Wifst, wie mir süfs stets eure Stimmen klangen,
Wie mir des Lebens Glück und Sinn still blühen
Im schüchternen Erröthen eurer Wangen.

Ihr kehrt, und werdet niemals mich verlassen. Wie ein Gestirn der Nacht zurück sich ziehet, Und eine Zeit in Tagesglanz verblühet,

Von mir so weichen eure scheuen Schritte, Doch in der innersten Gefühle Mitte Lasst plötzlich ihr mich wieder euch umfassen.

Des Lebens Ausgang.

Ī.

Wir alle gehn in langgedehnter Reihe Dem Tode zu, dem wir anheimgefallen, Langsamen Schritts wir still ergeben wallen Zu der von dem Geschick empfangnen Weihe.

Denn dass sich der Geschlechte Zahl erneue, Vernahmen ernstes Wort wir vor uns schallen: Der Lebenslaut soll euch in Lust verhallen, Dass Andere das Licht, die Nacht euch freue.

So flutet auf und ab des Daseins Welle, Und Tod und Leben wechseln ihre Stelle. Wer an des Sonnenlichtes süßer Helle

Gewärmet hat die kraftdurchsprühten Glieder, Der sinket zu des Schattens Kühle nieder, Und wer dort einmal war, kehrt niemals wieder.

11.

Mir hingestorben sind des Lebens Freuden,
Nur Sehnsucht es in meinen Busen gießet,
Die wundervoll im tiefen Kelch umschließet
Erinnrungslust und gegenwärtges Leiden.

Trennt sich vielleicht des Menschen Brust von beiden, Wenn hin der Rest der flüchtgen Tage fließet? Er kennt den Morgen nicht der dann ihn grüßet, Sein Erdenziel ist auch sein Erdenscheiden.

Wenn los die Bande sich des Körpers winden, Mag auch die irdische Erinnrung schwinden, Der Geist mit neuen Schwingen aufwärts fliegen.

Allein der Wesen Wahrheit doch muß siegen, Es kann nicht heilge Liebe täuschend lügen, Was Eins ist, muß als Eins sich wieder finden,

III.

Nach nichts mehr von der Welt geht mein Verlangen, Nur nach dem Ausgang meine Augen sehen. Mir süßer ist's, wenn Weste linde wehen, Doch macht auch Sturmes Toben nicht mich bangen;

Wie sonst wohl sehe die Natur ich prangen. Um meiner Freuden höchste ist's geschehen, Doch mir im Geist Gestalten auferstehen, Die lieblich sich um meine Jugend schlangen.

Noch in dem letzten Augenblicke sollen Sie mich in heitrer Anmuth süß umgeben, Daß beide Leben sanft zusammenschweben,

Muss man der Erde treue Liebe zollen, Und muthvoll Geist und Blick erheben, Der Ewigkeit Erwartung aufzurollen.

Letztes Eigenthum.

Der Mensch, was er besitzt und wirkt, verlassen

Auf Erden muß, und nichts hilft ihm zu wähnen,
Den Nachruhm über's Grab hinaus zu dehnen,
Wenn wenig Bretter ihn des Sarges fassen.

Das, was ihm bleibt, sein Lieben ist und Hassen, Des Busens tief unausgesprochnes Sehnen, Was theuer er erkauft mit Schmerz und Thränen; Was Zeit nicht tilgt, Geschlechter nicht verprassen.

Wenn um ihn schrumpft in Nichts die Welt zusammen, Währt fort des Geistes unzerstörbar Flammen, Und wenn er, wie auf Vesta's heilgem Heerde,

Mit stiller Treue diese Flamme nähret, Die sich im Wandel keines Seins verzehret, Verläfst er, weisem Pilger gleich, die Erde.

Saat Gottes.

Wenn üppig prangt der goldnen Ernte Segen, Die Halme dichtgedränget, reif zum Mähen, Sich hin und her in mächtgem Wogen legen, Wenn über sie die Winde rauschend gehen;

Dem zu vergleichen nicht ist, was entgegen Uns blühet aus der Dichtung heilgem Wehen. Wie Gras und Blumen auf der Wiese stehen, Die Lieder sind, die uns das Herz bewegen.

Sie wachsen nicht, von Menschenhand gesäet, Sie nur des Himmels Sonnenblick erzeuget, Und wenn sie auch der Zeiten Hauch verwehet,

Ihr Klang doch hoch empor zum Aether steiget. So auch verbreiten in die weiten Lüfte Die Wiesenblumen ihre würzgen Düfte.

Die Nymphe.

Nach Wasser geht sie zu des Pindus Quelle; Hoch auf der Schulter das Gefäß sie träget, Und um den Fuß das Kleid behutsam leget, Daß nicht benetzt es werde von der Welle.

Bestrahlt von wolkenlosen Tages Helle,
Der Bergbewohner Staunen sie erreget,
Wie selbst sich unbewußt sie Sorgfalt heget,
Daß dem Geschäft sie Schönheitsreiz geselle.

Wie in des Mädchens einfachem Gemüthe, Der gleiche Trieb in der Natur auch lebet. Was wild in ihren Kräften gährt und webet,

Umkleidet sie mit milder Schönheit Blüthe. Vulkane brennen, Berge stürzen nieder, Und Anmuth lacht aus dem Ruine wieder.

Friede mit dem Schieksal.

Í.

Wenn einmal ist des Lebens Kreis gezogen,
Das Maafs des Glücke und Leidens zugewogen,
So frommt es nicht, selbst davon abzuschweifen,
Noch mitleidsvoll von außen einzugreifen.

Wie die Gestirne gehn am Himmelsbogen, Wie zauschen auf und ab des Meeres Wogen, So muß der Mensch in seinem Datein reifen, Die Brust an seines Schieksals Fels ebschleifen,

The lang geprüfet durchempfundnen Jahren,
We wechselad Glück und Schmerz mir war beschieden,
Hab' ich es still ergeben so erfahren,

Und wer des Lebens Odem zieht hienieden, Daff vom einmal Verhängten nichts sich sparen In seiner Schickung engem Gleis zufrieden.



И.

Ich werde dem Verderben nicht entweichen.

Das Streben, mich darin zu fesseln, glühet,

Und immer engre Kreise um mich ziehet;

Es wird sein kalter Arm mich bald erreichen.

Ich achte still auf jedes leise Zeichen,
Es sträubt sich nicht die Hand, der Fuß nicht fliehet,
Was mich verlangt, mich stumm erwarten siehet,
Wovor das Herz mir bebt, die Wangen bleichen.

Der Mensch mit kühnem Muth darf kämpfend streiten, Wenn Elend Menschenhände ihm bereiten. Doch wenn er liegt im Schicksalsnetz gefangen,

Sein Loos int in sein Wesen eingeschrieben,
So darf er etrafbar Rettung nieht werlangen, har ficht
Mule willig delidendent Geharenn üben

ıÌT.

Leh achte nur des Schickusle dunkle Mächte,
Die, mit den Kräften der Natur im Bunde,
Bestimmen die verhängnisschwangte Stunde
Des Wohls und Wehr dem sterblichen Geschlechte.

Wor ehret seines Ausspruchs heilge Rochte,
Sinkt nicht; trifft ihn auch tiefen Unglücks Wunde,
Jauchzt nicht im Glücke mit vermessnem Munde,
Erkennt in Mild und Strenge das Gerechte.

Wie ihre goldnen Bahnen gehn die Sterne, So unverändert fest, nach Götter Welse, Geht durch des Menschenwellens eitle Kreise

Das Schicksal, kommend aus geheimer Rerne.

So Linien in lockrem Sand gezogen,

Anrollend spülen fört des Meeres Wagen.

Die Klamme.

Nur Spalte in den mächtgen Felsenmassen,
Die an einander stehen dicht gedränget,
Von Feuers oder Wassers Kraft gesprenget,
Hat die Natur dem Wandrer hier gelassen.

Die Gipfel schwarzen Wald von Tannen fassen,
Der mit den Wurzeln in den Ritzen hänget,
Und tief ein Bach, von Klippen eingeenget,
Geht seinen Pfad, den schlüpfrig ewig nassen.

Nur wenn am heftigsten die Sonne glühet.

Und im Zenith des höchsten Mittags stehet,
Sie ihren Strahl in diese Tiefe schiefset,

Und wie mit tausend Sternen übersäet;

Aus jedem Tropfen eine Sonne sprühet.

. Wurzeln und Zweigé:

Wenn man die Zweige, die dem Baum entsprießen, Den Stamm umkehrend, in die Erde senket, Und ihn aus frischem Quelle nährend tränket, Als Wurzeln tief sie in den Boden schießen.

Denn Luft und Licht, die freundlich sie umfliefsen; A. Den Blättern Farb' und Form und Frische schenket.

Doch wenn die Tiefe zu sich hin sie lenket.

Sich ihre Schatten halb um sie ergiefsen.

So mir auch süße Lebenswonne blühte,

Als mir an ihres Busens mildem Frieden

Der Glanz beglückter Tage heiter glühte.

Doch jetzt ich meine grün umsprossten Zweige, Da sie ist aus dem Kreis des Lichts geschieden, Als Wurzeln zu der Nacht der Tiese neige.

Freigebigkeit der Natur.

Wohin kein Menschenfuß je klimmend dringet, In steiler Klippen öden Wüsteneien Bunt prangend stehen duftger Pflanzen Reihen, Die die Natur hervor freiwillig bringet.

Wo sich hinab kein Lichtstrahl zitternd schwinget,
Des Dunkels ewge Nächte zu zerstreuen,
Im Meeresgrund sich Fische wimmelnd freuen,
Wo Farbenglanz mit Farbenglanze ringet.

Dals je ein Auge nur die Wunder schauet,

Die ale herab vom Himmel mächtig thauet,

Und wovon reich die Krde blühend schimment,

In stiller Größe die Natur nicht kümmert, Zufrieden, daß aus freier Fülle sprießet, Was, fruchtbegabt, ihr Blüthenkelch umschließet.

Morgengruss der Geliebten.

So wie ich Morgens auf die Augen schlage, Die vielgeliebten Züge sie erblicken, Die mir mit stillempfundenem Entzücken Umkränzten einst des Lebens geldne Tage.

Der Mensch weiß nicht, was mit dem letzten Schlage Des Herzens das Geschick ihm kann entrücken, Der Tod geht um ihn her, wie dunkle Sage, Die tausend Lebensklänge dumpf ersticken.

Wie anders sich erschloss des Morgens Pforte, Als mir noch tösten ihrer Stimme Worte, Als sie mit leisen, heißersehnten Tritten

In meine Kammer liebend kam geschritten!
O dieser Paradiesestage Wonnen,
Wie sind sie alle nun in nichts zerronnen.

Die glückliche Zeit.

Wie Einer Sonne alles Licht entquillet,
In das am Tag sich Erd' und Himmel hüllet.
Ein Mond, mit dem sich ihre Strahlen gatten,
Erhellt mit sanftem Schein die nächtgen Schatten;

So Eine Zeit, die mich mit Wonne füllet,
Und mir des Busens tiefe Sehnsucht stillet,
Läfst mich, sonst in Entbehrung lebenssatten,
Durch ihren fernen Schimmer nicht ermatten.

Da sie in aller Schönheit Reife prangte, Und sie verbanden gleichgestimmte Triebe Mit mir zuerst in schwesterlicher Liebe;

Drauf Jovis Stern trat zu des Löwen Herzen, Und nun mit tiefem Glück, mit süßen Schmerzen, Der eine nach dem anderen verlangte:

Der Blitzableiter.

Der Bhitz, der aus des Himmels Wolke nücket, Lässt sich, eh' er Verderben kann bereiten, An Orte hin, wo nicht er schadet, leiten Und Haus und Hof sind der Gefahr entrücket.

Auch wenn die Brust Verdrufs und Unmuth drücket, Und widerwärtige Gefühle streiten, Kann sie entladen sich nach andren Seiten, Und was in ihr hell flammte, ruht ersticket.

Ob nun der Mensch ist solcher, der muß dulden, Daß, ohne alles eigene Verschulden, Sich fremder Unmuth dreist an ihm entlade,

Ob er vielmehr nach seiner Laune Willen, Den eignen Unmuth kann an Andren stillen? Hängt von des Schicksals Ungunst ab, und Gnade,

Die Dryas.

Die, in des Baumes grünumlaubten Zweigen Still wohnend, Knospen draus und Blüthen sprießet, Die Dryas auch, wenn sie zum Tod sich neigen, Die reine Seele in den Aether gießet.

Die dürren Aeste und der Wipfel Schweigen, Wo frohes Säuseln nicht den Tag mehr grüßet, Im dichten Wald sind wehmutsvolle Zeugen, Wie Treue sich an den Geliebten schließet.

Sie stirbt mit dem, mit dem sie hat gelebet, Und übend ihres Götterdaseins Rechte, Mit seinem auch ihr letzter Hauch entschwebet.

So wird es nicht dem menschlichen Geschlechte. Der Tod die Liebe trennt, und dunkle Sage Nur-tröstend spricht vom Wiedersehenstage.

Licht und Dunkel.

Ks sehnt der Mensch sich nach dem freudgen Lichte, Wenn er mit glanzbestrahltem Angesichte Dem Kommen Helios entgegenschreitet, Und auf die Pracht des Tages sich bereitet.

Doch wieder, dass er sich in Dunkel flüchte, Ziehts ihn zur Nacht mit lastendem Gewichte, Zur Nacht, in der die Brust sich still erweitel, Und alles ruht, was an der Sonne streitet.

Doch wenn der Mensch sich nach dem Tode sehnet, Was ist es, das ihm denn den Busen dehnet? Ist es nach wechsellosem Licht Verlangen,

Ists Trieb, noch tiefres Dunkel zu umfangen?

Dann in des Erdenschofses Grabesschatten

Sich Himmelslicht und Erdendunkel gatten,

Penelope.

In stiller Nacht, die Freier zu betrügen,
Löst ihr Geweb' Ikarios Tochter wieder,
Und Schlaf umhüllet erst die matten Glieder,
Wenn aufgetrennet alle Fäden liegen.

In gleiches Loos muß oft der Mensch sich fügen, Was mühvoll er gebaut, selbst stürzen nieder, Wenn, wie der Wind zurückschnellt Pfeilgefieder, Sein Streben nicht kann das Geschick besiegen.

Oft auch, was muthig er im Erdenleben
Beginnt, in sich zurück von selber irret,
Wenn, klar nicht schauend, was er kann erstreben,

Er in den eignen Fäden sich verwirret.

Er glaubt das Ziel zu sehen, wahnbefangen,
Und steht am Punkt, von dem er ausgegangen.

Frauenliebe.

Wie Blumenstaub auf Lilienblättern lieget, Und seinen Duft weit in die Luft verstrauet, In Frauen also, zart und unentweihet, Ist Neigung, die die Seele leis anslieget.

Sonst sich die Brust in schöner Ruhe wieget, Und Denken sonnenklar an Denken reihet, Dem Himmelslicht die Schwanenreinheit leihet, Die jeder Färbung Schattenhauch besieget.

Ist auch die Neigung fein, wie Nebelschleier, Gewebt hält doch sie fest wie Demantketten. In Weibes Treu kann man sich sicher betten,

Und was in süßer Liebe Wonneschmerzen lat einmal eingewachsen ihrem Herzen, Bleibt ihr für alle Ewigkeiten theuer.

An Ihn,

O trüge dich der Zeiten ewge Welle,
Erhörend meiner Sehnsucht tief Verlangen,
Zurück vom Orte, der dich hält umfangen,
Verödet fändst du bei mir jede Stelle.

Kein Anderer betrat der Thüre Schwelle,

Durch die so oft dein Fuß ist still gegangen,

Und Einem nur netzt diese bleichen Wangen

Der heißen Thränen ewig neue Quelle.

Wie man nur einmal wird ans Licht gehoren, Und einmal nur kann aus dem Leben scheiden, So sind auf ewig auch der Liebe Freuden,

Wenn der Geliebte ging, der Brust verloren.
Was aus dem Himmel zieht sein reines Leben,
Kann irdisches Geschick nicht zweimal geben.

Petrarca,

Petrarca, den der Liebe Dichter naante Die Welt, die wahre Liebe doch nicht kannte; Sie oft ihm beilst ein menschlich süßes Irren, Wahnbilder ihm den klaren Sinn verwirren.

Den Strahl der Wahrheit mir ein Gott erst sandte, Als Liebe sich erbarmend zu mir wandte. Erst da befreit von blöder Augen Flüren, Sah ich nicht mehr mich Weltgebild' umsehwirren.

Krhabnere und reinere Gestalten Dem wüsten Chaos sonnenhell entstiegen, Und alle Stürme der Begierden schwiegen

Vor höheren Gefühles heilgam Walten. Denn Liebe, süß vermählt mit stiller Treue, Gab jeder Erdenregung Himmelsweihe.

Kranz und Gedicht.

Auf ungepflegter Flur, auf freien Matten,
Verborgen tief in hohen Waldes Schatten,
Unzählge Blumen mannigfarbig spriefsen,
Und Gottes Sonnenschein und Thau geniefsen.

Zum Kranze künstlich sie zusammenschließen
Des Mädchens Finger, liebend zu begrüßen,
Den langgewählt die stillen Wünsche hatten,
Und den sie bald umfängt als treuen Gatten.

So Dichterkläng' in farbgem Licht umschweben word. Die Phantasie, und sie süßschaukelnd heben, war nicht Doch Liebe, die das tiefste Herz entzündet, wie das liefste Herz entzündet, wie das bar h

Zum Lied sie erst in Maass und Reime bindet.

Denn von der Liebe feucht verklärtem Glanze

Borgt Alles Licht, was strahlt im Dichterkranze.

Der Schwan.

Wenn auf Kaykos Flut die Schwäne ziehen, Gleich Segeln, hohl die weißen Flügel schwellen, Dann wölben stolzer sich des Stromes Wellen, Und freudig schäumend ihren Zug umsprühen.

Denn Glanz und Weichheit dem Gefieder blühen, Und sich dem Löwenmuth der Brust gesellen. Des Wassers Blau die Schwimmenden erhellen, Wie hoch die Wolken Lunas Silbergtühen.

Und wenn sie fühlen sich das Leben enden, Den Tod mit Zaubertönen sie begrüßen, Und erst des Busens Fülle dann erschließen.

Die Zunge nicht voreilig eitel stammelt, Nur was gereift das Leben aufgesammelt, Sie todbegeistert in die Lüfte senden.

Die Weinrebe.

Die Rebe leicht die Wurzel nur vertrauet Dem Boden, sie den Lüften angehöret, Und von des Himmels Perlenquell umthauet, Aus nacktem Stein emporwächst ungestöret.

Wenn auch das Alter schon das Haupt umgrauet, Ihr glühnder Saft noch leichten Sinn bethöret. Denn wie sie rankend nach dem Gipfel schauet, So sprudelnd, Sinn und Brust der Wein empöret.

Der Rebe Locken ähnlich, schäumend steigen In wahrheitgleichen, lichterhellten Träumen Empor die gluthegeisterten Gedanken,

Und sind, enthebend sich der Enden Schranken. Dort oben in den sternbesäten Räumen Dem Menschen seines Aether - Daseins Zeugen.

Reiz der Heimath.

Kastiliens Schnee mit duftger Mandelblüthe Krsetzen will mir deine zarte Güte; Allein die Sehnsucht nicht der Brust entweichet, Wenn man für Schlechtres auch ihr Schönres reichet.

In kalter Ebne innre Funken sprühte Die Liebe, die zur Vaterstadt mir glühte; Kein Flurenschmuck für mich dem Hauche gleichet, Der frisch vom beimischen Gebirge streichet.

Die Treue fragt nach Schönheit nicht, noch Größe, Sie hängt an dem, was einmal sie geliebet, Und liebt es fort in seiner nackten Blöße,

Wenn seinen Lichtglanz mancher Fleck auch trübet; Sie ab vom blühend Prangenden sich wendet, Und bleibt dem scheinbar Dürftigen verpfändet.

Der Montserrat.

Im Berg, von kühner Adler Flug umschwebet,
Wo zu des Himmels dunkelblauer Heitre,
Daß sich der Blick auf Land und Meer erweitre,
An Felsensäule Felsensäule strebet,

Geweihte Zahl von edlen Klausnern lebet,
Gewifs, dass nicht das Schiff des Glücks mehr scheitre,
Und jeder Tag die reine Brust noch läutre,
Ein Leben, still von Seelenruh gewebet.

Doch nicht des Montserrate Felsenzacken Bedarf die Brust, dass von der Erde Schlacken Sich heilge einsam strenggeübter Wille.

Auch in der Menschen lärmendem Gewimmel Schafft selger Ruhe ungetrübten Himmel Sich dem Gedanken zugewandte Stille.

Die Gegenwart.

Das Jetzt ist kaum nur im Moment zu fassen; Ergreift mans, schnell es ins Gewesen fliehet, Und zögert man, als künftig man es siehet; So schwer ists, zwischen beid' es einzupassen.

Drum darf man Schmerz so meiden nicht und fassen; Er ist kaum mehr, wenn eben recht er glühet, Und ist er noch, der Hoffaung Funke sprühet, Dass seine Flammen bald nicht Nachklang lassen.

Allein auch deiner Freuden süße Wonne Nicht allzuviel der Gegenwart vertraue. Sie brennet, wie des Sommers Mittags-Sonne;

Doch was Vergangenheit der Brust gewähret,
Wie Strahlenschein in duftgem Abendthaue,
Mit mildrer Rührung sie durchschauernd nähret.

41.

Corinna,

Sie lebet streng im Kreise ihrer Pflichten,
Sie weiß sie unverdrossen treu zu üben,
Fremd ist ihr eignes Hassen oder Lieben,
Sie hat nie Streit in ihrer Brust zu schlichten.

Gediegen ist und tüchtig stets ihr Tichten,
Sie wird durch Hoffnung nie von Lohn getrieben,
Ihr gnüget, wenn sie vorwurfsfrei geblieben
Von ihres eignen Busens ernstem Richten.

Dass Demuth rein aus ihrer Seele quille,

Ist sorgsam sie im einfachen Gemüthe,

Sie freuet sich der anspruchlosen Blüthe,

Dass, wo sie hintritt, sich in ihr erschließet

Der Seele Frieden und der Glieder Fülle.

42.

Das Reich der andern Welt.

Ein geistig Reich sich nach und nach gestaltet, Das zu der Sterne Pfad sich aufwärts schwinget, In der Natur urtiefe Kräfte dringet, Und da, wo rein nur der Gedanke waltet.

Wem nie die Glut für dieses Reich erkaltet, Wer seine Grenzen auszudehnen ringet, Und nur zu leben glaubt, wenn dies gelinget, Der in zwei Welten sicher herrschend schaltet.

Denn was er so in stillem Sinnen bauet, Unlösbar in sein Wesen sich verwebet, Und wenn der Geist dem Körper einst entschwebet,

Hinaus in unbekannte Sphären schreitet, Es unzertrennlich ihn getreu begleitet, Ihm Licht anzündend, das nie Nacht umgrauet.

National Assessment Water to prient Relative and made union and area of the front (was said with an area Il der Name priorie freche charery and the true or an exception of them also the wind has also see their and the committee of the second manner of that our in reach country were also In myself Water of the languages will Dean with the second stilling between a - 1 !-Desiring St. ev., Novem obbie, wel-y-Southway hard your more but

e de la composition La composition de la La composition de la

1. *

Wilhelm von Humboldt's

gesammelte Werke.

Vierter Band.

Berlin, gedruckt und verlegt bei G. Reimer. 1843. soldownikk no chialli 11.

.Alexander Ministra

Baselan conference #

.

.

Inhalt.

•	Scite
Ueber Göthe's Herrmann und Dorothea 1	—268
(Aesthetische Versuche. Erster Theil. Braunschweig	
1799. 8. XXX. 360 S.)	
Einleitung	1
I. Wirkung des Gedichts im Ganzen. — Es lässt einen rein	
dichterischen Eindruck in dem Gemüthe zurück	. 18
II. Hauptbestandtheile der dichterischen Wirkung Plan	
dieser Beurtheilung im Allgemeinen	16
III. Einfachster Begriff der Kunst	17
IV. Höhe der Wirkung, zu der die Kunst sich erhebt Idea-	
lität Erster Begriff des Idealischen, als des Nicht-	
Wirklichen	19
V. Zweiter und höherer Begriff des Idealischen, als eines Et-	
was, das alle Wirklichkeit übertrifft	21,
VI. Nothwendigkeit, in der sich jeder echte Künstler befindet,	
immer das Idealische zu erreichen	25.
VII. Nachahmung der Natur	25
VIII. Zweiter Vorzug der Kunst in ihrer letzten Vollendung:	
Totalität Zwiefacher Weg, dieselbe zu erhalten	27
IX. Diese Totalität ist allemal eine nothwendige Folge der	
vollkommenen Herrschaft der dichterischen Einbildungakraft.	.20
X. Einfluss des Idealischen in der Darstellung auf die Totalität.	32
XI. Uebersicht des ganzen Weges, welchen der Dichter von	
seinem ursprünglichen Zweck bis zu seinem höchsten Ziele	
zurücklegt	, , 36
XII. Unterscheidung des hohen und echten Styls in der Dicht-	•
kunst von dem Afterstyl in derselben	. 39

Tv '	_
•	•
XIII. Anwendung des Vorigen auf Herrmann und Dor	Seite
thea. — Reine Objectivität dieses Gedichts. — En	
Stafe denselben	··· 41
XIV. Zweite Stufe der Objectivität unsres Gedichts. — Ve	
wandtschaft seines Styls mit dem Styl der bildenden Kun	
XV. Verwandtschaft aller Künste unter einander Doppelt	
Verhältnis jedes Kinsters gur Munst übenaupt und	
seiner besondren	46
XVI. *Mittel, wodurch unser Dichter diese, der bildenden Kur	ast -
hine kommende, Objectivität erlangt	. 49
XVH. Briauterung des Gesagten an der Schillderung der G	Ceber 💪
stalt Dorotheens with	i plianA 52
XVIII. In wie fern macht unser Dichter, bei seiner Werwand	1644671
achaft mit der bildenden Kunst, die besondren Vorzüge d	in itung
Dichtkunst geltendiff	.:g#q# 56
XIX. Eigenthümliche Natur der Dichtkunst, als einer rede	التلتي
den Kunst . 200. 2014	(1916) 5 6
NN. Dritte und letzte Staff der Objectivität die Gedichte!	15.8.1p 63
XXI. Zwiefache Gattung beschreibender Gedichte in Rucknie	ht ^{ri i}
auf ihre größere oder geringere Objectivität — erläute	ert
an Homer und Ariost	. 65
XXII. Homer verbindet die einzelnen Theile seiner Dichtu	n- ·
gen fester zu einem Ganzen	. 68
XXIII. Ariost rechnet mehr auf den Effect, Homer wirkt stärk	er
durch die reine Form	. 69
XXIV. Colorit	. 71
XXV. Homer ist mehr naiv; Ariost mehr sentimental. — R	.0-
sultat der ganzen Untersuchung	. 74
XXVI. Einflus dieser Verschiedenheit beschreibender Gedich	
auf die Wahl der Versart	. 76
XXVII. Zu welcher jener beiden Gattungen unser Dichter g	· -
hört, beweist er durch die Zeichnung seiner Figuren .	
XXVIII. Vergleichung unsers Dichters mit Homer in diese	
Stück. — Beispiel an Glaukus und Diomedes Waffentaus	
XXIX. Schilderung Herrmanns und Dorotheens	. 81
XXX. Erste Einführung Dorotheens durch Herrmanns Erzä	Π-

	Seite
XXXI. Schilderung der Jungfrau in ihrer Wirkung auf Herrmann.	84
XXXII. Die Wirkung des Mädchens auf den Jüngling ist nicht	
in einer unbestimmten Größe, sondern in dem bestimmten	*
Begriff der vollkommen Angemessenheit beider Naturen	
gezeichnet	87
XXXIII. Derotheens eignes Erscheinen	91
XXXIV. Erzählung des heroischen Maths der Jungfrau. — Ob	•
der Dichter gut that, gerade diesen Zug aus ihrem Leben	
herauszuheben?	• 02
XXXV. Dorotheens Zusammenkunft mit Herrmann; — erst am	
Brunnen, dann auf dem Wege zu seinem Eltern	9 5
XXXVI. Eintritt der beiden Liebenden in das Zimmer der El-	•
tern. — Dorotheens Benehmen bis zum Schlus des Ge-	
dichts. — Anruf der Muse	. 89
XXXVII. Kurze Vergleichung dieser Schilderung mit dem im	
Vorigen Gesagten. — Reine Objectivität derselben — so	
wie des ganzen Gedichts	100
XXXVIII. Schlichte Einfalt und natürliche Wahrheit unsres	
Gedichts	102
XXXIX. Die Verbindung reiner Objectivität mit einfacher Wahr-	
heit macht dies Gedicht den Werken der Alten ähnlich	107
XL. Verschiedenheit unsres Gedichts von den Alten. — Man-	•
gel an sinnlichem Reichthum	109
XLI. Dieser Mangel an sinnlichem Reichthum zeigt sich auf-	•
fallend in der Behandlung des Wunderbaren	114
XLII. Der Unterschied dieses Gedichts von den Werken der	
Alten offenbart sich aber auch in einem ihm eigenthüm-	
lichen Vorzug	117
XLIII. Erläuterung des Vorigen durch einige Beispiele XLIV. Reicher Gehalt dieses Gedichts für den Geist und die	119
Empfindung Eigenthümliche Behandlung desselben	125
XLV. Eigenthümlichkeit unsres Gedichts in der Verbindung dieses wahrhaft modernen Gehalts mit jener echt antiken	
Form	132
XLVI. Vaterländischer Charakter unsres Dichters in seiner Ver-	
gleichung mit den alten und den neueren Dichtern andrer	
Nationen gezeigt	135

	XLVII. Kinflufe, der gesekilderten Rigenthümlichkeit des Go	icite (.//
	dichts auf die Totalwirkungedesselben Gastie werdeit ist unte Al	139
	ALVIII Resultate Allgemeiner Charakter mannes Bichtens : n	130
	XLIX. Rochtfortigung: des bei des Zeichnung dittee Charilie: 41	
	- ters gewählten Ganges	141
	14: Flüchtiger Blick auf das Verhältnise des Charakters unsers .11	12.
	Dichters überhaupt zu dem besondten dieses Gediehts 3 /	149
	Li. Zwiesache Bourtheilung eines Kunstwerks wie with the	145
	, 🐲. Epische Dichtung. — Unbestimmtheit des gewöhnlichen aber	:
•	Begriffs derselben	140
	. L.H. Methodé der Ableitung der verschiednen Dichtungsarten.	148
	LIV. Aligemeiner Charakter der Epopee. — Aus welcher Stim	11.1
_	mung der Seele das Bedürfnist zur epischen Dichtkunst :	3
•	ne herdielst? The second of the second of the second	140
	LV. Zustand aligemeiner Beschauung entgegengesetzt dem Zu-	111
	stande einer bestimmten Empfindung	150
	LVI. Besolder Schilderung jenes allgemein beschauenden Zu-	, 144
	LVII. Verbindung des Zustandes allgemeiner Beschauung mit)
	der Thätigkeit der dichterischen Einbildungskraft. — Ent-	
	stehung des epischen Gedichts	154
	LVIII. Eigenschaften des Zustandes allgemeiner Beschauung	157
		. 101
	LIX. Eigenschaften der dichterischen Einbildungskraft in Be-	150
	ziehung auf jenen Zustand	159
	LX. In der Verbindung des Zustandes allgemeiner Beschauung und der dichterischen Einbildungskraft treten der Form nach gleichartige Eigenschaften mit einander in Wechsel-wirkung. — Kinflus, welchen dies auf die epische Stim-	
	mung ausübt	169
	LXI. Weitere Schilderung einer rein epischen Stimmung	164
	LXII. Definition der Epopee	167
	XLIII. Unterschied zwischen der Epopee und der Tragödie .	169
	XLIV. Die Tragödie erregt eine bestimmte Empfindung, und	
	ist daher lyrisch	173
	LXV. Worin beide Dichtungsarten mit einander übereinkom-	

.

	Ruhe hervorbringen?
LA	/II. Unterschied zwischen der Epopee und der Idylle
	Charakter der letzteren in Rücksicht auf die Stimmung,
	aus der sie berfliesst
XL	/III. Charakter der Idylle in Rücksicht auf den Gegenstand,
	den sie schildert
LXI	X. Unterschied zwischen der Epopee und andern erzählen-
	den, aber nicht epischen Gedichten
LXX	K. Diese Gattung beschreibender Gedichte hat einen be-
•	schränkteren Zweck, als die Epopee, und steht ihr in dich-
	terischer Vollendung nach
LX	(I. Einwurf gegen die Anwendung des Begriffs der Epopee
	auf das gegenwärtige Gedicht
LXX	II. Beantwortung dieses Rinwurfs Begriff des He-
	roischen
LX	KIII. Gewöhnlicher Begriff der großen Epopee Seiner
•	Unbestimmtheit ungeachtet liegt ihm Wahrheit zum Grunde.
LX	KIV. Beweis des Gesagten durch ein Beispiel aus der Iliade.
LX	KV. Jener unbestimmte Begriff der Epopee wird bestimmt,
<i>j</i>	sobald man ihn auf den des Heroischen zurückführt
LX	KVI. Ankündigung des Gegenstandes und Anruf der Muse
	in der Epopee
ŁX.	KVIL: Zwiefache Gattung der Epopee
LX	KVIII. Eigenthümliche Größe des Gegenstandes uneres
	Gedichts ,
·LA.	KIX. Hauptthema des Gedichts
	KX. Größe in den darin aufgeführten Charakteren und
ĽX	KX. Größe in den darin aufgeführten Charakteren und Begebenheiten
LX:	KX. Größe in den darin aufgeführten Charakteren und Begebenheiten
LX:	KX. Größe in den darin aufgeführten Charakteren und Begebenheiten
LX:	KX. Größe in den darin aufgeführten Charakteren und Begebenheiten
LX: LX: LX:	KX. Größe in den darin aufgeführten Charakteren und Begebenheiten
LX: LX: LX: LX:	KX. Größe in den darin aufgeführten Charakteren und Begebenheiten
LX: LX: LX: LX: LX:	KX. Größe in den darin aufgeführten Charakteren und Begebenheiten

. • . . .

* · · · · · · · · · · · · · · · · · · ·
Seite LXXXVIII. vPlan.des:Gedichtsge-:Gang der Hafdhingsynv.ll!!/##
EXXXIX. Roht dichterische Erfindung des Gannen forged, edn't 281
XC. Augenbick; in welchem: die Handlung anhebtel propiest . Al / 201
XCI. Entschgidende: Umstände, addrch welchet die Handling!
(67) ihre Hauptwendungen erhält
XCII. Benntzung:des:Orts und der Zeit de hab vehlauel
MCIH. Stetigkeit in den nach einander erregten Empfindungenspie
- Antichme deron - Mittel des Apothekers glegentelle . Z. A.
Ungeduld
XCIV. Charaktere des Gedichts Allgemeine Gattang, 24 //.1
der dieselben gehören. — Ihre Achnlichkeit mit den Hen!
merischen
XCV. Verhältnis der Cultur und einer cultivirten Zeit zu: dem 1//1
111 epischen Gebrauch
XCVI. Möglichkeit der heroischen Epopee in unsrer Zeit
ROVII Darstellung einfacher. Weiblichkeit in Dorotheen and 1964 255
XCVIII. Idealität in der Charakter-Schilderung Verhätenia, 111./.J
481 der Charaktere-zu einander die 2
MUIX. Diction (A. L. C.
C. Einfachheit der Diction
CL Periodenbau
CII. Versbau und Rhythmus
CIII. Uehereinstimmung des besondren Charakters des Ge-
.0. dichts mit dem allgemeinen der Gattung, zu der es gehört 267
CIV. Schlus
Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen
Einflus auf die organische Natur 270-301
(Schiller's Horen. Erster Band. Tübingen 1795. 8.
Stück 2. S. 99 — 132.)
· · · · · · · · · · · · · · · · · · ·
Ueber vier Aegyptische, löwenköpfige Bildsäulen
in den hiesigen Königlichen Antikensammlungen 302-333
(Abhandlungen der historisch - philologischen Klasse
der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu
Berlin, 1825. Berlin 1826. 4. S. 145 — 168.)
Hiezu die Kupfertafel.

	* -		•	
	e et e		Seite	
'Sone	tte. (Handschriftlich.)	• • •	334390	
1.	Die steinernen Zeugen	• • •	. 934	
2.	Der Schatten	• • •	335	
3.	4. Irdischer Zwiespalt. I. II	• • •	356. 387	e
5.	Das Unwiederbringliche		. 388	
6.	Das fremde Land	• • •	. 389	
7.	Kalter Trost		340	
8.	Die Gesinnung	• • •	. 341	
9.	Der Ritter	••••	342	
¹ 10.	Die Treue	• • •	348	
·~11.	Wesen der Schönheit	• • •	344	
12.	Der Komet	' • · • ·	345	
13.	Die Falkenberge	• • • •	. 346	•
***14.	Die Brahmin und das Sudra-Weib	• • •	347	
15.	Hulda	• •	346	
· '16.	Ate		. 350	
	Leben im Lebenlosen	• • •		
¹ 18.	Klarheit und Tiefe	• , •	. 351 . 352	
19.	Die Eiche		. 353	
20.	Vereinigung		. 354	
21.	Der Schauspieler	• • •	. 354	
22.	Blinder Gehorsam		. 356	
23.	Durga		. 857	
24.	Das Gold	• • •	. 358	
25.	Freiheit und Gesetz		. 359	
26.	Die Wehmuth	• • •	. 360	
27.	Opfer der Tyrannei		. 361	
28.	Julio Dudovina i v v v		. 362	
29.	1 4100		. 363	
30.	Dio vangnas inimite		. 364	
31.	•		. 365	
32.	Der Bonnerz ,		. 366	
33. 34.	Molly		. 367	
34. 35.	Die Doppelwesen		. 369	
36.	Ein alter Freund		. 369	
30. 3 7.	Pflichterfüllung		. 370	
5/.	Lutcuteriting	• • •		
	•			

Popetie. (clamest efficience of 48: Macht-und Ollamacht Mc Die Klemente Max. Die Zeit Die Natur BOOT Deg Took was a series of the series of 541 Des Alters Gewinn. I -- III. 52: Erdisches, Treiben

als es die ästhetische Beurtheilung immer thun muß, in das Wesen der dichterischen Einbildungskraft einzudringen; und so trieb mich die Begierde, dieser geheimnißsvollsten unter allen menschlichen Kräften mit Begriffen näher zu kommen, nicht weniger, als die Liebe zu diesem Gedicht, den Versuch zu wagen, aus dem diese Schrift entstand.

Diesem Gesichtspunkte, von dem ich ausging, habe ich mich bemüht, in der Ausführung getreu zu bleiben. Ich habe die Betrachtung des Gedichts so wenig als möglich von der Betrachtung des Dichters getrennt, und dasselbe, so viel ich immer konnte, nur als den lebendig dargestellten Gedanken einer individuellen dichterischen Einbildungskraft beurtheilt. Denn die Natur eben dieser Einbildungskraft zu studieren, war mein hauptsächlichster Endzweck.

Dies bitte ich den Leser nicht aus den Augen zu verlieren, wenn er vielleicht finden sollte, das ich mich bisweilen zu sehr von meinem Gegenstande entferne, zu hoch zu allgemeinen Grundsätzen erhebe, oder zu weit auf andre Dichtungsarten und Dichternaturen verbreite. Beides war auf dem Wege, den ich einmal nahm, unvermeidlich. Denn um zu zeigen, dass dies Gedicht die allgemeine Natur der Poësie und der Kunst reiner, als nicht leicht ein andres, sich zum besondern Charakter aneignet, mußte ich nothwendig, das Wesen der Kunst in ihren ersten Gründen aufsuchend, bis auf die höchsten Principien der Elemen-

und dauernde Befriedigung findet, und aus denom er wieder die Stimmung zu schöpfen vermag, die ihnen selbst das Daseyn gab. Vorzüglich aber sind sie ein dankbarer Gegenstand für die ästhetische Beurtheitung. Denn sie erheben zugleich mit sich auch ihren Bentheiler empor, und führen von selbst eine Artiter Kritik herbei, die in dem einzelnen Beispiel zugleich die Gattung, in dem Werke zugleich den Kunstler schildert.

Eine solche Beurtheilung schien mir Herrmann und Dorothea vorzugsweise zu verd non. Denn in dem eigenthumfichen Geiste, der Dichtunge beseelt; glaubte ich in vorzüglich sicht Biarlie die doppelte Verwandischaft zu einkemide wolcher devicibe auf der einen Seits alt der meinen Dichter- und Künstlernatur überhaupt; auf der andern mit der besondern Eigenthümlichkeit ihres Verfassers steht. Die poëtische Gattung und die epische Art erscheint nur selten so rein und so vollständig, als in der meisterhaften Composition dieses Ganzen. der dichterischen Wahrheit dieser Gestalten, dem stetigen Fortschreiten dieser Erzählung; und wenn Gothe's Eigenthumlichkeit in einzelnen ihrer Verzüge stärker und leuchtender aus andern seiner Werke hervorstralt, so findet man in keinem, so wie in diesem, alle diese einzelnen Stralen in Einem Brennpunkt versammelt.

Die kritische Zergliederung dieses Werks zu übernehmen, hiefs in einem noch eigentlicheren Verstunde. als es die ästhetische Beurtheilung immer thun muß, in das Wesen der dichterischen Einbildungskraft einzudringen; und so trieb mich die Begierde, dieser geheimnißvollsten unter allen menschlichen Kräften mit Begriffen näher zu kommen, nicht weniger, als die Liebe zu diesem Gedicht, den Versuch zu wagen, aus dem diese Schrift entstand.

Diesem Gesichtspunkte, von dem ich ausging, habe ich mich bemüht, in der Ausführung getreu zu bleiben. Ich habe die Betrachtung des Gedichts so wenig als möglich von der Betrachtung des Dichters getrennt, und dasselbe, so viel ich immer konnte, nur als den lebendig dargestellten Gedanken einer individuellen dichterischen Einbildungskraft beurtheilt. Denn die Natur eben dieser Einbildungskraft zu studieren, war mein hauptsächlichster Endzweck.

Dies bitte ich den Leser nicht aus den Augen zu verlieren, wenn er vielleicht finden sollte, das ich mich bisweilen zu sehr von meinem Gegenstande entferne, zu hoch zu allgemeinen Grundsätzen erhebe, oder zu weit auf andre Dichtungsarten und Dichternaturen verbreite. Beides war auf dem Wege, den ich einmal nahm, unvermeidlich. Denn um zu zeigen, dass dies Gedicht die allgemeine Natur der Poësie und der Kunst reiner, als nicht leicht ein andres, sich zum besondern Charakter aneignet, mußte ich nothwendig, das Wesen der Kunst in ihren ersten Gründen aufsuchend, bis auf die höchsten Principien der Elemen-

tar-Aesthetik zurückgehn: und um demselben. so wie dem Dichter selbst, die ihnen gebührende Stelle unter den übrigen Kunstwerken und Künstlern anzuweisen, eben so nothwendig die verschiedenen Nebenarten aufführen, welche dieselbe Gattung mit ihnen befast.

Ich wählte aber diese Methode, immer zugleich bei meinem Gegenstande etwas Allgemeineres. die Poësie und die Dichternatur überhaupt, im Auge zu haben, nicht ohne Absicht. Jede philosophische Beurtheilung kann auf einen zwiefachen Endzweck hinerbeiten, mehr auf die objective Beschaffenheit des Werks. das sie zu würdigen versucht. oder mehr auf den Geist Rücksicht nehmen, der nothwendig war, es hervorzubringen. In dem ersteren Fall befördert sie die Gesetzmäßigkeit unsrer Thätigkeit: in dem letzteren bildet sie die ihr günstige Stimmung unsres Gemüths. In dem Gemüthe des Menschen aber sind die Anlagen zu jeder Art der Kraftäußerung mit einander verwandt, und jede einzelne entwickelt sich freier und vollkommner, wenn sie durch die verhältnifsmäßige Ausbildung der übrigen unterstützt wird. chem Gegenstande man daher immer reden mag. so kann man ihn auf den Menschen, und zwar auf das Ganze seiner intellectuellen und moralischen Organisation beziehen. Bei jeder eigenthümlichen Philosophie. jedem weitumfassenden System der Naturforschung, jeder großen politischen Einrichtung kann man untersuchen. was dadurch der philosophische. natur-

historische, politische Geist allein und in ihrer Verhindung gewonnen haben. Man kann an diese Untersuchung die noch allgemeinere anknüpfen, um wie viel dadurch der menschliche Geist überhaupt dem letzten Ziele seines Strebens nüher gerückt ist. dem Ziele nemlich: die ganze Masse des Stoffs, welchen ihm die Welt um ihn her und sein inneres Selbst darbietet, mit allen Werkzeugen seiner Empfänglichkeit in sich aufzunehmen, und mit allen Kräften seiner Selbstthätigkeit umzugestalten und sich anzueignen, und dadurch sein Ich mit der Natur in die allgemeinste. regste und übereinstimmendste Wechselwirkung zu bringen. Man muss sogar immer beides, sobald man einen hohen praktischen Endzweck verfolgt, und man . darf es wenigstens nie ganz vernachlässigen, wenn man von der Kunst spricht, die aus dem Innersten des menschlichen Gemüths selbst entspringt, und von einem Kunstwerke, das mit dem Gepräge einer großen Eizenthümlichkeit gestempelt ist.

Erwählt man nun diesen höheren Standpunkt, so bezieht man seinen einzelnen Gegenstand auf einen allgemeinen, außer demselben liegenden Mittelpunkt, und arbeitet an einem mehr oder minder beträchtlichen Theil eines weiten und erhabenen Gebäudes. Dieser Mittelpunkt ist nemlich: die Bildung des Menschen; dies Gebäude: die Charakteristik des menschlichen Gemüths in seinen möglichen Anlagen und in den wirklichen Verschiedenheiten, welche die Erfahrung aufzeigt. Man besitzt nun-

mehr in der Summe der Vorzüge des Geistes und der Gesinnung, welche die Menschheit bisher dargethan hat, eine idealische, aber bestimmbare Größe, nach welcher sich der Einzelne beurtheilen läßt; man sieht ein Ziel, dem man nachstreben kann; man kennt einen Weg, auf dem es möglich ist, im höchsten Verstande des Worts Entdecker zu seyn, indem man durch die That als Dichter, Denker, oder Forscher, aber vor allem als handelnder Mensch, jener Summe etwas Neues hinzufügt, und damit die Grenzen der Menschheit selbst weiter rückt. Man gewinnt eine Idee, welche durch Begeisterung zugleich Kraft mittheilt, da das Gesetz die Schritte nur leitet, nicht auch beflügelt, und den Muth mehr daniederschlägt, als erhebt.

Es giebt keine freie und kraftvolle Aeußerung unsrer Fähigkeiten ohne eine sorgfältige Bewahrung unsrer ursprünglichen Naturanlagen; keine Energie ohne Individualität. Deswegen ist es so nothwendig, dass eine Charakteristik, wie die eben geschilderte. dem menschlichen Geiste die Möglichkeit vorzeichne, mannigfaltige Bahnen zu verfolgen, ohne sich darum von dem einfachen Ziel allgemeiner Vollkommenheit zu entfernen, sondern demselben vielmehr von verschiedenen Seiten entgegen zu eilen. Nur auf eine philosophisch empirische Menschenkenntniss läst sich die Hoffnung gründen, mit der Zeit auch eine philosophische Theorie der Menschenbildung zu erhalten. Und doch ist diese letztere nicht bloss als allgemeine Grundlage zu ihren einzelnen Anwendungen, der Erziehung und Gesetzgebung, (die selbst erst von ihr durchgängigen Zusammenhang in ihren Principien erwarten dürfen) sondern auch als ein sicherer Leitfaden bei der freien Selbstbildung jedes Einzelnen ein allgemeines und besonders in unserer Zeit dringendes Bedürfnis. fser die Anzahl der Richtungen ist, welche ihm offen liegen, je reichhaltiger der Stoff, welchen unsre Cultur ihm darbietet, desto mehr fühlt sich auch der bessere Kopf verlegen, unter dieser Mannigfaltigkeit eine verständige Wahl zu treffen, und auch nur Mehreres davon mit einander zu verbinden. Ohne diese Verbindung aber geht die Cultur selbst verloren. wenn die Cultur des Menschen die Kunst ist, sein Gemüth durch Nahrung fruchtbar zu machen, so muß er dazu seine Organe so harmonisch stimmen, und eine solche außre Lage wählen, dass er so Vieles, als möglich, sich aneignen kann, da ohne Aneignung kein Nahrungsstoff weder in das Gemüth, noch in den Körper übergeht.

Eine solche Charakteristik des Menschen durste ich zwar nie zu einer eigentlichen Wissenschaft erheben, ob sie gleich mehr bestimmt wäre, philosophisch und zum Behuf höherer Ausbildung zu entwickeln, was der Mensch überhaupt zu leisten vermag, als historisch zu zeigen, was er bisher wirklich geleistet hat; aber sie würde dennoch nicht minder verdienen, als eine eigne, philosophisch geordnete Erfahrungstheorie von der Masse der übrigen philosophischen Kenntnisse abgesondert zu werden. In wie ferne sie

hierauf Ansprüche machen, und selbst eines eignen Namens bedürfen möchte, da sie sich auch in ihrem allgemeinen Theile von der Psychologie und Anthropologie wesentlich unterscheiden würde, ist hier nicht der Ort, auseinanderzusetzen. Ich glaubte ihrer nur überhaupt erwähnen zu müssen, um für die Beurtheilung dieser Blätter den entfernteren Zweck bestimmter anzudeuten, den ich bei Ausarbeitung derselben nie aus den Augen verlor.

Der Rückblick auf diesen entfernteren Zweck aber hat mich genöthigt, einen Gang zu wählen, der, wie ich fürchte, vielen zu lang und zu beschwerlich scheinen wird. Mein Raisonnement ist nemlich für die Individualität meines Gegenstandes vielleicht zu allgemein, für seine Anschaulichkeit zu philosophisch geworden. Wenn ich mir auch schmeicheln könnte, den Aesthetiker einiger Massen befriedigt zu haben, so darf ich nicht auch hoffen, dem Dichter unmittelbar bei seinem Geschäft nützlich zu werden. Die philosophische Höhe, zu der ich mich von meinem Standpunkte aus nothwendig erheben mußte, ist dem ausübenden Künstler weder bequem noch fruchtbar; er braucht mehr specielle und empirische Regeln. Wenn diese dem Philosophen zu eng und individuell sind, so erscheint ihm dagegen dasjenige, was für diesen gehörigen Gehalt und Tauglichkeit zum allgemeinen Gesetz hat, immer hohl und leer. So stehen beide in einem nothwendigen und unvermeidlichen Widerstreit mit einander.

Aber die Philosophie der Kunst ist auch nicht

hauptsächlich für den Künstler. und wenigstens nie für den Augenblick der Hervorbringung bestimmt. Es ist ein Vorzug und ein Unglück der Philosophie überhaupt immer nur den Menschen, nie die Ausübung zum unmittelbaren Endzweck zu haben. Der Künstler kann ohne sie Künstler. der Staatsmann ohne sie Staatsmann. der Tugendhafte ohne sie tugendhaft seyn: aber der Mensch bedarf ihrer, um, was er von ihnen empfängt. zu geniefsen und zu benutzen, um sich selbst und die Natur zu kennen und diese Kenntniss fruchtbar zu machen; und jene sogar können ihrer nicht entbehren, wenn sie sich selbst verständlich werden und mit ihrer Vernunft dem Fluge ihres Genies oder der Tiefe und Richtigkeit ihres praktischen Sinns gleichkommen wollen. Eben so ist auch die Aesthetik unmittelbar nur für denjenigen bestimmt, welcher durch die Werke der Kunst seinen Geschmack, und durch einen freien und geläuterten Geschmack seinen Charakter zu bilden wünscht; der Künstler selbst kann sie nur gebrauchen, sich überhaupt zu stimmen, sich, wenn er sich eine Zeit hindurch seinem Genie überlassen hat, wieder zu orientiren, den Punkt zu bestimmen, auf dem er steht, und wohin er gelangen sollte. den Weg aber, der ihn zu diesem Ziele führt, kann ihm nicht mehr sie, sondern allein seine eigne und fremde Erfahrung Rath ertheilen.

Zwar wird ihm auch diese immer nur einzelne Bruchstücke zu liefern im Stande seyn, abgerissene Regeln, denen es nicht bloß an Vollständigkeit. sondern auch an Allgemeingültigkeit fehlt. Dessenungeachtet wäre es nicht minder wichtig, dieselben zu sammeln und zu ordnen, und jeder, welchem sein Talent die Bahn der Kunst mit entschiedenem Erfolge zu wandeln erlaubt, sollte sorgfältig aufzeichnen, was er auf derselben an sich selbst bewährt gefunden hat. würde dadurch nicht blofs der Kunst, sondern auch der Philosophie ein wesentlicher Dienst geleistet. Aesthetiker benutzt diese poëtischen Geständnisse eben so, als der Psycholog die moralischen, und freut sich, die Künstlernatur, die er sonst nur mit Mühe aus ihren Werken ahndet, nun durch unmittelbare Anschauung zu erkennen. Dies ist es, was Diderots ästhetischen Aufsätzen einen so großen Werth giebt, der Reichthum von Bemerkungen und Erfahrungen, der z. B. seine Versuche über die Malerei und seine Abhandlung über die dramatische Poësie so fruchtbar für den Künstler und Theoretiker macht.

Der Abstand, welcher sich zwischen dem allgemeinen Gesetz und dem individuellen Kunstwerk befindet, hindert oft, daß das letztere sogleich vollkommen als der einzelne Fall erscheine, in welchem das erstere dargestellt ist. Sehr leicht könnte sich daher der Leser in der Folge dieser Versuche zu der Beschuldigung veranlaßt finden, daß ich den Charakter des beurtheilten Gedichts nicht treu genug vor Augen gehabt, und meine Behauptungen nicht durch vollkommen passende Beispiele gerechtfertigt hätte. Ehe er indeß ein solches Verdammungsurtheil ausspricht, muß

ich ihn bitten, sich mit dem Geiste des Ganzen recht vertraut zu machen, und diesen auch bei einzelnen Stellen nie aus dem Gesicht zu verlieren. Denn auch mir hat immer der Totaleindruck vorgeschwebt, und ich kenne in ästhetischen Beurtheilungen keine andre Absonderungs-Methode, als diejenige, welche die einzelne Eigenschaft, auch zu einem augenblicklichen Gebrauche getrennt, noch immer durch das Ganze, mit dem sie verbunden ist, modificirt betrachtet.

Bei der Bestimmung der Dichtungsart, zu welcher Herrmann und Dorothea gehört, habe ich nöthig gefunden, eine eigne, von dem gewöhnlichen Begriff der Epopee abweichende Gattung derselben festzusetzen. Ich fürchte hiebei nicht den Vorwurf, zum Behuf eines einzelnen Gedichts ohne Noth eine neue Galtung geschaffen zu haben. Wer die Theorie der Kunst bearbeitet, befindet sich in dem gleichen Fall mit dem Naturforscher. Was diesem die Natur ist, das ist jenem das Kunstgenie. Wofern er nur gewiss ist, dass dieses und zwar in seiner vollen und reinen Kraft gewirkt hat, (denn hierüber muß er einen freien und eigenmächtigen Richterspruch fällen) so bleibt ihm nichts übrig, als die Geburten desselben gerade für das zu nehmen, wofür sie sich ankündigen, sie einfach zu beschreiben, und sein System, wenn sie sich seiner Classification widersetzen, nach ihrem Bedürfniss zu erweitern.

Die Entwicklung philosophischer Theorieen an einzelnen zum Grunde gelegten Beispielen führt gewöhnlich mehr als Einen Nachtheil mit sich. Entweder leidet dadurch die Allgemeinheit der Theorie, oder es wird auch in dem einzelnen Fall, von dem man ausgeht, mehr hineingelegt, als sich sonst natürlich darin gefunden hätte. So wie ich in dieser Einleitung den Zweck auseinandergesetzt habe, auf den ich hinarbeitete, glaube ich keinen dieser beiden Vorwürfe mehr befürchten zu dürfen. Bei der Methode, die ich wählte, musste sich zwar das gesammte Feld der Kunstphilosophie meinem Blicke zeigen, aber ich durste mich nie von dem Standpunkte entfernen, auf den ich mich gestellt hatte. Wenn die erstere Betrachtung mir die Bahn. die ich zu durchlaufen hatte, eröffnete, so musste die letztere sie zu begränzen dienen. Dies bitte ich den Leser besonders da nicht zu vergessen, wo ich über andre Dichtungsarten und Dichternaturen, wie z. B. über die Tragödie und über Ariost rede. Denn da ich ihrer immer nur in Beziehung auf meinen eigentlichen Gegenstand erwähne, so könnte mein Raisonnement in diesen Stellen, ohne diese Erinnerung, leicht schief und einseitig erscheinen. Freilich aber gestehe ich gern. dass ein tieferes Eindringen in die Grundprincipien einer allgemeingültigen Philosophie der Kunst überhaupt mir bald zu reizend schien, um dasselbe als einen bloß untergeordneten Zweck meiner Arbeit zu betrachten. und dass meine Bemühung vielmehr wesentlich darauf hinging, den gesammten Vorrath meiner Ideon über diesen Gegenstand zu einem, auch von jeder fremden

Beziehung unabhängigen und so viel möglich in sich selbst vollendeten Ganzen systematisch zu ordnen.

Sollte übrigens der geschmackvolle Kunstrichter die Resultate dieser Untersuchungen mit minderer Ausführlichkeit und mit einer gedrängteren Kürze dargestellt wünschen; so fühle ich vielleicht lebhaster, als irgend einer meiner Leser, die Billigkeit dieser Forderung, in so fern sie den Styl und den Vortrag ausschließend betrifft. Für einen großen Theil des Publicums hingegen glaub ich meinen philosophischen Raisonnements sowohl mehr Klarheit. als mehr überzeugende Kraft dadurch ertheilt zu haben, dass ich sie unmittelbar an die Zergliederung eines vollendeten Kunstwerks angeschlossen; und ich habe der Versuchung nicht widerstehen können, manche sonst nicht unwichtige Rücksichten dem höheren Interesse aufzuopfern, welches ein so allgemein beliebtes Meisterstück jedem nicht ganz mißlungenen Versuch seine Schönheiten zu entwickeln, unstreitig zu ertheilen vermag.

I.

Wirkung des Gedichts im Ganzen. — Es lätst einen rein dichterischen Eindruck in dem Gemüthe zurück.

Die schlichte Einfachheit des geschilderten Gegenstandes und die Größe und Tiese der dadurch hervorgebrachten Wirkung, diese beiden Stücke sind es, welche in Göthe's Herrmann und Dorothea die Bewunderung des Lesers am stärksten und unwillkührlichsten an sich reißen.

Was sich am meisten entgegensteht, was nur dem Genie des Künstlers, und auch diesem allein in seinen glücklichsten Stimmungen zu verknüpfen gelingt, sinden wir auf einmal vor unsrer Seele gegenwärtig — Gestalten, so wahr und in dividuell, als nur die Natur und die lebendige Gegenwart sie zu geben, und zugleich so rein und idealisch, als die Wirklichkeit sie niemals darzustellen vermag. In der blossen Schilderung einer einfachen Handlung erkennen wir das treue und vollständige Bild der Welt und der Menschheit.

Der Dichter erzählt die Verbindung eines Sohns aus einer wohlhabenden Bürgersamilie mit einer Ausgewanderten; er thut nichts, als die einzelnen Momente dieser Handlung, die einzelnen Theile dieses Stoffs aus einander legen, die Reihe der Umstände entwickeln; wie sie natürlich und nothwendig aus einander entspringen; er ist nie mit etwas andrem, als mit seinem Gegenstande beschäftigt; alle Hindernisse, durch die er den Knoten der Handlung schürzt, alle Mittel, durch die er ihn wieder löst, sind allein aus diesem und aus den Charakteren der handelnden Personen genommen; alles, wodurch er die Theilnahme des Lesers gewinnt, ist allein in diesem Kreise enthalten, und nie tritt er in seiner eignen Individualität hervor, nie schweist er in eine eigne Betrachtung, oder eine eigne Empfindung aus. Und auf welchen Standpunkt sieht sich dadurch der Leser versetzt! Das Leben in seinen größesten und wichtigsten Verhältnissen und der Mensch in allen bedeutenden Momenten seines Dascyns stehen auf einmal vor ihm da, und er durchschaut sie mit lebendiger Klarheit.

Was seinem Herzen das Wichtigste ist, sein Nachdenken und seine Beobachtung am anhaltendsten beschäftigt, sieht er mit wenigen, aber meisterhaften Zügen in überraschender Wahrheit geschildert — den Wechsel der Alter

und Zeiten, die fortschreitende Umänderung in Sitten und Denkungsart, die Hauptstusen menschlicher Cultur, und vor allem das Verhältnis häuslicher Bürgertugend und stillen Familienglücks zu dem Schicksal von Nationen und dem Strome außerordentlicher Ereignisse. Indem er nur den Begebenheiten einer einzelnen Familie zuzuhören glaubt, fühlt er seinen Geist in ernste und allgemeine Betrachtungen versenkt, sein Herz zu wehmuthsvoller Rührung hingerissen, sein ganzes Gemüth hingegen zuletzt wieder durch einfache, aber gediegene Weisheit beruhigt. Denn die wichtige Frage, die sich in unsrer Zeit überall jedem ansdrängen muss: wie soll bei dem allgemeinen Wechsel, in welchem Meynungen, Sitten, Versassungen und Nationen sortgerissen werden, der Einzelne sich verhalten? findet er nicht allein in den mannigfaltigsten Gestalten aufgeworfen, sondern auch so beantwortet, dass die Antwort ihm mit der Belehrung zugleich Krast zum Handeln und Muth zum Ausharren in die Seele haucht.

Aus der Mitte aller Verhältnisse seiner Zeit und seines Vaterlandes, sieht er sich in eine Welt versetzt, in die er sonst nur, von der Erinnerung an die einfachsten und frühesten Menschenalter erfüllt, an der Hand der Alten einzugehen pflegt. Denn indem ihn der Dichter bei der ganzen Individualität seines Wesens ergreift, führt er ihn zu den reinen und ursprünglichen Naturformen zurück; und indem er in der Wirklichkeit alles vertilgt, was sie zur bloßen Wirklichkeit und untauglich zum Gebrauch für die Phantasie macht, benutzt er noch bis auf den kleinsten Zug ihre Individualität.

So rein dichterisch hat er seinen Stoff erfunden und ausgeführt.

II.

Hauptbestandtheile aller dichterischen Wirkung. — Plan dieser Beurtheilung im Allgemeinen.

Nichts ist ein so zuverlässiger Beweis des echt dichterischen Charakters, als die Verbindung des Einfachsten und des Höchsten, des durchaus Individuellen und vollkommen Idealischen (dieser beiden Hauptbestandtheile aller künstlerischen Wirkung) in derselben Schilderung und derselben Gestalt.

Denn durch einzelne Bilder der Phantasie den Geist auf einen hohen und weitumschauenden Standpunkt zu führen, ist die schöne Bestimmung des Dichters, vermittelst durchgängiger Begrenzung seines Stoffs eine unbegrenzte und unendliche Wirkung hervorzubringen, durch ein Individuum einer Idee Genüge zu leisten, und von Einem Punkt aus eine ganze Welt von Erscheinungen zu eröffnen.

Zwar kann es leicht scheinen, als sey das Geschäft, das ihm dadurch aufgelegt wird, nur die übertriebene Forderung eines undichterischen Zeitalters, das, indem es überall nach philosophischen Begriffen hascht, auch überall nur Ideen sucht, und das bloße und leichte Spiel der Sinne und der Einbildungskraft verschmäht. Man darf aber nur seine nächste und eigentlichste Bestimmung genau untersuchen, und man wird unläugbar finden, daß, indem er dieser vollkommen zu genügen strebt, er sich zugleich auf dem Wege befindet, jenes zu erreichen, sich zu Idealen zu erheben und eine gewisse Totalität zu erlangen.

Dies liegt uns jetzt zu zeigen ob. Denn wenn das Gedicht, das wir zu beurtheilen im Begriff sind, wirklich einen so rein dichterischen Eindruck zurückläst, als wir so eben beschrieben haben, so wird uns nichts so sicher, als die Erörterung des Wesens der Dichtkunst selbst, bei der

Schilderung seines allgemeinen Charakters leiten; und diese Schilderung macht den ersten und hauptsächlichsten Theil unsres Geschäfts aus.

Haben wir diesen vollendet, so bleibt uns dann nur nech übrig, die Arbeit des Dichters mit den besondren Regeln der Gattung zu vergleichen, zu der sie gehört.

Denn nur, indem wir diese doppelte Beurtheilung mit einander verbinden, können wir gewiß seyn, weder der Originalität des Dichters, noch den gerechten Ansprüchen der Theorie der Kunst zu nahe zu treten.

III.

Einfachster Begriff der Kunst.

Das Feld, das der Dichter als sein Eigenthum bearbeitet, ist das Gebiet der Einbildungskraft; nur dadurch, daßer diese beschäftigt, und nur in so fern, als er dies stark und ausschließend thut, verdient er Dichter zu heißen. Die Natur, die sonst nur einen Gegenstand für die sinnliche Anschauung abgiebt, muß er in einen Stoff für die Phantasie umschaffen. Das Wirkliche in ein Bild zu verwandeln, ist die allgemeinste Außabe aller Kunst, auf die sich jede andre, mehr oder weniger unmittelbar, zurückbringen läßt.

Um hierin glücklich zu seyn, hat der Künstler nur Einen Weg einzuschlagen. Er muß in unsrer Seele jede Erinnerung an die Wirklichkeit vertilgen, nud nur die Phantasie allein rege und lebendig erhalten. An seinem Objecte darf er dem Gehalt und selbst der Form nach nur wenig ändern; wenn man die Natur in seinem Bilde wiedererkennen soll, so muß er sie streng und treu nachahmen; es bleibt ihm also nichts übrig, als sich an das Subject zu

wenden, auf das er wirken will. Ließe er auch den Gegenstand selbat, bis auf seine kleinsten Flecken, gerade so wie er in der Natur ist, so hätte er denselben nichts desto weniger zu etwas durchaus Verschiedenem gemacht; denn er hätte ihn in eine andre Sphäre versetzt. In der Wirkhichkeit schließt immer eine Bestimmung jede andere aus; was sie also dem Gegenstande durch ihre Beschaffenheit giebt, das ninmt sie ihm wieder durch ihr ausschließendes Daseyn; vor der Phantasie hingegen fällt diese Beschränkung, die nur aus der Natur der Wirklichkeit hersließt, von selbst hinweg, da die Seele, von der Phantasie begeistert, sich über die Wirklichkeit erhebt.

Diese allgemeinste und einfachste Wirkung aller Kunst beweisen am besten diejenigen Gemählde, die sich begnügen, leblose Naturgegenstände darzustellen. Eine Pflanze, eine Frucht ist gerade so gemahlt, wie sie in der Natur vor uns daliegt, es ist nichts ausgelassen, nichts hinzugesetzt; warum macht sie dennoch einen anderen Eindruck, als der wirkliche Gegenstand? warum ist ein solches Stück in Rücksicht auf den allgemeinen Begriff der Kunst durchaus von demselben Werth in seiner Gattung wie jede andere Vorstellung in der ihrigen? Bloß darum, weil es gerade und rein zur Phantasie des Zuschauers geht, und eben so rein aus der Phantasie des Künstlers entsprungen ist.

Bis so weit ist die Kunst mehr beschrieben, als definirt; ihr Wesen mehr empirisch erläutert, als philosophisch entwickelt worden. Eine wahre Definition muß sich, wenn sie nicht willkührlich scheinen soll, auf eine Ableitung aus Begriffen gründen. Eine solche kann für die Kunst nur aus der allgemeinen Natur des Gemüths Statt finden.

Wir unterscheiden drei allgemeine Zustände unserer Seele, in denen allen ihre sämmtlichen Kräfte gleich thätig, aber in jedem Einer besondern, als der herrschenden, un-

tergeordnet sind. Wir sind entweder mit dem Sammeln, Ordnen und Anwenden bloßer Erfahrungskenntnisse, oder mit der Außsuchung von Begriffen, die von aller Erfahrung unabhängig sind, beschäftigt; oder wir leben mitten in der beschränkten und endlichen Wirklichkeit, aber so als wäre sie für uns unbeschränkt und unendlich.

Der letztere Zustand kann, das begreift man leicht, nur der Einbildungskraft angehören, der einzigen unter unsern Fähigkeiten, welche widersprechende Eigenschaften zu verbinden im Stande ist. Was in demselben vorgeht, muße eine zwiesache Eigenschaft in sich vereinigen. Es muße 1) ein reines Erzeugniß der Einbildungskraft seyn; und 2) immer eine gewisse, äußere oder innere, Realität besitzen. Ohne das erstere wäre die Einbildungskraft nicht herrschend; ohne das andere wären die übrigen Kräfte unserer Seele nicht zugleich thätig. Da aber die Realität, von der hier die Rede ist, sich nicht auf ein Daseyn in der Wirklichkeit beziehen darf, so kann dieselbe nur auf Gesetzmäßigkeit beruhen.

Aus diesem Zustande nun entspringt das Bedürfniss der Kunst.

Daher ist die Kunst die Fertigkeit, die Einbildungskraft nach Gesetzen productiv zu machen; und dieser ihr einfachster Begriff ist zugleich auch ihr höchster.

IV.

Höhe der Wirkung, zu der die Kunst sich erhebt. — Idealität. — Erster Begriff des Idealischen, als des Nicht-Wirklichen.

Die Einbildungskraft durch die Einbildungskraft zu entzünden, ist das Geheimnis des Künstlers. Denn um die unsrige zu nöthigen, den Gegenstand, den er ihr schildert,

rein aus sich selbst zu erzeugen, muß derselbe frei aus der seinigen hervorgehn. Dadurch aber, daß jedes Kunstwerk, wie treu es auch seinem Urbilde sey, doch als eine vollkommen neue Schöpfung dem Künstler eigen ist, erleidet auch der Gegenstand eine Umänderung seines Wesens, und wird zu einer andren Höhe erhoben.

Das Reich der Phantasie ist dem Reiche der Wirklichkeit durchaus entgegengesetzt; und eben so entgegengesetzt ist daher auch der Charakter dessen, was dem einen oder dem andern dieser beiden Gebiete angehört. Mit dem Begriff des Wirklichen unzertrennbar verbunden ist es, daß jede Erscheinung einzeln und für sich da steht, das keine als Grund oder Folge von der anderen abhängt. Denn nicht allein, dass eine solche Abhängigkeit niemals wirklich angeschaut, immer nur durch Schlüsse eingesehen werden kann. macht auch der Begriff des Wirklichen selbst das Aufsuchen derselben überflüssig. Die Erscheinung ist da: dies ist genug, jeden Zweisel zurückzuweisen; wozu braucht sie sich noch durch ihre Ursache, oder ihre Wirkung zu rechtfertigen? Sobald man hingegen in das Gebiet des Möglichen übergeht, so besteht nichts mehr, als durch seine Abhängigkeit von etwas andrem; und alles, was nicht anders, als unter der Bedingung eines durchgängigen inneren Zusammenhanges gedacht werden kann, ist daher im strengsten und einfachsten Sinne des Worts idealisch. Denn es ist in so fern der Wirklichkeit, der Realität, geradezu entgegengeselzt.

Auf diese Weise idealisirt muß daher alles werden, was die Hand der Kunst in das reine Gebiet der Einbildungskrast hinübersührt.

Wohin der Mensch nur immer seine Blicke richten mag, da sucht er den Begriff eines gegenseitigen Zusammenhanges, einer innern Organisation geltend zu machen. Ueberall den Zusall zu verbannen, zu verhindern, dass in dem Gebiete des Beobachtens und Denkens er nicht zu herrschen scheine, im Gebiete des Handelns nicht herrsche, ist das Streben der Vernunst. Dadurch allein schon bewährt er, dass er sich mit Recht einer höheren Abkunst rühmt, als die übrigen Geschöpse, dass er in ein besseres Land, als das der Wirklichkeit, dass er in das Land der Ideen gehört.

Dahin auch die ganze Natur, treu und vollständig beebachtet, mit sich hinüber zu tragen, d. h. den Stoff seiner Erfahrungen dem Umfange der Welt gleich zu machen; diese ungeheure Masse einzelner und abgerissener Erscheinungen in eine ungetrennte Einheit und ein organisirtes Ganzes zu verwandeln; und dies durch alle die Organe zu thun, die ihm hierzu verliehen sind, — ist das letzte Ziel seines intellectuellen Bemühens.

Da jedoch diese Betrachtung in ihrer Allgemeinheit unserm Gegenstande fremd ist, so bleiben wir hier nur bei dem Antheile stehen, den an dieser großen Arbeit die Einbildungskraft und der Künstler insbesondere nimmt. Wir erinnern überhaupt nur daran, um zu zeigen, daß die Kunst nicht zu den mechanischen und untergeordneten Geschäften gehört, durch die wir uns zu unsrer eigentlichen Bestimmung bloß vorbereiten, sondern zu den höchsten und erhabensten, durch die wir sie selbst unmittelbar erfüllen.

V.

Zweiter und höherer Begriff des Idealischen, als eines Etwas, das alle Wirklichkeit übertrifft.

Dadurch, dass der Dichter seinen Gegenstand, selbst wenn er ihn unmittelbar aus der Natur entlehnt, doch immer von neuem durch seine Einbildungskrast erzeugt, wird die Gestalt bestimmt, die er denselben über seine wirkliche rein aus sich selbst zu erzeugen, muß derselbe frei aus der seinigen hervorgehn. Dadurch aber, daß jedes Kunstwerk, wie treu es auch seinem Urbilde sey, doch als eine vollkommen neue Schöpfung dem Künstler eigen ist, erleidet auch der Gegenstand eine Umänderung seines Wesens, und wird zu einer andren Höhe erhoben.

Das Reich der Phantasie ist dem Reiche der Wirklichkeit durchaus entgegengesetzt; und eben so entgegengesetzt ist daher auch der Charakter dessen, was dem einen oder dem andern dieser beiden Gebiete angehört. Mit dem Begriff des Wirklichen unzertrennbar verbunden ist es, dass iede Erscheinung einzeln und für sich da steht, das keine als Grund oder Folge von der anderen abhängt. Denn nicht allein, dass eine solche Abhängigkeit niemals wirklich angeschaut, immer nur durch Schlüsse eingesehen werden kann, macht auch der Begriff des Wirklichen selbst das Aufsuchen derselben überflüssig. Die Erscheinung ist da: dies ist genug, jeden Zweisel zurückzuweisen; wozu braucht sie sich noch durch ihre Ursache, oder ihre Wirkung zu recht-Sobald man hingegen in das Gebiet des Möglichen übergeht, so besteht nichts mehr, als durch seine Abhängigkeit von etwas andrem; und alles, was nicht anders, als unter der Bedingung eines durchgängigen inneren Zusammenhanges gedacht werden kann, ist daher im strengsten und einfachsten Sinne des Worts idealisch. Denn es ist in so fern der Wirklichkeit, der Realität, geradezu entgegengesetzt.

Auf diese Weise idealisirt muß daher alles werden, was die Hand der Kunst in das reine Gebiet der Einbildungskrast hinüberführt.

Wohin der Mensch nur immer seine Blicke richten mag, da sucht er den Begriff eines gegenseitigen Zusammenhanges, einer innern Organisation geltend zu machen. Ueberall den Zusall zu verbannen, zu verhindern, dass in dem Gebiete des Beobachtens und Denkens er nicht zu herrschen scheine, im Gebiete des Handelns nicht herrsche, ist das Streben der Vernunst. Dadurch allein schon bewährt er, dass er sich mit Recht einer höheren Abkunst rühmt, als die übrigen Geschöpse, dass er in ein besseres Land, als das der Wirklichkeit, dass er in das Land der Ideen gehört.

Dahin auch die ganze Natur, treu und vollständig beebachtet, mit sich hinüber zu tragen, d. h. den Stoff seiner Erfahrungen dem Umfange der Welt gleich zu machen; diese ungeheure Masse einzelner und abgerissener Erscheinungen in eine ungetrennte Einheit und ein organisirtes Ganses zu verwandeln; und dies durch alle die Organe zu thum, die ihm hierzu verliehen sind, — ist das letzte Ziel seines intellectuellen Bemühens.

Da jedoch diese Betrachtung in ihrer Allgemeinheit unserm Gegenstande fremd ist, so bleiben wir hier nur bei dem Antheile stehen, den an dieser großen Arbeit die Einbildungskraft und der Künstler insbesondere nimmt. Wir erinnern überhaupt nur daran, um zu zeigen, daß die Kunst nicht zu den mechanischen und untergeordneten Geschäften gehört, durch die wir uns zu unsrer eigentlichen Bestimmung bloß vorbereiten, sondern zu den höchsten und erhabensten, durch die wir sie selbst unmittelbar erfüllen.

V.

Zweiter und höherer Begriff des Idealischen, als eines Etwas, das alle Wirklichkeit übertrifft.

Dadurch, dass der Dichter seinen Gegenstand, selbst wenn er ihn unmittelbar aus der Natur entlehnt, doch immer von neuem durch seine Einbildungskrast erzeugt, wird die Gestalt bestimmt, die er denselben über seine wirkliche

Beschaffenheit, oder auch außer derselben, giebt. Denn er tilgt nun jeden Zug in ihm aus, der nur in Zufälligkeiten seinen Grund hat, macht jeden von dem andern, und das Ganze nur von sich selbst abhängig; und die Einheit, die dadurch in ihm herrschend wird, ist dennoch keine Einheit des Begriffs, sondern durchaus nur eine Einheit der Form. Denn nur unter der doppelten Bedingung völliger Selbstbestimmung und völliger Formalität ist die Einbilbungskraft im Stande, ihn sich selbst zu bilden. Gelingt ihm diese Arbeit, so stellt er zuletzt lauter reine Charakterformen auf, blosse Gestalten, welche die lautre, nicht durch einzelne wechselnde Umstände entstellte Natur an sich tragen; so ist jede mit dem Gepräge ihrer Eigenthümlichkeit gestempelt, und diese Eigenthümlichkeit liegt bloß in der Form, kann nie anders, als durch Anschauen gefast, nie aber in einem Begriff ausgedrückt werden.

Nun erst wird die Natur durch die Kunst verschönt und veredelt, nun erst erhält der Begriff des Idealischen seine höhere Bedeutung dessen, was keine Wirklichkeit erreichen und kein Ausdruck erschöpfen kann.

Auch hier muss man sich indes sorgsältig in Acht nehmen, weder die Art, wie der Künstler hierbei verfährt, zu verkennen, noch etwa gar in den Irrthum zu verfallen, als dürse er nur große, nur sehlersreie Charaktere schildern. Welches auch die Eigenthümlichkeit sey, die sie an sich tragen, wenn sie nur ganz und allein in ihnen erscheint, wenn sie nur als ein reines Object der Einbildungskrast behandelt ist — dies ist die einzige Forderung, der ihm Genüge zu leisten obliegt. Um aber diese zu erfüllen, hat er nicht eben Züge wegzulassen oder hinzuzusfügen; wenigstens wird nur selten gerade darauf das Wesentliche seiner Wirkung beruhen. Selbst bei der sklavischsten Anhänglichkeit an die Natur kann er diese noch in ihrem ganzen Um-

fang erreichen. Denn sie hängt nicht von einzelnen Zügen, einzelnen Umänderungen, nur von der Farbe, von dem Glanze ab, den er seinem Werke überhaupt leiht, nur davon, dass er ihm eine Einheit und eine Formalität giebt, die unmittelbar zu unsrer Phantasie spricht, ihn uns unmittelbar als ein reines Werk der Einbildungskrast, und als vollkommen real, durchaus übereinstimmend mit den Gesetzen der Natur und unsers Gemüths, also idealisch zeigt. Wodurch er indess eigentlich diese Uebereinstimmung der Form unsrer Einbildungskrast mit der Form der Natur bewirkt, vermöchte er selbst nicht zu sagen; und so wie man es zu beschreiben versucht, geräth man immer in die Gesahr, es in eine blos mechanische Arbeit zu verwandeln.

Der Ausdruck, dass der Dichter die Natur erhöht, muss daher immer mit Behutsamkeit gebraucht werden. Denn genau genommen ist er schlechterdings uneigentlich. Das Werk des Künstlers und das Werk der Natur stehen nicht mehr in demselben Gebiet, und erlauben daher auch nicht mehr denselben Masstab.

Der Gebrauch, den man vom Idealischen im Intellectuellen und Moralischen macht, verleitet sehr leicht, sich darunter immer etwas durch den Verstand Gedachtes, oder durch das Herz Empfundenes vorzustellen. Aber dieser Begriff ist ebensowohl auf bloß sinnliche Gegenstände anwendbar, und man darf sich nur an das vorhin gegebene Beispiel, den einfachsten Fall der Kunst, die bloße Nachahmung der Natur erinnern, um sich hiervon zu überzeugen.

An einer schön gemahlten Frucht bemerkt man ein Schwellen der Conture, eine Zartheit des Fleisches, eine flaumartige Weichheit der Haut, ein Glühen der Farben, das — so sehr ist es bloß idealisch — die Natur nie zu erreichen vermag. Man kann darum nicht sagen, daß die gemalte Frucht schöner sey, als die natürliche; die Natur

ist überhaupt nie schön, als insofern die Phantasie sie sich vorstellt. Man kann nicht sagen, dass die Umrisse in der Natur weniger vollendet, die Farl en minder lebhast wären; der Unterschied ist allein der, dass die Wirklichkeit zu den Sinnen, die Kunst zu der Phantasie spricht, dass jene harte und schneidende Umrisse, diese zwar immer bestimmte, aber immer auch unendliche giebt.

Selbst der unläugbare Widerspruch, der in diesen beiben Eigenschaften enthalten ist, beweist, dass alle Wirkung
der Kunst nur durch die Stimmung des Empsindenden hervergebracht wird. Denn sonst ist es offenbar klar, dass der
Umris, der bestimmt, zugleich begrenzt, dass, indem er angrebt, wie weit eine Linie, eine Fläche gehen sell, er zugleich alles Fernere ausschließt; aber die Phantasie begrenzt nie, sie geht immer ins Unendliche fort, und sobald
also das Genie des Künstlers sie begeistert, verbindet sie
ihre Unendlichkeit mit den Formen, die er ihr vorlegt, ohne
sich um einen Widerspruch zu bekünnmern, der zwar den
Verstand und die blosse sinnliche Anschauung, nicht aber
sie angeht.

Eben daher kommt es auch, dass die Kunst uns immer in uns zurück versenkt, da die Wirklichkeit uns aus uns heraussührt, nnsre Begierde zum Genus, unsre Thätigkeit zum Handeln weckt. Das Werk der Kunst ist zu edel für den Genus, und erregt zu sehr die innersten Kräste des Menschen, um sie plötzlich in Bewegung zu setzen; es slösst die höchste und schönste Begeisterung zu großen Thaten ein, aber erst indem es den Menschen sich selbst giebt, schenkt es ihn der Welt. Es spricht gar nicht zu demjenigen Theile seines Wesens, mit dem er der Wirklichkeit angehört.

VI.

Nothwendigkeit, in der sich jeder echte Künstler befindet, immer das Idealische zu erreichen.

Sobald man das Wesen der Kunst in den Gesetzen der Phantasie, durch die sie allein wirksam ist, aufsucht, gelangt man nothwendig auf den Begriff des Idealischen.

Denn so unbegreislich auch das Verfahren des Künstlers ist, so gewiss darin immer Etwas — und gerade das Wesentliche — übrigbleibt, das der Dichter selbst nicht su verstehen, und der Kritiker nie auszusprechen vermag; so ist indes doch immer so viel gewis, das der Künstler suerst von nichts anderm ausgeht, als nur etwas Wirkliches in ein Bild zu verwandeln; das er aber bald erfährt, das dies nicht anders, als durch eine Art lebendiger Mittheilung, nur dadurch möglich ist, das er gleichsam einen elektrischen Funken aus seiner Phantasie in die Phantasie andrer überströmen läst, und dies zwar nicht unmittelbar, sondern so, das er ihn einem Object auser sich einhaucht.

Dies ist der einzige Weg, der ihm offen liegt, und ohne es irgend zu wollen, blos indem er seinen Dichterberuf erfüllt, und die Ausführung seines Geschäfts der Phantasie überläst; hebt er die Natur aus den Schranken der Wirklichkeit empor, und führt sie in das Land der Ideen hintüber, schasst er seine Individuen in Ideale um.

VII.

Nachahmung der Natur.

Der Begriff des Idealischen, als etwas über die Wirklichkeit Erhabenen, erinnert an das Gesetz der Nachahmung der Natur, das man bisher gewöhnlich dem Künstler zu befolgen geboten, ja sogar als eine Definition der

Kunst selbet angeschen hat. In der That falst en en beiden Hauptbegriffe derselben in sich: den der A dem "Atiodruck" der Nat ut, " und den," dan die anders, als sie wirklich ist, dargestellt werden soll; in d der Nach ahmung, die nie eine villige Liebertinkunt; ibgem (Yeshilde) erlaubt. Aber its enthält eine Einbissis heit, die mir dadusch vernieden werden kannedalism Wesen der Kunst nicht (wie man bisker nur zu selbstell hat) in der Beschaffenheit ihres Gegenstandes, wonderstak der Stimmung der Phantasie aufsucht. Zwar hat man sich bemüht, dieser Unbestimmtheit ahs sitte deppetie Weise absuhelfen. Man hat dem Klisuthis ettenfahlen, nur die schöne Natur, und diese mar stat nethsushmen. Allein der Begriff des Schönen von vitlerlei Misverständnisse, ist von durchaus unbestänsitäk Ausdehnung, und läßt immer neue und höhere Gunde sit Der des Idealischen hingegen ist vollkommen bystischet. Denn alles ist idealisch, was die Phantasie in ihrer reinen Selbstthätigkeit erzeugt, was daher vollkommne Phantasie-Einheit besitzt. Diese nun ist immer eine geschlossene Größe, obgleich, da kein Künstler hoffen darf, sie ganz zu erreichen, die Stärke der Phantasie in den einzelnen Individuen auch hier unzählige Grade - jedoch nur in der Ausführung, nicht in der Forderung - zuläst.

Die andre Zweideutigkeit, welche der Ausdruck der Nachahmung veranlasst, hat man dadurch vermeiden wollen, dass es keine leiden de Nachahmung, sondern eine selbstthätige Umwandlung der Natur seyn müsse. Aber auch die Grenzen und die Art dieser Umwandlung verlangten neue und, genau zu reden, unmögliche Bestimmungen.

Die einzige Art diesen Streit zu schlichten, bleibt daher der subjective Weg, den wir gewählt haben, und der dennoch nicht weniger zu einer vollkommen objectiven Desinition der Kunst führt. Denn da der Künstler die Natur (unter der wir den Inbegriff alles dessen, was für uns Realität haben kann, verstehen) zu einem Gegenstande der Phantasie macht: so ist die Kunst die Darstellung der Natur durch die Ein bildungskraft; und diese Desinition unterscheidet sich so wenig von der oben (III.) gegebenen, das sie vielmehr nur ein objectiver Ausdruck derselben ist.

Diese Darstellung kann nun nicht anders, als schön seyn; denn sie ist ein Werk der Einbildungskraft. Sie muß eine Umwandlung der Natur enthalten; denn sie versetst dieselbe in eine andre Sphäre. Die Definition selbst aber faßt die Bestimmung in sich, welche Schönheit ihr angehören, welche Umwandlung die Natur erfahren soll; keine andre nemlich, als welche jene Versetzung in ein fremdartiges Medium von selbst mit sich bringt.

VIII.

Zweiter Vorzug der Kunst in ihrer letzten Vollendung: Totalität, —
Zwiefacher Weg, dieselbe zu erhalten.

Wir haben nunmehr gezeigt, wie der Dichter zur Ide alität gelangt; aber unsre Behauptung im Vorigen erstreckte zich noch weiter: wir sagten, dass er allemal auch Totalität erreiche; wir bedienten uns des Ausdrucks einer Welt, und dieser Ausdruck sollte keine Metapher seyn.

Die Welt, als der geschlossene Kreis alles Wirklichen, läst sich auf eine zwiesache Weise betrachten: einmal von den Gegenständen aus, die sie umsast; dann von den Organen aus, zwomit der Mensch dieselben in sich ausnimmt. Denn nur insosern er entsprechende Organe besitzt, kann eine Aussenwelt für ihn vorhanden seyn.

Der Dichter kann daher die Totalität, nach der er strebt, auch auf diese goppelte Weise erreichen, indem er entweder den Kreis der Objecte, oder den Kreis der Em-

blibdungen durchingh: the the hervirbringen. Die unter ist gewöhnlich der Weg des beschreibenden; die de der des lyristellen Dichters, obgleich beide unch thode timbiotelien Kunien, da est mobil suf die t studen nur auf die letzte Wirkung ankomat, Maufer personal in the second of the second of the second in: "Auf keinem von beiden Wegen ist es finn sel desem Ziel zu gelangen. Alle verschiedenen Zunt mensthlichen Wesens, (und schon darum, weilistlichen Stindpunkt ist, aus dem wir die Natur betrucktung a We Krifte der Natur sind so nahe mit einender wiell hillen and tragen sich so gegenseitig unter einsindeligie ts kaum möglich ist, eine derselben lebendig dast oblite auch zugleich den ganzen Kreis mit im buhin ausunehmen. Für den beschreibenden Dichter Mille dere ist das Leben so reich an Verhältnissen, und esseni ihm so leicht, dieselben wiederum auf eine für den Mie schen bedentende Weise darzustellen, dass er nur einen selbst zufällig aufgenommenen Stoff näher zu entwickeln, nur die angelegten Figuren mehr zu individualisiren braucht. um immerfort auf Lagen zu stoßen, die er dem Gemüß wichtig machen kann, und um bald nach und nach die ganze Masse von Gegenständen zu erschöpfen, welche sich seinem Blick von seinem Standpunkte aus darbieten.

In dieser Kunst, das ganze Leben der Phantage verzuführen, oder den ganzen Menschen in seinem Innemten
zu erschüttern, und also immer auf einmal alles zu umfassen, was ihn zu rühren vermag, hat niemand die Alten
übertroffen. Jede Hymne des Pindar, jeder größere Chor
der Tragiker, jede Ode des Horas durchläuft, nur in unendlich abwechselnder Mannigfaltigkeit, denselben Kreis.
Immer ist es die Erhabenheit der Götter, die Macht des
Schicksals, die Abhängigkeit des Menschen, aber auch die

Größe der Gesinnung und die Höhe des Muths, durch welche er sich gegen das Schicksal zu behaupten, oder gar über dasselbe zu erheben vermag, welche der Dichter schildert. Und wie anders, wie lebendiger, reicher, sinnlich-klarer noch ist eben dies im Homer gezeichnet! Nicht bloß in seinem ganzen Gedicht, in jedem einzelnen Gesange, fast in jeder einzelnen Stelle liegt das ganze Leben offen und klar vor uns da, daß die Seele auf einmal leicht und sicher, was wir sind und vermögen, was wir leiden und genießen, wo wir recht thun und wo wir fehlen, entscheidet.

Daher die beruhigende Wirkung, die jedes rein gestimmte Gemüth bei der Lesung der Alten erfährt; daher, daß sie auch den leidenschaftlichsten Zustand heftiger Aufwallung oder erliegender Verzweiflung allemal zur Ruhe herab - und zum Muthe hinausstimmen. Denn diese, Krast einhauchende, Ruhe fehlt niemals, sobald nur der Mensch sein Verhältniss zu der Welt und dem Schicksale ganz übersieht. Bloss wenn er gerade da stehen bleibt, wo die äußere Macht seine innere Kraft, oder seine innere Heftigkeit das äußere Gleichgewicht zu überwältigen droht, entsteht verzweiselnder Missmuth, und so günstig ist die ihm in der Reihe der Dinge angewiesene Stelle, daß Harmonie und Ruhe immer sogleich zurückkehren, als er nur den Kreis der Erscheinungen vollendet, welche ihm die Phantasie in diesen Augenblicken einer ernsten Rührung, in welcher er mit dem Geschick Rechnung hält, vorführt.

IX.

Diese Totalität ist allemal eine nothwendige Folge der vollkommen Herrschaft der dichterischen Einbildungskraft.

Aber es hängt nicht bloß von der oft zufälligen Wahl des Gegenstandes, nicht von der Individualität des Dichters

ab, sich dieser Totalität zu versichern, und auf einmal aller Empfindungen seines Zuhörers Meister zu werden. Er muß es immer und durchaus, sobald er nur im absoluten Verstande Dichter zu heißen verdient, d. i. sobald er es versteht, die Einbildungskraft herrschend und selbstthätig zu machen.

Denn weder die Zahl der Objecte, die er in seinen Plan aufnimmt, ist hierbei vorzüglich wichtig, noch auch die Nähe, in welcher dieselben zu dem höchsten Interesse der Menschheit liegen; beides, wie sehr es auch die Wirkung seiner Arbeit verstärken kann, ist für ihren künstlerischen Werth gleichgültig; alles, was er hierbei zu thun hat, ist nur seinen Leser in einen Mittelpunkt zu stellen, von welchem nach allen Seiten hin Stralen ins Unendliche ausgehen, und von dem er daher alle die großen und einfachen Naturformen überschauen kann, die sogleich da stehen, als man die wirklichen Gegenstände ihrer zufälligen Eigenthümlichkeiten entkleidet.

Es kommt daher gar nicht darauf an, alles, was an sich unmöglich wäre, oder auch nur vieles, was manche Gattungen der Kunst ausschließen würde, wirklich zu zeigen, sondern nur darauf, uns in die Stimmung zu versetzen, alles zu sehen. Er sammle nur unser eignes Wesen in Einen Punkt, und bestimme es, wie er als Künstler immer thun muß, sich in einem Gegenstand außer sich selbst hinzustellen (objectiv zu seyn), und es steht unmittelbar (welches dieser Gegenstand auch seyn möchte) eine Welt vor uns da. Denn unser ganzes Wesen ist dann in uns zugleich und in allen seinen Punkten rege, und ist schöpferisch; was es in dieser Stimmung hervorbringt, muß ihm selbst entsprechen, und wieder Einheit und Totalität besitzen; nun aber sind es diese beiden Begriffe, die wir in dem Ausdruck einer Welt mit einander vereinigen.

Es ist nemlich hier wieder derselbe Fall, den wir vorhin bei der Erreichung des Idealischen fanden. Der Dichter versetze uns, wie er seinem ersten und einfachsten Berufe nach zu thun verbunden ist, außerhalb den Schranken der Wirklichkeit, und wir besinden uns unmittelbar von selbst in der Region, in welcher jeder Punkt das Centrum des Ganzen, und mithin dieses schrankenlos und unendlich Absolute Totalität muß eben so sehr der unterscheidende Charakter alles Idealischen seyn, als das gerade Gegentheil davon der unterscheidende Charakter der Wirklichkeit ist. Sobald also der Dichter nur dahin gelangt, in uns jede auf die Kenntnis der Wirklichkeit gerichtete Stimmung zu unterdrücken, und alle sonst damit beschäftigten Kräfte unsres Geistes allein der Einbildungskraft untersuordnen, so hat er seinen Zweck erreicht. Denn nun ist diese letztere allein herrschend; nun knüpft sie auf einmal alles zusammen, worin sie eine für sich bestehende Kraft, ein eignes Lebensprincip entdeckt; und da alles Positive mit einander verwandt und eigentlich Eins ist, alle Absonderung von Individuen aber nur durch Beschränkung entsteht, so erfolgt hieraus nothwendig von selbst ein Streben nach einer in sich selbst geschlossenen Vollständigkeit. Das Gemüth also, auf das der Künstler so eingewirkt hat, ist immer geneigt, von welchem Objecte es auch ausgehen möchte, doch den ganzen damit verwandten Kreis zu vollenden, und immer im eigentlichsten Verstande eine Welt von Erscheinungen auf einmal zusammen zu fassen.

Mehr aber als das Gemüth zu stimmen ist nicht die Absicht des Dichters, die sich überhaupt nie über das Subject hinaus erstreckt, und die Gegenstände nie anders schildert, als um in ihnen den Menschen darzustellen; und so viel muss er jedesmal leisten, er mag den einsachsten Stoff, einen Sonnenaufgang, einen schönen Sommerabend, oder jede andre einzelne Naturscene besingen, oder eine Ilias, eine Messiade dichten. So nnzertrennlich ist diese Forderung mit seinem Dichter - und überhaupt mit seinem Künstlerberuse verbunden.

Auch ist die Erfüllung derselben im genauesten Verstande nur das Werk der echten Künstlernatur. Denn statt dass, wie man vielleicht zu glauben geneigt ist, nur der ernste, große, gehaltreiche Dichter am besten diese Totalität erreicht, führt uns gerade der ihr am nächsten, welchem der Genius der Kunst seine größeste Leichtigkeit verliehen hat, der die Einbildungskrast am zartesten und leisesten zu bewegen versteht, dessen Tönen sie am üppigsten entgegen schwillt, der sie mit einer unendlichen Sehnsucht nach immer neuen Verbindungen, immer neuen Flügen erfüllt. Denn darin eben besteht dies Allumfassende, das er ihr mittheilt, dass sie nirgends so schwer auftritt, um sich an Einer Stelle festzuwurzeln, dass sie immer weiter und weiter schweift, und doch immer den ganzen Kreis zugleich beherrscht, den sie durchstrichen hat; dass ihre Wonne an Wehmuth, ihre Wehmuth an Wonne gränzt; dass sie nichts mehr in der Farbe der Wirklichkeit, alles nur in dem Glanze erblickt, mit dem sie es, wie durch einen geheimnissvollen Zauber, überkleidet.

Es ist nicht mehr schwer, eine Welt zu bewegen, wenn man einen Punkt außerhalb derselben gefunden hat, auf den man mit Sicherheit fußen kann.

X.

Einfluss des Idealischen in der Darstellung auf die Totalität.

Ist die Seele einmal künstlerisch gestimmt, hat ihr der Dichter einmal jene zarte Empfänglichkeit, jene leise Erregbarkeit mitgetheilt, so hängt es allein von seiner Willkühr ab, wie viele einzelne Objecte er ihr wirklich vorführen, wie viele einzelne Empfindungen er in ihr rege machen will. Dies bestimmt die Natur seiner Gattung, die Wahl seines Stoffs, endlich seine Individualität. Das es ihm nicht schwer werden kann, aus jeglichem Stoff eine große Mannigfaltigkeit von Figuren zu entwickeln, ist schon im Vorigen gezeigt worden; aber es ist auch noch mehr. Die Art, wie er auch nur eine einzige dichterisch ausstellen muß, bereitet die Phantasie von selbst zu, nicht bloß mehrere, sondern gerade so viele andre an dieselbe anzuknüpsen, als mit dieser einen geschlossenen Kreis bilden.

Dadurch, dass die Einbildungskraft das Aehnliche mit dem Aehnlichen verknüpst, und selbst zwischen das Unähnliche noch verbindende Mittelglieder einschiebt, bringt sie nur Mannigsaltigkeit, nicht Totalität, hervor. Zu dieser letzteren muß sie und ihr Object dichterisch gestimmt und zubereitet seyn, und dies ist der Fall, wenn der Dichter idealische Figuren aufstellt.

Zu beidem, zu dem Idealischen und zur Totalität, erhebt er sich nur in dem Gebiete der Einbildungskraft; nur nachdem er das beschränkte und getrennte Daseyn der Wirklichkeit, wie durch einen Machtspruch, aufgehoben hat. Beides muß daher in genauer Verbindung mit einander stehen. Auch beruht das Idealische offenbar auf der Möglichkeit der Totalität; denn das Unterscheidende des Ideals besteht gerade darin, daß es sich alles, aber alles nur auf seine Weise, aneignet. Und wiederum begränzt das Idealische die Totalität, da es die Menge der einzelnen Bestandtheile immer in Massen zusammenschließt, die, aus Einem Punkt betrachtet, ein Ganzes für den Verstand oder die Anschauung bilden.

Wir nennen ein Ideal die Darstellung einer Idec in einem Individuum. Wir fordern daher von demselben eine Eigenthümlichkeit ohne Einseitigkeit. Eine solche aber erhalten wir nicht anders, als indem wir alles, was einem gewissen Charakter (der jeder idealischen Figur immer zum Grunde liegen muß) wesentlich ist, zusammennehmen; alles hingegen, was er nur zufällig an sich trägt, davon absondern. Alle Ideale erscheinen daher vollkommen als das, und nur als das, was sie wirklich sind. Dadurch fällt bei mehreren unmittelbar der Punkt ihrer gemeinsamen Berührung und der Punkt ihres individuellen Contrastes ins Auge. Aber es kann auch nicht leicht eine Lücke unausgefüllt bleiben. Wo zwischen zweien ein Mittelglied fehlt, da muß man es unmittelbar auch gewahr werden.

Durch diese Aehnlichkeit, die nie zur Einerleiheit, und diese Verschiedenheit, die nie zur Unverträglichkeit ausartet, sondert sich nun die ganze Welt vor dem idealisirenden Blick in eine unendliche Zahl einzelner Massen ab. Die Individuen treten in Gruppen, kleinere unter diesen in größere, alle in ein Ganzes zusammen. Nicht anders ergeht es dem Dichter. Auch er zeigt nichts als Massen. Sein ganzer Stoff verbindet eine solche Beweglichkeit mit solchem Streben nach Form, daß er, wo man nur einschneidet, überall in organische Massen aus einander slieht; wo man verbindet, sich wieder zu solchen zusammenrollt.

An demselben Faden nun, an dem das Genie des Dichters diese mannigfaltigen Gruppen aus einander entwickelt, an demselben geht die Phantasie seines Lesers von der einen zur andern über; und sobald einmal eine einzige idealisch gezeichnete Figur da steht, nöthigt sie von selbst, andre, und wieder andre, und so viele hervorzurufen, bis sie einen Kreis vollendet hat, der für den jedesmaligen Grad der künstlerischen Stimmung hinlänglich groß und umfassend ist.

Alle Gestalten nun, die der Dichter aufführen kann,

haben einen gemeinsamen Verbindungspunkt, ihre Beziehung auf die menschliche Natur. Von diesem Mittelpunkt aus kann er schlechterdings alle bewegen und beherrschen. Viele aber sind noch bei weitem näher mit einander verwandt, und bilden eine noch viel enger geschlossene Sphäre.

Wenn nun beides, die Einbildungskraft so gestimmt und der Gegenstand so bearbeitet ist, dass die erstere bei keinem einzelnen Punkt stehen bleiben, und der letztere sie auf keinen einzelnen hesten will; so kann nicht anders, als erst mit der Vollendung des ganzen Kreises, mit vollkommner Totalität, Stillstand und Ruhe eintreten.

Wie ist es z. B. möglich, das Alter des Jünglings lebendig zu schildern, ohne dass der Phantasie zugleich das Kind, aus dem er hervorgeht, der Mann, dem seine Krast entgegenreift, und der Greis, in dem die letzten Funken seines auflodernden Feuers verglimmen, gegenwärtig wären? Wie den Helden zu mahlen, der auf dem Schlachtfelde, mitten unter Leichnamen, den Tod gebeut, und das Verderben planmässig anordnet, ohne den ruhigen Denker, der zwischen seinen einsamen Wänden, fern von aller ausübenden Thätigkeit und den Ereignissen des Tages fremd, nur Wahrheiten nachspäht, die vielleicht erst kommenden Jahrhunderten segenvolle Früchte versprechen, oder den ruhigen Pflüger, der, nur für das Bedürfnis des Tages besorgt, nur auf den Wechsel der sich immer von neuem abrollenden Jahrszeiten beschränkt, bloß der künstigen Ernte gedenkt, zugleich vor die Seele zu rufen?

Ein Zustand führt immer von selbst die übrigen herbei, durch welche nur gemeinschaftlich der einzelne Mensch oder die ganze Menschheit bestehen kann; und dies ist eben der große Gewinnst, den die künstlerisch gestimmte Einbildungskraft auch dem moralischen Menschen gewährt, daß sie ihn gewissermaßen alle Epochen des Lebens zu vereinigen, die verflossene noch fortzusetzen und die nächstfolgende schon anzufangen lehrt, ohne daß er darum doch der gegenwärtigen weniger eigenthümlich angehört.

XI.

Uchersicht des ganzen Weges, welchen der Dichter von-seinem ursprünglichen Zweck bis zu seinem höchsten Ziele zurücklegt.

In keiner Art menschlicher Thätigkeit ist es möglich das Höchste zu erreichen, als nur innerhalb der Schranken ihrer Gattung. Nur dadurch, dass er dasjenige vollkommen geltend macht, was er ist, erreicht der Mensch überhaupt, und der Einzelne insbesondre, seine letzte allgemeine und individuelle Bestimmung. Nicht anders der Dichter. Sein Geschäft ist es, die Einbildungskraft herrschend und productiv zu machen, und indem er dies Geschäft vollendet, gelangt er zu Idealen und erreicht er Totalität.

Dies glauben wir im Vorigen bewiesen zu haben; und wenn der Weg, den wir gingen, lang und unsrem nächsten Geschäft fremd schien, so wählten wir ihn dennoch nicht ohne Ursache. Nichts ist bei Beurtheilungen jeder Art von Arbeiten so wichtig, als die Forderungen streng vor Augen zu haben, deren genaue Erfüllung man mit Recht von ihnen erwarten kann. Zwar ist es nicht ungewöhnlich, vorzüglich ästhetische Werke mit unbestimmten Lobsprüchen zu erheben, sie mit anderen ihrer Gattung zu vergleichen, und ihnen gleichsam überverdienstliche Tugenden beizulegen. Nichts desto weniger bleibt die einzige richtige Art der Beurtheilung immer die, dieselben allein mit dem, was sie seyn sollen, mit den Grundsätzen der Aesthetik und dem Ideal der Kunst zu vergleichen, zu entscheiden, ob sie ihre Pslicht erfüllen, den gerechten und nothwendigen Ansprüchen der Kritik ein Genüge leisten. Ihr absoluter, nicht

ihr relativer Werth soll bestimmt werden. Bliebe man diesem Wege unverbrüchlich getreu, so würden die Beiwörter des Schönen, des Erhabenen, des Vortrefflichen sich von selbst in die des verständig Gedachten, planmäßig Angeordneten, wahr Geschilderten, richtig Empfundenen, poëtisch Dargestellten verwandeln; man würde sich begnügen, einfach zu entscheiden, mit welchem Rechte das Werk den Namen eines
Gedichts überhaupt und den der besondern Gattung führt,
der es beigezählt wird.

Freilich verträgt nicht jedes Gedicht eine solche Beurtheilung; aber unverzeihlich würde es seyn, eine andre bei demjenigen anzuwenden, welches so große nothwendige und wesentliche Tugenden besitzt, und so sehr alles fremden und erborgten Schmuckes entbehrt.

Wir sind bei der Entwickelung des Wesens der Kunst bisher mehr einem raisonnirenden Gange gefolgt, und haben uns nur selten auf die Erfahrung berufen. Um uns indess von den aufgestellten Behauptungen auch noch auf eine sinnliche Weise zu überzeugen, dürsen wir nur die Wirkung in uns zurückrusen, welche jedes vollendete Kunstwerk immer in uns hervorbringt: die Stimmung, in die uns der Belvederische Apoll oder eine Stelle des Homer versetzt.

Alle Fäden menschlicher Gefühle sind alsdann in uns aufgezogen; wir empfinden die menschliche Natur zugleich in allen ihren Berührungspunkten; nie gehen wir leiser von einer Empfindung zu einer andren über; nie ist jede, auch sonst hestige, Regung so milde und so gehalten; zugleich aber spiegelt sich alsdann in uns die Welt, die uns umgiebt, und setzt dieselbe Stimmung in uns fort. Denn die Vollendung und Harmonie, die wir vor uns erblicken, gehen in uns selbst über, und offenbaren sich durch Ruhe und Rührung — welche beide man vielleicht als die all-

gemeinste Wirkung jedes großen Kunstwerks ansehen darf: durch Ruhe, weil in diesem Zustande nichts Störendes, nichts Misklingendes Statt sinden kann; durch Rührung, weil es immer das Herz mit Wehmuth ergreist, so oft wir in eine gewisse Tiefe der Natur oder der Menschheit blicken. Beide zusammen beweisen, dass wir die Menschheit und das Schicksal, diese beiden ungeheuren Gegenstände, die auf einmal alles umfassen, was ein menschliches Herz zu rühren vermag, nie lebendiger durchschauen und energischer verknüpfen, als in diesen Momenten. In eine solche wunderbare und unbegreifliche Stimmung aber kann der Geist nicht anders versetzt, in eine solche Tiefe nicht anders versenkt werden, als wenn man ihn, von aller Wirklichkeit hinweg, in eine Welt von Idealen hinüberzaubert, in der er die Natur nur an ihren Elementen und ihren Kräften wiedererkennt, sonst aber überall blofs eine ihr fremde Vollendung und Schrankenlosigkeit antrifft.

Wenn man nunmehr den Weg übersieht, welchen der Dichter (und mit ihm jeder Künstler) durchläuft, so erstaunt man bei der Betrachtung, von welchem einfachen Ziel aus er sich zu welcher unbegreiflichen Höhe schwingt.

Den wirklichen Gegenstand nur gleichsam zum Spiel in ein Object der Phantasie zu verwandeln, fängt er an, und hört damit auf, das größeste und schwerste Geschäft, was dem Menschen als seine letzte Bestimmung aufgegeben ist, sich und die Außenwelt um ihn her auf das innigste mit einander zu verknüpfen, diese erst als einen fremden Gegenstand in sich aufzunehmen, dann aber als einen frei und selbst organisirten wieder zurückzugeben, auf seine Weise und mit den ihm angewiesenen Organen auszuführen.

Denn den ganzen Stoff, den ihm die Beobachtung darreicht, organisirt er zu einer idealischen Form für die Einbildungskraft, und die Welt um ihn her erscheint ihm nicht anders, als wie ein durchgängig individuelles, lebendiges, harmonisches, nirgends beschränktes noch abhängiges, nur sich selbst genügendes Ganzes mannigfaltiger Formen. So hat er seine eigne innerste und beste Natur in sie übergetragen, und sie zu einem Wesen gemacht, mit dem er nun vollkommen zu sympathisiren vermag.

XII.

Unterscheidung des hohen und echten Styls in der Dichtkunst von dem Afterstyl in derselben.

Ob der Dichter bis zu diesem Gipfel der Kunst gelangt, ob er seine Leser mit sich bis zu dieser Höhe erhebt? dies ist also der einzige echte Prüfstein seines wahren ästhetischen Werths. Denn an diesem Ziele müssen sich alle mit einander vereinigen, welche den Namen eines Künstlers mit Recht tragen wollen, wie verschieden auch der Weg sey, den sie, gezwungen durch die Gattung, die sie gewählt haben, oder eingeladen durch die Verschiedenheit ihrer Individualität, dahin einschlagen. Eine Nation, die noch nicht lebendig empfindet, dass dort allein die künstlerische Vollendung gesucht werden darf, eine Sprache, die es ihren Dichtern nicht leicht macht, diese Bahn mit Glück zu verfolgen, sind von dem großen Styl in der Poësie noch entfernt, und entbehren noch aller der wohlthätigen Folgen, die damit für die Bildung überhaupt und den Charakter verbunden sind.

Denn allerdings giebt es außer jenem großen und hohen Styl in der Kunst noch einen andern, der dem von Natur minder reinen, oder durch Verwöhnung verdorbenen Geschmack sogar noch gefälliger schmeichelt, und daher sehr oft mit jenem allein echten verwechselt wird. Ja, da beide gewissermaßen in zwei verschiedenen Regionen liegen, so kann selbst die Kritik zwischen zwei Kunstwerken zweiselhaft seyn, von denen das eine in jenem minder hohen Styl mehr leistet, als das andre auf seinem besseren, aber auch steileren und gesahrvolleren Psade.

Unter allen Künsten aber ist keine der Versuchung, ihre eigenthümliche Schönheit durch erborgten Schmuck zu entstellen, so nahe, als die Dichtkunst. Denn außerdem dass sie, wie jede andre Kunst, statt die Einbildungskrast völlig frei und selbstthätig zu erhalten, statt sie entschieden zu nöthigen, ein bestimmtes Object hervorzubringen, sie bloß mit angenehmen und gefälligen Bildern erfüllen, sie mit einem bunten, aber unbedeutenden Farbenspiel umgeben kann; so hat sie auch noch einen andren Abweg zu fürchten, der nur ihr allein angehört. Da sie durch die Sprache, also durch ein Mittel wirkt, das, ursprünglich nur für den Verstand gebildet, erst einer Umarbeitung bedarf, um auch bei der Phantasie Eingang zu finden; so schweist sie leicht in das Gebiet der Philosophie hinüber, und interessirt unmittelbar den Geist und das Herz, statt bloß auf die Einbildungskraft einzuwirken. Mehr, als irgend eine ihrer Schwestern, im Stande, auch noch durch etwas, das gar nicht mehr Kunst ist, zu gelten, sindet sie überall die mehresten Anhänger, da hingegen die Musik, die Mahlerei und vor allen die Plastik, in denen sich, vielleicht gerade in der hier angegebenen Stufenfolge, der Begriff der Kunst immer reiner und enger zusammendrängt, nur den immer seltneren echt ästhetischen Sinn zu fesseln vermögen.

Auf diesen Abwegen nun artet die Dichtkunst von ihrer eigentlichen und höheren Natur aus; sucht abwechselnd durch mahlerische Bilder zu gefallen, und durch glänzende und rührende Sentenzen zu erstaunen und zu erschüttern; und sinkt von der Geburt des Genies zu einem bloßen Werk des Talents herab. Zwar ist sie auch so noch immer einiger, und unter den Händen großer Meister (die man auch hier nicht verkennen darf) noch sogar einer großen Wirkung fähig; sie kann zugleich die Einbildungskraft in Bewegung setzen, und sich des Geistes und des Herzens bemächtigen; sie kann durch Blitze des Genies Bewunderung und Rührung erregen: aber immer wird man seine erleuchtende und erwärmende Flamme entbehren, immer in dem Mangel jener innigen Begeisterung, jener hohen und harmonischen Rulie die Gegenwart der echten Kunst vermissen.

Denn die Einbildungskraft, die hier nie frei und allein wirkt, vermag uns nicht aus dem Kreise aller Wirklichkeit hinaus in das Land der Ideale zu versetzen, und ohne das ist, welche Mittel man auch sonst anwenden möchte, niemals eine echt künstlerische Wirkung denkbar.

XIII.

Anwendung des Vorigen auf Herrmann und Dorothea. — Reine Objectivität dieses Gedichts. — Erste Stufe derselben.

Wenn wir uns bisher bemühten, den großen, oder vielmehr den reinen und echt dichterischen Styl demjenigen entgegenzusetzen, der nur mit Unrecht diesen Namen führt: so war es in der That nicht, bloß zu beweisen, daß das vorliegende Gedicht ungezweiselt dem ersteren angehört; diesen Beweis hätte uns die Empfindung des Lesers von selbst erlassen. Wir verweilten nur darum so lange bei der Entwicklung des Begriffs der Kunst, bei der Zergliederung ihrer Bestimmung und der Schilderung ihrer Wirkung, um desto voller zu empfinden, was es heißt, daß der allgemeine Charakter aller Kunst so unverkennbar in demselben ausgeprägt ist, daß er

dadurch zu seinem eigenthümlichen und unterscheidenden wird.

Was das letzte Ziel jedes künstlerischen Bemühens ist, dahin hat dies Gedicht in der That ein auffallendes und entschiedenes Streben, dahin gelangt es mit dem glücklichsten Erfolge. Der echte Dichter, haben wir gesehn, wirkt allein auf die Einbildungskraft; er bestimmt sie, frei und gesetzmäßig einen Gegenstand aus sich selbst zu erzeugen; er stellt einzelne Gestalten vor ihr auf, und zeigt ihr in ihnen die Welt und die Menschheit in ihren letzten und größesten Verbindungen. Gerade dasselbe erfährt auch der Leser Herrmanns und Dorotheens. Von dem ersten Gesange an fühlt er seine Phantasie mächtig angezogen; die einzelnen Theile der Handlung, die sich vor ihm bewegt, gehen wie von selbst aus ihr und aus einander hervor; er glaubt sich Theilnehmer des Familienkreises weniger Menschen, und wird zu einer Höhe der Ansicht erhoben, über die er selbst bewundernd erstaunt.

Nicht Worte sind es, die seinem Ohre nachhallen, nicht einzelne Gedanken und Aussprüche, die sich, aus dem Ganzen herausgerissen, seiner Seele eingeprägt haben; so vieles ihm auch davon noch gegenwärtig geblieben ist, das die Erinnerung bei ähnlichen Vorfällen des Lebens zurückführen wird, so sind in dem Momente, wo er dem Dichter bis ans Ende gefolgt ist, es doch nur die Sache, die Handlung, die Personen, die lebendig vor ihm dastehen.

Er sieht den Jüngling, dessen Gefühle bis dahin unentfaltet, ihm selbst unbewußt, gebunden schlummerten. durch eine plötzlich auflodernde Leidenschaft von den Banden befreit, die sein Inneres hemmten, sieht, da dieser Zauber in ihm gelöst ist, die edelsten und höchsten Entschlüsse in ihm aufkeimen, sieht ihn beim ersten Blicke das Mädchen erkennen, das die Natur für ihn bestimmt hat, und

sich mit reinem Vertrauen dieser Empfindung überlassen; sieht das Mädchen, das, muthig und thätig, in eigner Bedrängnis noch hülfreich ist, eitlen Hoffnungen nicht trägevertraut, in wahrer Noth nicht feige verzweiselt, edler Liebe nicht unempfänglich stille Wünsche im bescheidenen Busen birgt, aber, wenn ihr Ehrgefühl aufgeregt wird, mit weiblichem Muth die verborgensten Falten ihres Herzens aufdeckt; sieht die Menschheit, wie sie in allen ihren Formen reine und große Charaktere bewahrt, wie sie einzeln vertheilt, was verbunden in geschlossenem Kreise innere Vollendung mit äußerer Zufriedenheit paart; sieht endlich das Schicksal, wie es Individuen und Nationen aus einander schleudert, aber nichts gegen die unermüdliche Kraft des Menschen vermag, der, wo es ihn hinwirst, immer wieder von neuem Fuss fasst, sich von neuem eine Hütte baut, neue Bande knüpst, sich ein neues Glück und neue Freuden schafft.

So vollkommen objectiv hat der Dichter seinen Stoff behandelt. So ist es immer Ein Gegenstand, der ihn beschäftigt, und dieser Eine rein erzeugt durch die Einbildungskraft.

XIV.

Zweite Stuse der Objectivität unsres Gedichts. — Verwandtschaft seines Styls mit dem Styl der bildenden Kunst.

Kein Begriff ist in der Theorie der Kunst so wichtig, als der der Objectivität; keiner erfordert zugleich eine so genaue und ausführliche Erörterung.

Denn eines Theils ist das Object der Kunst nie ein wirkliches Object, und trägt daher immer nur gewissermasen uneigentlich diesen Namen. Die Kunst bleibt allein innerhalb des Kreises der Einbildungskrast, also innerhalb unsres Gemüths; es ist daher immer nur ein ideales Be-

ziehen derselben Kraft auf die Natur und die Sache, oder auf den Menschen und die Person. Von dieser Seite muß man sich zuerst vor Verwechslung und Irrthum hüten.

Dann aber ist dieser Begriff auch andren Theils von sehr verschiedenem Umfange. Denn obgleich jeder Künstler ohne Ausnahme objectiv seyn muß, so ist doch dem einen dies Gesetz noch strenger vorgeschrieben, als dem andren; es giebt einige, denen man in Vergleichung mit andren, sogar die entgegengesetzte Benennung geben könnte; und man muß daher immer genau unterscheiden, in welchem Umfange der Begriff der Objectivität genommen, welchem andren er gerade an der Stelle, wo er vorkommt, entgegengesetzt ist.

Diese Vorsicht ist um so nothwendiger, als jene Vieldeutigkeit des Begriffs nicht von einem irrigen Gebrauche desselben herrührt, sondern in der That in der Sache selbst wesentlich gegründet ist. Der Künstler soll den Menschen mit der Natur in die engste und mannigfaltigste Verbindung bringen. Um dies Geschäft ganz zu vollenden, muß er bald den äußern Gegenstand, bald die innere Stimmung stärker geltend machen. Ja selbst ohne dies zu wollen, kann er es kaum vermeiden. Da er, um einen Gegenstand durch die Einbildungskraft zu erzeugen, zugleich bildend und stimmend verfahren, das Object darstellen und das Subject zubereiten muß, so kann er in dem Verhältniß, in dem er sich zwischen dieser doppelten Arbeit vertheilt, unmöglich immer dieselbe Gleichheit beobachten. Schwerlich sindet man daher nur zwei Dichternaturen, die hierin vollkommen mit einander übereinstimmten.

Dennoch müssen sie alle eine gewisse Gränze bewahren. Schon im Allgemeinen dürfen sie weder den wirklichen Gegenstand selbst zeigen, noch die Empfindung unmittelbar (und anders als durch die Einbildungskraft) berühren; und noch engere Schranken bestimmen ihnen einzelne Gattungen der Kunst. Diese allgemeine Aehnlichkeit macht jenen besondren Unterschied fein und schwer zu entdecken.

Diese Betrachtungen war es nothwendig vorauszuschicken, um im Folgenden Missdeutungen vorzubeugen. Denn die Entwicklung der reinen Objectivität unsres Gedichts ist es, die uns jetzt zunächst beschäftigen muß.

Schon die Totalwirkung desselben beweist, wie emsig unser Dichter bemüht ist, bloß und allein die Förm Eines Gegenstandes zu zeichnen. Im Einzelnen läßt sich dies nicht vollständiger zeigen, als dadurch daß man diese Objectivität von Stufe zu Stufe beschreibt, und genauer beschränkt.

Bisher haben wir nur der ersten erwähnt, nur derjenigen, auf welcher sich dies Gedicht als ein großes und
echtes Kunstwerk bewährt, der Bestimmtheit, mit der es
einen rein durch die Einbildungskrast erzeugten Gegenstand
hinstellt.

Aber wie viel mehr ist das, was wir bei genauerer Betrachtung gewahr werden! Wenn wir länger bei demselben verweilen, wenn wir ihm in allen seinen einzelnen Theilen folgen, wenn wir dann sehen, wie vollendet alle Umrisse sind, wie fest sich jede Gestalt unsrer Phantasie einprägt, wie klar jede sich an die andere stellt, um zusammen eine schön geschlossene und leicht übersehbare Gruppe zu bilden: dann können wir uns nicht verläugnen, dass die Stimmung, mit der wir es verlassen, der Stimmung ähnlich ist, mit welcher sonst ihrer Gattung nach ganz verschiedene Künste, mit welcher die Werke der Mahlerei und der Plastik auf uns einwirken. Denselben Charakter trägt auch die Bewegung an sich, die es uns darstellt. Nirgends reisst uns dieselbe gleichsam in lyrischem

Taumel mit sich fort; doch überall ist sie so lebendig und mannigfaltig, dass wir einer bewegten Welt zuzusehen meynen. Ueberall ist Handlung und Gestalt; wir fühlen so wenig, dass wir blos Zuhörer des Dichters sind, dass wir unmittelbar vor dem Gemählde seines Pinsels zu stehen glauben.

Wir sehen daher hier eine höhere Stuse der Objectivität; wir erblicken die reinen Formen sinnlicher Gegenstände; wir können es als ein charakteristisches Merkmahl dieses Gedichts ausstellen, dass es mehr an die Forderungen und das Wesen der Kunst überhaupt und der bildenden insbesondre, als einseitig an die eigenthümliche Natur der Dichtkunst erinnert.

XV.

Verwandtschaft aller Künste unter einander. — Doppeltes Verhältniss jedes Künstlers zur Kunst überhaupt und zu seiner besondren.

Alle Künste umschlingt ein gemeinschaftliches Band; alle haben sie dasselbe Ziel, die Phantasie auf den Gipfel ihrer Kraft und ihrer Eigenthümlichkeit zu erheben. Sie haben sich nur getrennt, weil jede für sich etwas besitzt, wodurch sie diese allgemeine Wirkung auf eine eigne Art zu erreichen vermag, und was den andern, in Vergleichung mit ihr, mangelt. So fehlt der Mahlerei die Vollendung der Form, der Bildhauerkunst die Wirkung der Farben, beiden die lebendige Bewegung, der Musik die Schilderung der Gestalten, der Dichtkunst die Anschaulichkeit und die Stärke, mit welcher die mannigfaltigen Bestandtheile, die sie in sich vereinigt, jeder einzeln für sich, erscheinen.

Der Mensch, dem es daran liegt, die Kunst mit allen Sinnen in sich aufzunehmen, muß es verstehen, sich in eine Mitte von allen zu stellen, mit dichterischem Sinn das

Werk des Mahlers, mit mahlerischem Auge das Werk des Dichters zu betrachten. Der Künstler, der nicht anders als von einem einzelnen Punkt aus wirken darf, mus dennoch so das Ganze ins Auge fassen, dass er immer eigentlich dem allgemeinen Ideal der Kunst nachstrebt, nur so, wie seine besondere Gattung es bestimmt. Durch diese Bearbeitung seiner Kunst nach den Forderungen aller Kunst überhaupt erhält er sich alle Verbindungen mit ihren Schwestern - denen er sich nie unmittelbar, sondern immer nur in jenem allgemeinen Verbindungspunkte nähern darf leise und locker. Und diese Verbindungen sind es, welche die Phantasie wirklich einzugehen versuchen soll; keine Kunst soll den Menschen ausschliefslich für sich, jede ihn zugleich für alle andren, für die Kunst überhaupt stimmen; und in jedem großen Kunstwerk ist immer eine doppelte Eigenthümlichkeit auffallend: eine durch die es der besondren Kunst angehört, die es schuf, und eine, durch die es einen Styl an sich trägt, der durch alle übrigen Künste hindurch eine gleiche Anwendung erlaubt, und so sichtbar mit dem Gepräge dieser seiner Allgemeinheit gestempelt ist, dass er sogar einladet, diese Anwendung selbst in Gedanken zu versuchen. Wem z. B. führt nicht der Belvederische Apoll das Wandeln des zürnenden Gottes in der Ilias, wem diese Stelle des Dichters nicht das göttliche Bild in die Seele zurück?

Der Künstler hat also zweierlei Ansprüche zu befriedigen, die Ansprüche der Kunst überhaupt, und die der besondren, die er gewählt hat. Die erstere verlangt, dass er, ihre allgemeinen Forderungen streng im Auge, alle Mittel, die seine Kunst ihm in die Hände giebt, nur dazu anwende, diese zu befriedigen, nicht aber sie selbst einseitig glänzen zu lassen; die letztere fordert dagegen mit gleichem Recht, dass er alle Vorzüge, die sie ihm darbietet, auch in ihrem

ganzen Umfange und in ihrer vollen Stärke geltend mache. Gegen die erstere Rogel verstößt der Mahler, welcher dem Colorit ein verhältnißwidriges Uebergewicht über die Schönheit der Formen und die Anordnung des Ganzen erlaubt; gegen die zweite der, welcher dagegen, das Colorit vernachlässigend, die Lebhaftigkeit und Stärke verkennt, welche Farbe, Licht und Schatten seinem Werke zu geben im Stande sind. Endlich kann der Künstler, um die Aufzählung der Abwege, welche er, von diesem Standpunkt aus betrachtet, zu vermeiden hat, vollständig zu machen, auch drittens weder die Kunst überhaupt, noch seine eigne besondre, sondern eine dritte, ihm fremde, einseitig begünstigen und nachahmen. So giebt es Dichter, die fast durchaus bloß musikalisch wirken, und so kennen wir Mahler, deren Figuren mehr den Bildsäulen, als der Natur gleichen.

So wie der Künstler objectiv irren kann, indem er das wahre Verhältnis zwischen der Kunst überhaupt, seiner eignen insbesondre und ihren Schwestern versehlt, so kann er os auch subjectiv in Rücksicht auf das Verhältnis seiner Individualität, der Natur des Künstlers überhaupt und der Eigenthümlichkeit anderer Künstler. Er kann der ersteren zu viel oder zu wenig einräumen, oder sie endlich ganz aufgeben und gegen eine fremde vertauschen.

Ueberall, wo er sich zu einseitig bloß auf seinen einzelnen Standpunkt beschränkt, da verfällt er ins. Manierirte, sey es nun ins Manierirte der Kunst, wenn er seiner Kunst, oder ins Manierirte des Styls, wenn er seiner Individualität zu viel einräumt.

Dies sind alle möglichen Abwege, auf welche der Künstler in Rücksicht auf den allgemeinen Charakter seiner Werke gerathen kann, und es war nothwendig, dieselben vorher vollständig aufzuzählen, um über das Folgende ein helleres Licht zu verbreiten. Wir kehren jetzt zu unsrem Gedicht zurück.

XVI.

Mittel, wodurch unser Dichter diese, der bildenden Kunst nahe kommende Objectivität erlangt.

Wir haben schon oben bemerkt, dass der Dichter, gerade weil er auch unmittelbar auf den Verstand und das Herz einzuwirken vermag, mehr als ein anderer Künstler Gesahr läuft, weniger ausschließend die Einbildungskrast zu beschästigen. Wenn er aber auch diesen Fehler vermeidet, und sich streng in dem Gebiete der Kunst erhält, so hat er es doch immer in seiner Gewalt, mehr den Geist und die Empsindung in Bewegung zu setzen, und die leichte und reine Wirkung auf die Sinne zu verschmähen. Von beiden Seiten betrachtet, kann er sich daher gegen den Künstler überhaupt und gegen den bildenden insbesondere in einer Art von Gegensatze besinden.

Wir erwähnen hier der Kunst überhaupt und der bildenden insbesondere als beinahe gleichbedeutend; wir scheuten uns schon im Vorigen nicht, den Styl unsres Dichters dem Styl der bildenden Kunst verwandt zu nennen, ohne darum den Vorwurf zu fürchten, daß er, was allemal fehlerhaft ist, eine ihm fremde Gattung nachahme. In der That aber ist auch die bildende Kunst mit der Kunst überhaupt äußerst nah, und näher, als die Dichtkunst verwandt. Denn sie ist rein darstellend und sinnlich; und diese beiden Eigenschaften sind auch im allgemeinen Begriffe der Kunst die herrschenden. Wenn man daher von einem Gegensatze der Poësie mit der Kunst spricht, so kann man an keine andren Merkmahle derselben, als an diese beiden, also an die Seite denken, von welcher die Kunst überhaupt der bildenden insbesondere am nächsten kommt.

Herrmann und Dorothea nun ist nicht blos von einem solchen Gegensatze frei, der reine, echte und allge-

meine Kunstsinn, welcher dies Gedicht bescelt, zeigt auch vielmehr, dass das Genie des Dichters, der es schus, auf das innigste mit dem Genius aller Kunst verwandt, und mit dem Gepräge gestempelt ist, welches die Kunst überhaupt, nicht diese oder jene einzelne ausschließend, bezeichnet — ein Vorzug, welcher ihm künstig (wir dürsen dies mit Sicherheit von der Gerechtigkeit der Nachwelt hossen) unter allen neueren Dichtern eine vorzügliche Stelle anweisen wird. Denn in der That hat bis jetzt keine Nation einen andern auszuweisen, der ihm hierin auch nur überhaupt nahe känne.

Unstreitig liegt der Grund hiervon darin, dass er mehr, als ein andrer, die biklende Krast der Phantasie in Bewegung zu setzen, mehr blofs den Gegenstand hinzustellen, und damit seine ganze Wirkung hervorzubringen versteht. Indess ist dies immer noch nicht bestimmt und klar genug; auch andere Dichter sind gleich treue Mahler der Natur, ohne dass man ihnen doch darum diesen Vorzug in gleichem Grade einräumen darf. Man muß auch hier auf die Stimmung des Gemüths, in dem Dichter und in seinem Leser, zurückgehn; in ihr, in der Empfindung, mit der wir diesen Dichter und einen andren verlassen, liegt der feine aber wichtige Unterschied. Auch hier zeigt es sich wieder, daß man es als den Grundirrthum aller bisherigen falschen ästhetischen Raisonnements ansehen kann, daß man im Objecte aufgesucht hat, was allein im Subjecte verborgen ist, wenigstens nur an diesem eigentlich beschrieben, in jenem blofs empfunden werden kann.

Da, wo ein solcher allgemeiner Kunstsinn vorwaltet, ist es durchaus klar, heiter, ruhig und leicht in der Seele; die Phantasie allein ist thätig, und hier auf den äußern Sinn bezogen, wie er, was er vor sich sieht, treu und still in sich aufnimmt. In diesem Zustande ist sie nie verwirt.

weil sie jeden Umriss deutlich von dem anderen absondert. nie unruhig oder trübe bewegt, weil sie bloß beschaut, bloß Gestalten, Leben und Bewegung vor sich erblickt, nie schwer oder drückend, weil sie in dieser Verbindung am leichtesten ihre bloß idealische Natur beibehält. gegen die besondere Natur der Dichtkunst (insofern dieselbe nemlich, wie nun nach dem Vorigen klar seyn mus, der Kunst überhaupt entgegengesetzt werden kann) das Uebergewicht hat, da ist die Einbildungskraft entweder wirklich nicht rein oder allein thätig, oder sie verliert doch durch die enge Verbindung, die sie nun mit dem Geist oder dem Herzen eingeht, von ihrer leichten und bloß objectiven Natur. Das Gemüth ist nun nicht mehr bloß mit dem Gegenstande beschästigt, in jedem Augenblick wird zugleich die eigne Betrachtung oder die Empfindung rege, es ist ein unaufhörliches Uebergehen zu dem Subject, es ist mehr die Wirkung des Gegenstandes, als der Gegenstand selbst, dessen wir uns bewusst sind.

Das Eigenthümliche der Behandlung in dem einen und dem andren Falle zu zeigen, ist, wie wir schon im Vorigen bemerkten, schwer; indess giebt es doch Einen hierbei äusserst wichtigen Punkt, der schon bei einiger Ausmerksamkeit leicht ins Auge fällt. Wenn man die Poësie mit der Sculptur vergleicht, als welche am meisten dem reinen Begriffe der Kunst entspricht, so ist Ein Unterschied in beiden sogleich auf den ersten Anblick sichtbar. Die Sculptur (vorzüglich in dem einsachsten Fall, bei dem wir hier stehen bleiben, wo sie blos eine einzelne Figur ausstellt) kann allein durch die Form, und da die Form immer nur auf der ganzen Gestalt ruht, allein durch das Ganze wirken; und wenn bei einer Statue wirklich nur ein einzelner Theil, ein Arm oder ein Fuss, gut gearbeitet, das Uebrige aber vernachlässigt ist, so gilt sie nur als ein schöner Arm,

ein schöner Fuß, und der Begriff des Schönen wird nicht von diesem einzelnen Theil auf das Ganze übergetragen.

Der Dichter hingegen braucht nicht die ganze Figur hinzustellen; er kann nur den Theil zeichnen, und indem er die Schilderung desselben der Empfindung seines Lesers wichtig macht, diesen nöthigen, das Fehlende selbst auszumahlen. Sobald es ihm nun gelingt, z. B. in der Schilderung einer weiblichen Gestalt durch einen einzelnen Zug das Herz desselben zu gewinnen, so vollendet alsdann seine Phantasie von selbst nach demselben Maßsstab und in demselben Charakter auch die ganze übrige Figur, und kommt also dem Dichter dadurch auf halbem Wege entgegen. Freilich ist aber auch die Schilderung dann minder objectiv; die Gestalt zeichnet sich dem Blick weniger bestimmt, die Empfindung ahndet mehr ihren Charakter, als daß ihre Umrisse dem Auge sichtbar würden.

Was wird daher der Dichter thun müssen, wenn er dem allgemeinsten und reinsten Begriff der Kunst treu bleiben will? Er wird das Ganze und nicht bloß einzelne Theile schildern, den Gegenstand zeichnen, nicht die Empfindung erregen müssen. Zwar thut er dies letztere doch, und will es auch thun, allein nur durch den Eindruck des Ganzen, nicht durch den Effect einzelner Theile, nur durch den Gegenstand selbst, nicht unmittelbar durch einzelne ihm abgewonnene Züge; und gerade dadurch geschiehet es reiner und besser.

XVII.

Erläuterung des Gesagten an der Schilderung der Gestalt Dorotheens.

Um zu sehen, wie unser Dichter die Aufgabe einer wahrhaft künstlerischen Schilderung gelöst hat, wollen wir

einmal das Gemählde vergleichen, das er uns von Dorotheens Gestalt giebt.

Nachdem Herrmann sie nur mit wenigen Zügen (S. 29.) so gezeichnet hat, wie er sie zuerst antraf, wie sie ihre schwangre Verwandte rettet, und die Ochsen lenkt, die den Wagen führen, beschreibt er sie (S. 116. der neuen Ausgabe) den Freunden, die unter den übrigen Ausgewanderten Nachricht von ihr einzuziehen abgeschickt sind.

Und Ihr werdet sie bald. sagt er,

vor allen andern erkennen:

Denn wohl schwerlich ist an Bildung ihr eine vergleichbar. Aber ich geb' Euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider.

Also nur nach den Kleidern wird die Gestalt geschildert. Dadurch gewinnt der Dichter einen doppelten Vortheil. Er ist gewis, blos dem Auge zu mahlen, durch keine Nebenvorstellung die Aufmerksamkeit von der Gestalt abzuziehen, auf welche sie gehestet seyn soll; und zugleich kann er auf diese Weise die ganze Figur in allen ihren Umrissen zeichnen. Wählte er dagegen die Bildung selbst, so konnte er immer nur einzelne Theile schildern, die Gestalt nur beschreiben, nicht unmittelbar vor die Augen stellen. Auch zeigt er sie uns in der That vom Haupte bis zu den Füßen, und wählt lauter solche einzelne Züge aus, · welche die äußern Umrisse bezeichnen, die Wölbung des Busens, die Schlankheit des Wuchses, die Form des Kop-·fea. Vorzüglich sorgt er dafür, dass der Phantasie in dem ganzen Contur schlechterdings keine Lücke bleibe. zeichnet genau, wie über der Brust um den Hals sich das Hemde zur Krause faltet, wie das Kinn daran anstößt, und sich der Kopf darüber erhebt, und auch abwärts vollendet Allein dies ist ihm noch nicht genug; er will sie der er die Figur bis zum Knöchel herunter.

Fragen wir aber weiter nach: wie kam der Dichter dazu, dass er gerade diese Art der Schilderung wählte? so ist die einsache Antwort die: weil es ihm nicht möglich war, eine andere anzuwenden. Herrmann ist es, der seine Geliebte beschreibt, und er ist der Mensch nicht, dessen Herz mit dem Ausdruck seiner Empsindung die einsache Darstellung dessen, was er gesehen oder vernommen hat, unterbricht; er beschreibt sie seinen Freunden, um sie sicher und schnell aus dem Hausen herauszusinden, und muss daher die Merkmahle auswählen, an denen sie dieselbe ohne Fehl wiederzuerkennen im Stande sind. An welchen andern nun ist dies leichter, als an den Umrissen der Gestalt, dem Schnitt und der Farbe der Kleidung?

Dass dies aber so ist, dass Herrmann diesen Charakter hat, ist wieder in andren Umständen, in andren Charakteren gegründet, und diese wieder in andren und in dem Ganzen, so dass diese einzelne Schilderung mit allem susammenhängt und durch alles bestimmt wird. Derselbe Geist also, den sie athmet, beseelt auch das Ganze, und was wir von ihr bewiesen haben, gilt zugleich von allen übrigen und von dem ganzen Gedicht selbst.

XVIII.

In wie fern macht unser Dichter, bei seiner Verwandtschaft mit der bildenden Kunst, die besondren Vorzüge der Dichtkunst geltend?

Dass der Dichter, welcher den wesentlichen Forderungen der Kunst ein Genüge thut, zugleich das Wesen der Poësie in ihrem vollen Gehalte benutzt, versteht sich von selbst. Denn er hat geleistet, was die Kunst überhaupt verlangt, und keine andren Mittel gehabt, als welche seine besondre ihm darbot. In so sern bedürfte daher die ausgeworsene Frage keiner weitern Erörterung.

Allein das Wesen der Dichtkunst bietet demjenigen, der es ganz zu benutzen versteht, noch so reiche und eigenthümliche Hülfsquellen dar, daß, um das Verdienst des Dichters vollkommen zu schätzen, es nicht möglich ist, dieselben mit Stillschweigen zu übergehen.

Wir reden jetzt nicht von dem Gehalte, welchen er den Gestalten unterlegen kann, die er gleichsam von der bildenden Kunst entlehnt; wir bleiben noch für jetzt allein bei dem Vorzug der Objectivität stehen, welchen er sich in einem bei weitem vollkommneren Grade, als jeder andre Künstler, zu verschaffen im Stande ist.

Die Bildhauerkunst besitzt bloß Formen, die Mahlerei nur diese und Colorit; beiden fehlt unmittelbare Bewegung, die sie nie anders, als durch eine Art der Täuschung hervorbringen können. Beide stellen also nur im Raum einen Gegenstand dar; haben nur Objectivität für die Sinne, die im Raume wirken. Durch die Macht, mit der die bloße Form hervortritt, erhält die Sculptur eine Einfachheit, die an Armuth zu gränzen scheint, und selbst der Mahler ist nur auf die Vorstellung gewisser Gegenstände, und selbst noch in der Darstellung dieser beschränkt.

Der Dichtkunst ist die Bewegung so eigenthümlich, das sie eigentlich keinen Ausdruck für das Stillstehende hat. Nur dadurch, das sie das Auge die Umrisse der Figur durchlausen lässt, kann sie eine Gestalt zeichnen. Dies aber prägt dieselben der Einbildungskraft nur um so sester ein, da der Dichter sie nun vor ihr selbst erzeugt, sie im eigentlichsten Verstande nöthigt, sie selbst zu beschreiben. Sie wirkt ganz in der Zeit, greift dadurch tieser, als die immer kältere, bildende Kunst, in unsre Empfindung ein, und beseelt ihre Schilderungen mit einem volleren Leben. Ihre Gemählde sind nicht bloß Gruppen, in denen sich Gestalt an Gestalt anschließt; sie gleichen auch vollkommen

gegliederten Ketten, in welchen Bewegung aus Bewegung, Figur aus Figur entspringt.

Der Dichter vermag die Gestalt nur eben so uneigentlich, als der bildende Künstler die Bewegung, zu schildern. Aber der wichtige Unterschied zwischen beiden ist der, dass die Bewegung eine größere Lebhastigkeit mit sich führt, dass sie daher die Einbildungskrast besser stimmt, jenem Mangel aus eignem Vermögen abzuhelsen. Benutzt also der Dichter seinen ganzen Vortheil, so erlangt er eine größere Objectivität, als dem bildenden Künstler möglich ist. Denn er bemeistert sich mehr aller Organe, durch die wir einen Gegenstand ersassen, derer, die im Raum, und derer, die in der Zeit wirken.

Es ist nicht blos, dass er Gestalten schildert und Handlungen beschreibt. Sein Schildern der Gestalt ist selbst eine Handlung, und seine Handlung wird zur Gestalt. Denn jeder vorige Zug, den ein nachsolgender verdrängt, bleibt doch in der ganzen Gruppe stehen. Wir sehen nun wirklich vor uns, was wir bei dem Gemählde immer nur unvollkommen hinzu denken, wie nemlich der vorgestellte Moment entstanden ist und wohin er übergeht.

Selbst die große sinnliche Realität, welche die bildende Kunst durch das wirkliche Außtellen des Objectes besitzt, schadet ihr in Absicht auf diese Totalität. Denn diese lebendige Sinnlichkeit schlägt nun alles nieder, was die Einbildungskraft ihr noch hinzu setzen möchte.

Wie in jedem Verstande dichterisch nun die Objectivität ist, welche in Herrmann und Dorothea herrscht, bedarf nicht erst eines eignen Beweises. Nirgends ist blosse Beschreibung des Ruhenden, überall Schilderung des Fortschreitenden; nirgends ein abgetrenntes, einzeln da stehendes Bild, überall eine Reihe von Veränderungen, in welcher jede einzelne immer klar und geschieden umgrenzt ist; und

das Ganze selbst gleicht so wenig dem Gemählde eines bloß leidenden Zustandes, daß es vielmehr überall als das Zusammenwirken einer Menge von Entschlüssen, Gesinnungen und Ereignissen erscheint.

XIX.

Kigenthümliche Natur der Dichtkunst, als einer redenden Kunst.

Wir haben die Dichtkunst im vorigen Abschnitt mehr, in so fern sie von der bildenden verschieden, als in so fern sie ihr entgegengesetzt ist, betrachtet. Von dieser letzteren Seite könnten wir auch dieselbe füglich ganz mit Stillschweigen übergehen, da sie von dieser das gegenwärtige Gedicht nicht berühren kann. Um indess die ganze Materie vollständiger zu erschöpsen, sey uns noch diese Abschweisung erlaubt. Je mehr man die Natur der Dichtkunst, als einer bloss redenden Kunst, erörtert, desto klarer wird man begreisen, wie es möglich ist, sie als bildende zu behandeln.

Die Poësie ist die Kunst durch Sprache. In dieser kurzen Beschreibung liegt für denjenigen, welcher den vollen Sinn dieser beiden Wörter fasst, ihre ganze hohe und umbegreisliche Natur. Sie soll den Widerspruch, worin die Kunst, welche nur in der Einbildungskrast lebt und nichts als Individuen will, mit der Sprache steht, die bloss für den Verstand da ist, und alles in allgemeine Begrisse verwandelt, — diesen Widerspruch soll sie, nicht etwa lösen, so dass nichts an die Stelle trete, sondern vereinigen, dass aus beiden ein Etwas werde, was mehr sey, als jedes einzeln für sich war. Ueberall aber, wo im Menschen widersprechende Eigenschasten zu etwas Neuem verknüpst werden, da ist er gewis, in seiner höchsten Natur zu erscheinen. Denn diese Eigenschasten widersprechen sich schlechterdings so lange, als seine innere Geistesstimmung

der wirklichen Welt um ihn her gleicht, und es giebt kein anderes Mittel, sie zu vereinigen, als wenn man ihn aus dieser Beschränktheit hinweg in ein unendliches Feld versetzt, ihn an der Hand der Philosophie in die Region der Ideen hinüberführt. oder auf den Flügeln der Poësie zu Idealen erhebet.

Die Sprache ist das Organ des Menschen, die Kunst ist am natürlichsten ein Spiegel der Welt um ihn her, weil die Einbildungskraft im Gefolge der Sinne am leichtesten äußere Gestalten zurückführt. Dadurch ist die Dichtkunst unmittelbar, und in einem weit höheren Sinn, als jede andere Kunst, für zwei ganz verschiedne Gegenstände gemacht: für die äußeren und die inneren Formen, für die Welt und den Menschen; und dadurch kann sie in einer zwießachen, sehr verschiednen Gestalt erscheinen, je nachdem sie sich mehr auf die eine, oder die andere Seite hinneigt.

In beiden Fällen hat sie die Schwierigkeiten der Sprache zu überwinden, und sich der Vorzüge zu erfreuen, die sie gerade dadurch geniefst, dass diese, und daher der Gedanke, das Organ ist, durch das sie wirkt; allein wenn es die inneren Formen sind, die sie zu ihrem Objecte wählt, dann findet sie in der Sprache einen ganz eignen Schatz neuer und vorher unbekannter Mittel. Denn nunmehr ist diese der einzige Schlüssel zu dem Gegenstande selbst; die Phantasie, die sonst gewöhnlich den Sinnen folgt, muß sich nun an die Vernunft anschließen; und wenn schon auf der einen Seite der Geist durch die Größe und den Gehalt des Gegenstandes hingerissen wird, so muß noch außerdem auch die Kunst einen noch höheren und rascheren Aufflug nehmen, um auch noch in diesem Gebiet die Einbildungskraft allein herrschend zu erhalten, zumal wenn sie nicht

Empfindungen, sondern Ideen behandelt, und also mehr intellectuell, als sentimental ist.

Diese Gattung, in der uns das Beispiel der Alten fast gänzlich verläßt, ist, sie mag nun rein oder vermischt mit andern erscheinen, der eigentliche Gipfel der neueren Poësie, und kann ihr eigenthümlich genannt werden. Je entschiedner sich dieselbe jedoch von der andern trennt, desto weiter entfernt sie sich auch von dem leichtesten und einfachsten Begriffe der Kunst.

Jeder echte Dichter nun wird dem einen der beiden hier geschilderten Charaktere eigenthümlicher angehören, mehr geneigt seyn, entweder die individuelle Natur der Sprache für die Kunst, oder die der Kunst durch die Sprache geltend zu machen, dem gestaltlosen, todten Gedanken Form und Leben mitzutheilen, oder die lebendige Wirklichkeit bildlich und anschaulich vor die Einbildungskraft hinzustellen. In beiden Fällen ist er gleich großer Dichter; aber in dem ersteren leistet er mehr etwas, das nur die Dichtkunst und keine ihrer Schwestern vermag, zeigt er mehr ihr innerstes eigenthümlichstes Wesen, wandelt er mehr einen einsamen, von keinem andern betretenen Weg, da er in dem letzteren mehr einen gemeinschastlichen Pfad mit allen übrigen Künsten, nur auf seine Weise, verfolgt. In jenem kann er daher in einem noch engeren Sinne des Worts Dichter heißen, als in diesem.

In dieser letzteren engeren Bedeutung nun Dichter zu seyn, ist der Gattung, zu welcher Herrmann und Dorothen gehört, geradezu entgegengesetzt. Dies kann nur der lyrische, didaktische und tragische Dichter, die, nahe mit einander verwandt, Eine Classe zusammen ausmachen, micht der epische. Dieser fordert Gestalten, Leben und Bewegung, führt den Menschen in die Welt hinaus, und fängt, um zuletzt so gut, als jene, sein Gemüth in seinen inner-

sten Tiesen zu erschüttern, bei seinen Sinnen und den Gegenständen, die ihn umgeben, an.

XX.

Dritte und letzte Stufe der Objectivität des Gedichts.

Wenn man dasjenige, was wir bisher über das Göthis che Gedicht gesagt haben, mit dem Eindruck vergleicht, welchen es selbst hervorbringt; so muß man nothwendig fühlen, wie weit noch unser Begriff hinter dem letzteren zurückgeblieben ist, wie viel noch daran fehlt, daß die Zeichnung seines Charakters die wirkliche Empfindung auch nur einiger Massen erreiche. Gerade aber weil seine hohe Schönheit darin besteht, dass es seine große und allgemeine Wirkung in der strengsten Individualität hervorbringt, ist die Beurtheilung desselben so schwierig. bei der Schilderung eines lebendigen und organischen Wesens, wird man bei jedem Charakterzug, den man ihm beilegt, immer lebhaft daran erinnert, dass man es nie vollständig und richtig zeichnet, sobald man nicht das Ganze in der nothwendigen und unzertrennlichen Verbindung aller seiner Theile hinzustellen vermag.

Wir haben im Vorigen seine hohe Objectivität zu schildern angefangen; wir haben gezeigt, wie es bloß sinnliche Gegenstände, und diese in ihren vollständigen Umrissen, in den reinen Formen der Einbildungskraft zeichnet. Allein wenn es uns auch vollkommen gelungen wäre, dadurch zu beweisen, daß es von einem reineren und allgemeineren Kunstsinn, als andre, beseelt, sich näher, als sie, an die Werke der bildenden Kunst anschließt: so sind dadurch noch kaum die äußersten Linien des Charakters desselben gezeichnet; so ist es noch immer zu wenig aus der Masse beschreibender Gedichte herausgehoben, und so reicht dies

ŕ

noch bei weitem nicht hin, seine eigenthümliche Wirkung, die lichtvolle Klarheit, zu der es die Phantasie, die energische Ruhe, zu der es das Gemüth erhebt, auch nur im Ganzen und der Gattung nach zu erklären.

Die Objectivität der bildenden Künste überhaupt ist noch selbst von zu verschiedener Natur; es herrscht z. B. offenbar eine so ganz andre in den einsachen Werken der Bildhauerkunst und verzüglich in einigen der Mahlerei, dass die allgemeine Verwaudtschast des Styls eines Gedichts mit dem Styl der bildenden Kunst diese freien Unterschiede noch bei weitem nicht bestimmt genug angiebt.

Wo der höchste Grad der Objectivität erreicht ist, da steht schlechterdings nur Ein Gegenstand vor der Einbildungskraft da; wie viele sie auch derselben unterscheiden möchte, so vereinigt sie sie doch immer nur in Ein Bild; da ist der Stoff bis auf seine kleinsten Theile besiegt; da ist alles Form, und durch das Ganze hin nur Ein und eben dieselbe. Gleich deutlich kündigt sich diese hohe Trefflichkeit durch den Eindruck an, den sie zurückläst. Wir sühlen uns von einer Klarheit umgeben, von der wir sonst keinen Begriff haben; wir empfinden eine Ruhe, die nichts zu stören vermag, weil wir alles, wofür wir nur irgend Sinn haben, in diesem Einen Gegenstande und dort in vollkommener Harmonie antressen; alle Kräste unsres Gemüths gehören der Phantasie, und diese ausschließend der Einen reinen, hohen und idealischen Form an, die aus einem solchen Kunstwerke uns entgegenstralt.

Am deutlichsten sehen wir dies bei den Werken der Sculptur. Wenn die Hand des Bildners den Marmor bearbeitet, so verschlingt der kleine Fleck, auf welchem sein Meissel geschäftig ist, zugleich seine ganze Aufmerksamkeit. Wochen, Monate und Jahre halten ihn diese engen Grenzen gefangen; immer das Bild, das er darstellen will, vor



Augen, findet er in ihnen eine Welt, welcher seine Kräfte nur mit Mühe Genüge leisten, und ruhet nicht eher, als bis er ganz und vollkommen den Gedanken seiner Einbilbungskraft dem rohen Stein abgewonnen hat.

Der reicheren Mannigsaltigkeit, des weiteren Umsangs der lebendigen Bewegung endlich, die seine Kunst ihm darbietet, ungeachtet, ist der Dichter eines gleich bildenden Sinns, sein Werk einer gleich hohen Objectivität fähig. Wo er nun einen solchen Sinn besitzt, da ist es ihm nicht genug, bloß sinnliche Gegenstände, bloß reine Formen überhaupt aufzustellen, da strebt er immer, die Einbildungskraft auf ein einziges Object zu hesten, nur sür dieses zu interessiren, auf dies allein alles andere zurückzusühren. Sein Charakter besteht dann ganz eigentlich darin, nur in der vollendeten Darstellung dieses Einen Gegenstandes seine volle Besriedigung zu sinden.

Die Einbildungskraft entschieden zu nöthigen, auf eine bestimmte Weise thätig und productiv zu seyn, ist zugleich seine einfachste Aufgabe und sein höchstes Ziel. Um dieser Forderung Genüge zu leisten, muß er derselben drei mit einander verwandte Eigenschaften zugleich mittheilen: lebendige Stärke, vollkommene Freiheit und durchgängige Gesetzmäßigkeit. Zu den beiden Stufen der Objectivität, die wir bis jetzt geschildert haben, sind mehr die beiden ersten Stücke erforderlich; zu der dritten aber, die wir jetzt näher betrachten, erhebt man sich nur durch das letztere, durch vollkommne und strenge Gesetzmäßigkeit.

Um nun zu zeigen, dass unser Gedicht auch diese letzte und höchste Stuse der Objectivität erreicht, wollen wir es mit einer zwiesachen Gattung beschreibender Gedichte vergleichen. Wir werden dadurch noch außerdem den Vortheil gewinnen, dass, wenn wir es bis jetzt nur als ein echtes Kunstwerk, und als ein beschreibendes Gedicht überhaupt charakterisirten, wir nun auf den bestimmten Platz kommen werden, den es unter diesen letzteren sich ausschliefslich zueignet.

XXI.

Zwiesache Gattung beschreibender Gedichte in Rücksicht aus ihre größere oder geringere Objectivität — erläntert an Homer und Ariost.

Alle beschreibenden Gedichte stellen eine Reihe von Bildern, ein verbundenes Ganzes von Gestalten auf. Der Unterschied, den wir, geleitet durch die bisherigen Betrachtungen, hier unter ihnen festzusetzen im Begriff sind, besteht darin, ob sie mehr durch die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Figuren, oder durch die Gestalt der einzelnen und die Verbindung aller zu einer Einheit zu wirken bestimmt sind, ob der Dichter seine Gruppen mehr als Massen, oder mehr als Ganze behandelt hat, mehr durch Farbe und Colorit oder durch Form zu gewinnen strebt?

Auf diese Weise lässt sich dieser Unterschied objectiv angeben; subjectiv bestimmt läust er darauf hinaus, ob es dem Dichter mehr auf eine gewisse bestimmte Thätigkeit der Einbildungskrast, oder nur auf Thätigkeit überhaupt, ankam? ob ihm mehr daran lag, das sie gerade nur diesesoder jenes Bild, oder blos überhaupt in einem gewissen Ton und Rhythmus Bilder erzeugte?

Man sieht leicht, dass hier bloss die Frage ist: ob er mehr bildend, oder mehr stimmend (musikalisch) wirkt? und dass dieser Unterschied sich bloss daraus ergiebt, dass man die allgemeine Eintheilungsformel, nach welcher sich alles entweder auf das Erzeugte, das Object, oder auf das Erzeugende, das Subject, bezieht, auf diesen einzelnen Fall, die verschiedene Möglichkeit der dichterischen Darstellung einer Handlung, anwendet.

Um diese zwiesache Gattung unmittelbar in einem Beispiel wiederzuerkennen, vergleiche man den Ariost und den Homer. Dies Beispiel wird gerade darum vorzüglich beweisend seyn, weil es kaum möglich seyn dürste, bei gleich großer Verschiedenheit, eine größere Aehnlichkeit zwischen zwei durch so viele Jahrhunderte getrennten Dichtern anzutreffen. Wo lebt, seit Homer, in einem anderen Dichter eine solche Fülle und ein solcher Reichthum von Gestalten, wo eine solche nie stillstehende, sich immer wieder aus sich selbst erzeugende Bewegung, wo strömt ein so unversieglicher Quell ewig neuer und überraschender Erfindungen, als in den Gesängen Ariosts? Welcher andere neuere Dichter erscheint nicht, von diesen Seiten mit ihm verglichen, arm und dürstig, ernst und seierlich, trocken und schwer? Wenn die höchste Bewegung und die lebendigste Sinnlichkeit das Wesen der Dichtkunst ausmachen, und niemand anstehen wird, dem Homer hierin den Rang einzuräumen; so gebührt dem Italiänischen Sänger unstreitig gleich die erste Stelle nach ihm.

Und doch welche ungeheure Verschiedenheit; wie stark gezeichnet vorzüglich der eben geschilderte Unterschied! Im Homer tritt immer der Gegenstand auf, und der Sänger verschwindet. Achill und Agamemnon, Patroklus und Hektor stehen vor uns da; wir sehen sie handeln und wirken, und vergessen, welche Macht sie aus dem Reiche der Schatten in diese lebendige Wirklichkeit heraufgerusen hat. Im Ariost sind die handelnden Personen uns nicht weniger gegenwärtig; aber wir verlieren auch den Dichter nicht aus dem Auge, er bleibt immer zugleich mit auf der Bühne, er ist es, der sie uns zeigt, ihre Reden erzählt, ihre Handlun gen beschreibt. Im Homer entsteht Begebenheit aus Be-

gebenheit, alles hängt fest mit einander zusammen, und erzeugt sich selbst eins aus dem andern. Ariost knüpft seine Fäden nicht nur lockrer zusammen, sondern wenn sie auch noch so fest verbunden wären, so zerreifst er sie selbst wie in muthwilligem Spiel, und läßt immer mehr die Herrschaft seiner Willkühr, als die Festigkeit seines Gewebes, blicken; er unterbricht sich mit Fleiß, springt von Geschichte zu Geschichte über, scheint (und darin liegt zum Theil seine größeste Kunst versteckt) nur nach Laune an einander zu reihen, ordnet aber im Grunde nach den innern Gesetzen der Sympathie und des Contrastes der Empfindungen, die er in seinem Zuhörer weckt.

Aber dieser Unterschied liegt bei weitem nicht bloß in der Composition des Ganzen; wir linden ihn eben so gut in jeder einzelnen Schilderung, in jeder einzelnen Stanze wieder. Homer beschreibt eigentlich nie; die Phantasie seines Lesers besindet sich nie in dem Zustande, wo sie, wie sonst der Verstand, bloß die einzelnen Züge, die ihr gezeigt werden, ausnimmt, an einander reiht und so ein Ganzes zusammensetzt; wie sie dem Sänger folgt, stehen die Gestalten vor ihr da, sie hat sie nicht von ihm empfangen und doch auch nicht allein erzeugt; auf eine unerklärbare Weise ist beides zugleich und auf einmal vor sich gegangen. Ariost beschreibt immer, zeigt uns immer absichtlich Zug für Zug; und obgleich die Einbildungskraft durch ihn gleichfalls frei und lebendig beschäftigt und echt dichterisch gestimmt wird: so hat sie doch nie gleich rein bloß den Gegenstand, und noch bei weitem weniger immer nur das Ganze vor sich; auch der Theil, auch die einzelnen Züge des Gemähldes hat der Dichter so behandelt, dass sie für sich die Phantasie gewinnen, und sie von dem Ganzen abziehen. Im Homer ist durchaus bloss die Natur und die Sache, im Ariost immer zugleich auch die Kunst und die Person, sowohl die des Dichters, als die des Lesers. Denn wenn der Leser sich selbst vergessen soll, darf er nicht an den Dichter erinnert werden.

Beide besitzen einen hohen Grad der Objectivität, beide zeichnen sinnliche und lebendige Gestalten; aber nur in Homer leuchtet das Streben nach der vollendeten Darstellung Eines Gegenstandes hervor. Beide sind treue Mahler der Welt und der Natur, aber Ariost gefällt mehr durch den Glanz und den Reichthum seiner Farben, Homer zeichnet sieh mehr durch die Reinheit der Formen, durch die Schönheit der Composition aus.

XXII.

Homer verhindet die einzelnen Theile seiner Dichtungen fester zu einem Ganzen.

Der so eben geschilderte Contrast muß jedem Leser Homers und Ariosts auffallend seyn, welcher die Totalwirkung, die beide Dichter auf ihn machten, in sein Gedächtnis zurückruft. Entwickelt man nun denselben genauer, so findet man den zwiesachen Charakter, den wir oben angegeben haben.

Homer verbindet eine ungeheure Menge von Gestalten in eine einzige Gruppe; Ariost faßt eine vielleicht noch größere Anzahl, in vielfache Gruppen vertheilt, nur gleichsam in denselben Rahmen ein. Im Homer strebt alles durchaus zum Ganzen; es ist überall Einheit: Einheit der Handlung, der Charaktere, der Gesinnungen, der Empfindungen; die Verschiedenheit, die bis in ihre feinsten Züge nüancirt ist, wird immer nur als eine Stufenfolge von Bestimmungen gezeigt, die sich in sich zu einem Ganzen zusammenschließt. Ariost kann eben so wenig der Einheit, als Homer des Reichthums und der Mannigfaltigkeit, ent-

behren; es ist einmal ohne beides keine dichterische Wirkung möglich. Aber nicht diese Einheit, sondern nur die Mannigfaltigkeit wirken zu lassen, ist ihm wichtig. Das Auge soll von Gestalten zu Gestalten umherschweisen, und ihre Zahl nie übersehen; die Fläche, auf der sie auftreten, soll sich immerfort, aber nur da, wo es ihm jedesmal einen Augenblick zu verweilen gefällt, nicht gerade vom Mittelpunkt aus und nach allen Seiten hin ins Unendliche erweitern; die Verschiedenheit soll, selbst da, wo wirklich alle einzelnen Glieder zusammen verbunden ein Ganzes ausmachen würden, doch nur als Contrast erscheinen. Denn wenn auch, wie vielleicht nicht schwer zu erweisen wäre, die Helden Ariosts eben so als die Helden Homers alle Hauptseiten des menschlichen Charakters vollständig dar-. stellten, so würde man dennoch immer nur in diesen den Reichthum der Menschheit, in jenen bloss die Verschiedenheit der Menschen zu sehen glauben.

Gerade aber dann ist ein Charakterunterschied unter zwei Künstlern derselben Gattung echt und sehlersrei, wenn beide, wie hier, denselben Reichthum besitzen, und ihn nur auf verschiedene Weise geltend machen, ihn zu verschiedenem Gebrauch und unter verschiedenem Stempel ausprägen.

XXIII.

Ariost rechnet mehr auf den Effect; Homer wirkt stärker durch die reine Form.

Wenn Homer sich strenger an das Ganze hält, Ariost mehr den einzelnen Theil heraushebt, so muß der erstere mehr auf die Form, der letztere mehr auf den Effect rechnen, den in der Verbindung eine Figur mit der andern macht. Das aber ist es, was man in der Dichtkunst Licht und Schatten nennen kann, der Grad, um den eine Gestalt dadurch hervor - oder zurücktritt, daß eine andre neben ihr steht. Dies, verbunden mit dem Ton, welchen der Dichter seiner Sprache giebt, mit der eigenthümlichen Wichtigkeit, die er demselben für sich einräumt, macht sein Colorit aus.

Homer nun arbeitet überall auf die Form; erst in den einzelnen Figuren, in ihrer Ruhe und ihrer Bewegung, dans in der Verbindung derselben, wo er eine an die andere, oder mehrere zusammen, oder endlich alle in Ein Ganzes verknüpft. Darum lässt sich die ganze Ilias oder die ganze Odyssee am Ende wie eine einzige Statue, oder, wenn diese Vergleichung zu kühn ist, wenigstens wie eine einzige Gruppe betrachten. Bei diesem Verfahren ist das Colorit natürlich untergeordnet; es richtet sich gleichfalls nach der Form, und dient nur, diese mehr herauszuheben. Ganz anders hingegen wirken Farbe, Licht und Schatten da, wo die einzelnen Figuren mehr allein und getrennt erscheinen. Denn da gehören sie wesentlich zu den Verbindungsmitteln des Ganzen; und überhaupt braucht jedes Gemählde immer um so viel mehr Colorit, als es an Einheit und Harmonie der Formen verliert. So wie die Einbildungskraft nicht ganz in ihren Gegenstand versenkt ist, so erhält ihre eigne Energie das Uebergewicht; und so wie der Dichter nicht so durch denselben beschäftigt ist, daß er jede Krast ausbieten muss, um ihn nur einsach hinzustellen, so erhöht sich unvermerkt und an sich selbst sein Ton. und wird reicher und prächtiger, als sein Stoff.

XXIV.

Colorit.

Denn was wir Colorit ') nennen (und es giebt in jeder kunst etwas diesem Begriff Entsprechendes), ist, wenn wir

^{*)} Der Begriff des Colorits ist hier in einem eingeschränkten Sinne gebraucht. Um dem Missverständnisse vorzubeugen, das unfeblbar entstehen müfste, wenn man ihm einen allgemeineren unterlegte, sey es erlaubt, noch folgende Erläuterung hinzuzufügen. Die Mahlerei (von der man natürlich, so oft von Colorit die Rede ist, immer ausgehn muls) hat ein zwiefaches Mittel, ihren Gegenstand darzustellen: den Umrifs und die Farbe. Die letztere dient unmittelbar, die Aehnlichkeit des Bildes auch von dieser Seite zu vermehren; aber in so fern wirkt sie nur auf eine untergeordnete Weise. Ihre hauptsächlichste Wirkung bringt sie durch die Stimmung hervor, in welche sie unsre Phantasie bloß für sich, und unabhängig von aller Natur-Nachahmung versetzt. Denn geht man (wie bei ästhetischen Untersuchungen häufiger geschehen sollte) auf die Natur derjenigen Sinne zurück, welche die Kunst zunächst beschäftigt, so findet man, dass das Auge sich in einer doppelten Beziehung auf der einen Seite auf unsre höheren intellectuellen, auf der andern auf die niedrigeren sinnlichen Kräfte belindet, und dass seine Verwandtschaft mit den ersteren durch den Eindruck der Gestalt, die mit den letzteren durch den Eindruck der Farbe entsteht. Daher ist die blosse Gestalt (wenn sie ohne alle Farbe, also auch ohne Licht und Schatten, möglich ware) kalt und trocken, die blofse Farbe hingegen (auch durchaus formlos) so frisch, lebendig und sinnlich, dass sie allein Empfindungen zu wecken im Stande ist. In so fern nun der Mahler sich dieser beiden Mittel zugleich bedient, schlägt er zugleich einen objectiven und subjectiven Weg ein, sich unserer Einbildungskrast zu bemeistern; und diese beiden Wege sind es, die in der That immer zugleich betreten werden müssen, wenn man zu einer wahrhaft künstlerischen Wirkung gelangen will. Denn obgleich beide, der Umriss sowohl, als die Farbe, die Natur des Gegenstandes (der beide mit einander verbindet) nachzuahmen dienen, so arbeitet der erstere dennoch mehr darauf hin, uns denselben zu zeigen, die letztere mehr uns selbst lebendig genug zu stimmen, ihn vollkommen zu sehen. Indels kommen immer beide darin überein, nur ihn allein darzustellen. Wird aber das Gleichgewicht zwischen beiden gestört, und dem Colorit ein Vorzug eingeräumt, so tritt alsdann der Fall ein, von dem oben die Rede ist. In diesem nun bleiben dem Künstler nur noch zwei Wege einzuschlagen

es allgemein und philosophisch in seinen Gründen und seiner Wirkung untersuchen, nichts anders, als das, was die

übrig, entweder bloss die Sinne zu ergötzen, oder die Phantasie auf eine gleichsam rhythmische Weise zu stimmen. Die Möglichkeit auf diese letzte Art zu wirken, wird aber immer nur äußerst beschränkt seyn, da die Natur des Gegenstandes hier keine fortschreitende Reihe (keinen steigenden oder fallenden Rhythmus), sondern nur eine in sich selbst zurückkehrende erlaubt, und diese noch dazu auf Einmal gegeben ist. Ohne also auf die Erregung lebhafter oder gar heftiger Empfindungen rechnen zu dürfen, muß man sich hier allein au Harmonie und Lieblichkeit begnügen.

Wenn die Phantasie bei der Einwirkung der Kunst auf dieselbe ganz in Thätigkeit gesetzt werden soll, so muss immer zugleich objectiv und subjectiv auf sie eingewirkt werden. Man muß einen Gegenstand vor ihr bilden und ihre Kraft stimmen. Darum sagten wir, dass jede Kunst ihr Colorit habe, weil wir das Mittel, wodurch jede dies letztere ausrichtet, mit keinem schicklicheren Namen zu benennen wußten, da in der That die Farbe es am vollkommensten und am reinsten zu bewirken vermag. In der Musik ist dies Colorit eine gewisse schwer zu bestimmende Behandlung der Töne; in der Bildhauerkunst, in welcher die Form sonst so ausschliesslich herrscht, scheint es diejenige Bearbeitung des Materials, durch welche der harte und todte Stein für das Auge Weichheit und Leben erhält. Denn obgleich dies nur durch Form hervorgebracht werden kann, so wirkt es doch nicht als Form, da auch das Gefühl (auf das wir jedes Werk der Sculptur selbst dann, wenn wir es bloss ansehen, doch immer beziehen) in einer doppelten Verwandtschaft mit den intellectuellen und sinnlichen Kräften steht. Wie mächtig der Unterschied zwischen der Musik und der Bildhauerkunst in Absicht auf die Objectivität beider ist, sieht man daran, dass, da in der letzteren das, was in ihr das Colorit ausmacht, nur allein durch Form bewirkt wird, dagegen in der ersteren sich dasjenige, was eigentlich einen Gegenstand schildert, oder eine bestimmte Empfindung ausdrückt (und also dem entspricht, was in der darstellenden Kunst die Form ist) kaum noch nur überhaupt von demjenigen unterscheiden läßt, was, ohne dies zu thun, blofs die Phantasie beschäftigt oder das Ohr ergötzt. Die Mahlerei steht in diesem Punkt zwischen beiden in der Mitte; denn in ihr ist Form und Colorit am meisten und beinahe vollkommen von einander geschieden.

Doch muß man bei dieser ganzen Materie nie vergessen, daß hier nur zum Behuf der Untersuchung getrennt wird, was in der Wirklichkeit schlechteidings unzeitrennlich verbunden ist. Thätigkeit der Einbildungskrast ohne einen bestimmten, geformten Gegenstand beschäftigt, und was sie selbst wiederum fordert, so ost sie sich in einem solchen Zustand befindet. Wenn ihre Thätigkeit einmal rege ist, und sie doch
nicht, bildend, ein bestimmtes Object erzeugt, so kann sie
nichts, als gleichsam ihre eigne Krast immer wieder von
neuem hervorbringen; und ob sie gleich auch so immer ein
Etwas haben muss, woran sie dieselbe übt, so wird dies,
als unbedeutend und immer wechselnd, verschwinden, und
nur der Grad und der Rhythmus ihrer eignen Thätigkeit
sichtbar bleiben.

Dass dieser Begriff des Colorits in der That der richtige ist, sehen wir, wenn wir ihn da aussuchen, wo er ursprünglich hingehört, in der Mahlerei. Die Farbe, wenn sie nicht bloss die Form besser heraushebt (und wir reden hier vom Colorit nur insofern, als dasselbe sich allein und für sich hervordrängt) kann der Phantasie keinen bestimmten Gegenstand geben; sie kann nur einzeln ihre Stimmung determiniren, und mit mehreren in harmonischer oder disharmonischer Folge, dieselbe verändern, und durch einen gewissen Rhythmus hindurch führen. Sie gleicht hierin dem Ton, nur dass dieser durch seine innige Verbindung mit unsrem Gemüth, ohne gerade bildend zu wirken, doch einen wirklichen Gegenstand, die Empfindung, hervorbringt, was die blosse Farbe wenigstens immer nur sehr unvollkommen zu thun im Stande ist.

In den Arbeiten mittelmäßiger Mahler drängt sich das Colorit bloß hervor, um die Sinne zu ergötzen und das Auge zu blenden; aber es gäbe auch einen höheren Styl für die bloß auf das Colorit berechnete Mahlerei, die alsdann nach rhythmischen Gesetzen behandelt werden müßte, und noch weit mehr ist dies bei der Dichtkunst der Fall.

XXV.

Homer ist mehr naiv, Ariost mehr sentimental. — Resultat des ganzen Unterschiedes.

Dass Ariost auch einzelnen Zügen seiner Schilderungen eine vom Ganzen unabhängige Wichtigkeit einräumt, und dass er den Ton seines Gesanges vor der Form seines Stoffs vorwalten läst, dies beides kommt darin zusammen, dass er, weniger ausschließend mit seinem Gegenstande beschäftigt, öfter in sich selbst zurückblickt. Statt die Wirkung auf das Herz und das Gemüth seiner Zuhörer allein am Ende dem Ganzen seines Gemähldes zu überlassen, wendet er sich selbst, noch während seines Laufes, immerfort zu ihnen hin, und hat mehr den Effect, den er auf sie macht, als seinen Stoff vor Augen. Daher ist es auch seinem Leser in den meisten Fällen beinah gleichgültig, welche Gestalt, welche Reihe von Begebenheiten er ihm vorführt, sobald nur überhaupt dasselbe Leben und dieselbe Bewegung bleibt, und im Einzelnen die Nüance des Tons folgt, welche sich an die vorige am leichtesten und natürlichsten auschliefst.

Wir finden daher hier den allgemeinen Unterschied alter und neuer Dichtkunst wieder; aus Homer blickt eine naivere, aus Ariost eine mehr sentimentale Natur hervor. Dennoch wird die Verschiedenheit beider Dichter durch dies Merkmahl allein nicht erschöpft. Auch in der völlig objectiven Gattung beschreibender Gedichte ist noch die unmittelbare Beziehung des Stoffs auf das Gemüth möglich, die sehr gut mit dem Namen der Sentimentalität bezeichnet wird. Was also diese Verschiedenheit begründet, ist allein die höhere Objectivität.

Der Dichter fasst einen Gegenstand auf; von ihm geht seine Begeisterung aus; er ist allein mit demselben beschäf-

tigt, er strebt nach nichts andrem, als ihn so zu zeichnen, wie er in der Natur wirklich ist, oder wie er seyn müßte, wenn er zu ihr gehörte; er kann nicht aufhören, bis derselbe vollendet ist, und ist fertig, sobald er den letzten Pinselstrich daran gethan hat. Sein Zuhörer hat, wie er, seine Blicke nur fest auf denselben gehestet; er interessirt sich nur langsam und nach und nach für ihn; aber mit jedem Augenblick steigt die Wärme, mit der er ihn umfast, bis sie zuletzt zu der höchsten Innigkeit anwächst; er glaubt blos außer sich und in ihm zu leben, und bemerkt erst zuletzt mit frohem Erstaunen, dass indess und durch ihn in ihm selbst eine mächtige Veränderung vorgegangen, sein Gemüth bis in sein Innèrstes erschüttert, erhöht und idealisch umgestimmt ist. Oder der Dichter fühlt seine Phantasie in unruhiger Bewegung; seine Begeisterung geht von dieser Regung aus; er sucht und schafft sich einen Gegenstand; indem er ihn ausbildet, folgt er dem Gange dieser innern Stimmung; er kann nicht aufhören, er muss Stoff aus Stoff erzeugen, so lange diese fortdauert, und er kann nicht sortsahren, sobald sie ihn verlassen hat. Sein Zuhörer ist von derselben Begeisterung mit fortgerissen; eri st überhaupt von einem rascheren und gleich anfangs lebendigeren Feuer beseelt; diese Regung aber kann nicht durch die Folge hindurch immer steigend wachsen, sie muß sich in einem mannigfaltig wechselnden Tanze fortbewegen, und endlich nach und nach aufhören; das Ende dieser Laufbahn kann nicht mit einer so tiefen und überraschenden Rührung bezeichnet seyn, da das Gemüth nicht so plötzlich in sich zurückkehrt, vielmehr immer von innen heraus auf die Welt übergegangen ist.

Mit der höheren Objectivität ist eine strengere Gesetzmässigkeit verbunden. Der Dichter, welcher sich blos an den Gegenstand hält, hat ein Geschäst zu vollen-



den; der, welcher nur seiner innern Stimmung folgt, bloße ein Spiel zu durchlaufen. Dieser wird durch eine innere, gleichsam unwillkührliche Nothwendigkeit bestimmt; jener muß seinen Stoff so anordnen und behandeln, als hätte ihn der bloße Verstand und die kalte Ueberlegung geformt. Dies aber kann nicht anders als durch dasselbe Genie geschehen, das ihn erzeugt, und so muß seiner Einbildungskraft diese Gesetzmäßigkeit, durch welche sie ihren Idealen die vollkommenste Natur-Aehnlichkeit giebt, so ursprünglich einverleibt seyn, daß alle ihre Geburten sie von selbst und unmittelbar an sich tragen. Durch diese strenge Gesetzmäßigkeit nun wird der letztere endlich tieser und wohlthätiger auf das Gemüth und die Gesinnungen, so wie der erstere durch seine heitre und anmuthige Leichtigkeit auf die Stimmung und das Temperament einwirken.

XXVI.

Einfluss dieser Verschiedenheit beschreibender Gedichte auf die Wahl der Versart.

Diese beiden Gattungen von Gedichten sind so sehr von einander geschieden, das jede ihren eignen Versbau ersordert, und dies die eigentliche Grenzlinie ist, wo in beschreibenden Gedichten der Reim und der Griechische Vers gebraucht werden muß. Denn der Reim giebt immer ein Colorit, das sich für sich allein dem Auge vorwaltend ausdrängt, da hingegen der Hexameter, so wie jedes alte Silbenmaas, seinen noch reicheren und glänzenderen Farbenschleier immer nur als ein bescheidnes Gewand um die Schönheit der Formen gießt.

XXVII.

Zu welcher jener beiden Gattungen unser Dichter gehört? beweist er durch die Zeichnung seiner Figuren.

Es bedarf nicht erst eines Beweises, welchen von diesen beiden Charakteren Herrmann und Dorothea an sich trägt.

Der Dichter hat es nie mit etwas andrem, als mit seinem Gegenstande, zu thun; sein Gang ist lebendig und kräftig, aber ruhig, gleichförmig und von immer schnellerer steigender Bewegung gegen das Ende des Gedichts; der Leser lebt allein in der Begebenheit, die er vor sich sieht, er ist, wie der Dichter, klar und gleichförmig gestimmt, aber zuletzt tief gerührt, und von den höchsten Gefühlen durchdrungen. Nicht seine Sinne, nicht seine Leidenschaften sind rege; aber sein Sinn ist beschäftigt, sein Gemüth still bewegt; er fühlt nicht sowohl das rasche Feuer, welches sonst die Phantasie ansacht, als er sich vielmehr der lebendigen Klarheit bewußt ist, womit ein reiner und tiefer Blick in das Leben und die Menschheit die Seele erhellt. Seine Einbildungskraft hat durchaus frei und allein, mit aller ihrer schöpferischen Kraft, und an einem Gegenstande, also bildend, gewirkt.

Davon überzeugt man sich vorzüglich dann, wann man die Mittel genauer untersucht, durch welche der Dichter seine Gestalten dem Leser in die Seele prägt. Wir haben schon im Vorigen an einem Beispiel gesehn, daß er sie nicht ängstlich beschreibt, sondern nur ihre Umrisse zeichnet; aber selbst das thut er nur selten, nur da, wo die Veranlassung ihn schlechterdings dazu nöthigt. Er kennt ein andres, tiefer eingreisendes Mittel sie aufzuführen und wichtig zu machen; die Kunst nemlich, sie durch den Grund herauszuheben, auf dem sie austreten, die Einbildungskraft

durch die gehörige Stimmung zu nöthigen, sie von selbst und in der Größe zu erzeugen, die er ihnen mittheilen will.

Dadurch erhält er ihre Umrisse, ohne ihrer Bestimmtheit zu schaden, dennoch immer grenzenlos und unendlich: sie wachsen in der That immerfort vor der Phantasie, so wie allmählig die eigne Stimmung derselben fortschreitend erhöht wird; das Ganze knüpft sich fester zusammen, wenn immer ein Theil den andren, und nicht jedesmal der Dichter jeden besonders zu bilden scheint; und die ganze Wirkung wird um so viel dichterischer und künstlerischer, als sie reiner und selbsthätiger bloß durch die Einbildungskraft vollendet wird.

XXVIII.

Vergleichung unsers Dichters mit Homer in diesem Stück. — Beispiel an Glaukus und Diomedes Waffentausch.

Dieselbe Eigenthümlichkeit epischer Schilderung finden wir auch im Homer und überhaupt in den Alten wieder. Wenn die neueren Dichter alles einzeln ausmahlen, wenn sie oft kleine und einzeln interessirende Züge auswählen, wenn man bei ihnen überall Beschreibungen männlicher und weiblicher Schönheit findet; so sind diese jenen durchaus fremd. Aber dagegen verstehen sie ihren Figuren eine andere Größe, eine andre Würde, und wahrhaft kolossalische Umrisse durch die Art zu geben, wie sie dieselben erscheinen lassen, und wie sie durch dies Erscheinen auf die Einbildungskraft einwirken.

Welche einzelne Scene man etwa aus der Iliade und Odyssee herausheben mag, so findet man diese Bemerkung bestätigt. Man nehme z. B. Glaukus und Diomedes Waffentausch. Auf welchem Boden treten schon diese beiden Figuren auf, von welchen Gegenständen sind sie umgeben!

Ein mit Kämpfern angefülltes Schlachtfeld, das wechselnde Glück beider Nationen, der zwiefache Antheil der Götter an dem Ausgang des Kampfs, das Schicksal Trojas, dessen künftiger Untergang durch die ganze Anlage des Gedichts vorherverkündigt, und auch in diesem einzelnen Stück, in dem Contrast der Charaktere des edleren, sansteren, beinahe schwermüthigen Lyciers und des wilderen und rauheren Argivers, und in dem Ton ihrer Reden unverkennbar gezeichnet ist. Dann diese Charaktere selbst, echte und reine Heldennaturen, stolz und tapfer, sogar wild und grausam, aber einfach, sest in einmal geschlossenen Verbindungen, voll Ehrsurcht für ihre Väter, sier die Gastsreundschaft und die Götter, welche dieselbe beschützen.

Wie sie die Verbindungen ihrer Väter erzählen, ist man plötzlich in alle ihre Empfindungen versetzt, weil diese Empfindungen insgesammt nur rein menschliche sind; man fühlt den muthigen Stolz des Jünglings, den sein Vater ermahnt hat, seines Heldengeschlechts nicht unwürdig zu seyn; man theilt gern Diomedes Ehrfurcht für die Gastgeschenke, die seine Ahnherren ihm hinterlassen haben, und für das Andenken eines Vaters, den sein Heldenruf ihm, noch eh' er ihn kannte, schon entrifs. Bei der Geschichte der beiden Stämme thut man einen tiefen Blick in das Loos der Sterblichen und die Macht des Schicksals; Prötus leichtgläubiger Argwohn, Bellerophons menschenscheue Schwermuth, Tydeus und der Sieben Untergang vor Theben!

Von allen diesen Bildern auf einmal gerührt, wer begleitet sie nicht da, wenn sie nun, nach Handschlag und
Waffentausch, sich wieder in das Getümmel der Schlacht
versenken, mit wehmüthiger Rührung? wer ist nicht von
dem tiefen Gefühl für die Größe und den Edelmuth, aber
sugleich für die Ohnmacht und Verblendung des Menschen
durchdrungen, durch die er nur als ein leichtes Spielwerk



in der Hand des übermächtigen Schicksals erscheint! — Welche Farben aber leiht diese Stimmung, in welches ehrwürdige Halbdunkel hüllt sie die beiden Figuren, die der Dichter bloß dadurch zu zeichnen verstand, daß er sie auf das Gemüth einwirken ließ, noch ehe er sie eigentlich hingestellt hatte!

Unser Dichter hat keinen so großen und glänzenden Schauplatz, keine so reiche Anzahl von Nebenfiguren, durch welche die Hauptfiguren von selbst hervortreten, keine Helden und Heldengeschlechter, welche die Phantasie von selbst, und ohne daß es dazu nur eines Winkes bedarf, in die Vergangenheit zurückführen; unbekannt, und von Unbekannten abstammend, müssen die Personen, die er uns zeigt, allein durch sich selbst gelten. Wie hat er es nun angefangen, um ihnen den Adel und die Größe zu geben, ohne welche keine tiefe dichterische Wirkung möglich ist?

Der glückliche Sänger der Vorzeit konnte vor den Sinnen und der Einbildungskraft einen reichgestickten, farbigen Teppich voll der mannigfaltigsten Gestalten in üppigem Reichthum abrollen; er, welcher durch seine Zeit, seine Sprache und seinen Stoff dieses Vorzugs entbehrte, mußte seine Mittel mehr in dem Innern des Gemüths und der Stimmung desselben aufsuchen: was jener in der Natur und der Welt fand, mußte dieser unmittelbar in den Menschen legen.

Wo also die Figur auftritt, sie mit dem hohen Styl zu zeichnen, der die Seele zugleich erstaunt und fesselt; sie mit entschiednen und kräftigen Zügen, ohne das eine Absicht errathen werden kann, auf den Vordergrund des Ganzen hinzustellen; den Leser durch auffallende Wirkungen, die sie hervorgebracht hat, wie durch ein Licht, das, von ihr ausstralend, ihr Daseyn, noch ehe sie selbst erscheint, schon verkündigt, auf sie vorzubereiten; sie selbst selten

zu zeigen, und doch sogar abwesend ihre Gegenwart immer und ununterbrochen wirksam zu erhalten; ihr Bild dadurch immer wachsen zu lassen, dass die Höhe des Tons und der Stimmung im Ganzen zunimmt; und sie überhaupt immer mehr in dem Widerschein ihres Wesens, als unmittelbar in diesem selbst, zu zeigen — war alles, was ihm unter diesen Umständen übrig blieb, und dies hat er so treflich zu benutzen verstanden, dass sich der Leser nun dennoch der ganzen und vollen Wirkung erfreut.

XXIX.

Schilderung Herrmanns und Dorotheens.

Herrmann und Dorothea sind beide durchaus so gehalten, dass keine dieser beiden Gestalten vor der andern hervortritt. Wie sie in der Handlung, in der sie der Dichter zeigt, Eins sind; wie ihre ganze Seele nur gegenwärtig mit einander beschästigt ist: so sind sie auch nur gleichsam als ein einziges Individuum geschildert. Ueberall erscheinen sie nur immer in Beziehung auf den andren, überall sieht man in dem einen auch den andren zugleich mit, und ihre beiderseitige Natur schmilzt eben so sest und vollkommen zusammen, als ihre Herzen unzertrennlich verbunden sind.

Aber (denn auch darin ist die Ordnung der Natur so schön beobachtet) Herrmann tritt überhaupt mehr, und von Anfang allein auf; wir lernen Dorotheen nur durch ihn kennen, durch das ganze Gedicht erscheint sie immer nur als ihm bestimmt oder angehörend, und wenn sie am Ende einen Augenblick eine eigne Selbstständigkeit gewinnt, so geschieht es nur, um durch diesen Muth und diese Kraft, der weiblichen Anhänglichkeit noch mehr Adel und Würde zu geben. Darum bleiben wir hier nur bei Dorotheens Schilderung stehen. Herrmann, als die Hauptfigur des Gedichts,

zeichnet sich von selbst; indess werden wir doch bald sehen, dass auch er seine eigentliche Größe von der Einbildungskraft des Lesers nur dadurch gewinnt, das wir seine Gestalt in Dorotheens Wesen, wie in einem reineren Medium, wieder erblicken.

So tragen und heben beide Figuren sich immer nur gegenseitig; und indem die Phantasie, den fixen Punkt aufsuchend, an dem das Ganze befestigt ist, immer von der einen zur andren hinüberschwanken muß, indem das Bild beider, wie ein Licht zwischen zwei Spiegeln, immerfort von der einen in die andre zurückgeworfen wird, erhalten sie immer schwellende und unendliche Umrisse.

XXX.

Erste Einführung Dorotheens durch Herrmanns Erzählung von ihr.

Was diesem ganzen Göthischen Gedicht eine so große Objectivität giebt, und es so sehr der Gattung von Gedichten aneignet, von der wir hier reden, ist der seste und sichere Grund, welcher dem ganzen, so wie jedem einzelnen Theile, jeder Handlung und jeder Schilderung, wem die Metapher erlaubt scheint, gleichsam untergebaut ist Wie der Werkmeister der Natur den feinsten und sprechendsten Zügen der menschlichen Gestalt einen festen und bestimmten Gliederbau unterlegt, und die Festigkeit und Stärke, die daraus hervorgeht, zu einem Hauptelemente der Schönheit macht; so bereitet sein Schüler, der Dichter, der Einbildungskraft einen sichern und unerschütterlichen Boden, von welchem aus sie, zuversichtlich austretend, einen kühnen Aufflug nehmen kann. Nicht also blos in der Anlage des Ganzen sind alle Theile fest zusammengefügt, sondern auch bei einzelnen Schilderungen, vorzüglich bei der Zeichnung der Charaktere, sind gerade solche Elemente

ausgewählt, welche dem Ganzen Haltung, Krast und Sicher- . heit geben.

Fast nirgends fällt dies so lebhast ins Auge, als bei dem ersten Erscheinen Dorotheens. (S. 29.) Ihr Bild ist da mit so sichrer Meisterhand hingestellt, dass es in dem Gemüthe, wie sestgewurzelt, hastet.

Als ich nun meines Weges die neue Strasse hinanfuhr, Fiel mir ein Wagen ins Auge, von tüchtigen Bäumen gefüget, Von zwei Ochsen gezogen, den größten und stärksten des Auslands;

Nebenher aber ging mit starken Schritten ein Mädchen, Lenkte mit langem Stabe die beiden gewaltigen Thiere, Trieb sie an, und hielt sie zurück, sie leitete klüglich.

Man glaubt eine der hohen Gestalten zu sehen, die man bisweilen auf den Werken der Alten, auf geschnittenen Steinen, erblickt. Man fühlt sich betroffen, und hält inne; man begreist nicht, wodurch und womit dies gemacht ist. Der Dichter hat blos die einfache Handlung erzählt; aber man kann sich nicht enthalten, dieser Erscheinung noch einen Augenblick zuzusehen. Sie steht zu auffallend da.

Von der Erzählung im vorigen Gesange (S. 13.) her, ist der Leser noch von dem Zuge der Ausgewanderten erfüllt; er sieht noch das verwirrte Durcheinandertreiben, die unbesonnene Eile, die gegen fremdes Unglück gleichgültige Selbstsucht vor Augen. Aus dieser ungeschiedenen Menge sondert sich nun eine einzelne Gruppe ab: ein Wagen ist zurückgeblieben, indess die übrigen schon in der Entsernung vorauseilen; eine Wöchnerin, von Ochsen gezogen, die ein Mädchen lenkt. Dies Mädchen tritt allein einzeln auf, sie allein ruhig, besonnen, hülfreich; nun muß alles, die Stärke des sestgesügten Wagens, die gewaltige Größe der Thiere, selbst das verwirrte Gedränge des Zuges ihr Bild zu vergrößern beitragen. Es ist schon so idealisch geworden, die

Phantasie ist schon so willig, es in ganz fremde Regionen zu versetzen, dass wir vergessen, dass der lange lenkende Stab nicht mehr Sitte unserer Zeit ist.

XXXI.

Schilderung der Jungfrau in ihrer Wirkung auf Herrmann.

Nach dieser ersten Einführung ist der zweite Moment des Erscheinens der Jungfrau erst in der Stelle, die wir im Vorigen genauer geprüft haben. Aber auch indess verläst sie den Schauplatz nicht; von diesem ersten Augenblick an bleibt sie dem Leser gegenwärtig, und wirkt von ihm in Herrmanns Seele, in seinen Reden und Entschlüssen fort. Ja, noch ehe sie der Dichter wirklich austreten läst, erschien sie schon in der Umwandlung seiner Gestalt und seines Wesens, welche die bei seinen Eltern versammelten Freunde gleich beim Hereintreten an ihm bemerken. (S. 27.)

Die Schönheit des Moments, wo in der beginnenden Reife des Jünglingsalters ein Gegenstand sich plötzlich der Seele bemeistert, weil in Einem Augenblick eine Leidenschaft angefacht wird, die für das ganze übrige Leben fortdauern soll, wird durch diese Stelle und die ganze Schilderung der nun erst erwachenden Gefühle Herrmanns in allem ihrem Reize vor das Gemüth des Lesers gebracht. Die Veränderung, die er in seinem Wesen erfährt, erinnert an die wohlthätige Kraft, mit der Homers Götter und Göttinnen ihren Lieblingshelden höhere Schönheit und übermenschliche Größe verlichen, und vertritt die Stelle des Wunderbaren, das in seiner wahren und antiken Gestalt in einer Composition, wie das gegenwärtige Gedicht ist, keinen Platz finden konnte. Aber wenn es nun hier jenen überirdisch stralenden Glanz entbehren mus, so führt es uns desto tiefer in uns selbst zurück. Wie viel wir auch, sagt es uns, an uns bessern und modeln, so erzeugt sich die eigentliche Gestalt, die wir annehmen, doch allein und uns unbewußt, aus uns selbst; gerade die Gefühle, die uns am mächtigsten beherrschen, schießen wie Blitze aus unbekannten Tießen unsers Ichs hervor, durchstralen unser ganzes Wesen so lebendig, und heben es so ganz aus den gewohnten Kreisen unsers Daseyns heraus, daß wir durchaus als veränderte Menschen erscheinen.

Durch eine so wundervolle Umwandlung Herrmanns auf ihre nur erst dunkel geahndete Ursach, durch die krast-vollen Worte, durch die sein Vater das Schicksal seines Vaterlandes und das Glück seiner Familie (S. 22.) in einen herzlichen Wunsch vereinigt, auf ihn selbst vorbereitet, wie tritt da Dorotheens Gestalt doppelt bedeutend hervor!

Nachdem Herrmann seine Erzählung geendigt hal, entspinnt sich ein Gespräch zwischen ihm, seinen Eltern und seinen Freunden. Die Handlung geht fort: sein Vater macht ihm Vorwürse über sein zu blödes und stilles Betragen; der bescheidene Sohn weicht den Vorwürsen aus, und verläst das Zimmer. Der Leser ist nun in das Interesse gezogen; er sieht eine Begebenheit anfangen, die ihm durch die darin verwebten Charaktere wichtig wird. Mit inniger Theilnahme folgt er der Mutter, wie sie dem Sohne nachgeht. Sie sindet ihn auf dem Hügel, der Grenze ihrer Besitzungen, unter einem Baume sitzend.

Dies ist wieder eine der Stellen, in welchen der Dichter seine Kunst offenbart, durch die Stimmung der Einbildungskraft des Lesers seinen Figuren Größe und Charakter zu geben. Mit dem Rücken gegen die Mutter gekehrt, sitzt Herrmann, auf den Arm gestützt, und scheint in die Gegend zu schauen, jenseits nach dem Gebirge. Wie er sich zur Mutter umwendet, sieht sie ihm Thränen im Auge. So überraschen wir ihn mitten in seinen einsamen Selbst-

betrachtungen, und schon der Ort, auf dem wir ihn antreffen, macht uns diesen Moment bedeutender. Am Ende des
langen Weges, den wir, unruhig suchend, mit der Mutter
zurückgelegt haben, auf einer Höhe, von der wir auf das
Städtchen und die Wohnung hinabschauen, die wir eben
verließen, mitten in einem kräftig flutenden Kornfelde, steht
ein Baum, dessen Alter sich schon so weit in die vorigen
Zeiten zurückerstreckt, dass die Hand unbekannt ist, die
ihn gepflanzt hat. Unter ihm sitzt Herrmann.

Welchem Leser werden hier nicht Augenblicke seines Lebens einfallen, wo er sich in ähnlichen Stimmungen, in ähnlichen Lagen befand; wer wird sich nicht erinnern, wie alsdann ein Gebirge, das sich am äußersten Horizont hinzieht, den Blick einladet, von Gipfel zu Gipfel zu schweifen, wie das bewegte Herz eine unwiderstehliche Sehnsucht befällt, auch jenseits hinüberzuschauen, auch jenseits und drüben zu seyn, als wäre eine andere und bessere Welt durch diese Mauer von uns geschieden!

Aber es ist nur wenig, wenn der Dichter solche Stimmungen und Empfindungen in uns weckt: seine hohe und meisterhafte Kunst besteht darin, mitten aus ihnen und durch sie den Gegenstand in seiner lebendigen Wirklichkeit hervorgehn zu lassen; und gerade dies hat der unsrige hier erreicht. Statt dafs wir Herrmann verlassen, und uns Erinnerungen hingeben sollten, ist er es allein, der vor unsern Augen gegenwärtig ist; aber zugleich schwellen jene Erinnerungen unsern Busen, erfüllen sie unser Herz; wir sind uns ihrer nicht einzeln bewußt, aber ihre Wirkung ist in uns lebendig, und trägt sich auf den Gegenstand über.

So kommt es schlechterdings nur darauf an, welche Richtung der Dichter unsrer Einbildungskraft zuerst gegeben, welchen Ton er angestimmt hat. Ist diese Richtung einmal entschieden objectiv, geht sie gerade darauf hin, Ge-

stalten zu mahlen, nicht Gefühle zu erwecken, so mag er unser Inneres erschüttern, rühren, aufregen, so stark und mächtig es nur in seiner Kraft steht; alles wirkt doch nur dahin, die Welt, die er uns zeichnet, lebendiger vor uns hinzustellen, uns noch tiefer und mit noch mehr entschiedener Selbstvergessenheit in dieselbe zu versenken.

XXXII.

Die Wirkung des Mädchens auf den Jüngling ist nicht in einer unbestimmten Größe, sondern in dem bestimmten Begriff der vollkommnen Angemessenheit beider Naturen gezeichnet.

Wenn wir hier einen Augenblick bei dem Eindruck verweilten, den Herrmanns Schilderung macht, so entfernten wir uns darum nicht von Dorotheen. Denn dieser Eindruck, die hestige Bewegung, die sie in dem Herzen des Jünglings hervorgebracht hat, und die furchtbaren Folgen, die dies einen Augenblick auf die Ruhe und das Glück einer Familie zu haben droht, die uns werth geworden ist, sind zusammengenommen das kräftigste Mittel, ihr Wesen und ihre Gestalt selbst (da beides hier immer Hand in Hand geht) mächtig herauszuheben. Es wäre überflüssig, dies einzeln auszuführen. Man erlaube mir nur auch hier, an die im Vorigen gemachte Bemerkung zu erinnern, dass der Dichter, wie überall, so auch hier, um der höchsten und poëtischsten Wirkung gewiss zu seyn, nie das Glänzendste und Kühnste, sondern immer das Kräftigste und Gehaltvollste, ausgewählt hat.

Herrmann ist auf einmal aus allen gewohnten Gleisen seines Lebens herausgeworfen; das Erste, nach welchem er fast, als er den engen Kreis seines bisherigen Lebens verläst, ist auch das Höchste: das Schicksal seines Vaterlandes, seiner Nation, der Welt; es ist ihm zuwider, noch ferner unthätig zu seyn, er will wirken; er fühlt, dass es vergeblich seyn wird, aber sein Leben soll auch vergebens dahingehn.

Eine natürliche Wirkung der hestigen Leidenschaft. Sobald das bisherige Leben einmal unschmackhaft geworden ist, kann eine kräftige Natur nichts andres, als das gerade Gegentheil wollen; sie darf nicht einmal ihrer Thätigkeit einen andren, als einen unglücklichen Erfolg wünschen. Sich vergeblich aufzureiben, ist das Streben aller Verzweiflung. Sogar der Selbstmörder, der den Faden seines Lebens in diesem Zustand abschneidet, thut es nicht, um eines Daseyns los zu werden, dessen er müde ist, sondern um Kräfte, die etwas wirken könnten, und die das Schicksal nun einmal nicht nach seiner Weise wirken lassen will, nun auch absichtlich umsonst wegzuwerfen. Solche Verzweiflung aber erregt bloss die Unmöglichkeit, dasjenige zu erreichen, was uns durchaus gemäß ist. Sobald dies nicht der Fall ist, giebt uns das Entbehren dessen, was wir umsonst zu besitzen wünschen, wohl eine andere Richtung aber schleudert uns nicht in das gerade Gegentheil hin. Dies ist Ein Punkt.

Ein zweiter ist folgender. Herrmann geht mit seiner Mutter zum Vater, dessen Einwilligung zur Verbindung mit Dorotheen zu suchen. Wie er die Worte ausgesprochen hat:

die gebt mir, Vater; mein Herz hat Rein und sicher gewählt;

erkennt auch der Geistliche, dass diese Worte in einem Augenblick gesagt sind, der besser, als alle Berathung über das Leben und das Geschick des Menschen, entscheidet. Was wir nur wünschen, worüber wir rathschlagen, dessen können wir noch entbehren. Was uns unentbehrlich und nothwendig ist, was unsre Natur unmittelbar fordert, das

spricht ein einziger Augenblick aus. Ein solcher ist jetzt für Herrmann gekommen.

Aber bei ihm kann man (und dies ist der dritte Punkt) noch sicherer seyn; was er begehrt, das ist ihm gemäß, und das hält er fest.

Wenn es uns gelungen ist, den Leser durch die bisherigen Betrachtungen auf den rechten Standpunkt zu führen, den Charakter dieses Gedichts treu und wahr aufzufassen; so muß derselbe bereits fühlen, daß unser Dichter nie unbestimmt nach dem Großen, Starken, Erhabenen, sondern immer nach dem Vollkommnen und Vollendeten strebt, daß er nicht auf die Erreichung eines hohen Grades, sondern des Absoluten ausgeht. Dies beweist, mehr als eine andre, die hier ausgehobene Stelle.

Ein anderer Dichter hätte sich begnügt, die Trefflichkeit des Mädchens in der bloßen Stärke der Wirkung zu
schildern, die es auf den Jüngling gemacht hat, und dies
Mittel wäre auf keine Weise verwerflich gewesen. Der
unsrige thut zugleich weniger und mehr. Er scheint anfangs wenig darum bekümmert, den Eindruck zu mahlen,
den Herrmann erfahren hat; er läßt ihn in seiner Erzählung keinen Augenblick aus seinem ruhigen, einfachen, beschreibenden Ton herausgehen: aber er führt die Umstände
so, daß er unwiderstehlich darthut, daß Dorothea ganz und
gar, und nur sie dem Wesen des Jünglings angemessen
ist, daß sie sein werden muß, und daß er aus seiner ganzen Natur herausgehoben ist, wenn er sie nicht besitzt.

Wie viele Vortheile gewinnt er nun auf einmal! Alles, wodurch Herrmanns Charakter überhaupt geschildert ist, wirkt nun auf diesen einzigen Moment, und dieser wieder darauf zurück. Dorothea erscheint nicht bloß in einer unbestimmten Größe, in einer Wirkung, aus der sich der Gegenstand, der sie hervorgebracht hat, immer nur schwan-

kend erkennen lässt; sie steht in den bestimmtesten Umrissen da. Denn wir kennen Herrmann, und sie ist das Mädchen, das ein solcher Jüngling bedarf. Dadurch ist sie zugleich gerade in der Gattung von Trefflichkeit gezeichnet, die am besten zu dem Geist des ganzen Gedichts passt: als eine reine, krästige, sichre Natur, - als die zuverlässige Gattin Herrmanns. Mit wie starken und lebendigen Farben der Dichter die Leidenschaft Herrmanns gemahlt hätte, so würde er nie das erreicht haben, was er jetzt erlangt; wenigstens hätte er es nicht als epischer Dichter erreicht. Denn wenn der lyrische das, was über alle Wirklichkeit erhaben ist, als das letzte Ziel aller Kunst, ost nur durch ein Aussteigen zu immer höheren Graden in der Unendlichkeit aufsuchen darf, so muss der epische es immer in der Totalität eines geschlossenen Kreises zu finden verstehn.

Aber nachdem der Dichter die Umrisse seiner beiden Hauptfiguren so bestimmt gezeichnet, sie uns so fest eingeprägt, unser Herz so innig für sie erwärmt hat, giebt er auf einmal unsrer Einbildungskraft einen kühneren Schwung, versetzt er den Gegenstand, der uns, noch immer abwesend, so einzig beschäftigt, plötzlich wie in höhere Sphären.

O, mein Vater, ruft Herrmann aus,

> sie ist nicht hergelaufen, das Mädchen, Keine, die durch das Land auf Abenteuer umherschweift, Und den Jüngling bestrickt, den unerfahrnen, mit Ränken. Nein; das wilde Geschick des allverderblichen Krieges, Das die Welt zerstört, und manches feste Gebäude Schon aus dem Grunde gehoben, hat auch die Arme vertrieben. Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend?

Fürsten flichen vermummt, und Könige leben verbannet.

Das Schicksal der Welt knüpfet sich nun an das ihrige an, und leiht ihr einen neuen befremdenden Glanz.

XXXIII.

Dorotheens eignes Erscheinen.

Die Stelle, wo Dorothea zum erstenmal selbst auftritt, und wo wir mit ihr unter den Ihrigen verweilen, soll das Bild, das wir uns schon von ihr gemacht haben, weder erhöhen, noch vergrößern; dies ist jetzt noch nicht nöthig, und bei dieser Veranlassung nicht mehr möglich; sie soll uns nur damit vertraut machen, und es in uns befestigen.

Das Mädchen, das wir bisher bloß in dem Spiegel des Eindrucks sahen, den es gemacht hatte, glich noch zu sehr jenen zauberischen Schattenbildern, die wie aus einer andren Welt zu uns herüberstralen; sie sohl jetzt zur Wirklichkeit, ins Leben herabgeführt werden; wir sollen ihr näher treten, ihre Schicksale kennen, sie nicht mehr bloß mit dem bezauberten Blick der Liebe, sondern mit dem natürlichen Auge des bloßen Beobachters ansehen. Herrmann ist zurückgeblieben, und wir sind nur in der Gesellschaft seiner unpartheiischen Freunde.

Wir finden Dorotheen noch eben so gut und brav, als vorher; aber der Zauber ist hinweggenommen, der sie bis dahin, wie ein leiser Hauch, überkleidete. Ihre hülfreiche Thätigkeit, die erst etwas Heroisches hatte, ist mehr zu dienstbarer und gefälliger Geschäftigkeit geworden; sie erscheint als Weib und als Mädchen, da wir sie vorher gern in Herrmanns Seele in der Sprache Homers gefragt hätten, ob sie nicht der Göttinnen eine sey, herabgekommen den Menschen zu helfen, und ihr Herz zu versuchen? Dadurch erhält ihr Bild bei uns eine ganz eigne Wahrheit; es ist nun so, wie wir es immer im Leben wirklich antreffen.

Das Wesen bleibt immer und durchaus in allem seinem Wirken und Thun dasselbe; aber es giebt Momente, wo es, von höherer Begeisterung durchstralt, etwas Göttliches und Ueberirdisches annimmt. Wir glauben nunmehr dem Geliebten, der zwar am meisten durch jene beseligenden Augenblicke ungestörter Einsamkeit entzückt wird, aber nach ihnen auch gern seinem Mädchen in den gewöhnlichen Kreis ihres Lebens, in ihre häusliche Geschästigkeit folgt.

Der Dichter weiß, dass der Mensch immer das Große, Erhabene, Uebermenschliche sucht, aber dass er, um es festzuhalten, es sich aneignen, es menschlich machen muß; darum führt er ihn erst in kühnen Flügen dazu hin, und läst ihm hernach Zeit, es unter veränderten Formen sich näher zu bringen. Er wechselt die Töne, um aus seinem Werke ein Ganzes zu machen, das dem wirklichen Leben selbst gleich sey.

XXXIV.

Erzählung des heroischen Muths der Jungfrau. — Ob der Dichter gut thut, gerade diesen Zug aus ihrem Leben herauszuheben?

Zwar ist es gerade hier, wo die Heldin unsres Gedichts am meisten heroisch erscheint, wo wir durch die Erzählung des Richters ihrer Gemeine die kühne Entschlossenheit erfahren, mit der sie sich und ihre Gespielinnen gegen die Wildheit zügelloser Krieger vertheidigte.

Allein wenn diese Stelle dazu bestimmt wäre, das Bild, das wir uns schon bis dahin von ihrem Muth und ihrer Stärke gemacht haben, noch beträchtlich zu vergrößern, so hätte sich der Dichter in seiner Berechnung betrogen. Er hat sie uns auf eine ganz andre, bei weitem sinnlichere und poëtischere Weise in die Einbildungskraft

einzuprägen verstanden, als das eine einzelne Handlung, und die wir überdies nur aus dem Munde eines Dritten vernehmen, dazu noch viel hinzuzusetzen im Stande wäre.

Dennoch ist dieser Zug auf keine Weise müßig. Es musste etwas da seyn, wodurch Dorothea auch ganz und allein für sich aus der Masse der übrigen Figuren herausgehoben wurde; wir mussten sie sehen vor der Haupthandlung des Gedichts, vor ihrer Auswanderung, handeln und wirken sehen. Ihre Vereinigung mit Herrmann hätte nicht das Leben, die Festigkeit und Schönheit vor der Phantasie gewinnen können, wenn man nur Eine, nicht beide Figuren, auch vorher und einzeln gesehen hätte; es hätte nur Herrmann, nicht Herrmann und Dorothea, heißen dürsen. Es sind zwei verschiedene Elemente, zwei verschiedene Menschengattungen, zwei eigne Welten, die mit einander in Verbindung treten sollen: die, in der Herrmann, und die, in der Dorothea einheimisch ist. Uns in die letztere zu versetzen, dienen alle Scenen unter der Gemeine; und da Dorothea in diesen die Hauptrolle spielt, so musste auch ihr in derselben etwas eigenthümlich und besonders angehören. Dazu hat der Dichter hauptsächlich drei Züge gewählt, von denen der eine ihren Muth, der andre, die Pflege ihres alten Verwandten, ihre hülfreiche Güte zeigt, und der dritte, ihre frühere Verlobung mit dem unglücklichen Beschützer der Freiheit, die an höhere Ideen, eine andere Cultur und wichtigere Begebenheiten anschliesst, und sie uns nun auch noch durch ein eignes schwärmerisches Interesse, das sie uns einflösst, wichtiger macht.

So unläugbar es indes auch nothwendig war, Dorotheen durch einen eigenthümlichen Zug hier herauszuheben, so ist es doch eine andere Frage, ob der Dichter hierin den rechten gewählt hat? Wenigstens müssen wir offenherzig gestehen, dass, so oft wir noch diese Stelle (S. 137.) lasen, sie uns jedesmal den gleichförmigen Strom zu unterbrechen schien, in dem sonst das ganze übrige Gedicht hinsließt. Es ist nicht, daß diese Handlung, auch außerdem daß sie in den Begebenheiten unsrer Zeit wirklich gewesen ist, nicht auch die vollkommenste poëtische Wahrheit hätte; nicht daß eine salsche, und dem Geiste dieses Gedichts ganz und gar zuwiderlausende Delicatesse das Blutvergießen durch die Hand eines Mädchens unerträglich machte. Aber jener Eindruck ist einmal nicht wegzuläugnen; es haben ihn mehrere Leser ersahren, und er scheint daher nicht bloß subjectiv zu seyn. Vielleicht lässt er sich durch solgende zwei Gründe wenigstens bis aus einen gewissen Grad erklären.

1. Die Einbildungskraft kann nicht anders, als sich das Bild der Handlung vorstellen wollen, in der die Jungfrau gezeigt wird. Sie muss sie, den Sabel in der Hand, die Feinde vertreibend, vor sich hinzeichnen. Zu diesem Bilde aber von denijenigen, das sie bisher von ihr gehabt hat, überzugehen, und von da aus zu diesem zurückzukehren, macht ihr Mühe; sie findet etwas Grelles, einen Sprung darin. Und wenn dies wirklich der Fall ist, so hat auch der Dichter gesehlt. Denn die dichterische und vorzüglich die epische Wirkung beruhet gerade darauf, dass man in allen verschiednen Lagen und Stellungen derselben Figur immer sie selbst klar wiedererkennt, dass es wirklich nur dieselbe Gestalt ist, die sich bloß verschiedentlich bewegt, und dass die Einbildungskraft mit vollkommen ungehinderter Leichtigkeit immer von jeder auf alle übergehen kann. Dadurch allein erlangt sie wahrhaft unendliche Umrisse, verbindet sie alles Wechselnde und Mannigfaltige in Ein Bild, dass sie, sich immer im Mittelpunkte erhaltend, von da aus diese Uebergänge wirklich versucht, und überall zwar bestimmt, aber leise, überall fest, aber mit schon wieder weifer gleitendem Fusse, austritt.

2. Der weibliche Heroismus ist überhaupt, und besonders in unserer Zeit, schwer und zart zu behandeln. Zwar wäre es vielleicht möglich, auch noch jetzt eigentliche Amazonencharaktere mit dennoch rein bewahrter Weiblichkeit zu zeichnen; aber zu diesen gehört Dorothea nicht. Dorothea kann einen Mord, selbst den eines übermüthigen Feindes, nie im mindesten aus freiem Entschluß, immer nur durch die äußerste Noth getrieben, begehen, und dies springt zu klar und auffallend in die Augen. Handlungen aber, die nur die Noth bewirkt, in denen mehr der Drang der Umstände, als die Energie des Charakters das thätige Motiv ist, sind sehr wenig zu einer poëtischen Behandlung tauglich.

XXXV.

Dorotheens Zusammenkunft mit Herrmann — erst am Brunnen, dann auf dem Wege zu seinen Eltern.

Bis hierher hat der Dichter seine Hauptwirkung nur vorbereitet; jetzt heben erst seine höchsten und glänzendsten Momente an, jetzt auch kann erst Dorotheens Gestalt in dem ganzen Reiz ihrer Schönheit erscheinen.

Dieser Punkt ist durch ein vollkommen neues und treffliches Gleichnis auf eine bedeutende Weise bezeichnet. Wie der Wandrer das Bild der sinkenden Sonne, noch nach ihrem Verschwinden, vor seinen Augen schweben sieht, so sieht Herrmann das Bild seiner Geliebten, und wie er sich umdreht, steht sie selbst vor ihm da.

Diese so natürliche, und doch so nahe ans Wunderhare grenzende Erscheinung versetzt den Leser auf einmal in eine höhere, mehr phantastische Stimmung, die nun his ans Ende des Gedichts, nur immer steigend und wechselnd, fortdauert. So wie er hier ihr Scheinbild und ihre wahre Gestalt dicht neben einander erblickt, so wird sie ihm nun immerfort bald in der ruhigen Besonnenheit, in der thätigen Gewandtheit, die heiter und glücklich durchs Leben führt, bald in der schwärmerischen Größe, in der hohen Begeisterung gezeigt, die über das Leben hinausgeht.

Der Ton, den der Dichter jetzt, da er noch reiner und stärker, als bisher, auf die blosse Phantasie einwirken will, zuerst anstimmt, ist der der Heiterkeit und Anmuth. Dadurch erhält er sie leicht und künstlerisch bewegt, dadurch macht er, dass, wenn er zuletzt kühner in die Saiten seiner Leier eingreist, vollere und mächtigere Accorde anschlägt, sein Lied doch nur immer ein schönes Spiel der Kunst bleibt, nie zur drückenden Wahrheit wird.

Am Brunnen sehen wir das liebende Paar;

den größern Krug und einen kleinern am Henkel Tragend in jeglicher Hand,

erscheint die Jungfrau; auf der Mauer des Quells sitzend, sehen sie sich im Spiegel des Wassers, und grüßen sich dreister und freundlicher in diesem Bilde, als ihre wirklichen Blicke es wagen. Welche Wahrheit und Lieblichkeit in dieser Schilderung! welche schöne Bilder ruft diese Zusammenkunft am Brunnen aus jener patriarchalischen Zeit zurück, wo Fürstentöchter selbst Wasser zu schöpfen kamen, und der Bund der Liebe und Ehe oft am rieselnden Quell geschlossen wurde!

In diesem Ton ist auch die ganze Unterredung gehalten. Vorzüglich erscheint immer das Mädchen leicht, gewandt und besonnen; sie kommt dem Jüngling immer gefällig und freundlich zuvor; aber wo er, dessen Herz immer von seinen Gefühlen schwer und gepresst ist, seine Empfindungen reden lassen will, da schneidet sie ihm im-

mer, und immer natürlich und gerade, ohne künstlich auszuweichen, auf eine kurze, heitre und verständige Weise den Weg dazu ab. Es ist ihm unmöglich, von Liebe zu sprechen;

ihr Auge blickte nicht Liebe, Aber hellen Verstand, und gebot verständig zu reden.

Welche treffende Schilderung der schönen Leichtigkeit des weiblichen Charakters, mit welcher die Weiber, durch ihr ganzes Wesen idealischer und künstlerischer gestimmt, die Liebe nur wie ein anmuthiges Spiel behandeln, und an dies Spiel dennoch reiner und wahrer ihr ganzes Daseyn hingeben, als der schwerfälligere Mann an den feierlichen Ernst seiner Gefühle.

Haben wir Dorotheen bis hierher rüstig und thätig, muthvoll und entschlossen, lieblich und heiter gesehen, so tritt sie nun groß und erhaben auf. Nicht dass der Dichter ihrem Bilde gerade neue Züge hinzufügte: aber er weiß unsrer Einbildungskraft einen andren Schwung zu geben. Der Tag neigt sich zum Abend, die Sonne geht unter, Gewitterwolken hängen drohend vom Himmel herab, und, wie die Natur um sie her, werden auch die Gefühle der beiden Liebenden düstrer und schwerer. Hier wachsen ihre Gestalten vor unsren Augen von Schritt zu Schritt, ein schöner Moment, eine große und mahlerische Schilderung folgt auf die andre: erst wie sie, entgegen der sinkenden Sonne, durch das hohe wankende Korn gehn; dann wie sie, unter dem Baume sitzend, unter welchem Herrmann am Morgen noch um seine Vertriebne geweint hatte, auf die Wohnung seiner Eltern, auf das Fenster am Giebel hinabschauen; endlich wie sie, ausgleitend auf den Stufen des Weinbergs, ihm auf die Schulter sinkt, und er mit dem Arme die Fallende emporhält.

Jede dieser Schilderungen ist über allen Ausdruck dich-

terische und in allen zusammen lebt eine so necht damtellende Kunst, daß bie den Gegenstind geleit allein im allen seinen Umrissett; bendern augleich ihrtrest in der Größerund der Farbe mahlen, welche die Stimmung der Einkildungskraft in dem jedesmaligen Augenblick fordert. Allo drei sind von den herrlichsten Naturbeschreibungen begleitet; est strak noch die Sonne hier und da aus dem Wolkenschleier, in den sie verhüllt ist, hervor, und wieß wit dihenden Blicken eine ahndungsvolle Beleuchtung über die Feld: dann in dem Augenblick, we sie rubig unter den Birnbaum sitzen, ist es Nacht, aber der Mond glänste will vom Himmel herunter, und in Massen geschieden Lean Lichter, hell wie der Tag, und Schatten dunkeler Nichte; endlich überblickt auch dieser sie nur noch mittechwakenden Lichtern, und läßt sie zuletzt, vom Gewiller unhüllt, in välligem Dunkel.

In diesem letzten Moment, wo die Gefühle den beiden Liebenden, die überhaupt im Menschen so gern und leicht die Farbe des Tags und der Natur annehmen, den äußersten Gipfel erreicht haben; Herrmann mit qualvoller Ungeduld der Entscheidung seines Schicksals und der Auflösung der Verwirrung, die er angerichtet hat, entgegensicht; Dorothea durch die Stille der Natur um sie her, und das freundliche Gespräch mit dem Jüngling, den sie liebt, ihre sehnsuchtsvollsten Hoffnungen belebt fühlt, kommt alles zugleich zusammen, auch das Gemüth des Lesers auß höchste zu spannen und in seinem Innersten zu bewegen. Man sieht nicht mehr Herrmann und Dorotheen allein, mas erblickt in ihnen die männliche und weibliche Größe selbst, in ihren vollsten Gefühlen, von den höchsten Kräften gehalten.

XXXVI.

Eintritt der beiden Liebenden in das Zimmer der Eltern. — Dorotheens Benehmen bis zum Schlusse des Gedichts. — Anruf der Muse.

So wie in dem letzten Augenblick auf den Stufen des Weinbergs das Dunkel der Nacht die beiden Liebenden umgiebt, so liegt auch über ihren Gefühlen selbst eine dumpfe Schwermuth verbreitet. Der Moment, in welchem sie, der eigentlichen Entwicklung zueilend, in das Haus der Eltern treten, muß sie in lichtvoller Klarheit zeigen; und dieser kommt nun heran.

Eine solche Klarheit plötzlich um sie zu gießen, macht der Dichter eine Pause, und ändert den Ton seines Gesan-Dass der Eindruck jener letzten Situation nicht zu drückend werde, dass er nicht aus dem Gebiete der Kunst und der Einbildungskraft herausgehe, ruft er die Musen, diese Wesen der Phantasie, an; und der Stärke gewiss, mit der er sich des Zuhörers bemächtigt hat, scheut er sich nicht, ihn selbst daran zu erinnern, dass es nicht Wahrheit, sondern nur ein Spielwerk der Kunst ist, was er ihm zeigt. Hierauf läst er ein Gespräch im Hause der Eltern folgen, und setzt an das Ende desselben eine herrliche Stelle über den Werth und die Fülle des Lebens in der Natur - den Ausdruck der schönen und menschlichen Gesinnung, die in allen Perioden des Alters nur das aufsucht, was sie zu höherem und vollerem Wirken vereinigen, wodurch sich Leben im Leben vollenden kann.

Bei diesen Worten betritt das Paar die Schwelle. Nun drängt sich in der Einbildungskraft des Lesers auf Einmal alles zusammen, sie in lichtvoller Größe hinzustellen; nun scheint die Thüre zu klein, die hohen Gestalten einzulassen. Zugleich aber sieht man sie so sehr für einander bestimmt und geschaffen, daß das Höchste, was der Dichter

über die Braut gu sagen weiß, nur das ist, daß sie der Brautigun Bildung vergleichbar sey.

ich Erhabelie Statt uns durch eine andre Vergleichung von den beiden Figuren, die uns allein beschäftigen sollen, zu entfernen, drängt er uns mit Gewalt zu ihnen sint stabe annimmt, führt er uns gleich zu der wahrsten mid einfachsten Ansicht der Menschheit, und entfernt jede klaisliche Vorstellung, welche eine verzärtelte Cultur und entfernt zu einstehr einflößt.

Aber weniger groß und erhaben durfte er den auch Dorotheen nicht darstellen, wenn der letzte Theil der Begebenheit, welcher das ganze Gedicht beschließt, seine volle Wirkung ausüben, wenn neben dem Adel und der Größe der Gesinnungen, welche Dorothea ausspricht, und bei der erschütternden Naturscene, die uns der Dichter zugleich schildert, dem rollenden Donner, den herabschlagenden Regengüssen, dem sausenden Sturm, nicht das Mädchen selbst und seine Gestalt vor unsrer Einbildungskraft verschwinden sollte.

XXXVII.

Kurze Vergleichung dieser Schilderung mit dem im Vorigen Gesagten.— Reine Objectivität derselben — so wie des ganzen Gedichts.

Wer nach dieser Schilderung Dorotheens, der wir mit Fleiss Schritt für Schritt gesolgt sind, ihr Bild in den verschiednen Momenten, die wir bezeichnet haben, zurückrust, und sich dann an dasjenige erinnert, was wir diesem Gedieht eigenthümlich nannten, der wird sich nicht enthalten können, unsre Behauptung auss pünktlichste und genaueste wahr zu finden.

Der Dichter hat die Gestalt des Mädchens nirgends eigentlich beschrieben; er hat sie selbst vor uns hingestellt. Er hat nie einzelne Theile für sich herausgehoben, sondern immer nur auf die Schilderung des Ganzen hingearbeitet; er hat nirgends überslüssige Farben ausgetragen, sondern immer nur die Umrisse der Formen gezeichnet; er hat nie gesucht, Viel und Mannigsaltiges, sondern immer nur Eins und ein Ganzes, darzustellen. Dadurch hat er die Einbildungskraft seines Lesers genöthigt, sich ganz in den Gegenstand zu versenken, und ihr weder Freiheit noch Zeit gelassen, sich mit etwas andrem, oder mit sich selbst zu beschäftigen; sie gezwungen, denselben durchaus rein und allein aus sich selbst zu erzeugen.

Um dies Letztere in vollem Masse zu erreichen, hat er ihr den Grad und die Farbe ihrer Stimmung von Augenblick zu Augenblick vorgeschrieben, und doch dabei verstanden, weder sich selbst je von seinem Stoff zu entsernen, noch auch sie je von demselben ab in sich zurückzuführen. Denn statt, wie der lyrische Dichter, da, wo er Schilderungen braucht, zu thun pflegt, unmittelbar Empfindungen zu erregen, die auf die Schilderung selbst zurückwirken, stimmt er seinen Leser vielmehr immer nur durch andere Bilder, immer durch Gestalten und Handlungen, die er jenen an die Seite stellt, oder vor ihnen vorausgehn läst, und indem er auf diese Weise durchaus objectiv bleibt, verwebt er alle einzelne Theile seiner Composition auss festeste in einander.

Die Kunst, wodurch er der Einbildungskraft seines Lesers diese vollkommne Objectivität und Gesetzmäßigkeit einflößt, und doch eigentlich mehr sie zu stimmen, als seinen Gegenstand ängstlich und Zug für Zug zu beschreiben beschäftigt ist, besteht bloß darin, seine eigne zu erwärmen und zu begeistern. Sobald seine Natur dichterisch

genig ist, d'E chije eti v genug, win seinem Gegenstand, auch dhun noth, wells er ihn gans herausheh, die Porm Breelben zu er weicher allein er dien aus sinalich angeschaft werden kanne; getet smälsig genog, um in der unruhigsten innern Dewegung doch noch den Bedingungen getrep wurdblichen. weichen alles wirkliche Daseyn unterworfen ist, und alles tig genug, um in seine eigne Begeisterung auch-andre hit fortzureißen — so entslammt seine Einbildungskraft (ind) dies ist das unbegreifliche Geheimnis der Kunst) von wellet die seines Zuhörers, nicht bloß überhaupt auch schösele risch, sondern es gerade auf dieselbe Weise zu seguirit in dem er allen, die sich ihm nähern, denselben Zaubes mittheilt, der ihn selbst fesselt, hat er es eigentlich mir für sich und mit seinem Gegenstande zu thun, ihn nur aus bieb zu erzeugen und auf sich wirken zu lassen. Wir ist ux selle

Dadurch gelangt er zu der reinen und holsen Objectvität, die wir nun stufenweis beschrieben haben; dadurch
nöthigt er unsre Einbildungskraft, nicht bloß überhaupt
bildend zu verfahren, nicht bloß überhaupt sinnliche Gestalten hervorzurufen, sondern ununterbrochen fort allein an
der Erzeugung des Einen Gegenstandes zu arbeiten, der
ihn selbst begeistert, und sich mit ihm nur durch die vollendete Darstellung dieser Einen Form zu befriedigen.

XXXVIII.

Schlichte Einfalt und natürliche Wahrheit unsres Gedichts.

Die erste Eigenschaft, die wir bis jetzt vorzugsweise an dem Göthischen Gedichte gewahr wurden, war seine reine und vollendete Objectivität; wir fügen nunmehr eine zweite hinzu, seine schlichte Einfalt und seine natürliche Wahrheit. Beide sind gewissermaßen mit einander verwandt. Die erstere beruht auf einem rein beobachtenden und bestimmt bildenden Sinn, auf der Fähigkeit, die Natur in aller ihrer Wahrheit aufzusassen, und in der ganzen Bestimmtheit ihrer Formen, der ganzen Festigkeit ihres Zusammenhanges wieder darzustellen. Einem solchen äußern Sinn muß ein ähnlicher innrer entsprechen. So wie jener sich in der äußern Natur vorzugsweise an ihrer Gesetzmäßigkeit und ihrer Realität ersreut; so muß dieser dieselben Eigenschaften in dem Innern des Gemüths und dem Charakter der Menschheit aussuchen. Er kann daher nur bei ihren größesten, einsachsten und wesentlichsten Formen verweilen.

Wer sich in dieser Stimmung befindet, wird überall nur die Natur mahlen, nur sie in ihrem innern Charakter und ihrer äußern Gestalt. Er wird daher auch den Menschen am liebsten von den Seiten betrachten, von welchen er geradezu mit ihr übereinstimmt, lieber da, wo er als Gattung erscheint, als da, wo er in einer entschiedenen Eigenthümlichkeit auftritt. Die Einfachheit des Stoffs, den er schildert, wird auf seine Schilderung selbst übergehen. Er wird immer innerhalb des Tons ruhiger Darstellung bleiben; immer nur, indem er einen Theil an den andern anfügt, das Ganze hinzustellen bemüht seyn; nie mit seinem Ausdruck hinter der Sache zurückbleiben, aber auch nie mit demselben darüber hinausgehn. Er wird immer den treffendsten und kräftigsten in seiner Macht haben; nie aber einen bloß kühnen oder glänzenden suchen.

Das Gepräge einer solchen Einfachheit und Wahrheit nun trägt das gegenwärtige Gedicht in einem auffallenden Grade an sich. Es ist überall nur die Sache, die wir vor uns erblicken, und sie immer in ihrer wahren und nackten: Gestalt. Aber noch mehr, als im Ton und der Sprache, fällt diese Einfachheit in den Gesinnungen und Charakteren auf. Τ,

ist keum möglich, ein einzelnes Beispiel für eine Baharntung herausenhaben, für die einestliche alles augleich spricht. Allein wenn es dennoch eine Beispieles budut, so erinnere man sigh an die Schilderungs der Mutter Biermanns. Unter allem, was in der Natur einfach genenat worden kann, ist kaum etwas andres, was diesem Nansenien höherem Grade verdiente, als die Liebe einer Muttie in ibrem Kinde. Aus der natürlichsten Verbindung enteren gen, durch die natürlichsten Verhältnisse fortgepflanst; auf die natürlichste Sorgfalt für unmittelbares Glück und unmittelbare Zufriedenheit beschränkt, bietet sie, - se de würdig und schön sie auch in der Wirklichkeit erscheint der dichterischen Einbildungskraft kaum eine einzige Seite dar, von welcher sie dieselbe durch eine herverstechiende Eigenthümlichkeit auszeichnen könnte. Nur der Dichte, der seiner Stärke gewiss ist, die Natur bloss als Natur geltend zu machen, darf sich an die Schilderung eines Geftials wagen, das er nur, indem er es in seiner ganzen Größe, in seiner durchgängigen Wahrheit auffast, aus dem Gewöhnlichen heraus zu heben und dichterisch zu halten im Stande ist. Denn unter allen andren ist keins, was so sehr, als dies, entweder jede dichterische Behandlung verschmäht, oder nur in dem reinsten und höchsten Style der Kunst eine glückliche Wirkung verspricht.

Aber wie viel einfacher wird dieses Bild mütterlicher Zärtlichkeit noch unter den Händen unseres Dichters! Er schildert nicht den Zustand hestiger Leidenschaft, nicht die qualvolle Furcht vor einem drohenden, oder den zerreisenden Schmerz über einen erlittnen Verlust; auch bei ihm ist das mütterliche Herz um das Glück des Sohnes besorgt, aber diese Besorgnis entspringt mehr aus der Aengstlichkeit der Liebe, als aus der dringenden Lage der Umstände. Er zeigt uns nicht die Sorgsalt für die ersten

Jahre der Kindheit, für den erst stammelnden Säugling—
eine Lage, die durch die zarte Unschuld, die liebliche Anmuth, die abhängige Hülflosigkeit dieses Alters einen eigenthümlichen Reiz gewinnt. Er schildert uns die Mutter
mit dem erwachsenen Sohn, also in Verhältnissen und Empfindungen, die, um unsrem Herzen wichtig zu werden,
michts als ihre einfache Wahrheit, ihre tiefe Innigkeit besitzen. In dem Charakter dieser Mutter selbst hat er alle
Einfalt einer schönen und reinen, aber schlichten Natur
vereinigt; sie überall sonst nur als die hülfreiche Gattin,
die geschäftige Hausfrau, gezeichnet; und dies Bild noch
durch die Züge verstärkt, die er von einer gewissen kindischen Naivetät in ihrer früheren Jugend erzählt.

Gerade aber durch diese Kühnheit, seinen Gegenstand schlechterdings da aufzunehmen, wo er bloß Natur ist, führt er ihn auf eine Stufe einfacher Erhabenheit, von der wir sonst kaum einen Begriff haben. Wenigstens erinnern wir uns bei keinem andren Dichter einer Schilderung einer Mutter, die an Natur und Wahrheit, an Größe und Schönheit der Gesinnung mit dieser verglichen werden dürfte. Wie groß und edel irgend einer der in diesem Gedichte aufgestellten Charaktere erscheinen mag, so darf diese Mutter keinem derselben weichen. Sie ist durchaus gut, durchaus verständig, durchaus zart und fein empfindend; nirgends zeigt sie einen Mangel, nirgends einen Missklang. Ihr Charakter ist ganz idealisch: denn nirgends wird man eine einengende Schranke in demselben gewahr; und er ist zugleich ganz natürlich: denn sein Wesen besteht bloss in dem, was dem Menschen zugleich mit der Menschheit eingepflanzt ist.

Darum ist die Liebe dieser Mutter nicht bloss stark und innig, sondern zugleich auch so zart; darum ihr Sinn so sein, die innersten Gefühle ihres Herrmanns mitten aus seinen fün berstellten, halb verwirrten Worten der entnitht sele; die und ihre Schlenung für jede Denhatgrand an echön; ihr Sinni für jede Rigenthümlichkeit in dan dienschheit an große und menschliche Zu der Liberalität, die neuntaum Philosophie und Nachdenken; zu der Frinheit, die neuntaum sam ergeorbene Menschenkenntnile verschafft, gelangthalt allein auf dem Wege der einzigen Empfindung, welthen his gene und ausschließlich angehört.

lichteit des Sohnes entsprechen. Diese hat uns aughuder Dichteit des Sohnes entsprechen. Diese hat uns aughuder Dichter gezeichnet; wir sehen seine starke Anhänglichkeit sein großes und zuversiehtliches Vertrauen; aber er inchent sich sogar nicht, uns hier in das kleinste Detail einenführen, uns zu erzählungstählis z. B. der Sohn sich nie von Hause entfernte, ohne seine Mutter vorher davon zu terziehten.

Dass Zöge dieser Art nicht kleinlich, nicht gemein werden, ist das Verdienst der Kunst, und hierin besteht ihre Größe. Zwar pflegt man das Einfache an sich groß zu nennen. Aber es ist dies nie von selbst, immer allein durch die Ansicht oder die Behandlung, immer nur dadurch, daß man es als Natur, also in der Wahrheit, der Realität, dem Zusammenhange darstellt, welche dieser eigen sind.

Wovon wir also zuerst ausgingen, darauf allein kommt alles an, überall, im Aeusern und Innern, in den sinnlichen Formen und in den Veränderungen unsres Gemüths nur die Natur auszusuchen und darzustellen.

Dadurch nun, dass unser Dichter, immer hiermit beschäftigt, das menschliche Gemüth und seine Gesinnungen so klar und offen darlegt, erlangt er eine Einfachheit und Wahrheit, bringt er uns seinen Stoff mit einer Innigkeit ans Herz, die nur ihm allein angehört. Er greift in unsre eigensten Gedanken und Empfindungen ein, und indem er

alle Fakten unsres Herzens ausdeckt, und uns in den Kreis unsres gewöhnlichen Altagslebens zu begleiten scheint, erhält er sich immer auf der nothwendigen poëtischen Höhe. Nur sekten hat ein andrer unter den Neuern so sehr die strenge Wahrheit und die schlichte Einfalt der Natur mit der vollkommensten Begeisterung der Kunst gepaart, und nie — könnte man sagen — ist einer in einem so durchaus prosaischen Gange in so hohem Grade poëtisch gewesen.

Wir bleiben schlechterdings in demselben Kreise, in welchem wir einmal zu leben gewohnt sind; aber wir werden mit diesem ganzen Kreise auf eine ungewohnte Höhe erhoben: die Wirklichkeit in und um uns leidet kaum eine Veränderung in ihrer Beschaffenheit; aber sie ist gar nicht mehr Wirklichkeit, sie ist nur reines Erzeugniss der dichterischen Einbildungskraft.

XXXIX.

Die Verbindung reiner Objectivität mit einfacher Wahrheit macht dies Gedicht den Werken der Alten ähnlich.

Die vollendete Darstellung der Menschheit durch die Einbildungskraft kann nicht anders, als mit Hülfe der beiden Eigenschaften gelingen, die wir bis jetzt betrachtet haben, nicht ohne einen ruhig bildenden Sinn und eine gewisse Anhänglichkeit an die einfache Wahrheit der Natur. Auf diesen beiden Stücken beruht daher vorzüglich aller Künstlerberuf.

Diese glückliche Dichteranlage nun, dieser echte Kunstsinn, der sieh, wo er selbst ist, auch auf Andre forterzeugt, war keinem Volk in so hohem Grade, als den Griechen, eigenthümlich. Er ist es, der sich in ihren Werken, vorzüglich durch Totalität und Ebenmaas, äußert. Wer den Appli betrachtet oder den Homer liest, fühlt nich; wie strauch vorher hitte gestimmt seyn mögen, un deinselben amgefeuert; die Einheit seines innern Wesens in diesen Augenhlicken, und die Einheit des Werks, das vor seinen Augen dasteht, schmelsen gleichsam in Eins susannen, und wachten indem sie eich über die ganze Natur, so wie vur dieselbe alsdann ansehen, verbreiten, zu etwas Unendlichem an.

Das undurchdringliche Geheimnis der Kunsty man möchte segen die Technik, wodurch die Alten diese Wirkung zu Woge brachten, lässt sich freilich nicht mit Westen beschreiben geberzste beruht doch größtentheils auf einer dreifsichen Eigentstellichkeit ihrer Künstlermethoder in

- auf der niemen Zusammenfügung aller Theile seits Ganzen, in der wie in der organischen Schöpfung selbst, jeder aus dem andern frei und doch nothwendig hervorgeht;
- 2. auf der Größe und Reinheit der Elemente, aus welcher sie ihre Formen zusammensetzten; und endlich
- 3. auf einer gewissen kühnen Manier, mit der sie nie kleinlich und ängstlich dem Auge mahlten, sondern vielmehr die Phantasie nur mit Begeisterung und Kraft ausrüsteten, den bloß angelegten Umriß selbst zu vollenden.

Die Einbildungskraft war so mächtig in ihnen, so mit ihrer ganzen Natur in Eins verschmolzen, daß, wenn sie sich bei uns so oft durch die Heftigkeit der Begeisterung und ein gewissermaßen gewaltsames Feuer ankündigt, sie bei ihnen mit allen den Eigenschaften verschwistert war, welche den Menschen weise und ruhig durch das Leben führen, mit dem streng organisirenden Verstande, dem ruhig ausnehmenden Blick und dem schönen Gleichgewicht aller Neigungen und Gemüthskräfte.

Dass dieser Geist, mehr als in irgend einem andren

neueren Gedicht, in dem gegenwärtigen herrscht, haben wir im Vorigen bewiesen. Schon die Blicke, die wir bisher auf einzelne Theile desselben geworfen haben, reichen hin, die Einheit des Plans, die reine und volle Natur, die aus allen darin handelnden Charakteren und dem Geiste des Ganzen spricht, und die Festigkeit der Zeichnung, in der so oft ein einzelnes Beiwort auf einmal ein ganzes Bild zu vollenden genug ist, im Allgemeinen zu zeigen. Die sichere Kraft, die zugleich auf einem ruhig beobachtenden Sinn und einem überlegt anordnenden Verstande beruht, und die innige Wärme, die nur dann da ist, wann sich das ganze Herz gerührt fühlt, sind überall gleich sichtbar und wirksam.

Wie Homer und die Alten, wirkt unser Dichter nur durch das, was er in seinem Werk wirklich ist, durch die Gestalt und das Wesen, in welchem er sich ruhig und anspruchslos vor den Zuschauer hinstellt; nicht aber wie die neueren, und besonders jene oben näher betrachteten, mehr romantischen, als epischen Dichter, durch das, was er in sichtbarer Beziehung auf ihn, unmittelbar thut, singt und beschreibt.

XL.

Verschiedenheit unsres Gedichts von den Werken der Alten. -Mangel an sinnlichem Reichthum.

Wenn wir so eben von einer gewissen Aehnlichkeit die ses Göthischen Gedichts mit den Werken der Alten redeten, so ist es unmöglich, nur irgend lange bei derselben zu verweilen, ohne noch stärker an den mächtigen Contrast erinnert zu werden, in welchem es mit denselben steht. Zwar ist es unläugbar in einem hohen und echt antiken Style gedichtet; allein dies hindert nicht, das es

might sework in der Behandlung den Staffapagie gelbet in der Art der Danstellung den Cherakter ungenest Zeiteitel cine gleich unverhannbere Weise angeich trägter. Vielmahr finden twir, wenn wir genaper in dieser Veseleichung eindringen, statt einer blassen Nachahmung den Alterthung, sing Miermachend schöne. Vereinigung i dang wasentliche Vorzüge den alten Kunst mit den Fortschnitten und Mosfeinerungen neuerer Zeiten. and selling ag Den ersten Unterschied treffen wir in der Art. der Begetellung und dem: Tone des Vortrags an. Die Alten zeichnen fast durchaus nur Gestalten, Reenegung and Handlung; thre genze Kunst ist Johandig musnigfaltig und sinnlich Die Begebenheiten, welche nienthildern, haben immer der Großes und Glänzenites; de mifeen durch das Hereinche in den Unternehmungen andiese Wichtigkeit des Erfolgs zu enthusiastischer Bewanderung mit sich fort. Der Glanz, worin sie schon dedurch erscheinen, wird noch durch die beständige Mitwirkung überirdischer Mächte erhöht. Menschen und Götter sind auf demselben Schauplatz mit einander vermischt; der natürliche Lauf der Ereignisse wird alle Augenblicke durch überraschende Wunder unterbrochen; und als wäre der Olymp selbst noch nicht groß und mächtig genug, so schwebt noch über Menschen und Göttern das furchtbare Schicksal, dessen Aussprüchen beide gehorchen müssen.

Die Personen, die sie aufführen, theilen nicht allein großentheils zugleich denselben Glanz, sind Heroen, die zwischen dem Olymp und der Sterblichkeit in der Mitte stehen, sondern sie sind auch meistentheils nur nach ihren äußern Gestalten, ihren Handlungen, ihren Reden individualisirt, nicht, wie so oft bei den neueren Dichtern, nach ihren innern Charakterformen und Gesinnungen. Dadurch besitzt z. B. Homer eine so große Menge von Figuren,

ohne gerade eine gleich große Anzahl bestimmt unterschiedener Charaktere aufzustellen. Was diese letzteren selbst betrifft, so zeichnen die Alten entweder nur sehr stark und wesentlich von einander unterschiedene, nur die Hauptseiten der Menschheit, oder, wo sie in feinere Nüancen eingehn, unterscheiden sie dieselben wieder nur nach der äuseren Bildung. So findet man z. B., wenn man die Reihe idealischer Formen in den Werken ihrer Bildhauer durchgeht, die Hauptsiguren, einen Apoll und Bacchus, eine Venus und Diana, selbst noch einen Jupiter und Neptun durch die wesentlichsten und auffallendsten Charakterzüge von einander gesondert; aber vergleicht man hernach diejenigen, welche näher zusammen gehören, z. B. die Heldenstatuen, so kennt man wohl ihre Züge wieder, aber ihren Charakter würde man vergeblich in hinlänglicher Bestimmtheit einzeln anzugeben versuchen. Indess werden wir auch su diesem Versuche durch sie nicht eingeladen; nur ihre Züge sollen zu unsrer Einbildungskraft, nicht ihr Ausdruck gerade su unsrem Geiste sprechen.

Könnte indess den Alten auch so noch etwas an sinnlichem Glanz und Reichthum mangeln, so wäre ihre Sprache allein mehr als hinlänglich, es zu ersetzen. So mahlerisch ist dieselbe in allen ihren Ausdrücken, so voll und üppig in dem Flus ihrer Perioden, so wohlklingend in ihren rhythmischen Verhältnissen.

Alles dies zusammengenommen giebt der alten Kunst ein Leben und eine Fülle, eine sinnliche und einfache Größe, eine so helle und glänzende Beleuchtung, daß ihr hierin die neuere niemals gleich zu kommen vermag, wenn sie uns auch vielleicht dafür durch einen reicheren Gehalt für den Verstand und die Empfindung, eine feinere geistige Individualität und durch Töne, die unmittelbarer in unser Inneres eingreisen, entschädigen sollte.

4

Zentschennen wir einige neuere Diehter, and senter der Spilee, welcht in der Marken bilder der Bewegungssichete Hendlung vielleicht mit Rocht mit den Alten wetteifen können. Allein in ihnen wird diese lebendige Similiehtest durek, das Feuer geweckt, von welchem ihre Empfindeng entflassent ist. Sie sind mehr eigenmächtige Schöpfes einer bunten und gestaltenreichen Feenwelt, als treue Mahles in ner reichen Natur. Es fehlt ihnen selbst an dem schig bildenden Sinn, ihren Werken an der reinen Objectivität, an der innern Nothwendigkeit der Formen.

beit und lichtvollen Klarheit der Schilderungen aum haus unser Dichter mit jedem andren streiten; mit jedem hall er in diesem Punkt die Vergleichung aus. Aber atellie wir ihn unmittelbar demjenigen zur Seite, an den mit Gattung und sein Ton sonst am nächsten erinnert; dem Homer, so entbehrt er freilich jenes heiter stralenden Glanzes, jener unaufhörlich strömenden Fülle von Leben und Bewegung.

Er hat nicht Götter und Heroen, er hat nur Menschen hinzustellen; er hat keine Handlung, die das Glück von Nationen, von verschiedenen Völkerstämmen, das Schicksel der ganzen bekannten Welt entscheidet, an der Himmel und Erde zugleich Theil nehmen, und über die der Olymp selbet sich in Parteien spaltet; was in seinem Stoff groß und weltverändernd ist, sind Begebenheiten, das, worin er Würde und Erhabenheit legen kann, Gesinnungen. Zwischen beiden steht eine Handlung mitten inne, und seine Kunst muß nur suchen, von dem Glanze der ersteren derselben zu borgen, und die Größe der letzteren (damit sie lebendig und objectiv erscheinen) in derselben auszuprägen. Nicht sowohl also in der Welt, als in dem Inneren des

Menschen muß er seine Stärke finden, und da dadurch unsre ganze Stimmung eine andre Richtung erhält, so tritt auch nun das Schicksal, dieser übermenschliche Gegenstand, ohne den keine dichterische Wirkung möglich ist, in veränderter Gestalt auf. Wenn dasselbe bei den Alten aus einer unsichtbaren Höhe herab mit seinen Schlägen Menschen und Götter überrascht, so gleicht es hier mehr einer Macht, die aus dem Innern der Menschheit, aber aus ihren nie ergründeten Tiefen, entspringt, und flößt uns einen um so geheimnisvolleren Schauder ein, als wir es näher mit ums verwandt fühlen.

In den Personen, welche der Dichter uns darstellt, herrscht zwar Bestimmtheit der Zeichnung und Mannigfaltigkeit der Gestalten. Aber nicht allein daß jede einzelne sich in ein anspruchloseres und bescheidneres Gewand hülen muß, so kann er auch überhaupt nicht nur keine große Anzahl derselben in Handlung setzen, sondern, indem er auf Reichthum der Figuren Verzicht thun muß, auch nur eine schöne Stufenfolge von Charakteren schildern.

Seine Sprache endlich ist zwar durchaus dichterisch ind ausdrucksvoll, und wo der Gegenstand es verlangt, nuch groß und kühn; aber der Reichthum und die Pracht hrer älteren Schwestern bleibt ihr darum nicht weniger iremd.

Vermag er indes nicht, den Alten gleich, durch sinnichen Reichthum zu glänzen, so hat er es in seiner Gewalt, desto mehr durch einsache Wahrheit zu gelten; kann
ze die Sinne nicht gleich mächtig reizen, so kann er seine
Dichtung desto tieser in unsre Empfindung verweben, und
wie viel er durch diesen Vorzug wiedergewinnt, werden
wir gleich sehen, wenn wir nur erst noch jenen wenigstens
scheinbaren Mangel in einem einzelnen Beispiel näher betrachtet haben. Dann wird sich zugleich unsehlbar zeigen,

Seinen größesten und similieheten Glanz erhält der opleche Dichter durch die Einmischung des Wein der bei von. Er kann unsre Einbildungskraft nicht lebenfüger zuleren, als durch diese plötzlichen Ereignisse, die problem wer Mentehen gewirkt zu seyn, ihre Hamidiangen und die und den und

Auch unser Dichter hat sich dies Wunderbare zu eigen gemacht. Zwar konnte er es nicht gebrauchen, um seinem Stoff dadurch Würde und Größe zu geben. Aber er konnte es nicht entbehren, weil der Mensch, dessen Schilderung sein Geschäft ist, nicht ohne dasselbe seyn kann, weil er der Empfindung, die es hervorbringt, so sehr bedarf, daß sie bei jedem, mitten in dem einfachsten Lebenskreise, nur seltner oder öfter zurückkehrt.

Das Leben wäre von der langweiligsten Einförmigkeit, wenn sich immer in einer vorauszusehenden Reihe Begebenheit aus Begebenheit entwickelte und wenn vorher nicht berechnete, plötzliche Zufälle diese einförmige Kette nicht unterbrächen. Durch diese Zufälle nun, dadurch, das ein großer Theil der Thätigkeit unsrer Seele in seinem Detail außer dem Kreis unsres Bewußtseyns liegt, das Gedanken und Empfindungen, wie aus unbekannten Tiesen, hervorschießen, das ferner eben diese, uns unbewußten Vorstellungen gleichsam mit den Begebenheiten im Bunde stehen, unsren Mienen, Reden und Handlungen Modificationen geben, die, ohne das wir es bemerken, andere Folgen nach sich ziehen, so das wir nun ein Zusammentressen in den Wirkungen wahrnehmen, ohne zugleich eine Verbindung in den Ursachen zu erblicken — durch dies alles zusammengenommen entstehen die Ueberraschungen, die wir, je nachdem unsere Phantasie anders und anders gestimmt ist, mehr oder weniger zum Wunderbaren ausmahlen.

Dies hat unser Dichter zu benutzen verstanden, und wenn nun bei anderen neueren Dichtern das Wunderbare immer kalt und unnatürlich ist, weil es sich auf Kräfte bezieht, die uns fabelhaft oder kindisch erscheinen, so hat er es unmittelbar aus uns selbst geschöpft, und ihm dadurch nichts von seiner überraschenden Wirkung benommen. Allein freilich verliert es dadurch an der Größe und dem Glanz, den es sonst vor der Phantasie besitzt, und bleibt seiner eigentlichen Natur nur noch in seinem ursprünglichen Begriff, in dem des Grundlosen, treu. Auch kann er es nur bei kleineren Vorfällen, weniger bedeutenden Wendungen seiner Erzählung gebrauchen. Die großen und wahrhaft wunderbaren Begebenheiten, die er aufführt, darf. er so wenig als Wunder darstellen, dass sie vielmehr durchaus nur als die unvermeidliche Nothwendigkeit des Schicksals erscheinen müssen.

Wir haben schon im Vorigen zwei Stellen berührt, wo das eben Gesagte sehr sichtbar ist, die Umwandlung, die der Geistliche in Herrmanns Wesen bemerkt, und die plötzliche Erscheinung Dorotheens am Brunnen Aber as ist noch seine dritte (S. 194), noch mehr in den Freden der Erzählung verwebte übrig: die, wo Dorothea auf den Stafen des Weinbergs ausgleitet, und die üble Vorbedeutung. die sie daraus sieht, durch die Verwirzung bei ihren Eintritt ins Haus erfüllt wird. Wie wir es im täglichen Laben so oft selbst empfinden, so sehen wir es hier wor Angen. Wenn die Gefühle aufs höchste steigen, wenn der Augenblick der Entscheidung wichtiger Ereignisse de ist so verwirren sich unsre Gedanken; was wir vornehmen, mifaräth uns, alle widrigen Umstände scheinen auf, singel speammensutreffen, weil wir alle ungeschickt, behanden; und da wir dies selbst bemerken, und schon trübe gestimmt sind, so ziehen wir ungünstige Ahndungen, daraus, die dem auch nothwendig eintreffen müssen. Aber genade wie es im Leben geschicht, das jalle, auch die kleinsten Zestille. sich dann so zusammenschieben, dass jeder einzelne Sehritt ganz natürlich ist, und gar nicht mehr wunderbar erscheint, gerade so hat es auch der Dichter gemahlt. Doch dies zu entwickeln, würde uns zu weit führen, und jeder Leser mus es, sobald er die Stelle noch einmal überliest, von selbst aufs lebendigste fühlen.

Was die Alten also außerhalb der Grenzen der Erde im Olymp außuchen, das ist unser Dichter genöthigt, um es dem Alltagskreise der Begebenheiten zu entziehen, in die gleich verborgnen Tiefen unsres Gemüths zu versenken. Indeß verliert es durch die künstlerische Behandlung, durch die Leichtigkeit der Darstellung, durch die Vergleichung, die wir so natürlich z. B. zwischen einer solchen Vorbedeutung und den Weissagungen im Homer und den Alten anstellen, von dem feierlichen Ernst der Wirklichkeit, und gewinnt eine gewisse liebliche und zierliche Anmuth.

XLII.

Der Unterschied dieses Gedichts von den Werken der Alten offenbart sich auch in einem ihm eigenthümlichen Vorzug.

Wer Herrmann und Dorothea in Stunden liest, in welchen sein Herz der Wirkung des Dichters offen ist, der muß unläugbar erkennen, daß darin noch ein anderer Geist, als in den Werken der Alten herrscht. Er wird denselben nicht gerade größer und besser, aber verschieden, und, nur in einer andern Art, gleich trefflich finden; er wird sich von ihm nicht mächtiger angezogen, aber inniger durchdrungen fühlen.

Wenn er den geringeren sinnlichen Reichthum, von dem wir im Vorigen redeten, nicht als einen störenden Mangel empfindet, so wird er daran erkennen, dass der Dichter sich auf einem andern Gebiet, als die Alten, besindet, dass er (so viel dies nemlich die allgemeine Gleichheit des Dichterberuss erlaubt) von anderen Punkten ausgeht, und einem andern Ziele nachstrebt, und dass er eben dadurch auch ihn nothwendig in eine andere Sphäre versetzt.

Und dies ist in der That auch der Fall. Wenn die Alten mehr die Natur in ihrer sinnlichen Pracht und Größe mahlen, so legt er mehr das Innre der Menschheit dar. Beide Gegenstände haben eine unwidersprechliche Größe, der erstere ist außerdem dem Wesen der Kunst mehr angemessen; aber wenn dieselbe auch in dem letzteren ihre ganze Schönheit erhält, so besitzt dies für uns, die wir mehr in Gedanken und Empfindungen, als in Anschauungen und Handlungen leben, vielleicht einen noch eigenthümlicheren Reiz.

Was unser Gemüth beständig beschäftigt, den Gedanken und das Gefühl, finden wir hier auf eine wunderbar große Weise behandelt und ausgebildet. Ueber die wich-

tigsten menschlichen Verhältnisse hören wir entgegengesetzte Meinungen mit einander ausgleichen; das Erhabeniste, was tiber die Begebenheiten unverer Stit gedacht weiden kann, finden wir in seiner ganzen einfachen Grosse und weitkommen diehterisch ausgedricktig ausgen Gebe gebewingt mich, an .ciner Hohe der Gedanken, die man muse est affect hornie gestehen, den Alten schlechterdings fremd man alle ist moht, dass wir sie je in dem Gehalter gediegener Weisheit übertreffen, je die letzten Resultate, besser: und feitter ansallichenknüpfen könnten; aber as ist aur, idale iste iden Gedenken, der doch auch so einet vollkommen hitesteischen Behandlung fähig ist, nie rein und für eich wassisten. and deber such unserer Seele night den intellectivellen Sebwung mitsutheilen vermögen; von welchem dien inmer beatestet ist. Vangel court which we be before a Auf eine ähnliche Weise verhält, es sich mit des Empfindung. Wenn wir Herrmann und Dorothea auf ihrem :Wege zur Wohnung der Eltern begleiten; wie innig gehen wir da in ihre Gefühle ein, wie durchdringen wir sie bis auf die innersten Falten ihres Herzens, und wie tief führt uns dies in unsre eigne Brust, in die ganze Menschheit zu-Niemand kommt den Alten in der Wahrheit und Stärke gleich, mit der sie Gefühle und Leidenschaften schildern. Aber wieder weil sie sich auch in dies Gebiet nicht so einsam einschließen, weil sie die Empfindung mehr im Ganzen und in ihren Aeusserungen zeichnen, als im Einzelnen, und für sich entwickeln, so versetzen sie uns nicht in die zarte, leise, verwundbare Stimmung, deren wir uns hier nicht erwehren können.

Dadurch sind zugleich alle Charaktere, nicht zwar in Rücksicht auf die natürliche Kraft und Schönheit, aber in Rücksicht auf eine gewisse feinere Bildung, um eine Stufe höher gestellt. So einfach und echt antik z. B. Dorothea

geschildert ist, so besitzt das Alterthum dennoch keine weibliche Gestalt, die ihr an innerer Zartheit gleich käme. Selbst in Herrmann ist etwas, wofür die Helden der Alten keinen Sinn haben würden; und wenn die Mutter schöner und größer gehalten ist, als wir es in irgend einem andern alten oder neueren Dichter finden, wodurch ist dies geschehen, als dadurch, daß ihr ein zarterer und doch gleich reiner Begriff von Weiblichkeit untergelegt ist?

Wir sind darum weit entfernt zu behaupten, dass dieser moderne Charakter, an sich genommen, einen Vorzug vor dem antiken besässe, und noch mehr, dass dies in Anschung der Forderungen der Kunst der Fall wäre. Aber, da demselben gemäß zwar keine bessere und kräftigere, wohl aber eine höhere und seinere menschliche Natur aufgestellt wird, und die Verseinerung auf dem Wege liegt, den das Schicksal unsrer Ausbildung vorgezeichnet hat, so verdient er, wenn er nur (worauf es immer zuerst ankommt) die Ansprüche der Kunst vollkommen bestiedigt, eine eigenthümliche Stelle, und würde mit Recht sogar eine vorzüglichere verlangen, wenn es ihm nicht dabei zugleich an andren Vorzügen mangelte.

XLIII.

Erläuterung des Vorigen durch einige Beispiele.

Um gewiss zu seyn, das wir unserem Dichter nicht etwas Fremdes unterschieben, seine rein antike Dichtung nicht blos mit modernem Sinne betrachten, wollen wir, zur Bestätigung unsere Behauptung, noch ein Paar einzelne Stellen aus dem Ganzen herausheben.

Wir haben im Vorigen gesehen, dass der Unterschied des antiken und modernen Charakters, von dem wir hier reden, vorzüglich darin besteht, dass in diesem letzteren die Feld der Betrichtung und der Empfindung inehrebigssendert bearbeitet wird, wedurch dem natürlich die hierauf /genichteten: Kräfte: eine höhere und muhr eneuglitäte
Thätigkeit: erlangen. Dadurch aber wird zugleich der inneile: Mensch, von der äußern Wirklichheit getreunt, en wird
zusschie beiden ihne Grenze gezogen, so data en namenth
Jenseits dirselben ein eignes und neues Gebiet-giebt
dies

Beide fin die über das Leben und die unahltelbare Wirklichkeit hinsnegehende Betrachtung und Empflidung manufin dem gegenwärtigen Gedichte schwer und umsm hehendeln. Der Stoff sowohl, ale die Personen desbellen sind gaz und gar aus der bloken und wahren Nappungnomine, co sind reine und kraftvolle, abue immirandumis in der äußern Wirklichkeit lebende Charakterer unahleur eigentlichen Cultur gehört, durfte nur in gewissemi Grade darin Plats finden; auch hätte alles, was darauf hintungigangen wäre, den Menschen in einer Art. von Gegennets mit der Natur zu zeigen, gegen das Wesen der epischen Dichtung verstoßen, die gerade diese beiden Gegenstände harmonisch zu verknüpfen bestimmt ist, nie, wie die lyrische, plötzlich abbrechen darf, sondern alle aufgeregten Bewegungen wieder beruhigen, alle angeschlagenen Missklänge auflösen muss. Wo sich also der Dichter in dieser Gattung zum Idealischen erhebt, da muss er es immer zur Wirklichkeit zurückführen, und dadurch verknüpst er die innere Idealität zugleich mit der äußeren Wahrheit.

Es giebt vielleicht keine rührendere und erhabnere Stelle, keine, aus welcher die Erfahrung aller Jahrhunderte und die Eigenthümlichkeit unserer Zeit deutlicher spricht, als die Worte, welche der Dichter dem unglücklichen früheren Verlobten Dorotheens über die welterschütternden Bewegungen, von denen wir in diesen letzten Jahren Augenzeugen gewesen sind, (S. 224.) in den Mund legt. "Alles regt

"sich einmal," sagt er; "keine Form, wie heilig sie sey, "kein Band, wie fest Freundschaft oder Liebe es geknüpft "habe, ist mehr dauerhaft. Darum setze überall nur leicht nden beweglichen Fuss auf; darum schätze das Leben nicht "höher, als ein anderes Gut, und alle Güter sind trüglich." Welche natürliche und rührende Betrachtung! die aber freilich nur dem geläufig seyn kann, der mehr in Ideen, als in der Wirklichkeit lebt, der, erhaben über die Freuden des Lebens und die Güter der Welt, sein Glück nicht auf die Dauer des ersteren und an den Genuss der letzteren knüpft, und leicht bereit, das, was er besaß, für etwas Neues aufzugeben, jenes mit minder rüstigem Muthe bewahrt und vertheidigt. Wer wird läugnen, dass dies eine schöne und erhabene Gesinnung ist? aber wer auch erkennt nicht, dass eben diese jene fürchterliche Bewegung theils mit hervorgebracht, theils unterhalten und fortgeleitet hat?

Wie schön nimmt Herrmann dies auf, wie rein läßt er alles daran fahren, was seiner kraftvollen Natur nicht gemäß ist, und hält sich allein an das Eine fest, wodurch der Mensch sich dicht an die Wirklichkeit anschließen, seine Forderungen mit den Fügungen des Schicksals vereinigen kann!

Der Mensch, sagt er,

der zur schwankenden Zeit noch schwankend gesinnt ist,

Der vermehret das Uebel, und breitet es weiter und weiter; Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.

"Nicht also mit Kummer zu bewahren, und mit Sorge zu "genießen geziemt sich, sondern mit Muth und Kraft zu "vertheidigen, was man besitzt." Wie trefflich paart sich nun in ihm und Dorotheen dieser männliche Muth mit jener sansteren, aber gleich hohen Gesinnung, die jedes Glück

denkhar etypelificabenchelisein zietraus zund anthecendib sore Gijter keest) als detest Besitz triglich; and deses Danegain vergeneration istantistical courts (.habe. ist mehr dauerhaft. Milling Vieri den sentimentalen Stellen bishen intin mut u and there die materitie joder Leger, tot, une minical strictly, dast, significant alten Dichter, keinen Platad lich nur dem geliche, sogn uner, der mehr benklächenbe ent : Diesente ist die wo Herrniana in dem Agestsiche mi stimm Mutter (S. 189.) die Lineamkeit und die Legre achik ephydio agin Herk oft, von Sehnsucht geprelet, compliadd Aber, ach! nicht das Sparen allein, um spät zu genie elt das Glück, es macht nicht das Glück der Hand Haufen, bill mill Nicht der Acker am Acker, so schön sich die Gine die crovered lies of a second schlieften!

Denn der Vater wird alt, und mit ihm altern die Sählen die Schlen die Freude der Taga, und mit der Sonja für midgen. Sagt mir, und schaut hinab, wie herrlich liegen die schönen Reichen Gebreite nicht da, und unten Weinberg und Gartes, Dort die Scheunen und Ställe, die schöne Reihe der Güter! Aber seh' ich dann dort das Hinterhaus, wo an dem Giebel Sich das Fenster uns zeigt von meinem Stübchen im Dache; Denk' ich die Zeiten zurück, wie manche Nacht ich den Mood schon

Dort erwartet, und schon so manchen Morgen die Sonne, Wenn der gesunde Schlaf mir nur wenige Stunden genügte: Ach! da kommt mir so einsam vor, wie die Kammer, der Hof und

Garten, das herrliche Feld, das über die Hügel sich hinstreckt; Alles liegt so öde vor mir —

Aber dass man nicht Empsindungen vermuthe, welche dem Sohne der Natur fremd sind, nicht aus dem Charakter der Person und des Gedichts herausgehe, so schildern die unmittelbar hierauf folgenden Worte:

- ich entbehre der Gattin,

auf einmal die ganze Einfachheit und Natürlichkeit seines Wunsches. Sie sind um so ausdrucksvoller, als sie, verbunden mit dem Vorhergehenden, die Empfindungen schildern, die er mit einem Verhältnis verknüpst, dessen Entbehren ihm jeden Genus und sein ganzes Leben unschmackhaft macht, und als sie sein höheres, zarteres, idealischeres Wesen in Vergleichung mit seinem Vater zeigen, der, (S. S. 40. 46.) eine frohe, gutmüthige und thätige, aber gewöhnlichere Natur, in dem Augenblick, da er das Mädchen sah, das ihm gesiel, den Entschlus es zu besitzen saste, und denselben mit munterem Scherz auch sogleich auszuführen begann.

Diese schwermüthige Stimmung einer unerfüllten, sich selbst nicht recht verständlichen Sehnsucht war den Alten. und besonders den Griechen, fremd. Bei ihnen, in ihrer mehr sinnlichen und genießenden Natur, in ihrem freieren und leichteren Leben, entstand immer die Begierde nur zugleich mit dem Gegenstande, oder führte denselben doch in glücklichem Bunde immer unmittelbar mit herbei, und wenn es vielleicht davon Ausnahmen gab, so konnten sie dem Dichter nicht vorschweben, der, immer nur hell und freundlich beleuchtete und große Massen im Auge, nur auf die Natur und die Welt, nie einseitig in sich zurück blickte. Das in uns Gedanken und Empfindungen sich unruhiger drängen, dass unsre äussere Lage uns öfter Hindernisse und Arbeit entgegensetzt, als uns leichten und frohen Genuss giebt, und uns öfter mit strengem Ernst in uns zurückscheucht, dies richtet zwischen unsrem Gemüth und der Welt eine oft unübersteigliche und undurchdringliche Scheidewand auf.

Die zweite Stelle, die wir anführen wollten, ist von ganz anderer Natur. Sie ist nicht den Alten überhaupt,

٠.

nur ihren frühesten Mustern fremd, und müßte, wenn der Dichter sie nicht so fest dem Gamen einverleibt kittie. von der Gallung der spielenden genihlt weren. Wille und nen hier den Augenblick, we die btillen Liebenden uttil dem Spiltzel der Brumens nuwinken; den der Dieletetet gar zweimal, nicht bhue eine gewäherstillen uhishild Symmetrie, Dehn Anfange und am Ende ihres Gasprille behulst fiat. (S. 165, 171.) Bider Kinfall, ein Mediam daswischen zu schlieben, in welligen sich die Blicke des Jünglings und des Malville draffler, als in der Wirklichkeit, begegnen, beruht sells and chycle Achnlichem mit dem, was wir so eben minfilm ten; auf einer gewissen Schüchternheit, einer Ungewahlte die Gelingens; en ist schon etwas, das aus der blotten Natun hinausgeht, und eine eigne Stimmung der Einhildaugskraft permesetst. Die späteren Griechen und Romer, & . Ovide behandeln Stellen dieser Art, die in ihmen wegen bliefe vorkommen, auf eine gewissermaßen tändelnde Weise, bloß als zierliche Bilder, als gefällige Spiele der Phantasie. Unser Dichter aber hat diesen Moment so gut aus der Empfindung der beiden Personen hervorgehen lassen, und ihn so glücklich motivirt, dass er ihm dadurch einen viel gröseren Gehalt, und eine viel wichtigere Wirkung verschafft.

Allein Stellen dieser Art könnten nicht anders, als die Einheit des Ganzen stören, wenn nicht dies selbst eine solche eben beschriebene Richtung hätte. Diese Richtung aber ist durchaus unverkennbar. Wie wir im Vorigen die Schilderung Dorotheens vom Anfange bis zum Ende des Gedichts verfolgten, stießen wir eigentlich nur immer auf andre und andre Entwicklungen ihres Charakters; und so ist es überall nichts anders, als das innere und geistige Wesen der verschiednen Personen, das überall, nur immer lebendig und immer sinnlich gestaltet, vor uns da steht.

Es sind nicht so sehr ihre Handlungen, an und für sich genommen, es sind mehr ihre Charaktere, die, aber immer bloß in diesen Handlungen, uns anziehen, uns auf die verschiednen Formen der Menschheit überhaupt, auf das, was sie unterscheidet, und wieder zu einem Ganzen zusammenschließt, aber immer mit der reinen Thätigkeit unsrer Einbildungskraft, immer vollkommen künstlerisch und bildend gestimmt, überführt.

Wenn sich daher unser Dichter der vollkommenen Objectivität der Alten, der ganzen Bestimmtheit ihrer Formen bemeistert hat, so kleidet er in dies Gewand einen Gehalt, welcher ihnen so wenig eigen ist, daß sie uns nicht einmal veranlassen, denselben bei ihnen zu suchen.

XLIV.

Reicher Gehalt dieses Gedichts für den Geist und die Empfindung. — Eigenthümliche Behandlung desselben.

Je mehr wir unsre intellectuellen Kräfte auf die Betrachtung und Bearbeitung der Welt außer uns anwenden, je mehr wir unsre geistige Natur auf sie übertragen, desto mehr vervielfältigen wir unsre Beziehungen auf dieselbe. Die Gegenstände um uns her erscheinen uns nur als das, was unser Verstand in ihnen unterscheidet; selbst unsre Sinne bedürfen erst seiner Leitung, mit der Erweiterung unsrer Einsicht wächst daher auch das Gebiet derselben; in der That ist die Natur mit jedem Jahrhundert reicher an Individuen für uns geworden, und wenn der Ungebildete in einer ganzen Menge von Objecten nur eine einförmige und ungeschiedene Masse erblickt, so unterscheidet der kenntnisvolle Beobachter in einem einzigen Punkt noch eine ganze Welt von Erscheinungen.

niederschlagender Gedanke, wenn die Folge so vieler und thatenreicher Jahrhunderte uns nichts hinterlassen hätte, wodurch auch wir an unsrem Theile die Kunst zu bereichern im Stande wären.

Wenn daher in unsrem Gedichte ein eigenthümlicher, und in seiner Gattung nicht minder trefflicher Geist, als der ist, welchen wir in den Alten wahrnehmen, waltet, so ist dies eben jene höhere und feinere Sentimentalität, jener reichere Gehalt für den Verstand und die Empfindung, der uns zu einem freieren Schwunge der Gedanken begeistert und unser Gefühl leiser und zarter bewegt. Dies ist der moderne Charakter, den es deutlich und unverkennbar an der Stirn trägt.

Dieser Charakter ist unserm Dichter so eigenthümlich, daß wir ihn in allen seinen Werken wiedererkennen; aber er weiß ihn auf eine so große und wunderbare Weise zu behandeln, ihn wiederum so dicht an den der Alten anzuschließen, daß er es wagen konnte, ihn sogar einem echt antiken Stoff, seiner Iphigenie, aufzudrücken, ohne daß wirdarin einen störenden Mißklang vernehmen. Und diespaßehandlung ist es, die hier noch einige Erörterung verdient.

Das Erste, was bei der Verseinerung des Gedankens und der Empfindung zu leiden Gesahr läuft, ist die natigliche Wahrheit und die schlichte Einsalt. Doch sind es
gerade diese beiden Eigenschaften, welche Göther in einem unverkennbaren Grade an sich trägt. Wie hat er es
nun angesangen, zwei so verschiedenartige Dinge sei ung
mit einander zu verknüpsen?

Was wir mit Recht Verseinerung nennen, kann an sich nicht der Natur widersprechen; nichts ist so natürlich, als was rein menschlich ist, und es ist der Menschheit wesentlich eingepflanzt, sich von der bloß signlichen Apsicht der Dinge zu einer höheren zu erheben. Wenn es der Verseinerung also an Natur zu mangeln scheint, so ist es nur, weil wir in ihr nicht gleich die Realität wahrnehmen, die uns an dieser ins Auge fällt, weil ihr nicht geradezu ein sinnlicher Gegenstand entspricht, weil sie mehr das Werk der Energie einzelner menschlicher Kräfte, vielleicht nur in einzelnen Stimmungen, als der menschlichen Natur überhaupt scheint, und weil wir nicht sogleich absehen, wie der Weg, auf den sie führt, mit dem allgemeinen Wege der Natur und der Menschheit zusammentreffen, zu demschen Ziele gelangen kann. Es kommt daher nur darauf an, ihr diese Realität zu verschaffen, sie wirklich als Natur, nur als eine höhere und wahrhaft verseinerte, aufzustellen.

Wir haben im Vorigen (XXXVIIL) gesehen, dass unser Dichter einen rein beobachtenden und bestimmt bildenden Sinn besitzt; wir haben gesunden, dass einem solchen äusern ein ähnlicher innerer entsprechen muß, der dieselbe Wahrheit und Festigkeit in dem innern Charakter sucht, welche jener in der äuseren Natur wahrnimmt. Dass derselbe nun diesen Sinn mit jener Verseinerung, jener hohen Sentimentalität verbindet, darauf beruht seine Eigenthümlichkeit, darauf das Geheimnis, dass er uns einen echt modernen Charakter zeigt, ohne dass wir darum in ihm das schöne Gepräge antiker Einfachheit und Wahrheit vermissen.

Zwar scheint in dieser Verbindung auf den ersten Anblick etwas Widersprechendes zu liegen. Jener Sinn sucht die großen und hellen Massen der Natur, also im Menschen, was der Gattung, der ganzen Menschheit angehört. Diese sentimentale Stimmung steigt in die dunkeln Tiefen des Gemüths hinab, verweilt innerhalb der engen Grenzen eines kleinen Gebiets, und sogar vorzugsweise bei dem, was nur Einzelnen eigen ist. Aber es kommt nur darauf an, dies letztere groß genug zu behandeln, um diesen Wi-

délapituch sogletch widther admutiques; died and sat server indidifférent fidence sous anderentamentalistes on solat general

Wo er den Zustand des Gemüths darlegt (und eigentlich ist er überall damit beschäftigt), wo er auch den ungewöhnlichsten und leidenschaftlichsten schildert, verfährt er dennoch, gerade wie bei der Beschreibung der äußern Natur, immer ruhig und bildend, und fügt alle einzelnen Theile des Ganzen fest in einander. Er läfst die Individualität, die er darstellt, aus allen Kräften der Seele zugleich hervorgehn, verwebt sie in alle Gedanken, alle Empfindungen, alle Aeufserungen des Charakters, zeigt denselben Charakter in Verbindung mit andern; und führt ihn unsrer Einbildungskraft so in seinem ganzen Seyn und Wesen vor, dass wir ihn nicht blos in einem einzelnen Augenblick, einer einzelnen Stimmung, sondern so erblicken, wie er überhaupt immer ist, seine Entwicklungen verfolgen, seine Fortschritte beurtheilen können. Er lässt nicht nach, genau und vollkommen zu erforschen, wie eine ungewöhnliche Eigenthümlichkeit, die sich ihm auf seinem Wege Eichterischer Erfindung darbietet, in einem menschlichen Gemüthe als reine Wahrheit bleibend fortdauern, wie sie wich su den übrigen nothwendigen und rein menschlichen Empfindungen verhalten, wie sich an andre Eigenthümlichkeiter anschließen, wie durch die Verbindung mit ihnen und ihr eignes natürliches Fortschreiten umgestalten kann, und er ruht nicht eher, als bis auch wir dies in seiner Darsiellung deutlich wieder erkennen. Er bleibt daher nie Einsch bei ilir stehen, sondern erweitert sie auf eine uhendliche Plathe. und stellt sieh immer in den Mittelpunkt, in dem sich dock endlich alles, was nur irgend menschlich heißen kann, nothwendig mit einander vereinigen muß. Dadurch wird sie nun, wie ungewöhnlich sie auch an sich seyn möchte, in seiner Schilderung wirklich zur Natur, erscheint weder als

die Frucht einer augenblicklichen Ueberspannung der Einbildungskraft, einer künstlich übergetriebnen Empfindung, noch als die Folge eines Schwunges des Geistes zu einer Höhe, auf der er sich nicht zu halten vermag; sondern als das wahre Resultat aller Gemüthskräfte in ihrem reinen Zusammenwirken.

Es kommt nur darauf an, recht menschlich gestimmt zu seyn, um das Außerordentlichste und das Einfachste in denselben Kreis einzuschließen. Nur für den, welchem es, wie bei den Alten nothwendig noch der Fall seyn mußte, zu Reichthum und Mannigsaltigkeit der innern Erfahrung sehlt, liegen gewisse Richtungen, welche die Empfindung manchmal nimmt, außer den Schranken der natürlichen Wahrheit; nur der, welchem es, wie so oft uns Neueren, an jener hohen Einfachheit des Sinnes mangelt, weiß jenen seltnen Erscheinungen keinen allgemein verständlichen Ausdruck zu geben. Darum ist unser Dichter in einem höheren Grade, als irgend ein andrer, wahrhaft menschlich zu nennen, weil kein anderer noch zugleich in so mannigsaltigen, hohen und ungewöhnlichen, und doch so einfachen Tönen zu unsrem Herzen sprach.

Wer einzelne Beispiele für diese, nur ihm angehörende Eigenthümlichkeit verlangt, der erinnere sich, in welchem vorher unbekannten Sinn er den Umgang mit der Natur geschildert, welchen neuen Charakter er der Liebe, welche Tiefe und Zartheit der Weiblichkeit gegeben; wie er das Geheimnis verstanden hat, in Werthers Charakter die ungewöhnlichste Stärke und Reizbarkeit des Gefühls, eine so seltne und schwärmerische Liebe, das sie das Leben selbst ihren Empfindungen ausopfert, mit dem natürlichsten und einfachsten Sinn, mit der treuesten und naivsten Anhänglichkeit an die Schönheit der Natur und die harmlosen Freuden des kindischen Alters zu paaren.

im keinem alten Dichter wird ment diese halte, feine und idealitäte Sentimentslität, in keinem meneren, varhanden mit diesen Vorzügen, diese schlichte Natur diese de feche Wahrheit, diese kerzliche Janigkeit antroffen,

XLV.

Eigenthümlichkeit unsres Godichts in der Verbindung dieses modernen Gehalts mit jener echt antiken Form,

Wir haben nunmehr die einzelnen Eigenschiffen Gedichts entwickelt, von dessen Wirkung wir Renderen zu geben versuchen. Wir haben gefunden, daß wir alle versuchen wir haben gefunden, daß wir alle kommt, daß es in diese Form einen für den Geich mit den Benpfindung so reichen Gehalt kleidet, als wir ihm alle neueren Dichtern ansutreffen gewohnt sind, daß es aber denselben dennoch wieder durchaus zu der einfachen und natürlichen Wahrheit der Alten zurückführt. Wir brauchen jetst nur diese einzelnen Bestandtheile mit einander zu verbinden, um den ganzen Charakter desselben vollkömmen darzustellen.

Jeder epische, oder auch nur überhaupt beschreibende Dichter müßte sich die rein künstlerische Form zu eigen machen, die wir im Anfange dieses Außatzes so ausführlich geschildert haben; jeder neuere müßte streben, unsern Geist und unser Herz auf die Weise zu beschäftigen, mit den Ideen und Empfindungen zu nähren, die unserer Zeit, den Erfahrungen, die wir gesammelt, den Fortschritten, die wir gemacht haben, angemessen sind. Aber in der Art, wie unser Dichter beides thut, liegt auch, mitten in dieser allgemeinen Trefflichkeit sein individueller und unterscheidender Charakter.

Zuerst ist er ganz und allein wahrer Künstler. Seine Poësie ist rein darstellend, sie ist noch mehr als das, sie ist vollkommen episch; sie bleibt dem allgemeinen Begriffe der Kunst, einen Gegenstand durch die Einbildungskraft zu erzeugen, immer vollkommen nah; sie ist mit dem Style der bildenden eng verschwistert, und benutzt zugleich alle ihr selbst durch Bewegung und Ausdruck eigenthümliche Vorzüge. Die Gedanken und Empfindungen, welche sie schildert, sind nur die Seele seiner Gestalten, dienen nur, ihnen Leben und Sprache einzuhauchen.

Indem wir aber nur diesen Gestalten zuzusehen glauben, und überall Bewegung und Umrisse vor uns erblicken, werden wir dennoch eigentlich nur von ihrem innern geistigen Wesen gerührt; wir fühlen unsren Busen lebhaster, als bei einem andren Dichter bewegt, dringen tieser in unser Inneres ein; werden reiner und menschlicher gestimmt. Jene Gestalten scheinen uns jetzt nur der zartgebildete Körper der Seele, die so lebendig aus ihnen hervorstralt.

Dadurch das Gestalt und Charakter in ihnen immer so genau sür einander passen, das bald jener nur um dieses, bald dieser nur um jenes willen da zu stehen scheint, sehen wir bei ihnen immer den ganzen Menschen in seiner natürlichen Wahrheit. Er nimmt ihn in seiner besten und höchsten Eigenthümlichkeit auf, und giebt dann diesem Stoff das sichtbarste Gepräge der Kunst, da er ihn durch ein doppeltes Versahren den Werken der Alten ähnlich macht, einmal indem er ihn zu der einfachen Wahrheit der Natur zurückführt, und dann, indem er ihm jene rein darstellende Objectivität mittheilt.

Wer den Werther, den Götz und dies Gedicht lebendig in der Seele gegenwärtig hat, der wird die Wahrheit des eben Gesagten von selbst empfinden. Aber um sich zu überzeugen, dass man nicht blos unentwickelte Gefible, sondern klare, und nicheren Recultate enendent Studium des Dichters mitgebracht hat, ist en nathwestig. mach singual in hestimute, and einfache, Rosultate succes meeninfassen. Löst man daher das, was min ihm dier si genthümlich nennen, und wodurch ar die Wickung herres bringt, in der gewöhnlich alle Leser mit einenden Aberein kommen, in seine Elemente auf, so stöfet man vestüglich and folgande drei Punkte: A to the second and a spirit of and L. Eg. ist nicht bloss durchaus objectivand ocht hinth lerisch, sondern auch im genauesten. Verstande .. imprensitä dend und episch, was er zeichnet, ist. Gestalt und Bout grung ju jet . einnlich . anachtulich ; ein . reinba: Erutugnis det bilderion Phantage and the second of the second rive astron 24 Sein Stoff, das, was sich in seinen Schilderung eigentlich darstellt, was aus ihnen, wie aus einem felie Schleier, immer hervorblickt, was wir immerfort, shee tie anders, als in simulicher Gestalt und in lebendigne, Bessel gung sehen, ist die innere Menschheit, die Masse von Gedanken und Gefühlen, zu denen das Gemüth gelangt, wenn es in seinen vollen Kräften sich selbst und die Natur anser sich umfast; die Menschheit in ihrer höchsten Vollendung und ihrer einfachsten Wahrheit.

3. Die hohe Wirkung, die einerseits durch den Gehalt, den der Dichter in seinen Stoff legt, andrerseits durch des Dichterische der Darstellung entsteht, wird noch dadurch verstärkt, dass für die letstere nichts mehr gethan ist, als die vollkommene Objectivität erfordert, nirgenda aber ein überflüssiges Colorit ausgetragen ist, wodurch nun theils die Formen reiner und bestimmter hervortreten, theils der Stoff selbst einen um so tieseren und rührenderen Eindruck macht, als er nackter und einsacher erscheint.

Verliert nun unser Dichter, wie wir in einem der vorigen Abschnitte (XL.) gezeigt haben, auf der einen Seite

gegen die Werke der Alten an sinnlichem Reichthum, so erlangt er dies auf der andren in gleichem Grade, und zwar durch eine Kühnheit wieder, durch die er auf einmal alles aufzugeben scheint. Denn nichts droht auf den ersten Anblick aller Kunst so große Gefahr, als die schlichte Wahrheit, die so leicht zu dem blos Prosaischen heruntersinkt, als die Innigkeit, die zu tief in uns herabzusteigen, zu sehr in unser wirkliches Gefühl einzugreisen scheint, um sich noch wieder von da zu einem idealischen und künstlerischen zu erheben. Gerade hier aber zeigt sich die Stärke des Dichters, und das gerechte Vertrauen zu seiner Kraft. Nicht indem er seiner Stimmung einen hestigen und leidenschaftlichen Schwung giebt, sondern indem er seinem Gegenstande dadurch, dass er alles in ihm zusammensast, eine unendliche Ausdehnung ertheilt, hebt er ihn aus der Wirklichkeit empor; nicht dadurch, dass er ihn von der Natur entfernt, sondern dadurch, dass er ihn ganz in ihr, aber sie selbst mit ihm in ihrer wahren und ursprünglichen Gestalt auffast, erhält er ihn innerhalb des Gebiets der Einbildungskraft.

XLVI.

Vaterländischer Charakter unsres Dichters, in seiner Vergleichung mit den alten und den neueren Dichtern andrer Nationen gezeigt.

Um die besondre Stelle kennen zu lernen, die wir selbst einnehmen, haben wir immer zugleich auf zwei Punkte zu sehen: auf das Alterthum und das Ausland. Es sey uns erlaubt, auch unsern Dichter noch einen Augenblick in dieser doppelten Beziehung zu betrachten.

Er verweilt, wie wir gesehen haben, nicht nur vorzugsweise bei der Schilderung des inneren Menschen, des Gemüths in seinen Gedanken und Empfindungen; sondern

or seigt er uns auch so, wie er etwar Atalies und Hilber er begehrt, als dessen Befriedigung musittelles in der Neturiaufer uns liegt, etwas Idealisches, das über die Rature Thütigheit und den äuferen Genufe des Lebeus kinnungsht; wie es endlich überhaupt ein innres Deseyn in sielle eillet dem äuferen in der Welt entgegensetzt, in jenem erfektetes verfolgt, was diesem fremd ist, und nicht gleich dest über jenige aufgiebt, was hier zu erreichen unmöglich intern Dedurch unterscheidet er sich von den Alten, die den Mussehen immer mehr in der Begleitung der Natur, in in der Begleitung der Natur.

· Aber die inneren Regungen des Geistes und des Mitsens sind sehr verschiedener Tone fähig, und unter dien zeichnen sich vorzüglich zwei aus, die gleichsam wull Estreme bilden - der hohe und starke, und der stills und sunft gehaltene. Der Gedanke gewinnt eine andre Guild, wenn er aus dem blossen, von keiner äußern Erfahrung unterstützten Nachdenken hervorgeht, oder durch die Phantasie geformt, als glänzende Sentenz auftritt, und wenn er in einfacher Wahrheit eine Menge von Erfahrungen susammenfasst, und daraus gediegene Weisheit zieht. Das Hers fühlt andre Regungen, wenn es von heftigen Leidenschaften durchstürmt, und wenn es, nachdem es alles, was es nur von der Natur zu erfassen vermag, in seinen Kreis gezogen hat, von lauter mächtigen und unendlichen, aber immer mit einander zusammenstimmenden Gefühlen harmonisch durchdrungen, still aber tief bewegt ist. Diese letztere Stimmung ist es, in der uns Göthe immer das Gemüth schildert; und wenn er Leidenschaften hervorruft, so erheben sie sich, gleich Wellen auf dem unendlichen Meere, auf einem so zubereiteten Grunde, und lagern sich wieder auf die klare, nirgends umgrenzte, in allen ihren Punkten leicht bewegliche Fläche. Dadurch unterscheidet er sich von den neueren Dichtern andrer Nationen, die durchaus mehr Leidenschaft, als Seele mahlen, mehr Heftigkeit und Feuer, als Innigkeit und Wärme besitzen, und dadurch tritt er wieder dem schönen Gleichgewicht, der stillen Harmonie der Alten näher.

Dieser zwiefache Gegensatz vollendet, man kann es mit stolzer Freude behaupten, seinen Deutschen Charakter. Denn eine sichtbare Neigung zur abgesonderten Beschäftigung des Geistes und des Herzens, und ein stärkerer Hang nach Wahrheit und Innigkeit in beiden, als nach in die Augen fallendem Glanz und leidenschaftlicher Heftigkeit, sind Hauptzüge der Eigenthümlichkeit unsrer Nation, welche ihre besten philosophischen und dichterischen Producte unverkennbar an sich tragen, und durch die, wenn das Genie des Künstlers hinzukommt, seine Werke zugleich einen reichhaltigeren Stoff und eine größere innere Festigkeit erlangen.

Wenn wir indess hier diesem Gedicht und der neueren Poësie überhaupt etwas zuschreiben, was sie vor der älteren auszeichnet; so ist dies kein Vorzug, der das Wesen der Kunst angeht. In diesem bleiben die Alten immer die Meister, und werden nie auch nur erreicht, viel weniger übertroffen werden. Das eigenthümliche Verdienst, von dem wir hier reden, ist nur, die Bahn eröffnet zu haben, den ganzen Reichthum an Gedanken und Empsindungsgehalt der neueren Zeit in das echt künstlerische Gewand zu kleiden, das man sonst nur bei ihnen antrifft.

frield bewegliche Michell Haber unterscholletter sich we den neuerop. Hischtern andere Nutionen, die Bindule, der geschilderten Bigenthumligbt eit, den Godichte auf ein. tackerst und Venet; the lang design to the heart and 126 Att. Derttellung, auf Damtellung direch die Einhald kraft, auf Darstellung des gannen Mentchen in selfamilie Seem Goethlt und steintim innern: Wesen y: geht: uneur Dielter lana;) und thiesen : Ewack erreicht est in sinemi bau dennimitatigen Grade, Er ist nie bemüht, amere Phantiell shelchilish weder strengötzen, noch zu spannen noch phot haupti auf diese oder jene Weise su bewegen; i de faatinin militationed, eigentliches, ein großes und unermelalighe Sincellift, das alle seine Kräfte, seine gande Energie den hid weist med die Natur, die seinem die limitchen Blick einmal nicht anders, als durchausschibteilisch enforme etscheint, auch uns wieder in derselben: Gesich recharitigence one action of the entire action of the entire and an artist and the entire action of the entire act

Dadurch weckt er zuerst und hauptsächlich unsern bildenden Sinn; wir suchen und finden überall Festigkeit, Ordnung, Zusammenhang; wir schaffen uns eine durchaus übereinstimmende, durchaus organisirte Natur; die äußern Formen, die wir vor uns erblicken, haben vollkommne Asschaulichkeit, die innern durchgängige Wahrheit; überall erhebt sich die Begeisterung unsere Einbildungskraft und unsers Gefühls von einem fest zubereiteten Grunde. Nirgends ist etwas Verwirrtes oder Ueberspanntes; alles ist vollkommen klar und natürlich.

Aber es ist auch noch mehr. Die Hauptwirkung jedes Kunstwerks beruht auf der Verbindung seiner Gestalt mit seinem Charakter. Gerade darin liegt am meisten dasjenige, was sich niemals aussprechen oder erklären läßt weil es allein von dem einfachen Gedanken abhängt, den der Künstler auf eine unbegreifliche Weise seinem Werk

einprägt, und dadurch zugleich auf uns hinüberträgt. Dass nun in unsrem Gedicht die äussern und inneren Formen so eng auf einander passen, dass sie sich gerade gegenseitig nur bekleiden und erfüllen, dadurch wird der Charakter desselben in dem reinsten und vollsten Sinne, reiner als bei andern modernen, und voller als bei den alten Dichtern: Einfachheit, Wahrheit und Natur. Das menschliche Gemüth ist darin in einer gewissen Nacktheit dargelegt, wodurch es auf eine innigere und rührendere Weise auf uns einwirkt, als wir es bei irgend einem anderen Dichter ersahren.

XLVIII.

Resultate. - Allgemeiner Charakter unsres Dichters.

Wir sind jetzt bei dem Ziele angelangt, das wir durch die bisherigen Betrachtungen zu erreichen strebten; wir haben den Charakter des Göthischen Gedichts vollständig geschildert, und die Stelle angegeben, die es in Rücksicht auf die Kunst überhaupt, und in Vergleichung mit andern Gedichten ähnlicher Art, behauptet. Wir werfen jetzt noch einmal einen flüchtigen Blick auf den Weg, den wir zurückgelegt haben.

Zweierlei Vorzüge sind es, durch deren innige Verbindung die Manier unsres Dichters ihre unläugbare Eigenthümlichkeit erhält:

- 1. die Einfachheit, mit der er immer bloss bei demjenigen stehen zu bleiben scheint, was die Kunst schlechterdings und nothwendig leisten mus, sobald sie nur überhaupt Kunst zu heisen verdienen soll;
- 2. die Stärke der Wirkung, die er dadurch hervorbringt, dass er seiner Poësie so viel Gehalt und Seele giebt, als nur immer einer sinnlichen Darstellung fähig ist.

Seinen Stoff zu einem reinen Erneugnib der Gehtgeschen, und swar der bildenden Einbittigsfeinent aus anschun,
ist sein ganzes und einziges Bestrebeit. Duber dier feste
Zusammenfügung aller Thuile zum Ganzen; die Ordfes gel
Einfuchheit der Züge; die objective, vein darstellunde Minier, und oben daher der Mangel alles fremdes Behanisch,
aller nicht unmittesbar durch die Sache selbet bestichten
Erhobung, alles überslüssigen Colorits.

Er nimmt aber seinen Stoff immer so, wie er alse tiberwiegend großen Gehalt für den innern Sinn hatvald doch sugleich für den äußern vollkommen gültig ist. Ein Menschen und der Natur mahlt er die Seele, aber se immer gestaltet und lebendig. Daher seine Sentimenteität, das mehr sanste als glänsende Licht seiner Gemähle, ihre größere Wirkung auf den Geist und das Herz.

Durch beides, dadurch, dass er die Natur da austimmt, wie ihr Zusammenhang am sestesten, die Verwandischaft ihrer Elemente am sichtbarsten ist (in ihrer geistigen Gestalt) und dass er sie darin ganz objectiv behandelt, wird er im eminenten Verstande bildend, im eminenten Verstande nach Bestimmtheit der Umrisse, Einheit des Ganzen und Ebenmaass der Theile strebend. Denn er geht mit aller seiner Kraft bloss darauf aus, die Formen eines grosen Ideals auszustellen, eines Ideals, das dem Geist der Menschheit und der Natur (der im Grunde nur Einer und ebenderselbe ist) gleich sey.

Von den Mustern des Alterthums unterscheidet er eich durch einen geringeren Gehalt für die Sinne und die Phantasie, aber durch einen vielfacheren und seineren sür den Geist und die Empsindung; und wenn er dies mehr eder weniger mit allen neueren Dichtern gemein hat, so zeichnet er sich von diesen wieder dadurch aus, dass er in dieser Verschiedenheit selbst durch Objectivität, Harmonie und

die Totalität, die sich in dem Leser durch Ruhe ankündigt, den Alten ungleich näher kommt, als irgend einer von jenen.

Die Seite seines Charakters, von welcher aus derselbe zum Fehlerhaften ausarten kann, und wirklich vielleicht manchmal derein verfällt, ist die Einfachheit seiner Mittel. Was man ihm daher vielleicht hie und da vorwerfen könnte, ist Mangel an Vielfachheit der Handlung und Bewegung, Mannigfaltigkeit der Gestalten, Fülle und Abwechslung der Diction und des Wohlklangs, mit Einem Wort Mangel an sinnlichem Reichthum; was ihn aber auch hier wieder charakterisirt, ist daß dies nie zum Mangel auch an sinnlicher Individualität ausschlägt. Denn der Bestimmtheit der Umrisse und der Stetigkeit der Bewegung fehlt nie auch nur das Mindeste.

Wenn er in der Reinheit der Formen und dem Seelenvollen des Ausdrucks eine auffallende Aehnlichkeit mit Raphael darstellt, so erinnert er an ihn auch durch ein manchmal dürftig scheinendes Colorit.

XLIX.

Rechtfertigung des bei der Zeichnung dieses Charakters gewählten Ganges.

Um diesen Charakter unsers Dichters so kurz und bestimmt, als es unsre Absicht war, zeichnen, und diese Schilderung zugleich rechtfertigen zu können, glaubten wir den langen Weg einschlagen zu müssen, den wir nunmehr zurückgelegt haben. Da wir auf demselben vorzüglich zwei Dinge zu erörtern hatten, den einfachen Kunstsinn und den hohen intellectuellen und sentimentalen Gehalt des Dichters, so widmeten wir natürlich dem ersteren, als dem Wesentlichsten, zuerst und am ausführlichsten unsre Sorgfalt.

description and dance was being resulted habit' aut, und da dies in nichts and Atmosting der Aufgabe! das Wirkhere in um Did it v wandeln so suchten wir die jenige dichtelliche Met ad, weiche die Einbildungskrüft am ents enreden aten nothiet, bid gewisser und zwer im atten nen Pormen bestimmtes Bild Tre: tha Peral was sich seiner sit berseugen. Sie besechtebenett gangen Zu'diesem Behuf schränkten wir die verschiedene Mas fichkeit, dieser Forderung Genüge zu leisten, nach und und em und setzten: the second of the second second Al Loiden echt künstlerischen Styl, welcher die Em Billingskraft wirklich productiv macht, und nach lieumin und Totalität strebt, dem Afterstyle entgegen, weicher in weder nicht rein bloß auf sie; oder nicht stalt wende auf dieselbe emwirkt, und nur zu gefällen oder zu glatische bemille fig. (II. - XXII.) and construction of the state of

- 2. denjenigen dichterischen, der, da er ganz auf Gestalt und Bewegung, mithin auf Objectivität hinausgeht, sich nah an das Wesen der bildenden Künste anschließt, demjenigen, welcher mehr die ausschließlichen Vorzüge der redenden (die unmittelbare Darstellung des Gedankens und der Empfindung) geltend macht; (XIII. XIX.)
- 3. denjenigen epischen, der, indem er den Leser mit seinem Gegenstande gleichsam allein läßt, und die Erinnerung an den Dichter entfernt, und indem er das Bild mehr aus der Phantasie des Zuhörers von selbst hervortreten macht, als es ihr vormahlt, den höchsten Grad der Objettivität erreicht, demjenigen, der durch die entgegengesetzte Methode dieselbe mehr überhaupt zu Bildern, als ste Einem bestimmten, mehr frei und lebendig, als gesetsmäßig stimmt. (XX. XXXVII.)

Nachdem wir darauf bei jedem dieser drei Pankte mit

Beispielen bewiesen hatten, welcher dieser Style dem gegenwärtigen Gedicht eigen ist, und hierin, so wie in der einfachen Wahrheit des Vortrags (XXXVIII. — XXXIX.) seine Aehnlichkeit mit den Werken der Alten gezeigt hatten; so konnten wir nunmehr von der Art seines Stoffs, von der Eigenthümlichkeit reden, durch die es sich wieder von jenen unterscheidet (XL. — XLVII.) und damit die Schilderung seines individuellen Charakters vollenden.

L.

Flüchtiger Blick auf das Verhältnis des Charakters unsers Dichters überhaupt zu dem besondern dieses Gedichts.

Vielleicht aber scheint es, als hätten wir uns in dem Vorigen zu viel mit dem Künstler überhaupt, und mehr als mit seinem neuesten vorliegenden Werke, beschäftigt. Wenn dieser Vorwurf gegründet ist, so zeigt er nur, wie rein sich die ganze Individualität desselben gerade in diesem seinem Werke spiegelt. Und dies ist in der That der Fall. andres der Göthischen Gedichte stellt den ganzen Inbegriff seines Dichtercharakters so sichtbar dar, obgleich einzelne Seiten desselben in andern natürlich, und gerade darum, weil es die früheren waren, stärker und glänzender erscheinen. Allein wenn jenes Ganze selbst auftreten sollte, mußte es sich durch die Zeit und mannigfaltige Uebung sammeln und reinigen, und die Stimmung, welche dies Product hervorzubringen vermochte, musste erst durch Ersahrung und Reise vorbereitet werden. Dies fühlt man sehr deutlich, sobald man sich diese Stimmung auch nur einiger Maßen vorzustellen versucht.

Denn wenn es je einen Mann gab, dem die Natur ein offnes Auge verliehen hatte, alles, was ihn umgiebt, rein und klar und gleichsam mit dem Blick des Naturforschers

aufzunehmen, der in allen Gegenständen des Nachdenkens und der Empfindung nur Wahrheit und gediegenen Gehelt schätzt, und vor dem kein Kunstwerk, dem nicht verständige und regelmässige Anordnung, kein Raisonnement, dem nicht geprüfte Beobachtung, keine Handlung besteht, der nicht consequente Maximen zum Grunde liegen; wenn dieser Mann dann durch sein ganzes Wesen zum Dichter bestimmt, und sein ganzer Charakter so durchaus mit dieser Bestimmung Eins geworden ist, dass seine Dichtung selbst überall das Gepräge jener Grundsätze und Gesinnungen an der Stirn trägt; wenn derselbe endlich eine Reihe von Jahren durchlebt hat, wenn er, mit dem classischen Geiste der Alten vertraut, und von dem besten der Neueren durchdrungen, zugleich so individuell gebildet ist, dass er nur unter seiner Nation und in seiner Zeit emporkommen konnte. das alles Fremde, was er sich aneignet, danach sich umgestaltet, und er sich nur in seiner vaterländischen Sprache darzustellen vermag, in jeder andern aber, und zwar gerade für seine Eigenthümlichkeit, schlechterdings unübersetzbar bleibt; wenn es ihm nun so gelingt, die Resultate seiner Erfahrungen über Menschenleben und Menschenglück in eine dichterische Idee zusammenzufassen, und diese Idee vollkommen auszuführen — dann mußte, und nur so konnte ein Gedicht, wie das gegenwärtige ist, entstehen. Denn so unzertrennbar vereint ist der so eben geschilderte Charakter darin ausgedrückt, dass es nicht möglich ist, einen einzelnen Zug davon allein herauszuheben: so innig verknüpst es den einfachen Sinn des Alterthums mit der fortschreitenden Cultur neuerer Zeit; und so durchaus scheint es aus einem Geiste geflossen, der in der ganzen Individualität der wirklichen Verhältnisse, die ihn umgeben, alle Hauptformen menschlichen Daseyns rein und wahr in sich auf2 47

geneinmen hat, und aus dem sich wiederum alle, wie aus Einem Mittelpunkt, ableiten lassen.

Auch konnte ein solches Product nur aus der Reise eines ersahrungsreichen Lebens hervorgehn; was so geschildert ist, muß mit eignen Augen gesehn seyn, und was hierbei vorzüglich Bewunderung erregt, ist, mit dieser Reise zugleich diese jugendliche Frische der Phantasie, dies Leben in der Darstellung, diese Zartheit und Lieblichkeit in der Schilderung von Empsindungen gepaart anzutressen.

LI.

Zwiefache Beurtheilung eines Kunstwerks.

Von der zwiefachen Art der Beurtheilung, welcher man jedes Kunstwerk unterwerfen sollte, haben wir nunmehr die eine vollendet; es bleibt uns jetzt noch die andre übrig.

Jedes Kunstwerk nemlich kann, wie der Künstler selbst, der es hervorbringt, als ein eignes Individuum angesehen werden. Es ist ein lebendiges Ganzes, es hat eine eigne innere Kraft, ein Lebensprincip, durch welches es eine bestimmte Wirkung äußert. So haben wir Herrmann und Dorothe a bis hierher betrachtet. Ohne uns noch in die Erörterung seiner einzelnen Theile einzulassen, ohne es festgesetzten Regeln anzupassen, haben wir bloß die Wirkung geschildert, die es hervorbringt, die Ursachen derselben aufgesucht, und dadurch nur seine Natur im Allgemeinen, ihrem Grade und ihrer Gattung nach, bestimmt.

Aber außer dieser seiner innern Natur gehört jedes Gedicht auch noch, seiner äußern Beschaffenheit nach, zu einer besondern Gattung von Kunstwerken, und hat in dieser Hinsicht besondren Forderungen Genüge zu leisten, besondre Regeln zu befolgen. Mit diesen Regeln haben wir daher das unsrige noch jetzt zu vergleichen. Denn nur

beides zusammengenommen, sein innrer Charakter und seine äußere Regelmäßigkeit, bestimmt die Vortrefflichkeit desselben.

Die erstere Art der Beurtheilung kann man bei Kunstwerken, in einem vorzüglicheren Sinne dieses Worts, die ästhetische nennen, da sie den eigentlichen Kunst-Charakter ihres Gegenstandes, seinen echt künstlerischen Werth, sein Verhältnis zum Ideale bestimmt; die letztere die technische, da sie denselben nicht mit einem Ideal, das nie ganz erreicht werden kann, sondern mit Regeln und Gesetzen vergleicht, die streng und vollkommen erfüllt werden müssen.

Dass man beide zu selten mit einander verbindet, ist großentheils an einer gewissen ästhetischen Einseitigkeit Schuld. Denn die mechanischen Köpse, welche nur für Regeln Sinn haben, vernachlässigen immer den ursprünglichen Gehalt an Originalität und Kraft, und die heftigen und regellosen setzen sich beständig über die nothwendige Achtung der Technik hinaus.

LII.

Epische Dichtung. — Unbestimmtheit des gewöhnlichen Begriffs derselben.

Dass Herrmann und Dorothea überhaupt genommen zur Gattung der epischen Gedichte gehört, ist so offenbar, dass wir es auch schon durch das ganze bisherige Raisonnement hindurch stillschweigend vorausgesetzt haben. Niemand kann abläugnen, dass es die Darstellung einer Handlung und zwar die einer Handlung von ihrem Ansange bis zu ihrem Ende ist. Aber von einem epischen Gedicht bis zur eigentlichen Epopee ist noch beinah eben so weit, als von einem blos tragischen zur Tragödie, und wir kom-

men daher erst jetzt zu der genaueren Untersuchung, in wie fern es auch diesen letzteren stolzeren Namen verdient?

Was ästhetische Beurtheilungen in der That schwierig macht, ist der Mangel einer vollständigen, gar nicht (das wäre zu viel verlangt) allgemeingültigen, aber nur consequenten, und mit den gerechten Ansprüchen eines echten Kunstsinns zusammenstimmenden Aesthetik, auf deren Gesetze man sich mit wenigen Worten beziehen könnte. So lange man eine solche entbehrt, besindet man sich immer in der unangenehmen Verlegenheit, die einzelne Beurtheilung durch die Entwicklung theoretischer Grundsätze unterbrechen zu müssen, und so müssen auch wir hier der Theorie des epischen Gedichts eine eigne vorläufige Erörterung widmen. Um uns aber durch diese Abschweifung nicht zu weit von unsrem Gegenstand zu entfernen, werden wir uns begnügen, blofs den Begriff desselben zu bestimmen, und aus demselben nur seine höchsten und daraus zunächst herfliessenden Gesetze abzuleiten.

Fast bei keiner andern Dichtungsart ist man so sehr um eine genügende Desinition verlegen, als bei der epischen. Die mannigsaltigen Gattungen erzählender und beschreibender Gedichte sind so nahe mit einander verwandt, und scheinen sich durch so wenig wesentliche Merkmale von einander zu unterscheiden, dass es schwer ist, dasjenige zu bestimmen, was die eigentliche Epopee charakterisirt. Diese Schwierigkeit wächst noch dadurch, dass die vorhandenen Muster dieser Dichtungsart genau genommen so wenig mit einander gemein haben, und höchstens bloß darin, dass sie insgesammt Erzählungen von Handlungen sind, kaum aber nur darin, dass jedes derselben auch nur die Darstellung einer einzigen wäre, mit einander übereinkommen. Man hat daher von jeher andre und andre, und meistentheils bloß minder wesentliche Nebenbegriffe, wie

z. B. die Mitwirkung der Götter, den Gebrauch des Wunderbaren, die Nothwendigkeit heroischer Personen, die sehr unbestimmte Vorstellung der Größe und Wichtigkeit der Handlung u. s. f. der Definition mit beigemischt, und dagegen nicht genug dasjenige herausgehoben, worin eigentlich das Wesen der Epopee besteht, und woraus die wichtigsten Gesetze dieser Dichtungsart hersließen.

LIII.

Methode der Ableitung der verschiedenen Dichtungsarten.

Aber diese Unbestimmtheit, die wir so eben rügten, war auch auf dem Wege, den man bisher immer einschlug, nicht leicht zu vermeiden. Man blieb nemlich immer nur bei dem Objecte, bei dem Producte des Dichters stehen, und wir haben schon im Vorigen bemerkt, und mit einigen Beispielen bewiesen, dass man bei ästhetischen Untersuchungen sich vielmehr an die Stimmung seines Geistes und an die Natur der Einbildungskraft wenden muß.

Besonders aber sollte man sich bei verschiednen Gattungen von Gedichten oder Dichternaturen schlechterdings nicht begnügen, die Erklärungen derselben aus wirklichen vorhandenen Mustern zu beweisen. Diese Muster selbst müssen ja erst nach ihnen geprüft und beurtheilt werden. Sie können den Titel ihrer Rechtmäßigkeit, als eigne Gattungen überhaupt, und als diese so und so bestimmte insbesondre, aus nichts andrem, als aus der Natur der Einbildungskraft und der verschiedenen Möglichkeit dichterischer Wirkungen ableiten. Denn nur in so fern es der allgemeinen Beschaffenheit unsrer Phantasie nach eine dichterische Stimmung giebt, die von allen andren wesentlich verschieden ist, kann derselben eine eigne Gattung entsprechen, sey es eine eigne Dichtungsart, oder eine eigne Dich-

ter - Individualität, je nachdem jene Stimmung ein verschiednes, oder nur eine (subjectiv) verschiedne Behandlung desselben Objects verlangt.

Dies also ist die Quelle, zu welcher man immer zurückkehren muß. Der Eintheilungsgrund aller wesentlich
verschiednen Dichtungsarten ist allein die Natur der dichterischen Einbildungskraft und des allgemeinen Zustandes
der Seele, den sie in jeder einzelnen bearbeitet. Die Untersuchung dieser beiden Stücke, für sich und in ihrer Verbindung, giebt den Charakter jeder einzelnen Dichtungsart,
die subjective Stimmung, aus der sie entsteht, und
die sie wiederum hervorbringt, und aus dieser läßt sich
die objective Definition ableiten.

LIV.

Allgemeiner Charakter der Epopee. — Aus welcher Stimmung der Seele das Bedürfnis zur epischen Dichtung hersliefst?

Wenden wir diese eben beschriebene Methode auf unsern Gegenstand an, so sind die Hauptbestandtheile der
Wirkung, welche der epische Dichter hervorbringt, lebendige sinnliche Thätigkeit, fortreißendes Interesse an der
Entwicklung der dargestellten Begebenheit, uneigennützige
Ruhe, und ein weiter und großer Ueberblick über die Natur und die Menschheit, und ihr gegenseitiges Verhältniß
gegen einander.

Daher verlangt man objectiv eine wichtige und merkwürdige Handlung, welche eine Masse von Individuen in große Bewegung setzt, heroische Personen und Theilnahme höherer Naturen, wodurch der Einbildungskraft der nöthige Schwung ertheilt wird, und einen gewissen Umfang des Plans, innerhalb dessen man durch eine gewisse Menge von Objecten geführt wird. Das Charakteristische der epischen Dichtung scheint also derin zu diegenstshie die que ihren Gegenstand auf des lebendigsterpris sindlichete des stellt, das sie durch denselben unseige Blicksgraftband weite Aussichten eröffnet; und uns in einer auchenschliche über denselben erhält, in der wir nur theilnehmendut lätzig achter sind; ihr selbst aber immer als etwas Fundschuss feer uns ansehen.

Alles dies nun trifft in derjenigen Stimmung zustanden in welcher sich unser Gemüth in dem Zustande rehiger aber lebendiger Beschauung befindet; dieser Zustand intendaher der in dem epischen Gedicht seine Befriedigung steht, und wir dürfen folglich mit Recht hoffen, durch die genauere Untersuchung desselben unserm Ziels milles ab kommen.

LV.

Zustand allgemeiner Beschauung entgegengesetzt dem Zustande einer bestimmten Empfindung.

Es giebt offenbar in dem menschlichen Gemüthe zwei Zustände, welche sowohl in Rücksicht auf ihren Gegenstand, als in Rücksicht auf die Veränderungen, die sie in uns hervorbringen, unter allen am weitesten von einander verschieden sind, und alle übrigen, deren dasselbe fähig ist, wie unter zwei große Classen zusammenordnen: den Zustand allgemeiner Beschauung, und den einer bestimmten Empfindung.

In dem einen herrscht das Object, in dem andern das Subject. Jener, in seiner größesten Vollkommenheit genommen, entsteht durch die Verbindung der äußern Sinne mit unsrem intellectuellen Vermögen, das mit ihnen darin übereinkommt, daß es sich von dem Gegenstande vollkommen scharf und deutlich absondert, und diesen letzteren

blos in Beziehung auf ihn selbst, und ohne alle eigennützige Absicht auf eigenen Gebrauch oder Genus betrachtet. Dieser entspringt aus der verbundenen Thätigkeit des Gefühls und des Begehrungsvermögens, und alle Objecte werden in demselben auf das eigne Bedürfnis oder die eigne Neigung bezogen. Jener zeichnet sich in Rücksicht auf den Gegenstand durch Umfang und Totalität, in Rücksicht auf die innere Stimmung durch Ruhe aus; wer sich in demselben befindet, sucht in der Menge der Objecte durch Beschränkung der einen durch die andern die individuelle Form eines jeden, in ihrer Verbindung Zusammenhang, in ihren Beziehungen Wechselwirkung, in ihrem Seyn und Wesen überhaupt Wirklichkeit, und durch die Festigkeit ihrer gegenseitigen Verbindungen wenigstens bedingte Nothwendigkeit. Die Empfindung hingegen, die immer von dem bestimmten Verhältnis ihres Zwecks zu ihrer Begierde ausgeht, flieht alle Beschränkung, kennt nur Einen Gegenstand, welchem alles andre weichen muss, strebt nach einseitiger Befriedigung, lebt in der Möglichkeit, und sucht bloß Wirklichkeit.

In dem Zustande der Beschauung liegt von selbst immer etwas Allgemeines und Idealisches, da unsre intellectuelle Natur, die nie auf etwas andres hinausgehen kann, darin hauptsächlich thätig ist. Die Empfindung behält auch dann noch, wenn sie durch die praktische Vernunft oder die Einbildungskraft zu vollkommner Reinheit geläutert ist, wenigstens die Form ihres ursprünglichen Charakters. Denn die Beziehung auf das Subject bleibt darin, unter jeglicher Umwandlung, immer dieselbe.

Wenn daher die Kunst diese beiden Zustände dichterisch benutzen will, so hat sie in jedem zweierlei zu vertilgen; in dem ersteren: das prosaische Detail der von Phantasie entblößten Beobachtung und die Trockenheit der intellectuellen Ansicht; im dem sleteteren zu die zeitensitzigen Beziehung auf den wirklichen Bezitzungel die demendant stehende Beschzinkung des Gegenetettlemanlistigationen muss sie die lebendige Sinnlichkeit, diesem die tidenliste Leichtigkeit der Phantasie einhauchtmasse des understanden

I.VI

dis ariesti caregorine mile

a konstantina (ma**najad)** An india manajadi (manajad)

re Schilderung jenes allgemein beschauenden Zustanden olientWenn wir den Zustand der Beschauung als einen the sendren vor demjenigen allgemeinen, in welchem uns über heupt the Kenntnife der Natur außer uns beschäftigt, her auchieben; so ist es, weil er sich durch zwei nur ihme athumliche Merkmahle von allen ähnlichen unteracheids inch die gleichmütlige Stimmung der Seele, mit web chut dieselbe, allein durch das allgemeine Interesse des Objects geleitet, ihre beobachtende Aufmerksamkeit gleichmälsig auf alle Punkte vertheilt, und durch den Umfang der Ansicht, da wir alsdann jeden Gegenstand, und jede Masse von Gegenständen, und so nach und nach das Ganze bis zu seinen äußersten Grenzen verfolgen. Daher ist er eben so sehr von dem Zustande der Untersuchung, in dem wir immer auf einen einzelnen bestimmten Punkt losgehn, und mehr in eine Tiefe eindringen, als uns über eine Fläche verbreiten, als von demjenigen verschieden, wo wir die Natur, durch einen Zufall oder einen bestimmten Zweck geführt, nur theilweise erforschen.

In allen diesen Modificationen sind unsere Sinne auf verschiedne Weise gestimmt, und dies unterscheidet schen der gewöhnliche Sprachgebrauch durch sehr bedeutende Ausdrücke. Denn wer gern in der Natur lebt, sie mit klarem, ruhigem und heitrem Auge überschaut, auf Formen, Einheit und Harmonie achtet, dem schreiben wir Lebendig-

keit des Sinns; dem emsigen Untersucher, der sich seinen Weg absichtlich und methodisch vorher vorzeichnet und die Lücken unsrer Kenntniss auf eine gewissermaassen systematische Weise ausfüllt, einen scharfen und eindringenden Blick; demjenigen endlich, der den sinnlichen Genus, oder wenigstens die Vorstellung desselben in der Phantasie liebt, oder sich an dem Spiel, der Bewegung, der Mannigfaltigkeit erfreut, welche immer die Beschäftigung der Sinnlichkeit begleiten, Feuer der Sinne zu, indem wir uns hierbei mehr die Materie, als die Form der sinnlichen Objecte, oder doch die Wirkung aller sinnlichen Thätigkeit überhaupt auf die Empfindung denken. In der That mahlt auch in Naturen, zu deren Charakter einer dieser Zustände wesentlich gehört, schon der Ausdruck des Auges diese Verschiedenheit auf eine, ihren Bezeichnungen sehr analoge Weise; wie jeder sich leicht überzeugen wird, der sich auch nur Einmal den ruhigen, klaren, männlich festen und prüfenden Blick des blossen Beobachters mit dem scharfen, durchdringenden, unruhig suchenden des eigentlichen Forschers, und beide mit dem feurigen, glänzenden und beweglichen des sinnlichen Menschen verglichen **zu haben** erinnert.

Parteilosigkeit und Allgemeinheit sind daher die Merkmahle, welche jenen Zustand der Beschauung vor allen andern, ihm ähnlichen charakterisiren; und durch beide erhebt er sich zu den höchsten und besten, in welchen der Mensch sich befinden kann. Denn da unsre Thätigkeit in demselben weder auf ein Bedürfnis, noch auf eine einzelne Absicht bezogen wird, so ist sie von aller Bedingung, die nicht unmittelbar in ihr selbst läge, frei, eine reine Anwendung aller derjenigen unsrer Kräfte, welche der Objectivität, d. h. der Vorstellung äußerer Gegenstände, fähig sind, auf das Ganze der Natur.

Auf diese Weise bestimmt, kann dieselbe eigentlicht nicht mehr, als zwei verschiedene Gegenstände haben, sille physische und die memlische Welt, die Natur, und die Menschheit; und auf beide angewandt, beingt tie anni-Missenschaften, die Naturbeschreibung und die Geschiehteist Stande. Denn der Geschichtschreiber, den sehn millente dem Geschichtsforscher und dem bloßen Ertähler gentlichte ner Begebenheiten zu unterscheiden ist, muß, gemäß ub wir es in jenem Zustande sehilderten, des Genze zeines Stoffe übersehen, alle Verbindungen desselben aufmahn immerfort unparteiisch vor ihm dastehn, und für alle haben, um jede, die er vor sich erblickt, im ihrer Eigetb thämlichkeit zu verstehen.

LVIL

- in smile

. .

.. 1: "

Verbindung des Zustandes allgemeiner Beschauung mit der Thätigkeit der dichterischen Einbildungskraft. — Entstehung des epischen Gedichts.

Wenn nun die dichterisch gestimmte Einbildungskraft einen nolchen, so wesentlich von allen anderen unterschiedenten, so bestimmt charakterisirten Zustand in der Seele vorfighet, so kann sie nicht anders, als versuchen, diesem in ihren abhiet eine entsprechende Form zu schaffen; und dieser Versuch ist es, durch welchen das epische Gedicht entsteht. Denn wir dürfen uns nur vorstellen, was die Kunst aus diesem Zustande, wenn sie sich desselben ganz und einzig bemeistert, machen kann, um sogleich auf alle wesentliche Bestandtheile der Epopee zu kommen.

Objectivität, Parteilosigkeit und Umsang der Ansicht waren die Hauptmerkmahle jener beschauenden Stimmung unsres Gemüths. So lange dasselbe es aber bloss mit wirklichen Gegenständen zu thun hat, fühlt es immer einen zwiesachen Mangel, den einen in Rücksicht auf seine Intellectualität — dass er nie alle Seiten seines Objects überschen, nie alle Verbindungen daran aussinden, es nie als ein nur durch sich selbst bestehendes, von allem andren unabhängiges Ganzes betrachten kann — den andren in Rücksicht auf die Sinnlichkeit — dass nicht allein die Beobachtung immerfort Lücken läst, welche nur der Verstand durch Schlüsse ausfüllen kann, sondern dass auch die Verbindung des Ganzen immer nur auf einem Zusammenhang nach Begriffen, nicht auf sinnlicher Einheit beruht.

Diesen beiden Mängeln hilft die dichterische Einbildungskraft auf einmal ab, indem sie den Gegenstand, ihn zugleich der Wirklichkeit und dem Begriff entziehend, zu einem idealischen Ganzen macht. Da nun nichts mehr übrig bleiben kann, was nicht durchaus sinnlich wäre, und nichts mehr, was nicht, als Theil des Ganzen, mit allem Uebrigen in Verbindung stände: so findet jene beschauende Gemüthsstimmung nirgends so sehr, als in ihr, ihre vollkommne und genügende Befriedigung.

Die höchste Objectivität fordert die lebendigste Sinnlichkeit, und jene Allgemeinheit der Uebersicht ist unmöglich, wenn man sich nicht zu einer gewissen Höhe über seinen Gegenstand erhebt, und ihn von da aus gleichsam beherrscht. Daher sind die beiden Hauptbestandtheile in dem Begriff der Epopee: Handlung und Erzählung. Nur wo Handlung ist, ist auch Leben und Bewegung, und durch Erzählung, dadurch dass der, auf welchen eingewirkt werden soll, nur Zuhörer, nicht Zuschauer ist, wird der Gegenstand unmittelbar vor den Sinn und den Verstand gebracht, und kann die Empsindung nur erst, wenn er durch dies Gebiet hindurchgegangen ist, berühren.

Der Begriff der Handlung ist dem epischen Gedicht

so wesentlich, daß wir noch einen Augenblick hei demeilben verweilen milesen. Er ist auf der einen Seite Jamiei nes blossen Zustandes, auf der andern dem eines Badeb'en heit entgegengesetzt. Die bloße Beschreibung ein Gogenstandes hat immer etwas Kaltes und Einsternisses de bei ihr der Stoff ohne alle Bewegung ist, so kann sib liene nur durch die Behandlung erhalten. Aber die Meise Int. wegung allein ist noch bei weitem nicht hinreichenden Wie das höchste Leben und die höchste Sinnlichkeit geseedest wird da mus man eine bestimmte Kraft in Thätigheither! blicken; da muss ein Streben nach einem bestimmten Mele verhanden seyn, das uns für den gelingenden oder ifallschlagenden Erfolg im Voraus bespret macht. Dien inter. was dem Begriff der Begebenheit mangelt. Schon der unpersönliche Ausdruck des Begebens kündigt unmitteller einen Vorfall an, der nicht durch Eine, wenigstens nicht durch eine bekannte Ursache, sondern mehr durch Zefall, durch das Zusammenkommen vieler, einzeln nicht bemerkbarer Umstände bewirkt worden ist. Nicht allein nun dass die Erzählung eines solchen Ereignisses nicht das Leben, die sinnliche Bewegung der Erzählung einer wirklichen Handlung besitzen kann; so ist sie auch nicht, wie diese, einer gleich dichterischen Einkleidung fühig. Um die Einheit hervorzubringen, welche der Kunst allemal eigen ist, muss in dem Stoff selbst schon eine gewisse Anlage befindlich seyn, für sich ein abgesondertes Ganzes zu bilden; wenigstens muss derselbe eine bestimmte Krast in sich enthalten, deren Richtungen der Dichter verfolgen kann.

Daher kommt es, dass der Roman, der immer Begebenheiten darstellt, ob er gleich in Absicht seines Umfangs und der Verknüpfung seiner Theile zum Ganzen eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem epischen Gedicht an sich trägt, dennoch so wesentlich von denzelben verschieden ist, dass, da dies auf der höchsten Stuse aller darstellenden Poësie steht, es von ihm noch unausgemacht ist, ob er nur überhaupt ein wahres Gedicht und ein reines Kunstwerk genannt werden kann Wenigstens wird man nicht mit Unrecht anstehn, ihm diesen Rang einzuräumen, wenn man bedenkt, dass er mit der wesentlichen Bedingung jedes Gedichts, mit einer rhythmischen Einkleidung, schlechterdings unverträglich ist, und ein Roman in Versen ein abgeschmacktes Product seyn würde.

Weiter ist es daher nicht möglich, den Begriff der Epopee zu verfehlen, als wenn man die Nothwendigkeit der Handlung in ihr abläugnet, und ihr statt derselben Begebenheiten unterschieben will.

Was nun aber diese Handlung und die Erzählung derselben so individualisirt, dass sie die Epopee vor allen übrigen Gattungen erzählender Gedichte in ihrer Eigenthümlichkeit bezeichnen, ist die Natur jener beschauenden Stimmung des Gemüths und der dichterischen Einbildungskraft, und die Wechselwirkung, in welche beide hier mit einander treten. Diese drei Stücke haben wir daher noch besonders zu untersuchen.

LVIII.

Eigenschaften des Zustandes allgemeiner Beschauung.

Wenn der Künstler die innre Harmonie des Gemüths nicht durch Missklänge stören will, so darf er seinen Gegenstand auf keine andre, als auf eine, der Stimmung, auf die er überhaupt hinarbeitet, analoge Weise behandeln. Diese nun ist bei dem epischen Gedicht der Zustand klarer, ruhiger, aber sinnlicher Betrachtung. Je sinnlicher dieselbe ist (und davon hängt doch ihr künstlerischer Werth ab), desto mehr mus sie Leben, Bewegung und Handlung

suchen; aber indem sie außer sich Thätigkeit su sehen verlangt, kann sie keine andere fordern, als die, welche in ihr, zugleich neben ihr selbst, ohne sie zu zerstören, bestehen könnte. Es muss daher eine solche seyn, die entweder über die ihr im Wege liegenden Hindernisse den Sies erhält, oder sich wenigstens, wenn sie auch unterliegt, nicht in allem ihrem Beginnen gehemmt, sondern nur eine andre Richtung zu nehmen genöthigt fühlt. Der Kampf, in welchem der epische Dichter den Menschen mit dem Schieksal zeigt, und ohne den es nie eine große sinnliche Bewegung giebt, muss sich in Sieg, oder in Frieden und Versöhnung, nicht in Niederlage und Verzweiflung endigen. Denn sonst wird die Ruhe aufgehoben, welche die erste Bedingung jenes rein beschauenden Zustandes ist; das eigne Gemüth nimmt einen überwiegenden Antheil, wir steigen von der Höhe herab, die uns über unserm Gegenstand erhalten sollte, und mischen uns selbst als Theilnehmer unter die handelnden Personen.

Allein wenn der epische Dichter sich hüten muß, jene Ruhe zu zerstören, so muß er sich noch mehr in Acht nehmen, sie gar nicht in Gefahr zu bringen. Denn gerade dieselbe energisch zu machen, aus der Verbindung derselben mit lebendiger Thätigkeit männlichen Muth hervorgehn zu lassen, ist er vorzugsweise vor allen andren bestimmt. Was wir vorhin sagten, braucht er daher nur im Ganzen zu erreichen; im Einzelnen kann er seine Leser erschüttern, wie stark und nah er will an den Abgrund der Furcht und des Entsetzens führen; vielmehr, je besser er dies zu thun versteht, desto stärker ist seine letzte endliche Wirkung. Seine Kunst, das Gemüth zu beruhigen, muß eigentlich die seyn, es mannigfaltig genug zu erschüttern, es von einer Bewegung zur andern zu führen, eine Empfindung durch die andre zu modificiren, und so jede ein-

zelne zu hindern, sich des Gemüths ausschließlich zu bemächtigen.

Aus der Totalität seiner Darstellung muß die Ruhe, die er bewirkt, hervorgehn, und diese Totalität ist also das sweite Erfordernis seiner Gattung. Wir haben schon im Anfange dieser Blätter gesehen, dass jeder Dichter überhaupt nothwendig immer, sobald er nur rein und allein auf die Einbildungskraft einwirkt, eine gewisse Totalität erreicht, indem er uns nemlich seine Gegenstände in eine Welt hintiberträgt, in welcher sie das Einseitige und Ausschließliche verlieren, das sie in der Wirklichkeit entstellt. Allein der epische Dichter braucht diese Eigenschaft noch in einem andren und engeren Sinn. Er muss unsern Blick wirklich so viel umfassend und allgemein, als nur immer möglich, machen, ihn immer auf die ganze Lage der Menschheit in der Natur richten. Indess kommt es auch bei ihm nicht darauf an, wie groß gerade der Kreis von Gegenständen sey, den er durchläuft, sobald er nur die Stimmung hervorbringt, die wir eben beschrieben haben: die Stimmung, in der wir für alle Objecte offen sind, für alle Sinn haben, und durch ein überwiegendes und allgemeines Interesse zur bloßen Betrachtung hingezogen werden. Denn in dieser Stimmung herrschen von selbst die Kräfte, welche unmittelbar für sich Totalität mit sich führen.

LIX.

Rigenschaften der dichterischen Einbildungskraft in Beziehung auf jenen Zustand.

Die dichterische Einbildungskraft hat dem Stoff des epischen Dichters, um ihn in seiner ganzen Stärke wirken zu lassen, zwei Eigenschaften mitzutheilen: Sinnlichkeit und Einheit. Beide werden in denjenigen Modificationen, die sie unterplichen Sichlichkeit und spiechendellichen chen, durch den allgemeinen Geist dieser Dadilungischen stimmt.

Dieser besteht darin, dem Zuhörer die Welt ist ihren gansen Zusammenhange vor die Augen aus legtet istillen allein seine beschwenden Krüße herratheid aus erhältet, dieselben aber zu der höchsten Stärke und aus erhältet durch die Einbildungskraft auszuführen. Er hat dahender Gastalt und Bewegung zu suchen, darf sich eicht aufmitte begrüßen, nur die eine oder die andre, sondern muß ihre mas beide mit einander vereint, lauter bewegte Gastalten gufstellen, muß immer allein für das Auge und dane Engländen gen ine Spiel zieht, doch ihre Wirkung immer jennen Hitter-thadruck unterordnen.

Aber das Auge will nicht bloß durch bestimmte Fermen, durch sorgfältig gezeichnete Umrisse gehörig geleitet, es will auch belebt werden. Er muss daher die Trockenheit einer blossen Zeichnung vermeiden, Licht und Schatten, Farben, mit Einem Wort Colorit suchen, aber dies Colorit wieder nur der Eigenthümlichkeit seiner Gattung gemäß gebrauchen. Der Sinn, wenn er episch gestimmt ist, lebt in der freien, heitren Natur; der epische Dichter kann also nie genug Licht, genug Sonne, nie eine hinlängliche Fülle von Gestalten, nie genug lebendige Bewegung derselben, nie genug reiche und mannigfaltige Farbengebung erlangen. Aber mitten in diesem üppigsten Reichthum mus nicht nur überhaupt die Form, sondern in thm selbst auch durchgängige Harmonie herrschen; ein Ton muß den andern mildern; keiner muß sich schreiend hervordrängen; die Sinne müssen ergötzt, aber nicht in verwirrendem Taumel mit fortgerissen werden. Der epische Dichter hat daher alles Bunte und Schreiende, alles Grelle und Contrastirende zu vermeiden.

Allein dies, wovon wir bis jetzt redeten, sind nur erst die einzelnen Züge zu seinem Gemählde; die große Kunst besteht darin, dies Gemählde selbst zusammenzusetzen. Hierbei indeß brauchen wir nicht weiter zu verweilen. Diese Kunst ist eben das, womit wir uns in dem ersten Theil dieses Außsatzes so ausführlich beschäftigt haben, die reine Objectivität, die den Gegenstand in seiner ganzen lebendigen Gestalt vor uns hinstellt. Wir haben gesehen, daß dieselbe vorzüglich durch die ununterbrochene Stetigkeit der Umrisse bewirkt wird, und das Gesetz dieser Stetigkeit ist daher dem epischen Dichter mehr als irgend einem andern vorgeschrieben.

Der blos und ruhig beschauende Sinn ist nie, da er nie von einer einzelnen Absicht, noch einer einzelnen Empfindung ausgeht, auf Einen Gegenstand ausschließend geheftet; er schweift immer auf andre, immer auf alles über, was er zugleich vor sich erblickt, sucht immer eine Menge von Objecten, oder, wenn er in seiner besten Stimmung ist, immer ein Ganzes derselben. Das Werk des epischen Dichters muss daher, indem es bestimmt ist, auf die ganze Natur eine freie Aussicht zu öffnen, eine Menge von Objecten, eine Mannigfaltigkeit einzelner Gruppen umfassen, und in diesen muss nun jede Gestalt in ihren einzelnen Theilen, jede Gruppe in ihren einzelnen Gestalten, endlich das Ganze in seinen einzelnen Gruppen durch nirgends unterbrochene Umrisse eine einzige Form bilden. Aber diese Stetigkeit wird auch noch außerdem durch die ersorderliche Bewegung nothwendig. Denn jede Unterbrechung derselben würde eben so gut ein Stillstand in dieser, als eine Lücke in der Gestalt seyn.

Jedes epische Gedicht muß daher am Ende eine voll-

kommene Einheit atsatelleng nich die dies keine Einheit nach Begriffen (wie in der Naturbeschreibung und Genchichte) soyn darf, so mus er eine Einheit der Gestalt und der Handlung soyn. Es darf Enlier hicht mehr die Eine Heidlung, und mus diese all fin himsliches, durch nicht alleit vellständiges, von allem außer sich unabhängiges Chaite schildern.

Wie sich die epische Einheit noch besonders was die Einheit andrer Dichtungsarten unterscheidet, dies kännen wir bequemer in der Folge entwickeln, als hier wie wir entwoch nicht sowohl mit den Gesetzen, als nur mit den Bugriff des epischen Gedichts zu thun haben.

LX.

The most on the first of the

i derogani ratioografi

العادية أرواف

In der Verbindung des Zustanden allgemeiner Beschausung und der dichterischen Binbildungskraft treten der Form nach gleichertige Bigenschaften mit einander in Wechselwirkung. — Kinfluss, welchen dies auf die epische Stimmung ausübt.

Wenn, wie wir im Vorigen gezeigt haben, jede eigne Dichtungsart dadurch entsteht, dass sich in dem menschlichen Gemüth eine eigne Stimmung vorsindet, deren sich nur die dichterische Einbildungskraft zu ihrem Gebrauche bedient (obgleich in dem Augenblick, wo dies geschicht, immer sie es ist, welche dieselbe hervorruft), so kann das volle Wesen derselben nicht anders, als durch die Verbin dung dieser beiden Elemente sichtbar werden.

Wir haben jetzt in Rücksicht auf die Epopee beide: die beschauende Stimmung des Gemüths und die auf sie bezogene Einbildungskraft, einzeln untersucht. Die erstere zeichnete sich durch Objectivität, durch Totalität und durch Einheit, die aber freilich eine Einheit nach Begriffen war, aus; die letztere trug im Ganzen denselben Charakter an

sich, auch Objectivität, auch Totalität, auch Einheit, nur aber eine sinnliche, und nur alle diese Eigenschaften, da sie es nicht mit der, immer an sich beschränkten und uns nie ganz verständlichen Wirklichkeit zu thun hat, in gröfserer Vollkommenheit und Reinheit.

Da also die Einbildungskraft hier eine Stimmung des Gemüths bearbeitet, die ihrer eignen Natur schon von selbst nahe kommt, so ist es natürlich, dass alle jene Eigenschaften in doppelter Stärke austreten müssen; aber das Wichtigste ist dabei das, was gerade aus dem Umstande selbst entspringt, dass sie sich an einem, ihr selbst der Form nach ähnlichen Stoff versucht. Da von dieser Seite ganz und gar kein Misklang entstehen kann, so hat sie, indem sie ihre Form geltend macht, keine Schwierigkeit zu bekämpsen, keinen Streit zu schlichten, keinen Widersprüch aufzulösen. Es mus also von allen Seiten Ruhe hervergehn:

- 1) aus der Parteilosigkeit, welche jeder bloß betrachtenden Stimmung eigen ist;
 - 2) aus der Idealität und der Einheit der Kunst;
- 3) endlich aus der Anwendung der Kunst auf jene Stimmung, als einen ihr ähnlichen Stoff.

Aber in Rücksicht der Materie ist diese Aehnlichkeit nicht in gleichem Grade vorhanden, da die beschauende Stimmung vermöge des darin zugleich herrschenden intellectuellen Vermögens nicht durchaus sinnlich, und durch ihre bloß objective Parteilosigkeit und Allgemeinheit gewisser Maßen kalt und trocken ist. Die Einbildungskraft muß demselben also von ihrer Sinnlichkeit und ihrem Feuer leihen, und sich daher zu einer Kraft stimmen, welche nicht der rüstigen und furchtbaren gleicht, mit der Hindernisse bekämpft, sondern der wohlthätigen und üppigen, mit der

neues Dassyn hervertgebrachts eder ather hindren igestärkt und genährt wird. elle und ben enteilneis ente refe

Die volle und rühige Kraft ist est tälighe dan leben erhält und erhöht. Denn tie kanalnikus aus Armath erschöpft, und nicht dusch Willerstand hufgeriehten werden. Keinem andren Dichter kann man daher mit Ratabt ib viel Lüben suschreiben, als dem epischen; und we füntlichet auch wohl ein höheres, regeres, sinnlicheres, als in ihr lins und Odyssee?

LXI.

Weitere Schilderung einer rein epischen Stimmung,

in all air air

So wie der epische Dichter von dem höchsten Leben besecht ist, so mahlt er auch eigentlich die gamie Deier datiselsen, da hingegen der lyrische (um unter dieseit Namen alles zusammenzusasen, was jenem entgegensteht) wur einzelne Zustände schildert. Denn er allein bringt eine Stimmung hervor, welche durch das ganze Leben fortdauern kann.

Wie wir es in unsrer eignen Erfahrung wirklich, aber nur dann antressen, wann wir eine längere Zeit in unsre Erinnerung zurückrusen, so giebt es unsrer Empsindung immer neue Modificationen, lässt dieselben durch die leisesten Uebergänge auf einander solgen, und versteht die Kunst, uns die ganze Tonleiter des Gesühls von Saite zu Saite durchzusühren, abstechende Töne durch Zwischentöne zu mildern, erschütternde allmälig vorzubereiten und ruhig verhallen zu lassen. Sowohl objectiv in zeinem Gegenstande, als subjectiv in unsrer Einbildungskrast und Empsindung bringt er eine stetige und ununterbrochen zusammenhängende Folge hervor. Wenn der lyrische und tragische Dichter (welche in so sern in Eine Classe gehören) uns

.

oft stoßweise führen, und uns zuletzt plötzlich auf einer steilen Höhe verlassen; so durchläuft er den ganzen Kreislauf, sowohl den objectiven des Lebens, als den subjectiven der Empfindung, mit uns. Denn er will nicht durch Einen plötzlichen und entscheidenden Streich Rührung und Erschütterung, sondern durch Ebenmaß und Totalität des Ganzen Erhebung und Ruhe bewirken. Was also das Leben als eine Folge, und eine Folge mannigfaltiger Ereignisse, als ein Ganzes charakterisirt, dies findet man in ihm vollständig, aber in einer einzigen Handlung dargestellt, wieder.

Eine entschiedene Richtung zur epischen Dichtkunst kann daher niemand, als demjenigen eigen seyn, der lieber in der äußern Wirklichkeit, als abgesondert und zurückgezogen in sich lebt, der sich mehr mit dem wirklichen sinnlichen Daseyn der Dinge, als mit dem abgezogenen Gedanken und der von aller unmittelbaren sinnlichen Gültigkeit entblößten Empfindung beschäftigt; und wiederum, wer hierzu einen entschiedenen Hang hat, und damit dichterisches Genie verbindet, dessen Richtung kann nicht anders, als gleichfalls entschieden episch genannt werden. Dadurch begreift man noch besser, wie sich in dem epischen Gedicht auf einmal alles vereinigt, woraus die klarste Objectivität, die lebendigste Sinnlichkeit, der thätigste Muth, die größeste Fülle der Kraft, die allgemeinste Harmonie hervorgeht, und wie sich diese Gattung nothwendig auf den Umfang der Welt und die Dauer des ganzen Lebens ausdehnt. Denn die auf Einen bestimmten Punkt gerichtete Empfindung (um die Natur der epischen Stimmung an derjenigen, die ihr geradezu entgegengesetzt ist, zu zeigen) ist immer ein Zustand der Spannung und Anstrengung, der nicht anders, als nur Momente lang währen kann.

Wenn man das epische Gedicht seines dichterischen

Gewandes entkleidet, es bleibt dasjenige dbigg: was die Geschichte in ihrer geistvollsten Behandlung, und die Naturbeschreibung in ihrer größten Allgemeinheit gewährt -ein vollkommner Ueberblick über die Menschheit und die Natur in ihrer Verbindung. Der wesentliche Unterschied liegt nur in dem, was ein reines Werk der Einbildungskraft ist, darin nemlich, dass der Dichter, um zu einem se allgemeinen Ueberblick zu führen, nicht, wie jene, wirklich der ganzen Vollständigkeit der Objecte bedarf, sondern einen subjectiven Weg kennt, auch vermittelst eines einsigen Objects gerade dasselbe und in der That noch mehr su laisten, da er das Gemüth in eine gleichsam unendliche Stimmung versetzt, in der sie über jede, möglicherweise gembene Anzahl von Objecten hinausgeht. Unter allen Dichtern steht daher der epische auf dem-höchsten Standpunst, und genieht der weitesten Aussicht, und unter allen Dichtungsarten ist die epische am meisten fähig, den Menschen mit dem Leben zu versöhnen, und ihn für das Leben tauglich zu machen.

Zugleich aber kommt keine andre Dichtungsart dem einfachsten und reinsten Begriff der Kunst, der bildlichen Darstellung der Natur, so nahe, und verbindet damit so vollkommen auch den eigenthümlichen Vorzug der Dichtkunst, die Schilderung der Folge der Erscheinungen und der innern Natur der Gegenstände. Mehr als irgend eine andre giebt sie zugleich der Musik Gestalt, und den bildenden Künsten Bewegung und Sprache.

Aber diese Bewegung ist immer nur in dem Gegenstande, sie reißt nicht auch zugleich den Dichter und den Leser mit sich fort. Daher ist die Stimmung in beiden immer mehr verweilend, mehr bildend; da hingegen der lyrische Dichter noch in einem buchstäblicheren Sinn, als in welchem Pindar diese Worte braucht, von sich aus-

rufen kapn:

Kein Bildner bin ich!
Nicht ruhet zögernd mein Werk
auf weilendem Fußgestell;
nein! mit vollen Segeln,
auf eilendem Nachen
wallet mein Lied dahin!

Denn in der That folgt er selbst dem Wirbel der Empfindung, den er schildert, und eilt, statt bei einzelnen zu verweilen, immer von Bild zu Bild, von Empfindung zu Empfindung fort. Der epische Dichter hält alles, das, woran er schon vorübergegangen ist, und das, wozu er eben erst gelangt, zugleich fest, und vereinigt es in Ein Ganzes; der lyrische bewahrt das, was er hinter sich zurückläst, nur noch in der Wirkung auf, die es auf das zunächst Folgende ausübt.

LXII.

Definition der Epopee.

Wir glauben jetzt die Stimmung, aus welcher die Epopee entsteht, und die sie hervorbringt, hinlänglich geschildert zu haben; es bleibt uns jetzt nur noch übrig, daraus eine objective Definition derselben zusammenzusetzen.

Aber darin gerade liegt eine nicht geringe Schwierigkeit. Zwar ist es offenbar, dass die Epopee die dichterische Darstellung einer Handlung durch Erzählung ist, auch
könnte man noch leicht die Bestimmung hinzufügen, dass
die Handlung als ein sinnliches, für sich selbst bestehendes,
von allem außer sich unabhängiges Ganzes geschildert seyn
muß, wenn dies nicht von selbst schon in den Worten:
dichterische Darstellung, enthalten wäre.

Aber immer fehlt noch gerade dasjenige darin, was die epische Stimmung eigenthümlich charakterisirt, das rein

Darstellende, die Totalität, die Freiheit von dem allehergewicht einer einkelnen, alleiaherrschenden Kaspfindung. Alle diese Eigenschaften sind aufs höchste nur dunkel in dem einsigen Ausdruck: Erzählung, enthalten; und selbst wenn man sich damit begnügen wollte, so ist das epische Gedicht dadurch wohl von der Idylle und der Tragödie, noch gar nicht aber von allen übrigen poetischen Erzählungen abgesondert.

Jenen eigentlich epischen Charakter durch objective nähere Bestimmungen der epischen Handlung und der epischen Erzählung auszudrücken, scheint unmöglich. Dank die letztere hat in dieser Hinsicht nicht, was sich einzelt als eine objective Eigenschaft angeben ließe; und bis der ersteren kommt es nicht sowohl auf die Art (da wir last sehen werden, daß man jede, sogar eine entschieden tragssche, benutzen kann), als allein auf die Behandlung and Esbleibt also nichts übrig, als die eigenthümliche subjective Wirkung eben so in die Definition des epischen Gedichts mit aufzunehmen, als man dieselbe in der Definition der Tragödie in der Erregung der Furcht und des Mitleids schon lange zu sehen gewohnt ist.

Hiernach könnte man daher das epische Gedicht als eine solche dichterische Darstellung einer Handlung durch Erzählung definiren, welche (nicht bestimmt, einseitig eine gewisse Empfindung zu erregen) unser Gemüth in den Zustand der lebendigsten und allgemeinsten sinnlichen Betrachtung versetzt

Denn nun braucht man nur diesen Zustand genau su entwickeln, um sogleich zu allen jenen wesentlichen Eigenschaften der Epopee: der reinen Objectivität, der lebendigen Sinnlichkeit, der vollkommenen Totalität, und der Abwesenheit aller solcher Parteilichkeit, welche die Freiheit der Ansicht verhinderte, von selbst zu gelangen.

Die Hauptmerkmahle in dieser Definition sind, wie man leicht gewahr wird, der Begriff der Handlung und der Erzählung. Vorzüglich ist der letztere wichtig, von welchem auch die ganze Gattung ihren Namen erhalten hat. Streng genommen hätte man aus diesem zugleich ihr ganzes Wesen ableiten können. Denn was nur erzählt wird, das wird schon dadurch von selbst in eine gewisse Ferne gestellt; das kann daher nicht so unmittelbar auf die Empfindung einwirken; das wird mehr in das Gebiet des Verstandes und der bloßen Betrachtung gezogen; das sieht man daher mit größerer Unparteilichkeit, mit mehr Ruhe an; dabei kann man endlich, da es ein abgesondertes Ganzes für sich ausmacht, mehr Verbindung, mehr Totalität aufsuchen. Allein es hätte willkührlich scheinen können, so viel aus einem einzigen Begriff abzuleiten, und auf alle Fälle war es methodischer, auf die allgemeine Quelle aller ästhetischen Wirkungen, auf die Natur des Gemüths und der Einbildungskraft, zurückzugehen.

LVIII.

Unterschied zwischen der Epopee und der Tragödie.

Unter den übrigen Dichtungsarten giebt es vorzüglich drei, welche leicht mit der Epopee verwechselt werden können: die Tragödie, die mit derselben im Begriff der Handlung, die Idylle, die damit im Begriff der Erzählung, und die ganze übrige Classe erzählender, aber nicht epischer Gedichte, die in beiden mit ihr zusammenkommen.

Die Tragödie hat man, wenigstens eine lange Zeit hindurch, für so nahe mit ihr verwandt gehalten, dass man sie zum Theil sogar eine nur unmittelbar in Handlung gesetzte Epopee genannt hat; und so lange man gewohnt

war, alle ästhetischen Grundsätze allein aus dez Mustern der Alten zu entwickeln, konnte es dieser Meinung nicht an Anhängern fehlen. Denn bei den Griechen entstand die Tragodie nicht allein in der That aus dem Epos, sondens sie blieb auch in ihrer höchsten Vollkommenheit moch in mer in hohem Grade episch, so wie die dichterische Stimmung der Alten sich überhaupt auf eine sehr überwiegende Weise su dieser Seite hinneigt. Untersucht man aber das Wesen der Tragödie zugleich tiefer und allgemeiner, und sieht man vorzüglich auf die Forderungen, welche dieselbe an die Natur und die Stimmung des Dichters macht; 180 überzeugt man sich leicht, dass nirgends sonet zwei sich übrigens ähnliche Dichtungsarten so weit auseinandergaben, und sich so geradezu entgegengesetzt sind, daß das Weisen der einen nie sichtbarer, als durch eine Vergleichung mit der andern ins Auge fällt. Diese Hoffnung, ein noch halleres Licht über die Natur der Epopee su verbreiten, ist es, die uns einladet, hier noch bei der Tragödie einen Augenblick zu verweilen.

Ueber den Begriff der Tragödie ist man ungleich früher, als über den der Epopee, einig gewesen. Daß die
tragische Handlung auf eine einzige Katastrophe hingeht,
daß diese Katastrophe den Menschen im Kampf mit dem
Schicksale zeigt, und in dem Zuschauer Furcht und Mitleid zu erregen bestimmt ist, sind fast allgemein angenommene Merkmahle desselben. Offenbar war indeß der Begriff der Tragödie auch leichter zu entdecken, als der des
epischen Gedichts, da jener sich nur auf die Stimmung des
Gemüths zu einer einzelnen Empfindung, dieser auf einen
ganzen allgemeinen Zustand desselben gründet.

Denn darin liegt gerade der große und mächtige Unterschied, daß die Tragödie auf Einen Punkt versammelt, was der epische Dichter auf eine unendliche Fläche aus-

dehnt. Beide kommen im Begriff der Handlung, und folglich der Objectivität, beide in den allgemeinen Forderungen der Kunst mit einander überein; um also in ihren Resultaten so weit auseinanderzugehen, müssen sie in der ursprünglichen Gemüthsstimmung verschieden seyn, welche die Einbildungskraft nur dichterisch bearbeitet, und gerade da ist es auch in der That, wo ihre contrastirende Individualität allein anzutreffen ist.

Dem epischen Gedicht haben wir den Zustand der sinnlichen Betrachtung, also einen objectiven, ruhigen und mehr intellectuellen, zugeeignet. Indess ist es natürlich, dass darum in diesem Zustand die Empsindung nicht schweigt; dass sie vielmehr in ihrer größesten Energie zugleich mit rege wird. Und wie sollte sie es nicht? da so große und uns so nahe liegende Gegenstände, als das Schickaal und die Menschheit, alsdann vor uns da stehn, und zugleich unser Blick so erhellt und gestärkt ist, dass er sie in ihrer reinsten und eigenthümlichsten Gestalt durchschaut. Wir haben dies im Vorigen nicht besonders herausgehoben, weil es sich in der That von selbst versteht; diesen Antheil der Empfindung an der Wirkung des epischen Gedichts nicht besonders mit in Anschlag gebracht, weil er in einer schon ursprünglich sinnlichen, und noch dazu allein durch die Hand der Kunst zubereiteten Stimmung unmöglich sehlen kann. Aber jetzt da der Tragödie die Empfindung gewisser Massen, als ein ihr ausschließlich angehörendes Gebiet angewiesen werden soll, ist es nothwendig dies genauer auseinanderzusetzen. Allerdings wird also durch den epischen Dichter die Empfindung erregt, er hörte auf Dichter zu seyn, wenn er nicht sogar seine Hauptwirkung darauf hinrichten wollte; allein was durch ihn in Bewegung kommt, ist der ganze empfindende Mensch, nicht eine einzelne Empfindung; es ist ferner keine, die wir auf unsern gegenwärtigen augenblicklichen Zustand, vielmehr eine, die wir, da sie durch einen, in eine gewisse Ferne gestellten Gegenstand erregt wird, allgemeiner auf unsre ganze Lage, unser ganzes Daseyn beziehen; es ist endlich noch weniger eine, die unmittelbar durch die Gegenwart des Objects geweckt wird, es ist immer eine dritte Person, der Erzähler, noch zwischen diesem und uns, und so geht auch alles in uns erst durch unser intellectuelles Vermögen hindurch, ehe es unser Gefühl zu berühren im Stande ist.

Dieser Unterschied ist überaus fühlbar, wenn wir die Erwartung vergleichen, welche die Lösung des furchtbaren Räthsels, woran Oedipus Schicksal hängt, und welche der Kampf Hektors und Achills in uns erregt. Wie ungleich ängstlicher und qualvoller ist jene, wie vielmehr bloss rührend und wehmüthig diese! In beiden Fällen ist unsre Furcht, unser Mitleid gleich stark. Aber der Ton dieser Empfindung ist anders, da in jenem der Ausgang noch nicht entschieden ist, noch er selbst, in diesem nur seine Erzählung erwartet wird, er selbst aber längst da gewesen ist Hat der Dichter in diesen beiden Fällen diese Verschiedenheit wohl zu benutzen verstanden, so besinden wir uns in den ersteren in der vollkommensten Ungewissheit, selbst dann, wann der Erfolg uns schon vorher bekannt war, und empfinden in dem letzteren, auch noch völlig unbekannt mit der Begebenheit, nur die sanste Schwermuth, in die uns eine traurige Vergangenheit versenkt, wenn die Erinnerung sie wieder zurückruft.

Diese verschiedene Einwirkung erklärt sich natürlich aus der verschiedenen Form beider Dichtungsarten, dass die eine uns zum Zuschauer ihres Gegenstandes macht, die andre ihn uns nur, wie aus einer beträchtlichen Ferne, durch Ueberlieserung zusührt. Aber das gerade diese Formen ihnen beiden nothwendig und wesentlich sind, dies ist

es, was ihren Charakter bestimmt. Denn in der That lassen sich alle Eigenschaften der Tragödie am leichtesten aus dem Begriff der lebendigen Gegenwart, in die sie ihren Stoff versetzt, ableiten, so wie sich aus dem der Erzählung alle diejenigen entwickeln lassen, welche das epische Gedicht von ihr unterscheiden. Da aber nicht gleich gut auch seine übrigen Eigenthümlichkeiten daraus hersließen, so war es besser, eine andre Methode des Raissonnements, als diese, zu erwählen.

LXIV.

Die Tragödie erregt eine bestimmte Empfindung, und ist daher lyrisch.

Der Zustand einer bestimmten Empfindung ist also derjenige, auf welchen der tragische Dichter hinarbeitet, und die Tragödie ist in so fern nur eine besondre, aber zugleich die höchste Gattung der lyrischen Poësie *): eine

^{*)} Es wird befremdend scheinen, die Tragödie hier so dicht an die lyrische Poësie angeschlossen zu sehen. Allein man erinnere sich, dass ich von ihr hier nur im Gegensatz gegen die epische rede, und dass der Weg meiner Untersuchung mich gerade auf den Punkt führt, in welchem der Unterschied zwischen beiden am schärfsten ins Auge fällt. Ich habe nemlich die Dichtungsarten nicht sowohl nach ihrer äußern Form, als nach der Stimmung unterschieden, die sie in dem Dichter voraussetzen und in dem Leser hervorbringen. Nun ist der einfachste Unterschied zwischen der Epopee und Tragödie unstreitig: die vergangene und die gegenwärtige Zeit. Jene erlaubt Klarheit, Freiheit, Gleichgültigkeit; diese bringt Erwartung, Ungeduld, pathologisches Interesse hervor. Daher drängt die letztere das Gemüth in sich selbst zurück, da die Epopee den Menschen vielmehr in die Klarheit der Gestalten herausführt. Dadurch nun eignet sich die Tragödie offenbar der lyrischen Gattung an. Uebrigens aber ist sie, als die Darstellung einer Handlung, eben so sehr als das Epos und vollkommen plastisch. Die Hauptgesetze derselben werden sogar nur aus ihrer plastischen Natur hergeleitet werden können; aber da sie alle durch den lyrischen Zweck, die Erregung der Em-

besondre, well sie eine gewisse einselne Empfindung en erregen strebt; die höchste; weil sie diese Wilkung dutch einen äußeren Gegenstand, durch die Derstellung neiner Handling, erreicht. The area of the patients and aread De die Empfindung überhaupt in jeder dichterischen Stimming so stark und so allgemein ihr möglich withsun seyn mulis; so hält man den Unterschied der Beiden Gs mülhazustände, welche den epischen und tragischen Dahler bilden, am besten daran fest, dass in jenem mehr dass Ofject, in diesem zugleich stärker das Subject herracht. In jenem suchen wir Gegenstände, und verknüpfen sie sa einem Ganzen; obgleich dies Ganze nothwendig Eindrücke in uns surückläßt, so heften wir uns weniger an ihiten. an ihrer Ursache, fest. In diesem beziehen wir, wie wir schen, unmittelbar auf unsre Empfindung, eine Neiging. eine Leidenschaft wird rege, und sie bestimmt nun! allein den Antheil, den wir an der Begebenheit nehmen, die eich vor unsern Augen abrollt. Daher geht in der Tragödie alles auf einen einzigen entscheidenden Punkt, gleichsam auf eine Spitze, hin: der Gang ist nicht blos ununterbrochen, sondern rasch, die Entscheidung ist plötzlich und abgebro-

pfindung, modificirt seyn müssen, so werden die Gesetze der epischen Poësie gar keine Anwendung auf sie finden; da sie hingegen mit den Gesetzen der lyrischen Dichtung in durchgängiger Uebereinstimmung stehen müssen. So lange man daher bloß epische und lyrische Poësie unterscheidet, muß die Tragödie wirklich mehr der letzteren, als der ersteren beigezählt werden. Usstreitig aber wäre es besser, alle Poësie in plastische und lyrische, und die erstere wieder in epische und dramatische (unter der ich hier bloß die tragische verstehe, da die Komödie eine ganz eigne Erörterung fordert) abzutheilen. Alsdann würden alle Gesetze der plastischen Dichtung zwar zugleich für die Tragödie gelten; aber man würde bestimmt fühlen, wie mit dem Begriff der gegenwärtigen Handlung unmittelbar auch der Begriff der Empfindung und nothwendige Rücksicht auf die allgemein lyrischen Gesetze gegeben ist.

chen, da hingegen in der Epopee alles gleichsam in sich surückkehrt, immer einen geschlossenen Kreis durchläuft.

In der Tragödie herrscht immer Eine Art des Charakters, der Gesinnung, der Handlungsweise; wenn mehrere austreten, so erscheinen sie im Kampf, jede will ihr Recht in dem Gemüthe des Zuschauers allein behaupten, und alle lassen es am Ende auf Sieg oder Niederlage ankommen. In der Epopee erhebt ihr mannigfaltiges Entgegenwirken den Zuhörer über sie alle, statt ihn zum Theilnehmer an einer einzelnen Partei zu machen, und ihn selbst in den Kampf mit herabzuziehen. In der Epopee werden ferner nach einander alle Arten der Empfindung erregt; das Lächerliche und das Tragische, das Sanste und das Erhabene, das Furchtbare und das Liebliche, alles steht harmomisch neben einander, und wir umfassen und bewahren alles zugleich, d. h. unser Gemüth befindet sich in einer Lage, in welcher es keinem dieser Eindrücke ganz angehört, sondern eigentlich nur für alle Sinn hat, allen offen steht. Die Tragödie hat, wenn sie vollkommen ist, denseiben Umfang der Töne, aber jeder füllt unsre Seele in dem Augenblick, wo er erschallt, ganz und ungetheilt; sie wirken nicht neben, sie wirken nach einander, das Resultat ist kein Ganzes, worin alle diese Elemente zugleich vorhanden sind, es ist etwas Neues, bewirkt durch eine Reihe durch sie successiv hervorgebrachter Modificationen.

Die Epopee beschäftigt zwar zugleich unsre Sinne und unsre Empfindung; aber da sie uns überhaupt nur zur Beschauung und Betrachtung einladet, so läst sie uns in verweilender und ruhiger Musse. Die Tragödie reisst uns in ihren Gegenstand mit sort, zwingt uns zur Theilnahme an ihrer Handlung selbst. Die erstere nährt und bereichert daher unser Vermögen, unser Wesen im Ganzen; die letztere stählt vorzüglich die Fähigkeit, dies Vermögen aus ei-

nen einzelnen Pankti zu eichten, untere Kraft guich Betschläß und sin Thatie Die Epopee führte uns inedit Will litten, in eine freie heitre und sonnichte Naturi die Fragijie dringt unarim:unar selbėt suriick; mid mit demechen Schwente mit diminie diren Knoten gerhaut, treant, sie zauch waterenfrei non; Azigenblick, von der: Wirklichkelt; und dem Lebent-dit sie une liberhaupt weniger zu lieben, als mit Mutholis tatkommen. The deed Hangere et et al 2 de la chendriche komleck ราช (ค.ศ. 1914) ในการการการเคราะเรียกเพื่อ -linkii nama a saasa telline in co Gaban . Worla beide Dichtungsarten mit einander überginkommen? und med ale you einander abweichen? -mar Will man nummehr den Unterschied beider! Dücht drten, nachdem man sich desselben im Aligemeinen huth der Erfahrung und dem wirklichen Eindruch versiehent last. auf durchaus bestimmte Begriffe zurückführen, so muß mah zuerst auf die Entstehung jeder Dichtungsart, darauf nemlich, dass die dichterische Einbildungskraft einen Zustand bearbeitet, den sie in dem Gemüthe schon vorsindet, surückgehn, und hernach genau dasjenige absondern, was beide, sowohl in der ihnen zum Grunde liegenden Stimmung, als in ihren letzten Resultaten, mit einander gemein haben. Denn nicht darauf, dass die eine einseitiger oder weniger vermögend wäre, sondern nur darauf, dass bei beiden in dem gleichen Umfang und der gleichen Wirkung dieselben Bestandtheile anders gemischt sind, beruhet ihr Unterschied.

Mit einander gemein nun haben beide:

1. dass, wenn die Stimmung, aus der sie hervergehn, vollkommen seyn soll, in derselben der ganze Mensch, sein empfindendes Wesen eben so wohl, als sein betrachtendes, thätig seyn muss;

2. dass es dieselbe Einbildungskrast, dieselbe Kunst ist, welche beide bildet, und deren Gepräge sie gleich stark an sich tragen sollen.

Verschieden aber sind sie hingegen dadurch:

- 1. dass, obgleich beide alle unsre Kräste in Bewegung setzen, diese doch bei jeder in andrem Verhältnis und auf andre Weise gemischt sind, jeder also ein verschiedner Gemüthszustand, der Epopee der der Beschauung, in dem das Object, der Tragödie ein zu einer bestimmten Empsindung determinister, in dem das Subject herrscht, zum Grunde liegt;
- 2. dass diese beiden, so wie sie an sich verschieden sind, eben so sich auch verschieden zu der Natur der Kunst verhalten, und daher, von ihr bearbeitet, wieder verschiedene Resultate geben.

Der Zustand der blossen Betrachtung führt nothwendig Ruhe, und (in so fern als unser Verstand darin eine bedeutende Rolle spielt) ein Streben nach Totalität mit sich; aber er lässt unser Gefühl sehr unbeschäftigt; unsre Sinne selbst wirken nicht lebendig, unter ihnen vorzüglich nur der kälteste, das Auge, mit.

In dem Zustande der Empfindung haben wir unmittelbar Einen Gegenstand im Auge, und befinden uns nothwendig in einer gewissen Spannung und Unruhe; aber der ganze sinnliche Theil unsres Wesens ist in starker und lebendiger Mitwirkung.

Wenn nun die Einbildungskraft diese beiden Zustände in dichterische Stimmungen umwandeln will, so hat sie dem ersteren ihre Sinnlichkeit, dem letzteren ihre Idealität zu leihen.

Denn der erstere ist ihr der Form nach ähnlich, der Materie nach aber unähnlich; sie muss ihn daher mit neuer Krast ausrüsten; aber die Ruhe und Totalität, die sie im-

, Tay

mer mit sich führt, gehen doppelt stark und fühlhar daraus hervor.

Beide aber soll sie auch in dem andern, der gestale umgekehrt, in der Materie ihr ähnlich, aber in der Ferm ihr entgegengesetzt ist, geltend machen. Hier braucht sie also eine andre Art der Kraft, eine solche, weiche aus midersprechenden Elementen selbst, etwas Noues zu échstim vermag.

Hierbei müssen also auch durchaus andre Resultate entstehen.

Um neben der unabänderlichen Einseitigkeit der Empfindung nicht ihre Anforderungen an Totalität aufzugeben, muß sie, statt eine unendliche Fläche vor uns aumsbreiten, einen einzelnen Punkt so gleichsam schwähgtes, daß in ihm allein alles enthalten sey; statt den Menschen und die Welt eigentlich darzustellen, einen solchen Eindruck von beiden übergegangen ist, und aus dem das innige Gefühl für beide gleich leicht und voll ausströmen kann.

Um bei der unruhigen Anspannung, die mit der Empfindung immer verbunden ist, noch die ihr eigenthümliche Ruhe zu behaupten, muß sie den verwegnen Schritt wagen, den Menschen und die Welt, die sie nicht mehr zu schlichten und zu versöhnen im Stande ist, durch einen kühnen Streich auf einmal von einander zu trennen, und dem ersteren dadurch seine Ruhe wiederzugeben, daß zie ihn, alle seine Kraft in ihm selbst versammelnd, unabhängig und selbstthätig macht.

Da nemlich hier in dem ursprünglichen Zustande des Gemüths, und in dem, welchen die Kunst herrschend machen will, nicht, wie bei dem epischen Dichter, von selbst Harmonie vorhanden ist, so können beide nur durch die Lösung des Widerspruchs verbunden werden, in dem sie stehen, und in der Stimmung, die hierdurch bewirkt wird, bleibt immer etwas Gewaltsames und Heftiges übrig. Dies aber wird in dem Grade gemildert werden, in welchem der Dichter mehr seine Natur, als jenen ursprünglichen Zustand, die Heftigkeit der Leidenschaft, heraushebt; und wie sehr es ihm hierin gelingen kann, lehrt uns das Beispiel der Alten.

LXVI.

Warum die Werke der Alten vorzugsweise eine so große Ruhe hervorbringen?

Ein scharfsinniger und geistvoller Kritiker hat bemerkt, dass die Werke der Alten eine hohe und würdige Ruhe hervorbringen, da uns die der Neuern hingegen in einer unruhigen Spannung lassen; und diese Bemerkung ist, wenn sie sich auch nicht so durchgängig bestätigt finden sollte, da man wohl Sophokles Oedipus gegen das Erstere, und Göthe's Iphigenia gegen das Letztere ansühren könnte, im Ganzen gewiss äusserst wahr.

Die Alten bringen allerdings mehr Harmonie und Ruhe hervor:

- 1. weil sie durchaus mehr episch, als lyrisch sind;
- 2. weil sie die reine Natur der Kunst vollkommner darstellen;
- 3. weil sie sich diese Arbeit weniger, als die Neueren, durch einen an Gedanken und Empfindungs Gehalt zu reichen Stoff erschweren.

LXVII.

Unterschied zwischen der Epopee und der Idylle. — Charakter der letzteren in Rücksicht auf die Stimmung, aus der sie hersliefst.

Noch weniger als die Tragödie, ist die Idylle bisher von der Epopee durch sichre und zugleich wesentliche



Merkmahle unterschieden worden. Die eintere konnte ich sie eine ihr allein eigenthümliche Ferm hat, wenigstens nie mit derselben verwechselt werden; die Grenzen der letzteren hingegen scheinen mit denen des epischen Geditäts wenigstens in einzelnen Fällen so in einzelten Geditäts wenigstens in einzelnen Fällen so in einzelten Geditäts wenigstens in einzelnen Fällen so in einzulet in haten, das man nicht sowehl fragen darf, wie? Ab vielzult et beide nur überhaupt so wesentlich von einander verschieden sind, das sie in keinerlei Ausdehnung (die man ihnen beiden, und zwar innerhalb ihres Begriffes, zu geben in Stande ist) mit einander zusammentreffen? Um dies gehörig zu untersuchen, wellen wir von dem gewöhnlichen Begriff beider Dichtungsarten ausgehen, und sehen, wolin uns die genauere Entwicklung desselben führen wird.

Unter dem Namen der Idylle pflegt man den gamen Theil der Poësie zusammenzufassen, welcher mehr ein hitliches Familienleben, als eine Existenz in großeren Vahaltnissen, mehr ruhige als unternehmende Charakters, mehr sanste und friedliche Gesinnungen, als heftige Aufwallungen und Leidenschaften schildert, und vorzugsweise bei der Freude an der Natur und in dem engen, aber lieblichen Kreise unschuldiger Sitten und einfacher Tugenden verweilt. Wo also diese Einfalt und Unschuld herrscht, dahin versetzt uns der Idyllendichter, in das Erstlingsalter der Menschheit, in die Welt der Hirten und Pflüger. Mit der Epopee hingegen verbinden wir vor allem nur den Begriff der Darstellung einer Handlung, und verbannen jene einfache Unschuld so wenig aus derselben, dass sogar einige der lieblichsten und anmuthigsten Idyllenscenen in epischen Gedichten enthalten sind, wie z. B. die Hochzeit der Kinder Menelaos in der Odyssee, und die Ankunst Eminies bei der Hirtensamilie im Tasso.

Die einzigen Unterschiede, die sich hiernach festsetzen ließen, wären also bloß die, daß die Idylle wenigstens nie

einen heroischen Stoff, oder heroische Charaktere ausnimmt, und dass sie nicht, wie die Epopee, nothwendig Handlung braucht. Allein auch von dem epischen Gedicht ist es wenigstens noch nicht ausgemacht (und wir werden diesen Punkt gleich in der Folge berühren), ob es nothwendig einen heroischen Stoff darstellen muss; und die Idylle kann durchaus voll Handlung seyn, ohne darum weniger Idylle su bleiben. Um daher auf völlig bestimmte Grenzen zu kommen, muss man einen andren und mehr methodischen Weg einschlagen.

Des Ausdrucks der Idylle bedient man sich nicht bloß, um eine eigne Dichtungsart zu bezeichnen, man gebraucht ihn auch, um damit eine gewisse Gesinnung, eine Empfindungsweise anzudeuten. Man redet von Idyllenstimmungen, Idyllennaturen. Die Eigenthümlichkeit der Idylle muss sich daher auf eine innere besondre Eigenthümlichkeit des Gemüths beziehen, sey es nun eine vorübergehende, oder eine bleibende, die sich dem Charakter selbst beigemischt hat. Dadurch also unterscheidet sie sich zuerst von der Epopee, dass sie immer aus einer einzelnen und einseitigen, die letztere hingegen aus der allgemeinsten Stimmung des Geistes entspringt; und gerade in demselben Verhältnisse steht sie auch zur Tragödie. Denn die Tragödie erhält, wenigstens in ihrer höchsten Vollkommenheit, gleichfalls der Seele die Freiheit, sich gleich lebendig nach allen Seiten hin zu bewegen, weckt alle Kräfte im Menschen zugleich, ob sie schon ihr Verhältniss zu einander anders, als der epische Dichter bestimmt. Die Idylle hingegen schneidet willkührlich einen Theil der Welt ab, um sich allein in den übrigen einzuschließen, hemmt willkührlich Eine Richtung unsrer Kräfte, um allein in der andern ihre Befriedigung zu finden.

Wo wir dies im Leben wirklich antressen, da erscheint

es uns als eine Beschränkung, obgleich, de nie gerade die lieblichste und ammuthigste Seite der Meuschheit, ihre Verwandtschaft mit der Natur, hervortreten mathi, allemal als eine solche, die ein gewisses rührendes Vergnügen gewährt. Die Kunst aber tilgt auch das selbst, was daran Beschrünkung ist, noch aus, indem sie dies Einschließen in einen engeren Kreis nicht bloß aus freiem Willen, sondern aus der innersten Natur selbst hervorgehen läßt, aus einer lanigkeit und Naivetät der Empfindung, die sonst nicht ungestört ausströmen könnte.

Denn offenbar sind in dem moralischen Menschen swei verschiedene Naturen sichtbar, eine, die mit seinem physischen Daseyn geradezu übereinstimmt, und eine, die sich zuerst von demselben losmacht, um reicher und gehöldster dazu zurückzukehren. Vermöge der ersteren ist er gleichsam an dem Boden festgewurzelt, der ihn erzeugt hat, und gehört selbst als ein Glied zur physischen Natur, um daß er nicht aus Noth an sie gesesselt, sondern freiwillig durch Liebe mit ihr verbunden ist. Die ldylle nun behandelt nie mehr als die erstere, so wie sie immer nur aus einer ihr angehörenden Stimmung entspringt. Sie hat daher einen engeren Kreis, in den sie aber darum nicht weniger Gehalt für den Geist und die Empfindung, nicht weniger Seele zu legen vermag.

LXVIII.

Charakter der Idylle in Rücksicht auf den Gegenstand, den sie schildert.

Diesem Unterschiede in der Wirkung, welche beide Dichtungsarten hervorbringen, entspricht zugleich ein analoger in ihren Objecten, oder wenigstens in der Behandlung derselben. Das Natur-Daseyn des Menschen kann sich nicht durch einzelne Handlungen, sondern nur durch den ganzen Kreis der gewöhnlichen Thätigkeit, durch die ganze Art des Lebens beweisen. Der Pflüger, der Hirt, der stille Bewohner einer friedlichen Hütte überhaupt, kann nur selten (und dann geht er schon immer aus diesem Kreise heraus) auf einzelne bedeutende Unternehmungen stoßen; was ihn bezeichnet, ist nicht, daß er heute dieses oder jenes gethan hat, sondern daß er es morgen wiederholt, daß er so zu leben und zu handeln gewohnt ist; man kann nicht von ihm erzählen, man muß ihn beschreiben. Das Object der Idylle ist daher immer ein Zustand, das der Epopee eine Handlung des Menschen; jene ist immer nur beschreibend, diese durchaus erzählend.

Daher ist alles, was nur durch gewaltsame Unternehmungen zu Stande kommt, so wie alles, was aus dem gewöhnlichen Kreise der Existenz und des Lebens herausgeht, Krieg und Blutvergießen, jede hestige Leidenschaft, die unruhige Thätigkeit der Wissbegierde, ja der ganze Forschungsgeist überhaupt, welcher der Kenntnis der Gegenstände manchmal ihr Daseyn aufzuopfern bereit ist, der Idyllenstimmung zuwider. Wie sollte der Mensch, dessen ganzes Wesen in der reinsten Harmonie mit sich selbst, seinen Brüdern und der Natur besteht, auch nur des Gedankens an eigenmächtige Zerstörung fähig seyn? wie sollte er, der alles, dessen er bedarf, in der Nähe um sich herum findet, unruhig in eine weite Ferne schweifen? was könnte er endlich noch bedürfen, außer dem ruhigen Daseyn, dem Genus und der Freude am Leben, und dem stillen Bewusstseyn eines schuldlosen und unbesleckten Gewissens, außer dem Glück überhaupt, welches die Natur und sein eignes Gemüth ihm von selbst und freiwillig darbieten? Wie die Natur selbst, muß sein Daseyn in ununterbrochener Regelmäßigkeit hinfließen, wie die Jahrsteiten selbst, müssen alle Perioden seines Lebens sich von selbst die eine aus der andern entwickeln, und wie groß der Reichthum und die Mannigfaltigkeit von Gedanken und Einpfüsdungen sey, die er in diesem einfachen Kreise zu bewahren weiß, so muß doch darin die Harmonie das Ubbergewicht behaupten, die sich nie in einer einzelnen Acußerung ziet, sondern deren Gepräge immer nur dem ganzen Le-

Der Idyllendichter schildert daher immer, seiner Natur nach, nur Eine Seite der Menschheit, und sobald er uns in den Standpunkt stellt, von dem wir auch die andre gleich klar übersehen, geht er aus seinem Gebiet herans i ensi je nachdem er mehr einen ruhigen und allgemeinen Usbarblick, oder durch die Vergleichung beider eine bestimmte Empfindung erregt, in das der Epopee, oder das der Satyre über. Denn diese beiden Gattungen, die Idylle und die Satyre, die auf den ersten Anblick einander gerade entgegengesetzt scheinen, sind auf gewisse Weise nahe mit einander verwandt; und gerade in Satyrendichtern findet man die rührendsten und schönsten Stellen über die Reinheit und Unschuld des einfachen Naturlebens, die sonst allein der Idylle eigenthümlich sind. Beide, die Idylle sowehl als die Satyre, schildern das Verhältnis unsres Wesens zur Natur, (nur dass die erstere beide in Harmonie, die letztere sie in Widerspruch zeigt) und beide schildern dies Verhältnis für die Empfindung.

Denn der Idyllendichter steht (und dies bildet wiederum einen mächtigen Unterschied zwischen ihm und dem epischen) offenbar dem lyrischen näher. Da er Einer Seite der Menschheit einen parteiischen Vorzug vor der andern ertheilt, so erregt er dadurch mehr die Empfindung, als er das intellectuelle Vermögen in Thätigkeit setzt, das,

immer allgemein und unpartheiisch, immer auch ein Ganzes umfaßt.

LXIX.

Unterschied zwischen der Epopee und andern erzählenden, aber nicht epischen Gedichten.

Je mehr wir die Epopee von denjenigen Dichtungsarten absondern, welche mit ihr in gewissen Punkten übereinkommen, desto reiner erhalten wir ihren eignen Begriff, desto klarer springt ihre Bestimmung ins Auge, das Gemüth in dem Zustande sinnlicher Betrachtung, und zwar in einem solchen zu befriedigen, in welchem diese Betrachtung sich das weiteste Feld gewählt hat, und die dichterische Einbildungskraft ihren Gegenstand auf das sinnlichste darstellt.

Die Tragödie und Idylle unterscheiden sich von ihr der Gattung nach, indem sie auf eine bestimmte Empfindung hinarbeiten; andre gleichfalls erzählende Dichtungsarten theils eben dadurch, theils nur gleichsam dem Grade nach durch ihren geringeren Umfang und ihre geringere dichterische Individualität. Bei diesen letzteren müssen wir um so mehr noch einen Augenblick stehen bleiben, als wir selbst von einem Gedichte zu reden haben, das sich von der großen und heroischen Epopee zu sichtbar entfernt, um nicht von Vielen dieser eben genannten Gattung bloßer Erzählungen beigeschrieben zu werden.

Diese Gattung nun ist ihrer Natur nach so groß, und umfaßt so verschiedene Arten von Gedichten, daß es schwer ist, dieselben unter Einen allgemeinen Begriff zu bringen. Allein da die meisten derselben, wie z. B. die Ballade, Romanze, Legende, die bloße Erzählung u. s. f. so himmelweit von der Epopee verschieden sind, daß sie auf keine Weise damit verwechselt werden können; so brauchen wir

hier nur bei Einer Art derselben stehen zu bleiben, von der uns die Alten vorzüglich einige Muster hinterlassen haben, und die man bald Fragmente aus größeren epischen Gedichten, bald kleine Epopeen selbst nennt, wie z. B. einige Theokritische Stücke, Hero und Leander, und andre mehr. Diese kommen in der Versart, in dem Ton der Erzählung, in der Behandlung überhaupt so sehr mit einzelnen Stellen der eigentlich epischen Gedichte überein, daß sie sich, wenn nicht einige unter ihnen wirkliche Bruchstücke verloren gegangener Epopeen sind, nur, wie wir eben sagten, durch ihren geringeren Umfang davon zu unterscheiden scheinen. Da sich indeß auch für die eigentliche Epopee kein absolutes Maß der Länge oder der Größe überhaupt bestimmen läßt, so muß diesem Unterschiede noch etwas Wesentlicheres zum Grunde liegen.

Wir haben im Vorigen das epische Gedicht mit der Geschichte verglichen; wir haben zu finden geglaubt, daß der Zustand des Gemüths, in welchem es ein Bedürfnis der Geschichte (im eigentlichsten und höchsten Sinne dieses Worts) empfindet, demjenigen ähnlich ist, in welchem mit Hülfe der Einbildungskraft und der Kunst die Epopee entsteht. Wie sich nun die Geschichte (welche ihren Stoff immer als ein Ganzes behandelt) von der blossen historischen Erzählung (welche sich begnügt, die Begebenheiten als eine blosse Reihe darzustellen) unterscheidet, so unterscheidet sich die Epopee von dem blos historischen Gedicht. Dies letztere, das der ersten und höchsten Bedingung jedes Kunstwerks, ein in sich vollendetes, unabhängiges Ganze zu seyn, widerspricht, konnte sich nicht über die Kindheit der Poësie hinaus erhalten, und hat nachher immer nur in den Zeiten des Verfalls des Geschmacks einige seltne Anhänger gefunden. Es steht ungefähr auf der gleichen Stufe mit denjenigen Gedichten, die man philosophische oder wissenschaftliche nennen kann, wie wir z. B. noch einige Fragmente aus den Werken alter Philosophen besitzen, und die sich eben so wesentlich von der didaktischen, einer Gattung, deren Wesen bis jetzt noch fast gar nicht erörtert ist, unterscheiden.

So lange jene historischen Gedichte noch das reine Werk der Natur, nicht das Product eines ausgearteten Geschmacks waren, so lange besaßen sie einen eignen Reiz und eine eigne Schönheit. Dies sehen wir noch jetzt an Hesiodus Theogonie und seinem Schild des Herkules, die man, obgleich ihr Inhalt eigentlich mythisch ist, schwerlich zu einer andern Gattung rechnen kann, da sie sich weder der allgemeinen, noch der dichterischen Behandlung des Stoffs nach, zu dem Range der Epopee erheben. Von gleicher Art waren vermuthlich eine nicht geringe Anzahl verloren gegangener Gedichte, und namentlich dasjenige, welches die Rückkunft der griechischen Helden aus Troja beschrieb.

Um von dem historischen Gedichte zur Epopee übersugehen, bedurfte es vielleicht nur eines freundlicheren Himmels, einer glücklicheren Organisation, eines helleren Blicks, eines mehr durch die Natur begünstigten Dichtergenies, und vielleicht war nur dies der Unterschied zwischen dem glücklichen Sohne Ioniens und dem Bewohner des traurigen Askra, das, "im Winter beschwerlich und beschwerlich im Sommer," dem Genius der Kunst keinen gleich freien Aufflug verstattete. Nur das epische Gedicht stellt sich auf eine Höhe, von welcher herab es seinen Gegenstand zugleich übersieht und beherrscht; nur der epische Dichter fast alles, was die Welt und die Menschheit enthält, mit Einem Blicke zusammen; nur er beschäftigt nicht bloss die Wissbegierde, sondern die nachdenkende Betrachtung; nur er weckt daher die Thätigkeit der Kräfte,

durch die wir über den Kreis der Wirklichkeit hinausgehen. Eben darum aber, weil er, auch schon ohne auf seine künstlerische Bestimmung zu sehen, eine weitere Sphäre wählt, erfüllt er auch jene Bestimmung besser, und stellt auch in künstlerischer Hinsicht ein größeres und mehr vollendetes Ganzes auf.

LXX.

Diese Gattung beschreibender Gedichte hat einen beschränkteren Zweck, als die Epopee, und steht ihr in dichterischer Vollendung nach.

Wer bloss erzählt, hat mehr oder weniger nur die Absicht, eine Begebenheit vor die Augen zu stellen; er verbindet damit allenfalls noch die andre, entweder eine Lehre einzuschärsen, und dann nähert sich die Erzählung der Fabel, oder eine bestimmte Empfindung zu erregen, und dann ist sie mehr lyrisch. Aber er geht auf nichts Allgemeines, auf nichts, was dem Menschen irgend das Ganze seiner Lage und seiner Bestimmung vor die Seele führen könnte, am allerwenigsten darauf hinaus, auf eine dichterische Weise den Zustand reiner Betrachtung zu wecken.

Dies nun finden wir auch in allen den Gedichten, von denen wir eben sprachen, bestätigt. In Hero und Leander wird die Geschichte zweier Liebenden erzählt, die Kühnheit, mit welcher der Geliebte die Gefahren der Nacht und des Meeres verachtet, um zu dem Gegenstand seiner Liebe zu gelangen, die Grausamkeit des Schicksals, das ihn den Wellen zur Beute giebt. So viel Großes und Schönes auch in diesem Stoffe liegt, so erregt er schon unsre Empfindung zu stark, um uns die Ruhe zu erlauben, welcher unser Geist immer bedarf, wenn er sich zu der Höhe der Betrachtung schwingen, wenn er einen vollkommen allge-

meinen Ueberblick gewinnen soll. Ein solcher Stoff kann nicht anders als auf eine spielende, kalte, bloss zierliche, und daher immer kleinliche Manier, wie der griechische Dichter es wirklich gethan hat, oder erhaben und rührend, und also wahrhaft tragisch, behandelt werden. In dem ersteren Falle hat er nicht die Natur und die Wahrheit, in dem letzteren nicht die Ruhe, und mithin in keinem von beiden die Größe und den Umfang des epischen Gedichts. Noch weniger aber dürfen sich mit diesem die kleineren Erzählungen messen, die man nur gleichsam Bruchstücke nennen kann, und die oft weniger den Namen epischer, als bloß historischer Fragmente verdienen. Sie schildern einzelne Handlungen, z. B. Herkules Löwenkampf, oder eine andre ähnliche Begebenheit, sie stellen dieselben als einzelne Gemählde auf, versetzen uns zwar ganz und lebendig in ihre Gegenwart, aber halten uns auch in diesem engen Kreise gleichsam gefangen, ohne uns darüber hinaus auf einen höhern Standpunkt zu führen.

Indes ersordert die gerechte Beurtheilung dieser einzelnen Stücke eine nicht geringe Vorsicht. Da die Einheit der Epopee, wie wir gleich noch näher sehen werden, von der Art ist, dass dieselbe eben so wohl aus einzelnen, vorher für sich bestehenden Theilen zusammengesetzt, als aus einmal als ein Ganzes gebildet werden kann; da es mehr als wahrscheinlich ist, dass selbst die vorzüglichsten epischen Gedichte, die wir besitzen, die Homerischen, auf diese Weise entstanden sind: so kann der epische Charakter jener einzelnen Stücke großentheils erst durch ihre Zusammensetzung entspringen, oder wenigstens gewiß erst in ihr vollkommen sichtbar werden. Zwar muß der geübte Tact des Kenners auch schon in dem einzelnen Theil, ja in wenigen Versen, diese Tauglichkeit, ein Glied in der Organisation eines epischen Ganzen abzugeben, zu beurtheilen im

Stande seyn, und wo sie so deutlich ins Auge fällt, wie z. B. in den größeren Homerischen Hymnen, da wird sie nie, auch von dem minder Erfahrnen, verkannt werden. Je schwächer sie sich hingegen ankündigt, desto mehr geht natürlich diese Kritik ins Feine und Ungewisse.

Bei solchen nicht epischen Erzählungen ist nun und dies führt uns auf den zweiten Unterschied derselben von der Epopee - der Dichter in dem Augenblick, da seine Phantasie sie hervorbringt, nicht von der hohen Begeisterung hingerissen, welche, die ganze Seele mit sich erhebend, ihr nicht mehr erlaubt, bei einzelnen Gestalten stehen zu bleiben, sondern ihr erst, wenn sie das Ganze mit ihrem Sinn und ihrer Empfindung umfast, eine energische Ruhe gewährt. Wo der Dichter wirkt, ist es immer die Einbildungskraft, die allein geschäftig ist, welche die Stimmung seiner Seele hervorruft, die ihr selbst analog ist, die ihn höher hinaufführt, oder auf einer niedrigeren Stufe verweilen läst. Wenn wir im Vorigen bei Gelegenheit der Methode der Ableitung aller Dichtungsarten den Zustand der Seele im Allgemeinen von derjenigen Modifcation absonderten, welche ihm die Einbildungskraft und die Kunst giebt; so darf man sich darum nicht vorstellen, das dieselbe diesen Zustand schon vorfand und nur bearbeitete. Vielmehr ist sie es allein, welche ihn hervorbringt, aber freilich darin der individuellen Natur des Gemüthe folgt, die eben dadurch auch die ihrige ist.

Kein erzählendes Gedicht, das, wie wir im Verigen sagten, unter der Epopee steht, wird daher die hohe dichterische Schönheit besitzen, welche dieser immer eigen ist, keins in diesem Verstande ein vollkommnes, in sich geschlossenes Ganze bilden. Zwar wird ihm die Einheit nicht fehlen dürfen, welche jedes Kunstwerk erst zu einem echten Product der Einbildungskraft macht; aber es wird

nicht eine so vollendete, so sorgfältig ausgebildete, in allen ihren Theilen organisirte Gruppe darstellen, es wird nicht in dem reinen und hohen objectiven Sinne gearbeitet seyn, weil es nicht aus einer so reinen und hohen objectiven Stimmung entspringt.

Zwischen dieser ganzen Gattung erzählender Gedichte und der Epopee ist daher ein sester und bestimmter Unterschied. Sie sollen das Gemüth blos belehren, rühren, ergötzen, oder beschäftigen; aber sie sind weder bestimmt noch fähig, es in den Zustand hoher und reiner sinnlicher Betrachtung zu versetzen, welcher allein das Werk des epischen Dichters seyn kann.

LXXI.

Einwurf gegen die Anwendung des Begriffs der Epopee auf das gegenwärtige Gedicht.

Wir haben nunmehr den Begriff des epischen Gedichts hinlänglich entwickelt, um nun auch die Frage, in wie fern Herrmann und Dorothea dieser Gattung beigezählt werden darf, auf eine genügende Weise zu beantworten. Vielleicht aber ist uns, indess wir bisher nur die Materialien zu dieser Untersuchung vorzubereiten beschäftigt waren, das Urtheil der Leser bereits vorausgeeilt; vielleicht haben sie schon entschieden, was uns erst eine genauere Prüfung zu verdienen schien.

"Herrmann und Dorothea zu der Zahl der Epopeen rechnen, heifst es der Iliade und Odyssee, dem verlornen Paradiese und Klopstocks Messias, den Meisterwerken Tasso's und Ariosts an die Seite stellen. Wie darf die Erzählung der Schicksale zweier Liebenden mit der Darstellung von Handlungen verglichen werden, die einen Theil-des Menschengeschlechts selbst in Bewe-

gung setzten, die schon als merkwürdige Epochen in der Geschichte unsrer Theilnahme und unsrer Bewunderung gewiß sind, und dem epischen Sänger selbst durch das Gepräge des Heroismus, das sie an sich tragen, schon einen poëtisch zubereiteten Boden darbieten, auf den er mit Zuversicht auftreten kann? Was können die Begebenheiten zweier Unbekannten so Großes und Bedeutendes enthalten, das sie der hohen Begeisterung werth macht, mit welcher der epische Sänger, mehr als jeder andere Dichter, schon in dem Augenblick, da er seine Stimme erhebt, der allgemeinen Aufmerksamkeit gewiß ist, des stolzen Vertrauens, mit dem er, mehr als jeder andre, sein Lied der Welt und der Nachwelt weiht? Warum dies Gedicht aus der Classe herausheben, in die es seiner Natur nach gehört, aus der Mittelgattung zwischen der Epopee und Idylle, welche mit der letzteren die Aehnlichkeit des Stoffs und der Charaktere, mit der ersteren die ununterbrochene Erzählung einer einzigen Handlung gemein hat? Oder heisst es nicht in der That, die Aesthetik, welche dem Sim eines jeden offen stehen sollte, in das Gebiet einer dunkels Metaphysik hinüberziehen, wenn man die verschiedenen Dichtungsarten ihrer äußern, in die Augen fallenden Merk mahle beraubt, die, wenn sie sich auch vor der philosephischen Prüfung nicht als allgemein geltend hewähren sollten, doch wenigstens sehr gut für den praktischen Gebrauch zur Unterscheidung dienen? keiset des inicht ihre äußre und lebendige Gestalt verdunkeln, jum ein gewisses inneres schwer zu erkennendes Wesen tiefer zu erforschen?" Eine solche oder eine ähnliche Sprache dürfte ein gre-

Eine solche oder eine ähnliche Sprache dürfte ein greser Theil unsrer Leser führen, und diese Einwürfe, die auf
einmal die ganze Untersuchung über eine Frage abschneiden würden, die sich hiernach auf den ersten Anblick von
selbst entscheidet, sind zu wichtig, um sie mit Stillschwei-

gen zu übergehen. Sie verdienen vielmehr in mehr als Einer Hinsicht eine strenge und ausführliche Prüfung, da es eben so wenig gleichgültig ist, bloß um leicht erkennbare Merkmahle zu bekommen, unwesentliche in die Definition der Dichtungsarten aufzunehmen, als ein Gedicht, das sich gerade durch seine treffliche innere Organisation auszeichnet, zu einer bloßen Mittelgattung herabzuwürdigen.

LXXII.

Beantwortung dieses Einwurfs. - Begriff des Heroischen.

Muss die Epopee nothwendig einen heroischen Stoss behandeln? und an welchen sichren und untrüglichen Kennzeichen lässt sich ein solcher von jedem andern unterscheiden? — dies sind, sieht man leicht, die beiden Fragen, auf welche allein alles hinausläust. Denn der Mangel heroischer Charaktere und Handlungen ist das Einzige, wodurch sich Herrmann und Dorothea sichtbar von den übrigen Epopeen unterscheidet.

Der Ausdruck des Heroischen ist ohne hinzugefügte nähere Bestimmung mehr als Einer Deutung fähig; er kann theils mehr auf die sinnliche Größe, theils mehr auf die innere Erhabenheit bezogen werden; er läßt ferner verschiedene Grade zu. Allgemein kann man den Heroismus auf eine erschöpfende Weise durch diejenige innere Stimmung definiren, in welcher, was sonst allein das Geschäft des reinen Willens ist, durch die Einbildungskraft, aber nach eben den Gesetzen ausgeführt wird, nach welchen auch jener gehandelt haben würde. Er unterscheidet sich alsdann von der heroischen Schwärmerei dadurch, daß in dieser die Einbildungskraft nicht gesetzmäßig, sondern willkührlich verfährt. Je nachdem nun dieselbe mehr auf die äußeren, oder auf den innern Sinn bezogen ist; je nach-

dem sie mehr das Similieho, Große- und Aliasende, Afg das Erhabene sucht, entstaht jene deppalte Art den Aistelle mus, die, wie überhaupt, so auch Air den dichtenischen Gübenteh sehr verschieden ist.

Dur moralische Heroisung lingt gang in dar A nang, or hat seinen eignen inneren Wolfe, und jet was d lem, außer der Edipfindung, aus der en juteftingt, gegigt hängig; er versetzt uns in eine ernete, aber this Rührung, und führt uns in uns selbst und unser Gemüth surisk Der sinnliche Heroismus hat keinen bestimmten manischen Werth für sich selbst; was er herverbringt, ist inmer groß und glänzend, aber nicht immer auch gut und mitslich: er hängt daher oft von Zufälligkeiten ab, und kan sich manchmal auf einen bloss blendenden Schein, auf wistliche Vorurtheile gründen; er versetzt uns in einen gouissen sinnlichen Schwung, weekt alle Kräfte in une, die dem mitwirken können, und umgiebt uns mit allen den Gegenständen, mit welchen wir, sey es mit Recht oder mit Unrecht, den Begriff des Großen, des Glänzenden, des Feierlichen verbinden.

Jene erstere Gattung ist immer nothwendig in der Tragödie in Handlung gesetzt, in der bürgerlichen sowohl, als in der eigentlich heroisch genannten; in dieser kommt mut auch die zweite zugleich hinzu. Diese letztere aber ist es, die wir, allein oder zugleich mit der ersteren, in allen bekannten Epopeen antressen, und in unserm Dichter gerads vermissen.

LXXIII.

Gewöhnlicher Begriff der großen Epopee. — Seiner Unbestimmtheit ungeachtet, liegt ihm Wahrheit zum Grunde.

Bei Dingen, die mehr durch Zusall, als nach Grundsätzen entstanden sind, entsernt man sich immer von den Gegenstande, wenn man genau in den Begriff eingeht; und so sind auch wir hier, gerade da wir dem Wesen der Epopee, so wie es uns die Erfahrung giebt, nahe bleiben wollten, wieder davon abgekommen. Denn die Anhänger des gewöhnlichen ästhetischen Systems würden mit dem eben aufgestellten Begriff des sinnlichen Heroismus, als eines Merkmahls der Epopee, noch eben so sehr, als vielleicht mit unsrer ganzen bisherigen Entwicklung, unzufrieden seyn. Die Kennzeichen, an welchen sie das epische Gedicht wiedererkennen, haben, wenn sie auch weniger bestimmt seyn sollten, in der That das Verdienst, klarer und handgreiflicher zu seyn.

Sie verlangen eine Handlung, die aus der Geschichte entlehnt sey, eine große innere Wichtigkeit und einen beträchtlichen äußern Umfang habe; ferner Vorfälle, welche viel sinnliche Bewegung mit sich führen, starke und mannigfaltige Leidenschaften in Thätigkeit setzen, mithin überhaupt einen Stoff, bei dem weniger Individuen, als Nationen und die Menschheit überhaupt, interessirt sind, wodurch die handelnden Hauptpersonen natürlich zu Königen und Fürsten, überhaupt zu solchen werden müssen, die auf das Schicksal andrer einen mächtigen Einfluss ausüben; sie verlangen außerdem (wenn auch weniger einstimmig) die Mitwirkung höherer Wesen, die Einmischung der Fabel und des Wunderbaren, und endlich - was, wie wir gleich näher zeigen werden, nicht weniger hierher gehört - die Ankündigung des Gegenstandes und den Anruf der den Gesang beschützenden Gottheit in dem Eingange des Gedichts-

Alle diese Eigenschaften, die letzte allein ausgenommen, sind indes gewissermaßen unbestimmt, und einige unter denselben tragen unläugbar das Gepräge des Unwesentlichen und Zufälligen an sich. Der aus der Geschichte entlehnte Stoff kann mehr oder minder bekannt seyn, in dem letzteren Fall nähert er sich einem bloss von dem Dichter ersundenen; die Wichtigkeit und Größe der Handlung, die sinnliche Bewegung ihrer einzelnen Theile ist durchaus relativ; die Einmischung der Fabel und des Wunderbaren kann doch nicht anders, als durch die Stimmung wirken, die sie hervorbringt, durch die höhere Feierlichkeit, durch die größere Ehrsurcht, die sie in der Seele des Lesers weckt, und es hängt also von der Zeit, in welcher, von den Menschen, zu welchen man redet, ab, wie viel oder wenig dadurch soll bewirkt werden können.

Dieser Unbestimmtheit ungeachtet, ist indess die Wichtigkeit aller dieser Stücke zusammengenommen nicht maläugnen; es giebt der Seele offenbar einen höheren Schwung, wenn sie sich auch sinnlich große Massen vor ihren Augen bewegen sieht, wenn der Dichter sie auf einen großen und weiten Schauplatz sührt, wenn er ihr zugleich den blendenden Glanz des Olymps und die surchtbaren Tiesen des Erebus ausschließt; es sinmt sie zu einer höheren Begeistrung, als wenn das, was er ihr vorsührt, bloß aus unsrem eignen Kreise, aus unsrem täglichen und gewöhnlichen Leben genommen ist. Es macht zugleich auch eine reinere künstlerische Wirkung; denn gerade weil das, was näher mit uns verwandt ist, auch noch tieser in unser Herz eingreist, so läst es die Einbildungskraft weniger srei, so drückt es sie nieder und zieht sie herab.

LXXIV.

Beweis des Gesagten durch ein Beispiel aus der Iliade.

Es kann schwerlich je eine größere und mehr epische Situation gedacht werden, als die ist, mit welcher der dreizelnte Gesang der Ilias anhebt.

Zeus sitzt auf dem Gipfel des Ida. Er hat eben dem Waffenglück im Kampf bei dem Lager der Griechen eine ändre Richtung gegeben, Hektorn und den Troern Ruhe verliehen. Jetzt wendet er sein Angesicht von diesen blutigen Scenen hinweg, und blickt auf die friedlichen Völkerschaften der Thrakier und Hippomolgen, die, schuldlos und gerecht, nur von Milch leben, und jede Gewaltthätigkeit scheuen. Wie ist es möglich, so große und erhabene Gegenstände in dasselbe Bild zusammenzufassen, ohne schon seinen Stoff so glücklich gewählt zu haben, dass man zugleich Völkerschaften, die um das Schicksal der Welt kämpfen. Nationen, die ein friedliches und schuldloses Hirtenleben führen, und einen Gott der Götter darin antrifft, der von dem Gipfel eines Berges beide überschaut, beide richtet und beherrscht, aber lieber und williger bei dem Anblick des Friedens, als auf dem Schauplatz der Ehrsucht und des Mordes verweilt.

Derselbe Gedanke, die beiden Extreme der menschlichen Natur, die hestige und unruhige Thätigkeit, mit welcher der Mensch immer nach etwas Neuem und Höheren strebt, und die stille Genügsamkeit, mit der er sich immer nur in demselben Kreise herumdreht, und nur diesen mit Segen und Gedeihen zu erfüllen strebt, unmittelbar neben einander aufzustellen, und sich selbst und den Leser zugleich zu der Höhe zu erheben, beide in ihren Verbindungen, und mit ihnen, da die eine oder die andre alles enthalten mus, was Menschen zu denken und zu empfinden im Stande sind, die ganze Welt zu überschauen - liess sich gewiss auf sehr verschiedene Weise ausführen, und mus sogar gewissermaassen in dem Plan jedes epischen Dichters liegen; aber nie war es möglich, ihn auf eine mehr sinnliche, prächtige, erhabene, und in jedem Verstande epische Weise darzustellen.

ide <u>a Ad j</u>ik roob bod datie 1969. d Jacqui unbestiguate Begriff, der Kropes, wird, a . 111/Es int daher unläugber gewiß: Tie Sphäre, westene der Stell, die Hendlung, die Personen der Apopoe sind, ist für die Wirkung auf den Leser guf heine Weine gleichgültig. und Aber wenn dies nicht auf ehten unbestimmten Regulf von bloß relativer Größe der Begebenheit und Mannight tigkeit der Bewegung hinauslaufen, oder der Dichter mint geswitzgen soyn soll, blofs and allein die vorhandersen M ster nachzushmen, und schlechterdings dienelben Mitteliede mögen nun jetzt noch dieselbe Kraft der. Wickung hatitum oder nicht, zu gebrauchen; wenn es möglich seyn soll, den Merkmal des Heroischen, das hier der Epopee beleglest wird, einen bestimmten Begriff unterzuschieben; welchen jeder Dichter auf verschiedene Weise und durch mannigfaltige Mittel Genüge leisten kann: so muß man sich nicht an solche einzelne Eigenschaften des Stoffs, sondern an die Stimmung halten, welche er hervorbringen soll, und dann wird man nothwendig zu dem sinnlichen Heroismus gelangen, den wir im Vorigen genauer bestimmt haben.

Und in der That ist es dieser Heroismus, zu welchem die einfachsten und höchsten Muster der Epopee, die läss und Odyssee, begeistern; man fühlt sich in ein ehrwürdiges Heldenalter zurück versetzt, man sieht die Erde und den Olymp zugleich in Bewegung, der größeste Theil des Menschengeschlechts, die verschiedensten Völkerstämme gehen dem Blick vorüber, man sieht lauter große, lauter hell beleuchtete, lauter so sinnlich gebildete Massen, daß sie wieder auch in der Phantasie nur Gestalten, nur Bewegung, nur sinnliche Objecte erregen; man empfindet es leb-

hast, dass der Sänger geglaubt hat, von dem wichtigsten Ereigniss seiner Zeit ersüllt zu seyn, und darum auf die allgemeinste Theilnahme rechnen, mit dem gerechtesten Stolze austreten zu dürsen.

LXXVI.

Ankundigung des Gegenstandes und Anruf der Muse in der Epopee.

Nichts charakterisirt den epischen Sünger so sehr, als die Gewissheit, mit der er austritt; und in dieser Rücksicht gehört, wenn man einmal blos von der großen und heroischen Epopee spricht, die Ankündigung des Gegenstandes und der Anruf der Muse im Eingange des Gedichts gar nicht so sehr zu den unwesentlichen Ersordernissen derselben, als es vielleicht scheinen könnte.

Nicht blos dass der Dichter die Ausmerksamkeit des Lesers stärker erregt, je feierlicher er beginnt, und dass diese Zuversicht selbst seinen Sängerberuf bewährt, so muß er auch von selbst, erfüllt von einer großen, folgenreichen, allgemein bekannten Begebenheit, und in der Stimmung der Einbildungskraft, in der sie alles ins Große, ins Glänzende, ins reich-Sinnliche malt, und lauter Gegenstände um sich versammelt, die dieser Behandlung fähig sind, auf einen solchen Eingang gerathen. Er muss nicht genug eilen können, das auszusprechen, wovon er selbst überströmt, und ehe er die einzelnen Theile seines Gemähldes besonders schildert, wenigstens zuerst nur mit den Hauptumrissen das Ganze hinzustellen. Mitten unter dieser Fülle von Gegenständen, und in dem Drange seiner Empfindung muß er Beistand und Hülfe, aber er kann sie nur bei der Gottheit suchen, mit der er wirklich in diesem Augenblicke näher verwandt ist, da er, wie sie, über der Welt und der Menschheit, über der Vorzeit und der Gegenwart schwebt.

sch eind alle eigentlich eogenennten ich inchen Diel Beispiel Homers gefolgt, und wie nahe dieset Eingent mit der individuellen Stimmunde Singer att. sammenhängt, sieht man besondere attlich anu A since Da er in der That nicht sowohl durch eine einzelne Handlung oder Begebenheit begeistert war, sondern sich na mehr von dem Feuer belebt fühlte, in des die Phantage versetat wird, wenn sich ihr eine zahlreiche Menge intenigfaltiger Gruppen, ein weites und reichhesäetes Kaldreis, dag sie durchlausen kann; so kündigt, og bei weitern piet 20 gehr seinen eigentlichen Stoff, als vielmehr die membe faltigen Gegenstände an, die sich in dem ganzen Umferen seinen Gesänge finden werden, und gestaht sehon dadun yon gelbst zu, dass er vor allem nur durch Mannigfaltigket und Abwechslung zu interessiren vermag. Huser Dichter befindet sich in einem noch andem Fall. Sein Stoff ist von der Art, dass er ihm mit Sicherheit die Theilnahme jedes gefühlvollen Lesers verspricht, aber er trägt diese nicht unmittelbar an der Stirn, man muss erst tiefer in ihn eingehn, um mit ihm vertraut zu werden, ihn erst kennen lernen, um ihn lieb zu gewinnen. Nach und nach also und schrittweise muss der Dichter den Leser in sein Interesse verweben, einfach und anspruchlos beginnen, um sich am Schlusse desto gewisser des vollen Siegs zu erfreuen. Selbst der Anruf an die Muse konnte ihm daher weder eine höhere Kraft zu erlangen, noch die, welche er besitzt, zu bewähren dienen; er konnte ihn, wie wir im Vorigen gesehn haben, nur dazu brauchen, seinen Stoff innerhalb des Gebietes der Kunst in dem Augenblick zu erhalten, da er in das der Wirklichkeit überzugehen droht, seine physische Wirkung zu schwächen, um seine ästhetische zu erhöhen.

Indess bringt er doch auch bei ihm unläugbar zugleich

noch eine audre und dem epischen Gedicht mehr eigenthümliche Wirkung hervor. Dadurch dass er die Handlung einen Augenblick in ihren ununterbrochenen Fortschritten anhält, dass der Dichter an dieser Stelle in wenige Worte zusammenfast, was er bisher geleistet hat, und was ihm noch zu besingen übrig bleibt, bildet sich der Stoff des Gedichts vor unsrer Einbildungskraft sinnlicher als ein Ganzes, das einem bestimmten Ziele zueilt. Dadurch, dass er einen Augenblick ausruhen und neue Kräfte sammeln muß, daß er eines Beistandes zu bedürfen glaubt, um zum Ziel zu gelangen, erscheint sein Geschäft uns bedeutender, die Bewegung, in der er sich befindet, größer und lebendiger. Selbst die Vorstellung der Muse, wenn wir uns auch unter diesem Namen nicht mehr jene ehrwürdige Gottheit des Alterthums denken, wenn wir es auch klar empfinden, dass sich der Dichter bloß an seine eigne Begeisterung wendet, und dieser nur jene sinnliche Einkleidung leiht, trägt dennoch dazu bei, den dichterischen Schwung unsrer Stimmung zu erhöhen. Denn erkennen wir gleich nicht mehr die Ehrsurcht erweckende Größe einer Bewohnerin des Olymps in ihr, so bleibt sie uns doch immer die holde und liebliche Tochter der Phantasie.

LXXVII.

Zwiefache Gattung der Epopee.

Dass also zwischen allen übrigen bisher bekannten epischen Gedichten und unsrem gegenwärtigen in der That ein wichtiger Unterschied vorhanden ist, dass derselbe in dem heroischen Charakter liegt, welcher jenen eigen ist, und diesem sehlt, und dass dieser Charakter allerdings dazu beiträgt, die eigentlich epische Wirkung zu modisiciren und im verstärken -- sind die Resultate unter bisherigen Untermehting

Dirch diese aber wird der bisher festgesetete Beguil der Epopos keinesweges umgestoßen. Diesem ist achleib terdings: Genügie igeleistet, schald: unser Genüth auf icine dichterische Weise in den Zustand labendiger and aller meiner similicher Betrechtung versetzt ist. : Niemand stelliel längnen können, dass dies eben so wohl durch einen him gestichen, als einen heroischen Stoff, durch eine erdichtete ale durch eine allgemein bekannte und welthistorische gebenbeit, durch Ereignisse, die nur einige wenige Perse nen betreffen, als durch selche, die ganzo Mationen in Die wegung setzen, geschehen kann, wenn es auch in dem et nan Falle leichter gelingen sollte, als in dem andern. Web chen Gegenstand er auch zur Bearbeitung wählt, ao much des Dichter immer von ihm aus auf einen allgemeinen Stand punkt führen können; wenn ihm auch sein Stoff wenig simlichen Reichthum darbietet, muss er ihm doch immer Gestalt und Bewegung, also sinnliches Leben, mittheilen können. Alsdann aber hat er sein Geschäft vollendet, und die epische Wirkung ist unläugbar vorhanden. Verbindet man mit der Epopee Nebenbegriffe von dem Umfange des Gedichts, und der Größe der Handlung, mischt man unwesentliche Dinge, wie die Fabel und das Wunderbare hinein, so ist das allein der Fehler der Kritik. Alle diese Forderungen fließen nicht aus dem Wesen des epischen Gedichts, sie sind blos von den vorhandenen Mustern, welche unmöglich allen künftigen Erweiterungen Grenzen vorschreiben können, hergenommen, und sind endlich nicht einmel an und für sich fest und sicher bestimmt.

Indes lassen sich dieselben dennoch auf etwas Bestimmtes zurückführen; sie kommen alle darin überein, das der Stoff der Epopee ins Glänzende, sinnlich-Reiche bear-

beitet werden muss; und zwischen einem Gedicht, in welchem dies geschehen ist, und einem andren, in dem, wie z. B. in dem unsrigen, eine größere Einsachheit, und ein geringerer sinnlicher Reichthum herrscht, ist ein unverkennbarer Unterschied. Wenn es daher auch leicht ist, jene Anforderungen einzeln zurückzuweisen, und es sogar mit Recht lächerlich zu machen, wenn man nur Könige und Helden, und diese in einem seierlichen und majestätischen Aufzuge auf dem Schauplatz des Dichters sehen will, so bleibt es darum nicht weniger gewiss, dass, wenn der Dichter sich mit lauter sinnlich großen Gegenständen umgiebt, er auch unsre Einbildungskraft in einen höheren und sinnlicheren Schwung versetzt, als wenn er sich nicht über den gewöhnlichen Kreis unsers Lebens erhebt. Sobald man sich an diese verschiedene Stimmung der Phantasie hält, und nicht gerade auf diese oder jene Beschaffenheit des Stoffes dringt, so wird man den großen Unterschied beider Behandlungen nicht allein nie verkennen, sondern auch fühlen, wie wichtig es ist, beide nicht mit einander zu verwechseln.

Ginge dieser Unterschied den Begriff des epischen Gedichts nicht weiter an, beträfe er bloß die Wirkung desselben überhaupt, nicht gerade seine epische insbesondre, so wäre es minder nothwendig, denselben herauszuheben. Aber wenn die Epopee auf der einen Seite nie genug Leben, Bewegung und sinnlichen Glanz erhalten kann, und auf der andern den allgemeinsten Ueberblick, die tiefste Einsicht in die gesammte Natur verlangt; so müssen zwei Arten der Bearbeitung, von welchen die eine vorzugsweise den ersteren, die andre weniger diesen, aber darum (weil in der That die inneren Formen immer reiner hervortreten, je einfacher die äußern behandelt sind) vielleicht nur noch vollkommner den letzteren Endzweck erreicht, auch zwei

1

eigne Gattungen derselben bilden, und die erstere muß sogar, da sie das epische Gedicht noch sichtbarer, als ein
Maximum der darstellenden Kunst zeigt, in dieser Hinsicht
einen Vorzug verdienen. Wenigstens müssen wir uns sehr
hüten, dieselbe zu vernachlässigen, oder gar geringzuschätzen, da der Charakter unsrer Zeit schon darauf hinausgeht,
überall den heroischen Glanz wegzuwischen, mit dem wir
die Geschichte der Vorwelt so zauberisch überkleidet sehen, und auch unsre Kunst sich offenbar hinneigt, von jener sinnlichen Höhe der Einbildungskraft (die sie oft nur
darum zu verschmähen scheint, weil sie dieselbe nicht zu
erreichen vermag) zu einer Wahrheit und Natur herabzusinken, die kaum noch künstlerisch heißen darf.

Wenn wir daher auch unsern Begriff der Epopee selbst nicht umzuändern brauchen, so müssen wir doch zwei wesentlich verschiedene Gattungen derselben unterscheiden, von denen wir nur die eine, gerade weil es an Mustern derselben fehlte, noch nicht gehörig zu nennen im Stande waren. So wie es ein bürgerliches Trauerspiel im Gegensatz des heroischen giebt, eben so und noch mehr, da deser mehr sinnliche Schwung der Phantasie, wie wir gesehen haben, in der That den Begriff der Epopee näher angeht, als den Begriff der Tragödie, müssen wir auch eine ähnliche Art der Epopee annehmen; und eine solche ist Harrmann und Dorothea.

Diese beiden Gattungen nun kommen in dem wesentlichen Begriff des epischen Gedichts schlechterdings mit
einander überein, gehen beide von des Darstellung einer
einzelnen Handlung aus, zeigen beide den Menschen und
die Welt in ihrer Verbindung, und versetzen beide das Gemüth in den Zustand der sinnlichsten, aber allgemeinsten
Betrachtung, sind aber in der Art, wie sie dieze Wirkung
erreichen, von einander verschieden.

Die heroische Epopee nemlich wählt ihren Gegenstand so, dass er eine möglichst glänzende Aussenseite hat, und ist vorzugsweise beschäftigt, diese zu zeichnen; sie mahlt ins sinnlich-Reiche, Glänzende, Prächtige, sie versetzt (um sie noch bestimmter zu charakterisiren) die Einbildungskraft in eine Stimmung, wo dieselbe sich der lebhastesten Mitwirkung der äußern Sinne erfreut. Objectiv wird sie sich durch einen aus der Geschichte entlehnten, allgemein bekannten Stoff (denn schwerlich dürste je ein erdichteter ihren Forderungen genügen), durch eine größere Menge solcher Begebenheiten, die nur das öffentliche Leben der Völker unter einander, als solcher, welche eine ruhige und gewöhnliche Privatexistenz darbietet, durch eine feierliche Ankündigung ihres Gegenstandes, (die ihr unentbehrlich scheint) überhaupt aber durch den Reichthum und den Glanz der Schilderungen und des Vortrags auszeichnen.

Die bürgerliche Epopee (denn so unangenehm und unpassend auch dieser Ausdruck ist, so finden wir doch keinen, welcher den Begriff nur gleich gut erfüllte) führt zu einem gleich allgemeinen Ueberblick über das Schicksal und die Menschheit, und besitzt dieselbe sinnliche Individualität, dieselbe künstlerische Vollendung. Das einzige, was ihr mangelt, ist nur auch derselbe similiche Reich-Aber sie entschädigt dafür durch einen größeren Gehalt an Gedanken und Empfindungen ; und setzt daher die Einbildungskraft in nähere Verbindung mit dem bloss bildenden Sinn, mit dem Geist und dem Gefühl. Denn das vergisst man gewöhnlich, dass es auser dem Gebiete der Sinnlichkeit noch das Gebiet der Empfindungen und Gesinnungen giebt, welches dem Dichter eben so gut zu Gebote steht, und gerade auch in hohem Grade gemacht ist, eine epische Wirkung hervorzubringen,

schald er nur venteht, es in der nethenmitigen Allgemeinheit zu umfassen. Indem wir also utique Godhit dieter Gattung nuchreiben, räumen wir ihm dadusch similiteiter eine hohe und eigenthämliche Schönheit ein zu eine innene Trefflichkeit, die jenen höheren Glann, jene weichere Pracht wenigstens nigunds mit Bedauern zu vermissen arlaubte. Wir segten im Verigen, daß das epische Godinkt/malt als jode andre Dichtungsart, den Gestalten, die astast unsehliefend der bildenden Kunst angehören, Bewogung und Sprache mittheilt. Wenn nun die hereische Ihapes ihnen eine raschere, mehr mit sich fortreifende, vielfachen Bewogung leiht; so giebt ihnen die unwige eine weichen, tiefer eindringende und seelenvolltre Sprache.

LXXVIII.

Eigenthümliche Größe des Gegenstandes unsres Gedichts.

Des Beweises, dass Herrmann und Dorothea nicht der heroischen Epopee beigezählt werden darf, werden uns unsre Leser leicht überheben. Es liegt von selbst am Tage, und ist noch mehr durch dasjenige klar, was wir bei der allgemeinen Prüfung des Geistes, in welchem es gedichtet ist, über seinen geringeren sinnlichen Reichthum, und seinen überwiegend größeren Gehalt für den Geist und die Empfindung gesagt haben. Es ist unverkennbar, daß, so rein bildend es auch den Sinn und die Einhildungskraft beschäftigt, es doch diese letztere und die Sinne nicht in den lebhaften Schwung versetzt, in welchem uns z. B. Hamer durch den Glanz und den Reichthum seiner Dichtungen mit sich sortreißt. Aber desto nöthiger wird es seyn, einige Worte über die Größe und Wichtigkeit des Gegenstandes, den es darstellt, hinzuzusügen, und es gegen den

Vorwurf zu retten, dass es nur die unbedeutenden Schicksale Herrmanns und Dorotheens schildert.

Es ist natürlich, dass diese Größe nicht im ersten Augenblick in die Augen fallen kann, dass sie sogar eben deswegen, weil sich ihr Bild erst nach uud nach vor unserm Geiste gestaltet, eine eigen modificirte Empfindung hervorbringt. Es ist ganz etwas anders, mit der Ankündigung eines schon vorher bekannten Gegenstandes, oder mit der Sache selbst anzuheben; ganz etwas anders, als epischer Sänger, als lebendiges Organ des Rufs und der Geschichte, oder als einfacher Erzähler, als blosser Dichter auszutreten. In dem ersteren Fall erhebt sich die Einbildungskrast des Lesers auf den bloßen Ton, den sie anstimmen hört, wird. noch ohne dass der Gegenstand selbst wirkt, von dem Feuer mit ergrissen, das den Dichter begeistert; in dem letzteren mus erst der Geist und das Herz den Stoff selbst umfassen, ehe das Interesse daran sich ihr ganz mitzutheilen vermag. Natürlich muß also dort das Gefühl einer glänzenderen, mehr phantastischen, aber eben so natürlich hier das einer gehaltvolleren und innigeren Größe entstehen. Und so finden wir es auch in der That. Die ersten Verse des Dichters wecken blos Neugierde und Theilnahme in uns. aber bei den letzten Gesängen sind wir von dem Höchsten und Besten durchdrungen, was wir je in unsern glücklichsten Momenten dachten oder empfanden.

Das größeste Geheimnis besonders des epischen Dichters besteht in der Kunst, den Boden zuzubereiten, auf welchem seine Figuren erscheinen, ihnen den Hintergrund zu geben, vor dem sie hervortreten sollen. Diese Kunst hat unser Dichter auf eine ausnehmende Weise verstanden. Die Personen seines Gedichts sind allein sein Werk; sie haben keinen andern Werth, keine andere Wichtigkeit, als die er ihnen mitgetheilt hat, aber die Begebenheiten, die

leikelijfer er Ser Schickels verlieber er eigentlich durch sie durstellt, was in in fa in three Gestalt, in three Handlungen and und the hat für dich, und unabhängig von seiter Bould großes, zim allgumeines, ein hinreifsthales listere - W Gleich in dom ersten Gesange zeigen ithlis bodyutende, nichtbar von einender geschliedene Grutt ini Vordergrunde einige einzelne Charaktere, Monnehun, Glashheit des Wohnorts, der Beschäftigung, der Gaal chi la einen engen Kreis mit einander verhindet: dageil der Forne ein Zug von Ausgewanderten, durch Kring und bürgesliche Unruhen aus ihrer Heimath vertrieben. "Chief Metvaleo steht die Menschheit und das Schiekaal versent da, june in reinen, sesten, idealischen und sugleich dans uns individuellen Formen, dieses in einer Staaten: ernehits torndon, wirklichen und historischen Begebenheit. Die Ihre ciner l'amilie contrastirt gegen die Bewegung eines Vellt. das Glück Einzelner gegen den Unternehmungsgeist Vieler.

LXXIX.

Hauptthema des Gedichts.

Mit diesem Contrast ist zugleich das Hauptthema des ganzen Gedichts aufgegeben. Wie ist intellectuelles, maralisches und politisches Fortschreiten mit Zufriedenheit und Ruhe? wie dasjenige, wonach die Menschheit, als nach einem allgemeinen Ziele, streben soll, mit der natürfichen Individualität eines jeden? wie das Betragen Einzelner mit dem Strom der Zeit und der Ereignisse? wie endlich überhaupt das, was der Mensch selbst in sich schaffen und umwandeln kann, mit demjenigen, was, außer den Grenzen seiner Macht, mit ihm selbst und um ihn her vorgeht, so vereinbar, das jedes wohlthätig auf das andre zurück, und

beides zu höherer allgemeiner Vollkommenheit zusammenwirkt?

Diese Fragen sind in den Gesprächen des Wirths mit seinen beiden Freunden, in dem Streite der beiden Eltern über die Unzufriedenheit des Vaters mit dem Betragen des Sohns, in der entschlossenen Aeufserung Herrmanns über den thätigen Antheil an der allgemeinen Gefahr, endlich in der Gegeneinanderstellung seiner Meinung und der des früheren Verlobten Dorotheens über die Zeitumstände überhaupt, um nur dieser vorzüglichsten Stellen zu gedenken, nach einander aufgeworfen, oder beantwortet.

Die Antwort selbst ist zugleich die richtigste für die philosophische Prüfung, die genügendste für das praktische Leben, und die tauglichste zu dem dichterischen Gebrauch. Alle jene Dinge, zeigt uns der Dichter, sind vereinbar durch die Beibehaltung und Ausbildung unsres natürlichen und individuellen Charakters, dadurch dass man seinen geraden und gesunden Sinn mit festem Muth gegen alle äußeren Stürme behauptet, ihn jedem höheren und besseren Eindruck offen erhält, aber jedem Geist der Verwirrung und Unruhe mit Macht widersteht. Alsdann bewahrt das Menschengeschlecht seine reine Natur, aber bildet sie aus; alsdann folgt jeder seiner Eigenthümlichkeit, aber aus der allgemeinen Verschiedenheit geht Einheit im Ganzen hervor; alsdann erhalten die äußern Ereignisse und Zerrüttungen die Thätigkeit der Kräfte rege, aber der Mensch formt darum nicht weniger die Welt nach sich selbst; alsdann wächst, mitten unter den größesten Stürmen, ununterbrochen, und nur mit dem Wechsel größerer oder geringerer Ruhe und Zufriedenheit, die allgemeine Vollkommenheit, und einer nicht verächtlichen Generation folgt immer eine noch bessere nach.

Dies nun, die Menschkeit selbst in ihren, zugleich durch zu. 14

ibre, innre Kraft, und die Saleane Bergigung shiede schritten, hat unser Dichter unsver Einbildu stellen, zurstanden. Er hat diesem Stell-dade terische Idealität gegeben, dass er su den Cha ter nein menechliche, durch /keine Gultur wurd doch der Cultur nicht verschlossens Meturen girte nge Hampipersonen aber auger etwas Herefeeling ind des an Homers Helden etimnert, beignmischt hate daß mehr sinnliches Leben, dass er die wichtigsten und/autho stor Bogebonheiten in seine Handlung hineinsieht; daduut endlich mehr Individualität, dass er die ganne Rignath linkkeit unsres vaterländischen Charakters und massiet Zeit mit austreten lätet. Re ist ein Duntsches Geschlechts mit an Schlus uneres Jahrhunderts, das er uns schildertunds. All the sales are all a section of the sales and the sales are sales at the sales are sales and the same states. Größe in den darin aufgeführten Charakteren und Begebenheiten.

.

In den Charakteren ist gerade immer dasjenige heraugehoben, was poëtisch und praktisch die größeste Wirkung
thut; es herrscht immer darin eine doppelte Art der Stärke,
einmal die ursprüngliche der Natur, und dann die, welchs
aus dem Zusammenwirken aller verschiedenen Eigenthünlichkeiten entspringt. Denn durchaus waltet die menschliche Empfindung darin vor, daß nichts gut ist, was nicht
natürlich ist, daß alles Natürliche mit einander in durchgängiger Harmonie steht, und daß nur aus der reinen Kraß
der verschiedenen Individuen die volle der Menschheit hervorgeht.

Die Charaktere der Hauptpersonen sind wirklich für sich selbst von der Art, dass sie sich allem, was nur an sich gut ist, anschließen, und mit allem eine wehlthätige Wechselwirkung unterhalten können; einige andre, denen

diese Eigenschaft nicht so eigen ist, helsen dies noch in ein helleres Licht stellen, und wo das Gespräch (das fast immer diese Materie behandelt) den moralischen Werth und die Gesinnungen der Menschen berührt, da wird immer nur bewiesen, das wenn sich Leben im Leben vollenden soll, das Natürliche nicht unterdrückt und das Mannigfaltige nicht einförmig gemacht werden muß. Von scheinbaren Fehlern unsrer Natur aus, wird in diesen Gesprächen immer gezeigt, wie sie nur Veranlassungen sind, sich zum Besseren und Höheren zu erheben, streitende Neigungen werden freundlich mit einander ausgeglichen, und die Menschheit wird so sehr in ihrem Ganzen umfasst, dass es nur wenig bedeutende Züge in ihrem Bilde geben wird, die hier nicht berührt wären. Am einfachsten, allgemeinsten und schönsten ist sie in der Stelle geschildert, wo (S. 100.) der thätige und rastlose Umsegler des Meers und der Erde mit dem stillen und ruhigen Bürger verglichen wird.

So herrscht also in dem ganzen Gedicht der schöne Geist der Billigkeit, welcher alle Dinge nur von der Seite aufnimmt, von der sie gut und erhebend scheinen; so werden wir, auf eine wahrhaft epische Weise, auf den allgegemeinen Standpunkt geführt, von dem wir alles, und alles mit gleich großem, parteilosem Interesse ansehn, und so schiebt sich, ohne daß wir es selbst bemerken, das ungeheure Bild der ganzen Menschheit den wenigen Personen unter, die wir vor uns handelnd erblicken.

Weniger ruhig und befriedigend, aber gleich groß und kräftig, ist das Bild der Begebenheiten. Die merkwürdigste, die vielleicht die ganze Geschichte aufweist, die französische Revolution, ist von ihren drei größsesten Seiten, von dem edeln Freiheits-Enthusiasmus, der ihren Anfang bezeichnete, von dem Kriege mit dem Auslande, und von der Auswanderung einer so zahlreichen Menge von Familien gezeigt.

Gerade diete drie sind es mith, welche sich fom litterente der Leeer am meisten empfehlen mitheent fie erste dasch den Antheil, den nothwendig ihre Ideen und Emplindengen daran nehmen; die sweite durch die Wichtigkeit; die die für ihr Vaterland und ihre eigne Existens hat; die hette andlich durch das rühtende Bild, durch welches det Die stár so viele von ihnen an dasjenige erinnert, was dis attache theils gesehn, theils erfahren haben. The second second Allein das, was diese Begebenheiten allein und de mittelbar für sich enthalten, ist noch bei weitem antialles; es int vielmehr noch wenig, blois des vérwisse Gedrange des Zuges, blos das mannigfaltige Elenid der Plüchtlinge, die Gräuel und das Verderben des Kriegereit sich su erblicken; die Hauptwirkung entsteht erst: dies die Vergleichung dieser Zeit mit der Vergangenheit aller Jährhunderte, durch den unsichern und ahndungsvollen Blick in die Zukunft. "Unsre Zeit, heisst es, vergleicht sieh den seltensten Zeiten; in der heiligen und in der gemeinen Geschichte findet sich nichts, was ihr ähnlich wäre; wer in diesen Tagen gelebt hat, hat schon Jahre gelebt; so drängen sich alle Geschichten. Die Verhältnisse der Gesellschaft sind so umgekehrt, die Stützen, auf denen eines jeden sicheres Daseyn ruhte, so umgestürzt worden, daß einzelne Menschen, mitten in unsern gebildeten und cultivirten Staaten, ganze Schaaren ohne Heimath und Wohnort herumführen, und dadurch an jene frühesten Zeiten erinnern, wo ganze Nationen durch Wüsten und Irren herumwanderten. Und wo ist das Ende dieses Unheils zu sehen? Man täusche sich nicht mit betrüglicher Hoffnung!

— gelöst sind die Bande der Welt: wer knüpfet sie wieder, Als allein nur die Noth, die höchste, die uns bevorsteht?" So stellt uns der Dichter zugleich die höchste Unruhe, die äußerste Zerrüttung, eine wahrhaft rettungslose Verzweifkung, aber neben derselben auch das sicherste Gegenmittel, die beste Quelle des Trostes und der Hoffnung dar. Wenn die Bande der Welt sich lösen, so sind wir es, die sie wieder zu knüpfen vermögen. Hierin schließt sich das ganze Gedicht zusammen, darin vereinigen sich alle einzelnen Eindrücke, die es auf uns gemacht hat. Aus dem Untergang und der Zerstörung sehen wir neues Leben, aus der Verwirrung der Völker das Glück und die fortschreitende Veredlung einer Familie hervorgehn.

Herrmann und Dorothea sind es, die uns von Anfang an allein beschäftigen, allein unsre ganze Aufmerksamkeit erschöpfen. Wie reich und erhaben jene Bilder menschlicher Charaktere, wie groß und hinreißend diese Schilderungen der Zeit hätten seyn mögen, sie hätten diesen tiefen und bleibenden Eindruck in uns nicht hervorbringen können, wenn wir sie nicht immer nur in diesen beiden Figuren gesehen, wenn sie nicht immer nur dazu beigetragen hätten, diese vollständig auszumahlen. Unwillig hätten wir Völker und Zeiten verlassen, und wären nur zu den Empfindungen und dem Schicksal der beiden Liebenden zurückgekehrt, die sich einmal allein unsres ganzen Herzens, unsres ungetheilten Interesses bemächtigt hatten.

Um beide bilden sich von dem Anfange des Gedichts an zwei verschiedenartige Gruppen. Dorothea gehört zu demjenigen Theil unsrer Nation, der durch den Umgang mit unsern mehr verfeinerten Nachbarn eine höhere Cultur und mehr äußre Bildung erhalten, und durch eben diese Nachbarschaft auch an den neueren philosophischen Ideen mehr Antheil genommen hat; sie befindet sich zugleich in dem Zustande höherer Spannung, in welchen jede außerordentliche Begebenheit die Seele immer versetzt; diese Stimmung wird noch durch ihre erste unglückliche Liebe und die schwermüthige Erinnerung daran vermehrt; und

des alles ausannaturgenaminen, antibaina einatur weiblighe Chemitten mit einmeten stemahmelsen, macht nie miesten feineren , höheren , idealischenen Wesen i all Herrinadi id. su gipent Wesen, mit dem syst noch hemlichet und inniget sympathiciren. Dagogen läist Herrmanns Chambter taithi an manalicher Stärke und antürlichen Binfachholb verteile sen, and beide verginigt geben nun das iebendigste Bild einer fortechreitenden Veredlung untres Gascklechter Date ihre Aehnlichkeit ist so vollkommen, dals sie sich apfisite innigete an einander anschließen können, und ihrechtiderwitige Verachiedenheit gerade von der Art, dese jedetten enchapten. Agailtem tingen station meli saw, anders amb lighter Charles in a few and the first of the few first first of the first fir 499 P THE PERSON OF THE PARTY OF THE (P)4(i) (ii) LXXXI.

Regultat des Genzen. — Eigentlicher Stoff des Gediclaid. 1819

Ein furchtbares Ereigniss, das ganze Völkerschaften aus ihrer Heimath vertreibt, führt also eine schönere und edlere. Natur in eine entfernte, noch minder cultivirte Gegend; es führt sie gerade der Familie, dem Jünglinge su, der sie zu verstehen, zu fassen Sinn hat; es vereinigt beide mit einander, und indem es unaufhaltsam in seinem Laufe weiter forteilt, lässt es den Samen eines neuen Geschlechts, einer schöneren und besseren Menschheit zurück. der Zufall, nicht ein blindes Verhängnis, nein! die wohlthätige Hand eines Gottes, die wachsame Sorgfalt des Genius unsres Geschlechts scheint diese wunderbare Verkettung von Umständen geleitet zu haben; und wenn der Dichter der Mitwirkung höherer Mächte im Einzelnen entbehren musste, so führt er uns dieselbe auf die schönste und rührendste Weise durch das Genze seiner Dichtung in das Gemüth zurück.

Wer erinnert sich nun nicht hierbei der frühesten Zeiten unsrer Geschichte, wo wohlthätige Pflanzvölker in weit entfernte Länder Menschlichkeit und Gesetzesliebe und die ersten Keime der Wissenschaft und Kunst hinübertrugen? und der späteren, wo einzelne Königstöchter, von dem Zauber sanster Weiblichkeit und der Macht der Liebe unterstützt, barbarischen Völkern die milden Gesinnungen einer menschlicheren Religion einflössten? wem scheint das Bild, das ihm der Dichter darstellt, nicht darum noch erhebender, als jene, weil der Stamm, der hier noch veredelt werden soll, schon selbst so gesunde und treffliche Früchte trägt? wer rettet sich nicht gern und mit einer gewissen stillen Andacht aus den Gräueln der Jahre, die wir durchlebt haben, zu Scenen dieser Art hin, die ihm allein nur noch zuzurufen scheinen, dass sich nicht darum alles bewegt und umkehrt, um alles auf einmal in derselben Verwirrung zu begraben, sondern um die Welt und die Menschheit neu und besser zu gestalten?

Vorzüglich hat unser Dichter der bildenden Kraft des weiblichen Geschlechts ein schönes und rührendes Denkmahl gesetzt. Denn wenn Herrmann sanster und menschlicher, vielseitiger und empfänglicher ist, als sein Vater, können wir darin den wohlthätigen Einflus des stillen und einfachen Wesens seiner liebenden Mutter auf seine Natur verkennen? wenn er schon in dem Augenblick, in dem wir ihn zuerst handeln sehen, einen höheren und edleren Enthusiasmus gewonnen hat, ist es nicht Dorotheens Gestalt, die ihn dazu entslammt? und sehen wir nicht deutlich an der Macht, welche sie auf alle ausübt, die sich ihr nähern, die schönere Bildung, die sich von ihr aus auf ihre Familie, auf die ganze Gemeine, die ganze Gegend verbreiten wird?

Auch hierin bleibt der Dichter der Natur unverbrüchlich treu. Das weibliche Geschlecht übt den entscheidend-



stot. Einflete in dem Kreien der Familie attenue aller politischen: Cultur interalische Churchter Gruntle liegen, and su jeder Vollkommunheit des Cha tent kenn der Keim nur im Schoole des Familie aufblüben. Auch. ist die weibliehe Natur unendlich legeln geschickt at verbussern, shus sugleich en horstilrens sid insitat, sine.. sanftere .unil. doch . stärkere : Gewelt : übet::tije Gettüther, ist: dem Neuen mehr offen und dem Albertanniger feind, behandelt dies weniger gewaltsaut, und engreiß jenes begieriger. Sie fühlt zu tief, das ihr selbetralle frame bleibt, was sich nicht durchaus mit ihren Gedanligh wed Empfindungen verwebt, und will daher auch der With und der Menschheit nichts : Achnliches aufdrängen:: A wijlit: 1844 Die fortschreitende Veredlung unsres Geschlechte, leitet durch die Fügung des Schicksals, macht also, in siner/einselnen Begebenheit dargestellt; den Stoff umgnes Godichts aus. Sieht man denselben nunmehr von diesen Seite an, so wird man ihm gewis weder Grösse, noch Umsang, noch endlich epische Tauglichkeit absprechen können. Nur liegt die Größe desselben freilich nicht so, wie bei der heroischen Epopee, in der Begebenheit selbst, sondern in dem, was sich in ihr darstellt. Wer dies verkennt, oder wer auf der andern Seite nicht vollkommen fühlt, dass derselbe dennoch durchaus künstlerisch, objectiv und episch behandelt ist, der wird immer entweder dem allgemeinen, oder dem künstlerischen, und in beiden Fällen dem epischen Werth des Gedichts zu nahe treten.

LXXXII.

Gesetz der Epopee. - Gesetz der höchsten Sinnlichkeit.

Das Hauptresultat des Begriffs der Epopee läuft darauf binaus, dass dieselbe unter allen Dichtungsarten die am meisten objective genannt werden kann. Denn keine andre strebt so sehr nur die äusere Wirklichkeit, im Gegeneatz der innern Veränderungen des Gemüths, keine einen so großen Theil derselben, keine endlich diesen Stoff in so debendiger und sinnlicher Klarheit darzustellen. Alle Mittel, welche überhaupt dazu beitragen, Objectivität zu befördern, sind daher vorzugsweise das Eigenthum des epischen Dichters, und alle Gesetze, die er als verbindend anerkennen soll, müssen dahin zusammenkommen. lassen sich dieselben aus den drei hauptsächlichsten Bestandtheilen der Definition der Epopee ableiten, aus dem Begriff der dichterischen Erzählung einer Handlung; aus ihrer Bestimmung, das Gemüth in den Zustand sinnlicher Betrachtung zu versetzen; und in dieser Betrachtung so innig als möglich die Menschheit mit der Welt zu verknüpfen; und dieser Ableitung zufolge, dürfte es vielleicht nicht unbequem seyn, sie unter folgende Benennungen zusammenzufassen.

1. Das Gesetz der höchsten Sinnlichkeit. Dies ist überhaupt ein allgemeines Gesetz aller Kunst und der darstellenden insbesondre. Aber von dem epischen Dichter wird die Befolgung desselben mit doppeltem Rechte gefordert, da er es mit lauter äußern, also rein sinnlichen Dingen zu thun hat, und auch das Gemüth in eine, auf diese gerichtete Stimmung versetzen soll. Er muß daher nicht allein bloß Gestalten und Bewegung, sondern von beiden auch eine beträchtlich große Masse aussühren; muß ein Colorit wählen, das unmittelbar Licht und Klarheit ankündigt; einen Ton annehmen, der uns freundlich aus uns herauszugehen einladet, und uns zu einem hohen und weiten Schwunge der Phantasie erhebt; Gedanken anregen, welche uns in die großen Verhältnisse der Menschheit zu der Welt eine tiese Einsicht gewähren; Empfindungen an-

stimmen, die uns harmonisch mit der Natur verbinden; und seinen Stoff überall noch durch den Reichthum und die Sinnlichkeit seines Vortrags, seiner Diction und seines Rhythmus beleben.

Vorzugsweise ist die höchste Sinnlichkeit ein Eigenthum der heroischen Epopee, die eben so gleichsam ein Maximum des epischen Gedichts, als dieses selbst ein Maximum aller darstellenden Kunst überhaupt genannt werden kann. Daher gehören unter dieses Gesetz die gewöhnliches Regeln von der Größe der Handlung, der Einmischung des Wunderbaren, der Mitwirkung der Götter, der Ankündigung des Gesanges, und des Anruß der Muse. Da die entgegengesetzte Art der Epopee sich gerade hierin von der heroischen unterscheidet, so muß sie sich sehr hüten, nicht durch eine zu wenig sinnliche Behandlung gar unter dem Epischen oder dem Dichterischen überhaupt zu bleiben.

LXXXIII.

Gesetz durchgängiger Stetigkeit.

2. Das Gesetz durchgängiger Stetigkeit. Dies ist blos eine doppelte Anwendung des vorigen auf den Begriff der Handlung und der Gestalt, deren fortlaufende Linien man als Bewegungen der Umrisse betrachten kann. In dieser letzteren Bedeutung hat der epische Dichter dies Gesetz mit dem Mahler und Bildner, in der ersteren eigentlich mit keiner andern Kunst gemein. Zwar zeigt die Musik und auf eine noch sinnlichere Weise der Tanz allerdings auch eine solche Stetigkeit der Bewegung, und besonders in dem letzteren ist es eine der bezauberndsten Schönheiten, wenn in einem nirgends unterbrochenen Fluss immer Gestalt aus Gestalt, Bewegung aus Bewegung, Gemählde aus Gemählde entspringt. Bei beiden ist dies in-

dess nur stellenweise der Fall; ihre eigentliche Stetigkeit besteht darin, dass sich aller, auch unterbrochener, auch plötzlich sbspringender Wechsel im Einzelnen nur in Einem Mittelpunkte vereinige. Denn beide drücken Empsindungen aus, die, ob sie gleich immer aus derselben Stimmung der Seele hervorströmen, für sich selbst dennoch auch in der Natur nicht immer eine so stetige Reihe bilden. Es ist also genug, wenn auch die Kunst sie nur in diesem Mittelpunkte verknüpft.

Dem epischen Dichter wird die Beobachtung einer vollkommenen Stetigkeit auf eine doppelte Weise durch den Begriff der Handlung und den der Erzählung zur Pflicht. Für den tragischen, der seine Handlung unmittelbar darstellt, hat dies Gesetz eine bei weitem andre Bedeutung. Er schildert das wirkliche Leben mit allen den Lücken, den Unterbrechungen, den Ueberraschungen, die wir in jeder Begebenheit wahrnehmen, von der wir unmittelbare Augenzeugen sind; die aber der epische Dichter, wie der Geschichtschreiber, nothwendig ausfüllt und überarbeitet, indem er das Ganze in Eine Erzählung verknüpst, Die Handlung muss also ununterbrochen fortgehn; kein Umstand darf absichtlich hingestellt scheinen; unabhängig von dem Zweck, zu dem er gebraucht ist, mus er schon sür sich selbst als eine nothwendige Folge aus dem Vorigen herfließen; der Zusammenhang des Plans muß so sest und so innig seyn, dass der Leser selbst ihn nicht anders hätte entwickeln, so übereinstimmend mit den physischen und moralischen Gesetzen der Natur, dass die Begebenheit in der That nicht anders hätte fortlaufen können; nur die erste Anlage, auf die sich das Uobrige gründet, ist der Willkühr des Dichters unterworfen, alles Folgende bestimmt sich lediglich von selbst durch einander.

Dies ist die sinnliche objective Stetigkeit der Handlung

und des Plans: Aber und dien subjections in dets Gemülle Lesers hervorsebringen, welchel eigentlich wan ihne gefortlest wird; stufe the epische Dichter anch inche then Usbarell memlich, wa er sine Mannigfeltigheit under Massins mungen in den Charakteren, Gesindungen : Empfindungen anwandet, muss er sie gerade eben so durch unsedlich bleize allenählige Abstufungen: von: einander: trennen, allen graffe Contrast vermeiden, und in ihrer Verschiedenheit selbst im mer nur den Reichthum und den Umfang der Guttding des athles, zu der sie alle gemeinschaftlich gehören. ... (Dem detin besteht die wahre Stetigkeit einer Reihe von Glief dant des durch die Verschiedenheit der einzelnen mit die Rinheit: noch klarer wird, die sie alle in eine sussamme hängende Kette verbindet. not from the contract of the contract of the contract of the TEXXIV. -uogaž, kai doda. CHARLES THE A SECRET AND A SECRET AS A SECRETAR A SECRET AS A SECRET AS A SECRET AS A SECRET AS A SECR Gesetz der Einheit.

3. Das Gesetz der Einheit. Die allgemeine Natur der bildenden Kunst, von welcher er das höchste Muster aufstellen soll, und sein besonderer Zweck fordern von dem epischen Dichter mehr, als von irgend einem andern, eine vollkommene Einheit in der Behandlung seines Stoffs. Aber wenn ihm diese zur unerläfslichen Pflicht gemacht wird, so ist sie nicht sowohl eine solche, welche die einzelnen Theile auf eine schneidende Weise zu einem einsigen Punkte hinführt, als eine solche, welche sie nur in Ein Ganzes zusammenfaßt. Die erstere ist viel mehr auschliefsend nur der Tragödie eigen.

Die Empfindung nemlich, deren Erregung der Hauptzweck des tragischen Dichters ist, kennt nur Einen Gegenstand, und auf diesen Begriff wahrhaft numerischer Einheit wendet nun der Dichter den milderen und höheren des Kunstganzen an. Der betrachtende Sinn hingegen, der in der Epopee dichterisch bearbeitet wird, nimmt vielmehr immer vieles zugleich auf, und verknüpft es nur in so fern, als er es aus demselben Standpunkte ansieht. Der tragische Dichter strebt also nach einer Einheit, die in der Erfahrung wirklich vorhanden ist; er eilt in der That Einem Punkte zu; dadurch wird sein Gang rasch und heftig, und sein Plan zieht sich, indem er alles abschneiden mus, was ihn ableiten würde, mehr in die Enge zusammen, als er sich in die Breite ausdehnt. Die Einheit des epischen Dichters hingegen liegt mehr in seiner Absicht, als in der Sache selbst; er hat daher größere und eine bis auf einen gewissen Grad unbestimmte Freiheit mehr in seinen Plan aufzunehmen, es hängt wirklich (und auch in so fern ist die Ankündigung kein unwesentlicher Punkt) großentheils davon ab, was und wie viel er gleich anfangs zu leisten verspricht.

Der Schlus seines Gedichts ist nicht nothwendig ein wirkliches Ende, über das hinaus sich nun nichts mehr hinzufügen ließe; es ist genug, wenn nur alle einzelnen Theile des Ganzen darin auf eine befriedigende Weise zusammenkommen, und es hängt sehr häufig nur von dem Dichter ab, ihn in einen bloßen Ruhepunkt zu verwandeln, sobald es ihm nemlich gefällt, den Faden der Erzählung noch weiter fortzuspinnen.

Doch kann er seinen Plan nicht nach Willkühr ins Unbestimmte hin ausdehnen. Die Grenze ist auch hier scharf geschnitten; er darf nemlich nicht weiter gehen, als bis dahin, wo sein Stoff aufhören würde, eine Handlung zu seyn, und in eine wirkliche Begebenheit, d. h. in einen solchen Inbegriff von Ereignissen ausartete, in welchem nicht mehr die Wirksamkeit einer Handlung, oder wenigstens nicht mehr die einer einzigen, sichtbar bliebe.

LXXXV.

Gesetz des Gleichgewichts.

Die drei bis jetzt entwickelten Gesetze shiesen alle aus dem Begriss der Darstellung einer Handlung her; sie sind im Ganzen eben so gut der Tragödie eigen, und nehmen nur durch den epischen Gebrauch eigne Bestimmungen an. Die solgenden entspringen mehr aus der eigenthümlichen Natur der Epopee, den betrachtenden Sinn unsres Gemüths, und zwar denselben in seiner höchsten Allgemeinheit, zu beschäftigen. In dieser Hinsicht zeigt sich uns zuerst:

4. das Gesetz des Gleichgewichts. Gleichgewichte, in welchem der epische Dichter alle einzelnen Elemente seiner Totalwirkung erhält, hängt die Ruhe ab, die er in dem Leser bewirken soll. Ohne dasselbe würde zugleich die epische Sinnlichkeit, Stetigkeit und Einheit leiden. Man kann es als den Charakter der Natur, mit welcher der epische Dichter uns harmonisch stimmt, ansehen, dass sie, den ausschliesslichen Ansprüchen Einzelner feind, sogar gegen den nothwendigen Untergang Einzelner gleichgültig, nur mit unermüdlicher Sorgfalt über das Daseyn des Ganzen wacht. Auch er also darf nur allein darauf sein Augenmerk richten, und die Wichtigkeit zum Ganzen seines Plans ist der einzige Maasstab, nach welchem er den Raum abmessen darf, den er den einzelnen Theilen anweisen kann.

Aber vor allem hat er dafür zu sorgen, dass sich keine Empsindung ausschließend, oder auch nur mit auffallendem Uebergewicht, unsrer Seele bemeistre. Daher würde z. B. ein eigentlich tragischer Stoff einer wahrhaft epischen Behandlung große Schwierigkeiten in den Weg setzen, da neben der Herrschaft, welche die Gefühle der Furcht und des Mitleids über uns ausüben, leicht nicht noch etwas and-

res emporkommen kann. Auch ist ein solcher von epischen Dichtern fast nie behandelt worden; denn das Tragische der Messiade s. B. löst sich wenigstens am Ende in Sieg und Triumph auf.

Indess darf man darum dennoch auch einen solchen Stoff nicht gans und gar aus dem Gebiele der Epopee verbannen. Bei keiner Dichtungsart kommt es eigentlich auf das Object, bei allen nur auf die Art an, wie dasselbe bearbeitet wird. Selbst die vollkommenste Tragodie, um sogleich das auffallendste Beispiel zu wählen, ließe sich auch an einer durchaus glücklichen und gelingenden Begebenheit ausführen. Die höchsten und hestigsten Bewegungen der Freude, Bewunderung und Entzücken, sind einer eben so großen Macht über die Seele fähig, und nehmen im Ganzen denselben hestigen und beschleunigten Gang, als die höchsten Bewegungen der Trauer und des Schmerzes; und wenn ein Dichter glücklich genug wäre, einen Stoff zu finden, in welchem der gelingende Erfolg, der das Ende krönte, einen Sterblichen auf einmal zu einem beinahe göttlichen Wohlthäter seines Geschlechts erhöbe, in dem der, welchem diese Auszeichnung zu Theil würde, ein Charakter wäre, der mit der krastvollsten Energie und dem edelsten Enthusiasmus das reinste und einfachste Gefühl der Unwürdigkeit zu einer so hohen Bestimmung verbände, und in dem endlich die Wendung, durch welche das Schicksal dies vollendete, recht plötslich und überraschend einträfe, so konnte er gerade eben die Gefühle der unruhigen Anspannung, der qualvollen Ungewisheit, und der höchsten und hestigsten Rührung bei der Entwicklung in uns hervorbringen, die uns jetzt bei eigentlich tragischen Stoffen so mächtig ergreisen. Wir würden uns auch, vorzüglich wenn der Dichter geschickt genug wäre, diejenige Leidenschaft, in welcher Ungewischeit, Qual und Entzücken am

englich beglückte Liebe, po. geter an helmuleles des des den beglückte Liebe, po. geter an helmuleles des des den besiehe Erhabenheit retten kann) nicht verkleinert würde ist dem würden wir uns eben so auf einen Augenblück von der Natur abgeschnitten, und auf unten eigen Stellestelle digkeit heschränkt emplinden, als bei der eigentlichen Ettigfeit. Deum des Gefühl eines unverdienten under filmsechwenglichen Glücks schlägt die Seele mit nicht geningen nes Gowalt, als die Größe des Schmerzes, nieder ing eine fich Graße, als ins moralisch-Erhabene, mehr phantestiel zie pragmatisch bearbeitet; giebt, um dies im Vorbeigeben zu hemerken, den höchsten und vollkommensten Begriff der ennsten und seierlichen Oper.

LXXXVI.

Gesetz der Totalität.

5. Das Gesetz der Totalität. So wenig ein ästhetisches Gesetz dem Dichter bestimmen kann, welches Object er zu wählen hat, eben so wenig kann es ihm verschreiben, wie viele derselben er in seinen Plan ausnehmen soll. Er hat seine Pflicht erfüllt, sobald er nur das Gemüth des Lesers in der Freiheit erhält, in der es an keinen einzelnen Gegenstand, nicht einmal an eine einzelne Classe derselben, gebunden ist. Diese Freiheit ist eine nothwendige Folge des Gleichgewichts zwischen den verschieden angespielten Empfindungen; sie ist zugleich die nothwendige Bedingung zu der erforderlichen Sinnlichkeit und Lebendigkeit unserer Ansicht.

Es ist ein schöner Vorzug der Kunst, uns von den inneren und äußern Fesseln zu lösen, durch die wir uns im wirklichen Leben so oft gehemmt fühlen; es ist ein noch edlerer, dass sie uns an der Stelle derselben eine gleich strenge, aber freie Gesetzmäsigkeit einslöst. Diesen Vorzug kann sich der epische Dichter vorzugsweise zu eigen machen, und dazu dient ihm gerade am meisten die Totalität, die Allgemeinheit des Ueberblicks, zu dem er sich erhebt. Je höher wir uns über unsrem Gegenstand besinden, um ihn in seinem Ganzen zu übersehen, desto sreier erhalten wir uns von seiner Herrschaft, aber desto inniger durchdringt uns das Gesühl seines Zusammenhanges und seiner Gesetzmäsigkeit; und in keiner Verbindung ist die Einbildungskrast so sicher, idealisch, d. h. mitten in ihrer Freiheit gesetzmäsig zu bleiben, als in der Verbindung mit dem beschauenden Sinn und dem organisirenden Verstande.

Der Epopee indes kann es auch an der Menge der Objecte nicht sehlen; keine Methode ist so sruchtbar, als die der höchsten Objectivität: denn um eine Gestalt herauszuheben, braucht man andre, die ihr zur Seite stehen, um eine Bewegung zu schildern, die, welche vor ihr vorhergehn und auf sie solgen. Den größesten Reichthum derselben wird man indes freilich nur bei der heroischen antressen.

LXXXVII.

Gesetz pragmatischer Wahrheit.

6. Das Gesetz pragmatischer Wahrheit. Man kann die poëtische Wahrheit überhaupt durch die Uebereinstimmung mit der Natur, als einem Object der Einbildungskraft, im Gegensatz gegen die historische, als die Uebereinstimmung mit derselben, als einem Object der Beobachtung, definiren. Historisch wahr ist, was in keinem Widerspruch mit der Wirklichkeit, poëtisch, was in keinem

Widerspruch, mit den Gesetnen der Einhildungskraft steht. Die Einbildungskraft überläset sich nun entweder blos die Willkühr ihres eignen Spiels, das sie nur künstlerisch aus. führt, oder sie felgt den innenn Gesetzen des imenschlichen Gomiths, oder den äußern der Naturi. Je nachdeminie eine dieser drei Richtungen wählt, wird die postische Waltheit su einer blofs en Wahrheit-der Phantasia. ein su einer idealischen, oder pragmatischen. Die erstere ist unter allen Dichtungsarten bloß in Mährchen brauchbar, bei welchem die Phantasie eigenfich bless mit ihrer eignen Kraft und an dem leichtesten Steff spielt; alles, wonach bei einem so willkührlichen Verfalum nach gefragt wird, ist bloss, ob die Einbildungskraft dies Züge in eine stetige Reihe, in Ein Bild susammensufassen im Stande ist. Die idealische Wahrheit ist voraugsweise ein Eigenthum des lyrischen Dichters und der Tragidis. Sie nimmt alles als vollgültig auf, was nur, nach der allgemeinen Beschaffenheit des Gemüths, nach den allgemeinen Gesetzen der Veränderungen desselben in ihm denkbar ist, es möchte sich nun übrigens noch so weit von der

^{*)} In so fern die Wahrheit überhaupt die durch den Verstand erkannte Uehereinstimmung eines Begriffs oder Satzes mit seinem Gegenstand ist, kann es eben so viel Arten der Wahrheit, als der Gegenstände geben. Nun unterscheiden wir von diesen vorzüglich vier in Absicht ihrer intellectuellen Behandlung sehr von einander abweichende Gattungen: 1. wirkliche; dann idealische, und zwar solche, die entweder 2. ein Werk der reinen Abstraction, metaphysische und mathematische, oder 3. der Einbildungskraft sind, poëtische; endlich 4. solche, die, an sich idealisch, auf wirkliche bezogen werden, empirisch-philosophische. Hieraus entstehen nun auch vier Gattungen der Wahrheit: 1. und 2. die historische und poëtische; 3. die speculative (metaphysische oder mathematische); 4. die philosophische (physische oder moralische), die nicht auf der Uebereinstimmung mit einer besondern Erfahrung, wohl aber mit der Erfahrung im Ganzen, beruht.

Natur entfernen, in der Erfahrung noch so sellen gefunden werden. Die strengere pragmatische hingegen verwirst alles, was nicht innerhalb des gewöhnlichen Laufs der Natur liegt, und schliesst sich genau an die Gesetze derselben, sowohl die physischen als die moralischen, in so fern sie mit jenen übereinstimmen, an. Sie fordert geradezu das Natürliche, und wenn sie auch das Außerordentliche und Ungewöhnliche nicht ausschließt, so muß es doch immer vollkommen auch mit dem Naturgange im Ganzen, mit dem Gattungsbegriff der Menschheit übereinstimmen, wenn es sich gleich darüber erhebt; die idealische weist dagegen auch das nicht zurück, was diesem letzteren wirklich widerspricht, und schlechterdings nur als Ausnahme in den Individuen angetroffen wird; und die blosse Wahrheit der Phantasie, die fast zu dem geraden Gegentheil von dem wird, was man gemeinhin Wahrheit nennt, übertritt sogar noch diese Schranken. Die Grenzen der idealischen und pragmatischen Wahrheit müssen natürlich, auf einzelne Fälle angewendet, sehr oft zusammenzulaufen scheinen; man wird sie indess nie verkennen, sobald man sich erinnert. daß alles das bloß idealische Wahrheit haben kann, worauf ein Gemüth stößt, das sich, abgesondert von dem Leben in der äußern Wirklichkeit, in seinen Ideen und seinen Empfindungen vertieft, und der äußern Geschäftigkeit und der lebendigen Heiterkeit eine innere Thätigkeit und einen blos sentimentalen Genuss unterschiebt, da hingegen in dem, welcher sich überall an die Natur außer ihm anschliesst, in ihr allein lebt, webt und geniesst, nichts vorgehen kann, was nicht die höchste und in die Augen fallendste pragmatische Wahrheit besäße.

Dies aber ist das Gebiet des epischen Dichters. Seine Kunst geht aus der Fülle des Lebens hervor, und führt eben so auch dahin zurück. Er flieht daher alle gleichsam

übermäßige Verfeinerung in Gedankes und Emplindunges, alle verwickelten und schwer zu ergründenden Charaktere and Emplindinger; was damit verwands ist, kement ille unnatürlich und kleinlich zugleich von Er braucht große und helle Massen, und Gegenstände jener Arti vertragui des sounichte Licht nicht, das er über seines Gegenzifti amangielsen gewohnt ist. Er will außerordentliche Misschan mahlen, aber doch nur solche, die es durch den Guil ihrer Krast, durch die Reinheit ihres Wesens, nicht dathsam durch eine seltne Organisation sind; im Ganzen sellen sie mit allem, was nur überall das Menschlichste und Netärlichste ist, in dem vollkommensten Einklange stellen; was er daratellt, muss der blosse gesunde und gerade dans durchaus zu fassen und sich anzueignen im Stande setze Dies auch allein ist der reinen objectiven Darstellung fähig. you der er sich niemals entfernt.

Dessenungeachtet kann er indefs nicht weniger auch einen Gegenstand, der nah an das bloss Idealische grenzt, aus jener gleichsam fremden Welt in seine Dichtung hinüberführen; und wir haben im ersten Theile dieser Abhandlung gesehn, dass die Eigenthümlichkeit der neueren Poësie, und besonders die unsers Dichters, großentheils hierauf beruht. Nur muß er alsdann nicht versäumen, dagegen das Gemüth seines Lesers vollkommen pragmatisch zu stimmen, und dadurch wieder den Missklang aufzulösen, den sonst ein solcher Gegenstand in dieser Gattung nothwendig bewirken müßte. Ist er aber hierin glücklich, so erhöht er den Reiz seiner Dichtung, da er ihre Grenzen erweitert, ohne ihrem Charakter zu schaden. Denn wenn es eine Hauptregel für den Dichter ist, die Reinheit der Stimmung, welche jeder Dichtungsart eigenthümlich angehört, in ihrer höchsten Vollkommenheit zu bewahren: so ist es eine nicht minder wichtige, die Gegenstände, welche

jede sich natürlicher Weise zueignet, so viel als möglich zu vervielfältigen, und gegen einander umzutauschen.

Die heroische Epopee läuft weniger Gesahr, gegen dies Gesetz zu verstossen, als die ihr entgegengesetzte. Aber je genauer auch diese es beobachtet, je mehr sie hohen und seinen Charaktergehalt zugleich mit dieser natürlichen Einsachheit zu verbinden weiss, je mehr sie originelle Individualität in einer Dichtungsart geltend macht die immer, selbst in den Individuen, nur die Gattung zu zeigen strebt, desto größer ist ihre Wirkung.

Denn der Mensch ist nie schöner, als wenn er sich dasjenige, was er ausschließlich durch seine eigne Kraft gebildet hat, dergestalt aneignet, daß es in ihm als eine allgemeine Eigenschaft der ganzen Menschheit erscheint.

LXXXVIII.

Plan des Gedichts. - Gang der Handlung.

Dies sind die vorzüglichsten Gesetze der epischen Dichtkunst. Sie sind alle eigentlich nur verschiedene Ausdrücke
der lebendigsten Objectivität; Anwendungen des allgemeinen Begriffs der Epopee auf die einzelnen Forderungen,
welche an den Dichter ergehen. Daher ließen sie sich
vielleicht auch noch unter andre Benennungen bringen;
uns schien es indeß die allgemeine Uebersicht am meisten
zu erleichtern, zuerst diese Regeln festzusetzen, welche der
Dichter bei-allen einzelnen Theilen seines Verfahrens beobachten muß, und dann diese letzteren selbst durchzugehen.
Mit diesem letzten Geschäft wollen wir nunmehr noch diese,
nur vielleicht zu ausführliche Beurtheilung beschließen, und
den Plan, die Charaktere und den Vortrag unsres
Gedichts nach den eben aufgestellten Gesetzen mit wenigen
Worten prüfen. Zugleich wird uns dies Gelegenheit geben,

steelerdiejenigen einzelnen Bemerkungen einsustreuen, die in dem bisherigen Gange keinen Platz finden komiten v. u: 28th Der Plan untres Gedichts vereinigt die zwitfache Schonkeit in sich, daß alle einzelnen Theile vollkeunnen fest und doch durchaus zwangles verbunden sinder Niemand wird in einer Composition von as kleineum Umfange die polypenartige Ersengung eines Theils: aus: dem: andem elWitten, die jedem für sich noch eine eigne Selbstätlindig kelt einraumt, welche die Iliade zu einem so großen, with Ariosts rasenden Roland (denn auch hierin steht neur lies Midiatische Sänger dem Griechischen nahe) zu einem so reichen und mannigfaltigen Ganzon macht. Dagegen drängt sich nicht, wie man wohl sonst der modernen Dielskunst Schuld gegeben hat, das Einzelne auf eine hate. und mehr dem Verstande angemessene, als der Phantasie gefällige Weise in Eine Spitze zusammen. Vielmehr geht jedes folgende Glied in der Kette von Umständen frei und willig aus dem vorhergehenden hervor, und doch ist das Ganze eine stetige, überall zusammenhängende Folge von Begebenheiten. Indem es vom Anfange aus zu einer gewissen Mitte aufsteigt, und sich von da wieder bis zum Ende hinabsenkt, bildet es einen kleinen, aber durchaus geschlossenen und in allen seinen Punkten erfüllten Kreis.

In dem Ende selbst schließen sich alle Theile, die der Dichter vorher einzeln gezeigt hat, vollkommen zusammen; alle vorher aufgeregten Empfindungen finden darin ihre genügende Befriedigung. Herrmanns Wunsch Dorotheen zu besitzen ist erfüllt; die Naturen, die für einander bestimmt schienen, haben sich gefunden, und beginnen nun ein neues und schöneres Leben. Indes bleibt es doch immer, nach wahrhaft epischer Weise, mehr ein Schluß des Dichters, als ein Ende der Handlung selbst. Wenn auch das Mädchen eingewilligt hat, wenn die Eltern ihre Zustimmung

gegeben haben; so könnte in der Wirklichkeit doch noch mehr als Ein Hindernis unerwartet dazwischen treten, und die wirkliche Verbindung, die noch nicht geschehen ist, ausschieben. Wäre es möglich, diesen Stoff als Tragödie zu behandeln; so würde sogar erst hier der Knoten geschürzt werden, erst hier die Handlung angehen müssen. So mächtig aber ist die Stimmung, in welche der Dichter unser Gemüth versetzt, so ganz hat er dasselbe in seiner Gewalt, dass, wenn wir alsdann mit Gewissheit plötzliche Schwierigkeiten erwarten würden, wir hier die eigentliche Vollsiehung der Verbindung selbst nur als eine nothwendige Folge ansehen, die der Dichter bloss darum nicht mit in seinen Plan ausnimmt, weil sie sich nunmehr natürlich von selbst versteht.

Bei einem Stoff, wie ihn unser Dichter wählte, musste nothwendig ein großer Theil seines Gedichts in Gesprächen bestehen; eine gewisse Armuth an Handlung kann ihm bei einem solchen Gegenstande nicht als Fehler vorgeworfen werden. Wohl aber mus man ihm den Reichthum an Bewegung zum Verdienst anrechnen, den er sich auch hier noch zu verschaffen gewusst hat. Wenn man von dem Dichter nicht mehr verlangen kann, als dass er aus seinem Stoff alles das Leben, alle die sinnliche Mannigfaltigkeit ziehe, deren derselbe fähig ist, so hat der unsrige diese Pflicht im genausten Verstande erfüllt. Wir wollen hier nicht anführen, wie gut er das Gedränge und die Verwirrung des Zuges, das Elend des Kriegs, die merkwürdige Begebenheit, die ihn veranlasste, zu benutzen verstanden hat; diese Dinge waren vielleicht zu groß und zu sehr in die Augen fallend, um stillschweigend bei ihnen vorüberzugehen. Aber wie anschaulich hat er auch das geschildert, was allein das Werk seiner Einbildungskraft ist; wie macht er uns mit dem Hause, den Besitzungen, dem Wohnort, den Schicksalen der Familie Herrmanns bekannt! Wie lebendig wird nun alles um uns her, da wir mit der Mutter den weiten Hof, den wohl bepflanzten Garten und Weinberg, das fruchtbare Feld durchstrichen haben, aus ihrem Munde den fürchterlichen Brand des Städtchens, aus den Gesprächen des Vaters die allmählige Aufnahme desselben erfahren, da wir die Familie bis auf den Ahnherrn hin nennen!

In der That werden nur wenige auch unter den gröseren Gedichten, so viele und so große sinnliche Gegenstände außtellen; das einzige, was man vermissen kann, ist bloß, daß es nicht möglich war, auch nur alle bedeutenden unter denselben zugleich in Handlung zu setzen. Aber dies ändert nicht sowohl die Stärke, als nur die Art der Wirkung; es macht nicht, daß wir weniger, nur daß wir mit andren Augen sehen. Dadurch ist das Feld des Dichters nicht verengt, nur sein Ton verändert worden.

Wo derselbe indes nun wirklich Handlung dargestellt hat, da geht sie auch ununterbrochen sort, steht sie vom ersten Gesange an keinen Augenblick stille. So oft wir auch blos Zuhörer der Unterredungen der aufgeführten Personen sind, so vertreten dieselben doch nie die Stelle der Handlung, sondern sind immer vollkommen an ihrem Platz. Statt also das ihre häusige Wiederkehr ein Fehler des Plans wäre, ist sie nur eine unvermeidliche Folge des einmal gewählten Stoss. Sie dienen noch auserdem eine gewisse Weile zu bewirken, den Gang der Handlung bald anzuhalten, bald zu beschleunigen. Denn nirgends bewegt sich dieselbe weder zu rasch für die Zeit, die ihr gegeben ist, noch zu langsam für die begierige Ausmerksamkeit des Lesers.

Was aber diesem Gange vorzüglich Leichtigkeit und Natürlichkeit giebt, ist die Menge der einzelnen Momente, in welche sie vertheilt ist, und deren man in diesem klei-

nen Umfange, ohne nur irgend zu sehr einzuschneiden, gewis gegen Hundert zählen könnte. Wie wichtig dieser Umstand ist, beweist uns Homer, der vorzüglich dadurch die ungeheure Individualität, die schöne Bewegung, das rege Leben erhält, dass er alle Augenblicke absetzt, und daß immer Moment auf Moment folgt, so dass der kürzeste Gesang, wenn man ihn am Ende in allem seinem Detail, nach allen den Punkten übersieht, wo man, einen Augenblick verweilend, von einem Umstande zum andern tiberging, in der Erinnerung eine beträchtliche Länge erhält, dadurch die Natur nachahmt, und die Phantasie gleichsam täuscht, die wirkliche Zeit selbst mit durchlausen zu haben. Je mehr die Kette der Begebenheiten gegliedert ist, desto weniger scheinen die einzelnen Glieder aus der willkührlichen Anlage des Dichters, desto nothwendiger aus einander selbst zu entstehen, und desto geschmeidiger wird das Ganze. Dadurch vorzüglich unterscheidet sich der Dichter der Natur von dem Dichter der Schule, und selbst ohne auf den Zuwachs zu sehen, den er dadurch an Leichtigkeit und Freiheit gewinnt, ist es schon in Absicht der blosen Form des Fortschreitens der Handlung der Einbildungskraft gefälliger, sie, gleich einem leicht bewegten Strome, in lauter kleinen, sanst gebrochenen und dech immer stetigen Wellen hinfließen zu sehen.

LXXXIX.

Echt dichterische Erfindung des Ganzen.

Bei der Anordnung des Details ist kein Umstand, der aus einem andern, vorher angegebenen, natürlich herfließt, ausgelassen, und kein angeführter unbenutzt geblieben, und eben so wenig findet man einen, dessen der Dichter bedurft hätte, und der nicht schon durch die einmal vorausgesetzten Verhältnisse mitgegeben gewesen wäre. Wie in einer vollkommen ausgearbeiteten Bildsäule nichts mehr bloßer Stoff ist, wie auch der kleinste Raum, über den der Finger hinweggleitet, seine eigne Form und seine eigne Begrenzung hat, so ist auch hier alles bestimmt, und jede Bestimmung erzeugt immer von selbst wieder die folgende. Der Leser hätte sie hinzufügen müssen, wenn es der Dichter versäumt hätte.

Gerade nun dadurch zeichnet sich das echte Dichtergenie in der Composition aus, dass es seinen Gegenstand gleich dergestalt in die Phantasie auffasst, dass sich alles davon absondert, was keiner poëtischen Wirkung fähig ist, alles hingegen, was diese vermehren kann, sich von selbst darin findet. Ohne nur irgend zu suchen, muß der Dichter in dem Stoff, den ihm die Begeisterung zuführte, selbst verwundert, alles vereint, und nur das antreffen, was er bedarf; er mus blos entwickeln, was ihm, gleich als wäre es das Geschenk eines glücklichen Ungefährs, sein Genius, ohne sein Bemühen, nur durch die Kraft seiner Natur gab. Dies ist hier um so auffallender, da ein so einfacher Stoff und im Grunde nur ein einziges Verhältnis aufgestellt wird. Der Dichter kann hier nicht, wie z. B. Homer bei der Schilderung einer Schlacht, mehrere Bilder zugleich anlegen, und von dem einen zum andern übergehn; er mus sein ganzes Material sich allein aus sich selbst erzeugen lassen.

XC.

Augenblick, in welchem die Handlung anhebt.

Die Wahl des Augenblicks, in welchem der Dichter die Handlung aufnimmt, gehört zu den vorzüglichsten Beweisen seiner Geschicklichkeit in der Behandlung derselben. Denn von ihm hängt das Interesse ab, das sogleich und unmittelbar in uns erregt werden soll. Daher ist es beinah zur Regel geworden, den Zuhörer gleich in die Mitte der Begebenheit zu versetzen, und in der That ist jeder Anfang zu leer und unbestimmt; es bleibt zu ungewiß, was man sich von dem Erfolge versprechen darf, als daß schon da eine bedeutende Theilnahme entstehen könnte. Auch unser Dichter ist dieser Regel getreu geblieben, er hatte aber hierzu noch einen andern und wichtigern Grund.

Der Ansang seiner Handlung ist Herrmanns Fahrt nach dem Zuge der Ausgewanderten, und die Vertheilung der Geschenke, mit welchen ihn seine Eltern hingesendet hatten. Diese ganze Scene entzieht er unsern Augen; wir hören nur die Schilderung derselben aus Herrmanns und des Apothekers Munde; dies aber ist auch die einzige Stelle, wo wir nicht unmittelbare Augenzeugen des Geschilderten sind. Die Hauptgruppe in unserm Gedicht ist Herrmanns Familie; wenn wir an der Begebenheit die uns erzählt wird, Theil nehmen sollen, so müssen wir erst mit dieser vertraut werden. Diese müssen wir also auch allein im Vordergrunde erblicken. Hätte der Dichter jene Schaar ausgewanderter Flüchtlinge, die Verwirrung ihres Zugs, das Unglück ihrer hülflosen Lage, unmittelbar selbst uns vorgeführt, so hätte unser Gemüth, durch diesen ungeheuern Gegenstand plötzlich erfüllt und zerstreut, sich nicht wieder auf den Punkt sammeln können, in welchem doch eigentlich allein das ganze Interesse verborgen liegt. Er hätte, in der Nähe auftretend, alles Andre gewaltsam niedergeschlagen, da er jetzt, in der Ferne erscheinend, vielmehr eine überaus schöne und verstärkende Wirkung hervorbringt. Hat unser Dichter nur erst Zeit gewonnen, uns seine Personen und ihre Schicksale ans Herz zu legen, so scheut er sich nicht mehr, uns mitten in das größeste Gewühl zu führen, uns mit den erschütternden Schilderungen eines furchtbaren Kriegs und einer großen Revolution zu unterhalten. Er hat uns einmal eine bestimmte Empfindung eingeflößt; statt daß wir aus derselben herausgehen sollten, ist er gewiß, daß wir nur auf sie allein alles Fremde beziehen.

Auf diesem Zuge ist es ferner, das Dorothea zuerst ihrem Herrmann erscheint, und der Dichter erreicht nun auf einem den doppelten Zweck, wenn er mit der Begebenheit selbst auch den Eindruck schildert, den sie in ihm zurückgelassen hat. Endlich schließt sich die Zeit der ganzen Handlung kürzer und schöner zusammen, wenn das Gespräch über Herrmanns Verheirathung, das den eigentlichen Ansang der Verwickelung macht, auch gleich in den ersten Gesängen anhebt, wenn es die erste bedeutende Scene ist, die wir vor unsern Augen vorgehen sehen.

XCI.

Entscheidende Umstände, durch welche die Handlung ihre Hasptwedungen erhält.

Drei Hauptwendungen sind es vorzüglich, durch welche die Handlung eine entschiedene Richtung erhält: der Streit zwischen dem Vater und dem Sohn; das Begegnen Herrmanns und Dorotheens am Brunnen; und sein Antrag, sie nur als Magd in sein Haus zu führen, verbunden mit der verstellten Rede des Geistlichen, durch welche dieser zie hieraus entstandene Verwirrung noch weiter fortdauern läßt. Alle diese drei Umstände aber entspringen durchaus natürlich aus der ganzen jedesmaligen Lage, und die beiden letzteren passen noch überdies so gut zu dem Charakter des epischen Gedichts, dass der Dichter sie schen in gibeer

Hinsicht hätte wählen müssen, wenn er sie auch nicht zu seiner Absicht gebraucht hätte.

Der Vorwurf des Vaters beschleunigt den Gang der Handlung, die sonst nicht so leicht zur Entscheidung gekommen wäre; Herrmanns Gemüth musste durch sie so bewegt, seine zärtliche Mutter um ihn so besorgt, sein Herz durch ihre liebevolle Sorgfalt so tief gerührt werden, wenn er, der sich sonst so schwer entschloss, sich so schnell entdecken, so plötzlich die entscheidenden Schritte zu wagen entschließen sollte. Zugleich aber ist es so natürlich, dass der Vater in einer Stunde, wo er heiter gestimmt, aber durch die Begebenheiten der Zeit ernsthaster bewegt ist, der Verheirathung seines Sohnes gedenkt, die ihm schon lange am Herzen lag, und dass der Anblick so vieler Unglücklichen, welche das Schmerzliche einer traurigen Flucht darum noch bittrer empfanden, weil ihre Frauen und Kinder es mit ihnen theilten, das Gespräch überhaupt auf diese Materie lenkt.

Von dem Begegnen beider Liebenden am Brunnen haben wir schon im Vorigen gesprochen; es gehört zu den Ereignissen, in welchen gerade das Wunderbare und Ueberraschende natürlicher ist, als das Gegentheil. Kein Zustand einer stärkeren Leidenschaft, einer höheren Spannung der Seele wird je ohne ein solches ungefähre Zusammentreffen bloß zufälliger Umstände gefunden werden; sey es nun, daß wir alsdann nur diese Umstände schärfer herausheben und dauernder in unserer Empfindung außbewahren, oder sey es wirklich, daß eine geheime und unbegreißliche Sympathie der Seele diejenigen zusammenführt, die in ihren innersten Empfindungen Eins sind, oder daß dieselbe Gemüthsstimmung ihnen wenigstens ähnliche Richtungen gebe, in welchen sie sich öfter und leichter begegnen.

Die Schürzung des Hauptknotens endlich entspringt

sehr natürlich aus Herrmanns und Dorotheens Charakter. Er, seierlich gestimmt und tief bewegt, und aus mehr als Einem Grunde, aber vorzüglich wegen des Ringes (den der Dichter so trefflich benutzt hat) an der Erfüllung seiner Wünsche zweiselnd, mußte nothwendig in seinen Worten zaudern und stocken; Dorotheens leichte und gewandte Besonnenheit ihm eben so nothwendig mit einer kurzen Entscheidung zu Hülfe kommen. Das Unglück ihrer Lage muß ihr einen Antrag zur Heirath so unglaublich, und dagegen den, den sie wirklich annimmt, so wahrscheinlich machen; und seine Schüchternheit, seine Freude, sie doch wenigstens nun in seiner Nähe zu besitzen, seine Furcht, durch einen andern Zusatz auf einmal alles wieder zu verderben, muß ihn diesen Ausweg, den sie ihm darbietet, mit beiden Händen ergreisen lassen.

In der That hätte der Dichter kein glücklicheres Mittel finden können, seine Wirkung zugleich hinzuhalten und zu verstärken. Wie schön wird nun der Rückweg der beiden Liebenden durch dies Missverständnis, das Dorotheen die ganze Freiheit in ihren Aeußerungen gegen Herrmann erhält, welche das Bewußtseyn anerkannter Gefühle nothwendig raubt! Welche liebliche Zweideutigkeit bringt es in die Worte des Jünglings, mit denen er immer zweifelnd, aber auch immer bald mehr, bald weniger hoffend, ihr seine Besitzungen, das Haus seiner Eltern, dies Fenster der Kammer zeigt, die er bisher einsam bewohnt hat, und nun doppelt glücklich an ihrer Seite bewohnen wird. Wie gern hören wir ihn hier, nicht mehr im Stande seine Empfindung ganz an sich zu halten, ihr sagen, dass diese Kammer künftig die ihrige seyn wird, aber auch gleich durch den Zusatz:

- wir verändern im Hause,

wieder das zurücknehmen, wodurch er sich verrathen zu

haben glaubt. Wie glücklich hat der Dichter diese ganze Stelle auf einem reizenden Mittelwege zwischen dem Ernst der Wirklichkeit und dem Spiel einer bloßen Einbildung gehalten.

Die letzte von denen, welche wir hier zusammen anführten, und welche die Entwickelung noch am Schluss einen Augenblick verzögert, thut uns, wie sich nur wenige Leser werden abläugnen können, auf gewisse Weise wehe. Wir haben einen so innigen Antheil an Herrmanns und Dorotheens Gefühlen genommen, dass wir die Verwirrung, die, wenn sie uns bis jetzt selbst ergötzte, nun für beide drückend werden kann, gern unmittelbar gelöst wissen möchten; wir sympathisiren überhaupt inniger mit ihnen, als mit den andern Personen, die eben im Hause versammelt sitzen; wir sind schon darum anders und zarter, als sie, bewegt, weil wir die beiden Liebenden auf ihrem Wege begleiteten, weil wir, eben so wie sie selbst, durch die Ungewissheit ihrer Lage und die augenblickliche Verstimmung durch den Unfall auf der Treppe des Weinbergs reizbarer und verwundbarer geworden sind. Dagegen ist der Pfarrer zwar ein aufgeklärter und einsichtsvoller Mann, aber mehr eine heitre und unbefangne, als empfindsame Natur, und in dem Augenblick, da das Paar in die Thüre tritt, freut er sich ein Werk vollendet zu sehen, das er größtentheils selbst bereitet hat. In diesem Moment kann er, weniger um den Schmerz, den er augenblicklich zufügen wird, als um die Erklärung bekümmert, die er hervorlocken will, der Versuchung nicht widerstehen, das Gemüth des Mädchens aufs Aeuseerste zu bringen, und dadurch ihre Gesinnung zu prüfen. In diesem Sinn setzt er die Verwirrung durch Verstellung fort, und auf diese Weise konnte der Dichter eine Aeuserung nicht vermeiden, zu der einmal alles gegeben, alles vorbereitet war.

Aber er hätte auch seinen epischen Vortheil nur wenig verstanden, wenn er sie, durch eine falsche Delikatesse verleitet, hätte aufgeben wollen. Denn gerade diese minder sorgfältige Achtung zarter Gefühle, diese Stimmung, in der wir andre nicht für verwundbarer ansehen, als uns selbst, und daher ohne weitere Rücksicht unsern Launen oder Einfällen folgen, vielmehr an absichtlich angerichteten Verwirrungen und Missverständnissen, von denen wir doch voraussehen, dass sie sich zuletzt in einen bloss heitern Scherz auflösen müssen, eine sichtbare Freude haben, ist den eigentlich natürlichen, rein realistischen, und also durch beides wahrhaft epischen Charakteren am meisten eigen. Daher findet man auch Stellen dieser Art nirgends so häufig, als in den Alten, und Homers "herzzerschneidende Worte," die vorzüglich in der Odyssee so oft wiederkehren, stehen meistentheils in keiner andern Bedeutung da, als hier die Rede des Geistlichen, nur dass ihnen mehr lustiger Scherz und manchmal sogar eine gewisse Rohheit beigemischt ist.

So wie diese einzelnen, sind die meisten, oder, genaus genommen, vielmehr alle Umstände, die der Dichter in seinnen Plan verwebt hat, durch eine dreifache Nothwendigkeit begründet:

- 1) als Folgen des vorher Gegebenen;
- 2) als Mittel zum Zweck des Ganzen;
- 3) endlich als die tauglichsten Werkzeuge zur Herverbringung einer wahrhaft epischen Wirkung, und daran das dieses alles immer unsertrennlich susammengest sicht nam dass das Ganze aus einer einzigen rein dichterisches Aaschauung entstanden ist. Dies durch alle Theile des Gedichts hindurch einzeln zu zeigen, würde eine überflüsstes Arbeit seyn, da gewis alle in ihrer ganzen Verkettung dem Leser gegenwärtig sind. Auch behen wir im Vorigen (XX XXXVI.) schon eine Veranlassung gefunden, die

uns beinah durch das ganze Gedicht vom Anfange bis zum Ende geführt hat. Wir können uns daher hier begnügen, nur noch ein Paar allgemeine Bemerkungen hinzuzufügen.

XCII.

Benutzung des Orts und der Zeit.

Die Quellen, aus welchen der epische Dichter alle seine Mittel schöpft, sind allein der Lauf der Begebenheit und die Natur der Charaktere, die er darstellt. Der unsrige, der in dem ersteren keine große Hülfe finden konnte, mußte sich vorzugsweise an die letztere halten; indeß hat er der eigentlichen Begebenheit etwas andres unterzuschieben gewußt, wovon er mehr, als vielleicht bisher ein andrer Dichter, trefflichen Nutzen gezogen hat — den Ort und die Zeit.

Beide bestimmt er mit unermüdlicher Sorgfalt, bei beiden vernachlässigt er schlechterdings keine Beziehung, die sie auf die Handlung oder die Personen haben können; und dadurch gruppiren sich nun in diesen Umgebungen die Figuren noch dichter und schöner zusammen. Die Zeit der Handlung ist, wie das Verhältniss zu ihrem Umfange forderte, nur sehr kurz, nur von dem Anfang des Nachmittags bis zum Einbruch der Nacht. Auch dies ist wieder zugleich in der Lage der Sachen gegründet. Eilte nicht Herrmann, Dorotheen noch an demselben Tage zu besitzen, so zog sie fort, und verschwand ihm vielleicht auf immer

in der Verwirrung des Kriegs und im traurigen Hinziehn und Herziehn.

Der Tag ist ein schwüler Sommertag, der sich mit einem Gewitter und Regengus endigt. Wie gut der Dichter diesen Umstand, den Einflus der Tagszeit und des Himmels auf die Stimmung der Personen benutzt hat, davon haben

wir schon oben ausführlicher gesprochen. Aber er hat auch die allmäligen Grade, durch die bei der Hitze eines schwülen Sommertags sich nach und nach ein Gewitter zusammenzieht, so stufenweis und so mahlerisch geschildert, und diese Schilderungen überall so natürlich eingeflochten, das wir den Nachmittag und Abend mit zu durchleben, die staubige Hitze zu fühlen glauben, den Himmel sich gegen Abend nach und nach schwärzen, endlich die schweren Wolken den voll und hell stralenden Mond verschlingen sehn.

Nicht weniger sorgfältig macht er uns mit dem Local bekannt, nicht weniger Vortheil zieht er aus einigen schönen Standpunkten, wie aus der Aussicht auf das Städtchen am Birnbaum. Wir kennen die Stadt, den Weg zum benachbarten Dorf, den Fusspfad, der von da durch das Korn zu Herrmanns Besitzung führt, vor allem aber den Gang vom Birnbaum in die Wohnung, den wir zweimal mit so verschiednen Empfindungen zurücklegen, genau. Dennoch ist in keinem einzigen Verse eine absichtliche Beschreibung enthalten; aber da alle Personen immer mit der ganzen Anschaulichkeit reden, die sonst nur ein wirkliches Gespräch hat, und da es ein kleiner Kreis ist, in dem man sich herumdreht, in dem also dieselben Gegenstände mehreremale wiederkehren: so ist es eben so viel, als hätte man diesen halben Tag an dem Orte selbst zugebracht. Der Dichter dachte sich die Handlung nie ohne das Local, und dieses nie ohne jene; daher zeigt er es immer zugleich mit ihr, und beschreibt es nie allein und für sich. So kann z. B. der Apotheker, wenn er, ohne alle Absicht, in einer ganz episodischen Erzählung den Ort einer Spaziersahrt nennt, auf keinen andern, als auf den Lindenbrunnen kommen, der uns schon durch eine ganz andre Erinnerung so werth ist; und eben so in allen übrigen Stellen.

Aber unsrem Dichter macht es auch die Eigenthüm-

lichkeit seines Stoffs mehr, als einem andren, zur Pflicht, die äußern Verhältnisse seiner Personen nicht zu vernachlässigen. Da sie immer weniger durch ihre einzelnen Handlungen, als durch ihren Charakter, ihre Gesinnungen, ihre Lebensart interessiren können, so darf er nicht weniger Sorgfalt darauf verwenden, diese Dinge, die sie täglich umgeben, als sie selbst, zu zeigen.

So hat sein Plan den festesten Zusammenhang, so durchgängige Stetigkeit der Bewegung und vollkommene Einheit des Ganzen. Aber er verbindet mit diesen Vorzügen noch einen andern, der, wenn er auch nicht seine epische Tauglichkeit vermehrt, doch die Wirkung des Gedichts sehr angenehm verstärkt, nemlich eine gewisse regelmässige, man dars es sagen, absichtliche Symmetrie. Sie kann dem aufmerksamen Leser von selbst nicht entgangen seyn, und auch wir haben sie schon an mehr als Einer Stelle in dem Bisherigen berührt. Sie giebt der ganzen Production eine gewisse Lieblichkeit und Zierlichkeit, die nur der Kunst angehört, und den Werken derselben um so sichtbarer eigen seyn muss, als es ihnen an großem Umfang und an eigentlicher Erhabenheit abgeht. Wo sie fehlt, wird das Ernste leicht feierlich, das Pathetische leicht drückend; wo sie übertrieben ist, geht alle Wahrheit und aller Eindruck auf die Empfindung verloren. So, wie unser Dichter, hierin die Mittelstrasse zu halten, die höchste und einfachste Natur, so ganz ohne ihr das Mindeste ihrer Wahrheit zu entziehn, mit dem sichtbaren Gepräge der Kunst zu stempeln, ist vielleicht der sicherste Beweis einer echten Kijnstlernatur.

XCIII.

Stetigkeit in den nach einander erregten Empfindungen. — Ausnahme davon. — Mittel des Apothekers gegen die Ungeduld.

Eben die Stetigkeit und Einheit, die in dem Plan des Gedichts herrscht, sinden wir auch in den Empfindungen, die nach einander erregt werden, wieder. Alle kommen in der reinsten und menschlichsten Theilnahme an der Bildung und an dem Glücke der Menschheit, in der Gesinnung mit einander überein, die, billig in der Beurtheilung Andrer, uns bloss streng gegen uns selbst macht, aber uns doch immer in ununterbrochener Thätigkeit und heitrem Muthe erhält. Im Einzelnen läuft jede immer sanft in die andere über. Wenn das Gespräch eine zu ernsthafte oder rührende Gestalt annimmt, so giebt ihm der Apotheker eine leichte und lustige Wendung; wenn dieser uns zu sehr in seinen Kreis herabzieht, so führt uns der Geistliche zu einer allgemeineren philosophischen Ansicht. Besonders finet sich dieser Uebergang vom Pathetischen durch das Komische zur bloßen Betrachtung eben so häußig, als er auch im Leben selbst durch die zufällige Mischung der Charaktere, und selbst durch eine gewisse innre Nothwendigkeit in dieser Folge, fast beständig zurückkehrt.

Nur in einer einzigen Stelle ist ein sichtbarer Sprung, ein gewissermaßen greller Contrast; aber da ist er auch nothwendig, da fordert ihn die Veranlassung selbst mitten in der sonst nirgends unterbrochenen Stetigkeit der epischen Gattung. Unsre Leser errathen gewiß, daß wir von dem Mittel gegen die Ungeduld reden wollen, das der Apotheker noch im Alter seinem seligen Vater verdankt; keiner von ihnen wird über diese Stelle leicht ohne allen Anstoß weggelesen, jeder sich gefragt haben, was es eigentlich ist, das ihn so sonderbar daran trifft. Wir wollen versuchen.

an unsrem Theil von dem Verfahren des Dichters Rechenschaft zu geben.

Herrmanns Eltern saßen unruhig mit den beiden Freunden da, und erwarteten mit Ungeduld die Ankunft ihres Sohns und den Ausgang der Begebenheit. Die Wichtigkeit dieser Entscheidung ließ kein andres Gespräch außkommen; die Mutter vermehrte das Uebel noch durch laute Klagen, durch Hin- und Herlausen, und durch Vorwürse, die sie den Freunden machte, die ihn allein gelassen hatten. Besonders wuchs dadurch der Unmuth des schon hestigen Vaters. So müssen wir uns die Lage in dem Zimmer denken, und so schildert sie uns der Dichter.

In dieses Zimmer soll nun, wenige Augenblicke nachher, das liebende Paar eintreten. Soll jetzt der Dichter diesen Augenblick durch das Unangenehme dieser allgemeinen Verstimmung verderben? Unmöglich. Er muß vielmehr ihren Empfang vorbereiten; man muss an dem vollen Eindruck auf alle Gemüther fühlen, dass es Herrmann und Dorothea sind, die hereintreten. Was giebt es aber für einen Uebergang aus diesem Zustande in einen andern, ehe noch die Ursache desselben aufgehört hat. Offenbar keinen andern, als einen gewaltsamen. Wodurch kann er bewirkt werden? Offenbar nur durch etwas Grosses und in die Augen Fallendes; nur durch einen grellen und harten Contrast. Denn da die Aufmerksamkeit immer allein auf die beiden Hauptfiguren gerichtet bleiben soll, so muss der Dichter suchen, die Veränderung hervorzubringen, ohne doch dem Gegenstande, den er dazu braucht, eine eigne Wichtigkeit einzuräumen. Gerade die Veränderung also ist es, die er fühlbar machen muss, und darin besteht eben das, was wir Contrast nennen.

Wenn man die Aufgabe auf diese Weise stellt, so bewundert man mit Recht, wie glücklich der Dichter das Mit-

tel gefunden hat, sie zu lösen. Das Bild des Todes ist es, das er wählt, und das unter allem, was sich ihm darbieten konnte, gerade das einzige Passende war. Denn indem es zugleich den doppelten Gedanken der Vernichtung und des Lebens herbeiführt, schüttelt es durch den ersteren das Gemülh aus jedem Zustande auf, in welchem es sich immer befinden möchte, und läßt durch den letzteren plötzlich auf die augenblicklich dadurch hervorgebrachte Leere die schönste Fülle nachfolgen. Auch benutzt unser Dichter beide Seiten gleich vollkommen; scheuet sich nicht, uns zuerst den Tod in seiner ganzen Gräßlichkeit auf eine recht Gothische Weise in der Enge des Sarges, der Schwärze der Farbe, der Gleichgültigkeit der Arbeiter zu zeigen, die das Haus, das einen Menschen auf ewig in sich verbergen soll, mit eben der Gleichgültigkeit, wie einen gewöhnlichen Hausrath, verfertigen; und sammelt hernach die ganze Stärke seiner Sprache, um das Leben in seiner schönsten Fülle und Kraft zu schildern. Unmittelbar also aus der unvortheilhaftesten Stimmung zum Empfange des Brautpaars hat er die beste und erwünschteste hervorgerufen.

Wie trefflich sind aber auch hier wieder alle ührigen Umstände behandelt! Wie anschaulich sehen wir, dem Apotheker gegenüber, die Wohnung des Tischlers; wie geschäftig arbeiten Meister und Gesellen, wie passend ist die sonderbare Erzählung dem Apotheker, die herrliche Anwendung dem Geistlichen in den Mund gelegt; wie hähesh ist die ganze Fabel ersonnen! Denn was könnte in der That besser den Ungeduldigen zurecht weisen, als die Nähe des Todes und die Schnelligkeit der Zeit, die sein thörichter Unverstand noch gewaltsam vor sich wegzutreiben eik!

XCIV.

Charaktere des Gedichts. — Allgemeine Gattung, zu der dieselben gehören. — Ihre Aehnlichkeit mit den Homerischen.

Die wahre und natürliche und zugleich seste und bestimmte Zeichnung der Charaktere fällt zu sehr ins Auge, als dass sie besonders herausgehoben werden dürste. Aber die Behandlung derselben ist auch durchaus episch; sie ist es in der allgemeinen Verwandtschast aller mit einander, in der besondern Verschiedenheit der Einzelnen, in dem Verhältnis dieser letztern zu einander und zu dem Ganzen.

Alle Charaktere unsres Gedichts gehören sämmtlich zu Einer Gattung; denn alle Personen sind aus derselben Classe, aus dem wohlhabenden Theil des Bürgerstandes, genommen. Was wir in allen schon auf den ersten Anblick bemerken, ist ein Uebergewicht der ursprünglichen Natur über die erworbenen Kenntnisse und Fähigkeiten, der natürlichen Kräste über die Cultur. Der Geistliche und der Apotheker besitzen zwar auch einen höheren Grad von dieser; aber in dem letzteren ist es eine schiefe und halbe, die ihm, ohne übrigens seiner natürlichen Gutmüthigkeit zu schaden, einen gewissen komischen Anstrich giebt; in dem Geistlichen ist sie vorzugsweise auf die moralische Bildung und das Glück des Menschen, also wieder auf das Einfachste und Natürlichste bezogen, was gedacht werden kann. In allen finden wir daher einen schlichten und geraden Sinn, reine und natürliche Emplindungen, menschliche und billige Gesinnungen; in allen mit Einem Wort einen sehr gesunden Menschenverstand und eine gewisse wackre Gutmüthigkeit. Im Apotheker allein kann man gegen beide einige Einwürse erheben; in ihm ist der erstere hie und da durch Halbcultur verschroben, und die letztere mehr Schwäche als Verdienst. In dem Geistlichen sind beide durch mehr Nachdenken und Kenntnisse zugleich erhöht und verändert. Aber am reinsten herrscht dieser Charakter in Herrmann, in seinen Eltern, und Dorotheen.

Bei allen andern findet sich ferner ein Zusatz, der sie in den Kreis gewöhnlicher Menschen herabzieht, und sie manchmal näher an das Gemeine, Platte und Rohe bringt. Der Vater wird bisweilen einseitig und hart; der Geistliche ist oft pedantisch, der Apotheker lächerlich. Nar Herrmann, seine Mutter und Dorothea bleiben durchaus gut und edel; sie sind eigentlich durchaus von gleichem absoluten Werthe, nur sind auch unter ihnen wieder die Nuancen fein und schön angegeben. Die Mutter ist von der thätigsten Bravheit, der reinsten Güte, der zartesten Feinheit; aber sie ist es gleichsam ohne ihr eignes Verdienst und ohne es selbst zu wissen. Alles liegt allein in ihrer · Weiblichkeit und ihrem Muttergefühl; immer stellt sie sich nur hinter ihren Herrmann zurück; immer sieht sie sieh allein nur in ihm. Herrmann hat die schönste Anlage zu allem Besten und Höchsten, aber sie ist mehr stark angedeutet, als schon hinlänglich ausgebildet. Dorothea allein zeigt einen gewissen idealischen Schwung, nur sie erhebt sich zu einer Höhe, auf der sie, wie uns die letzten Gespräche zwischen ihr und Herrmann deutlich beweisen, pur halb von den übrigen verstanden, allein da steht. Mit Hermann würden wir gern einzelne Tage verleben, ihn gen mitten in seiner Geschäftigkeit, in seinem Familienkreise erblicken; die särtliche Sorgfalt der Mutter würde uns herliehe Thränen ablocken; die gutmütlige Lebhastigkeit des Vaters uns ergötzen und freuen; aber nur mit Dorother möchten wir umgehen, nur sie könnten wir zur Vertrauten unsres Herzens wählen.

Im Ganzen, sehen wir an dieser allgemeinen Uebersicht, kommen die Charaktere unsres Dichters sehr mit den Homerischen überein. Auch in Homers Helden finden wir vor allem ein Herz in der Brust, "das Unrecht hasset und Unbill," einen geraden Sinn, der alles Verworrene kurz und einfach schlichtet, und einen Muth, der das einmal Beschlossene kraftvoll ausführt. Auch in der äußern Lebensart ist eine auffallende Aehnlichkeit. Auch Homers Helden hat "Arbeit den Arm und die Füsse mächtig gestärket;" auch sie sind selbst Ackersleute, schirren, wie Herrmann, ihre Pferde selbst an, und spannen sie selbst an den Wagen. Ja, was noch mehr ist, in dem Richter der ausgewanderten Gemeine erkennen wir an der Weisheit, mit der er den unbesonnenen Haufen zur Ordnung und zum Frieden ermahnt, an dem Ansehen, mit dem er durch wenige Worte ihre Streitigkeiten schlichtet und die Ruhe wiederherstellt, den Führer der Völker wieder, wie ihn uns Homer, und noch mehr, wie ihn uns Hesiodus schildert. Von dieser Seite hat daher die eigentlich heroische Epopee nur sehr wenig vor der unsrigen voraus.

Kein epischer Dichter nemlich kann das Heldenmäßige in den Charakteren entbehren. Denn wenn der lyrische und der tragische nur einzelne Empfindungen und Leidenschaften brauchen, so braucht er hingegen das ganze Wesen des Menschen. Dieses ganze Wesen also muß auch nothwendig etwas Dichterisches besitzen, außer seiner innern und eigentlichen Trefflichkeit zugleich ein taugliches Object für die Einbildungskraft abgeben. Dies aber, wozu vor allem andern Selbstständigkeit und Natur gehört, ist es gerade, was wir heldenmäßig nennen. Wer also in der Epopee mit Glück aufgeführt werden soll, muß selbst, und aus eigner und aus lebendiger Kraft, handeln.

XCV.

now podmić mobiniti sus

Verhältnifs der Cultur und einer cultivirten Zeit zu dem epischen Gebrauch.

Daher ist nichts dem epischen Geist in so hohem Grade zuwider, als die bloße Cultur. Denn sie ist nichts Selbstständiges, eine bloße unbestimmte Tauglichkeit zu allem Möglichen; keine Krast, ein blosser Besitz; nichts Lebendiges, ein todter Schatz, der, wenn er Nutzen stiften soll, erst gebraucht werden muß. Sie geht aber auch noch darauf aus, Selbstständigkeit, Kraft und Leben überall zu tödten, wo sie es findet. In dem Augenblick also, da der Mensch Cultur sucht, muss er ihr auch entgegenarbeiten, in dem Augenblick, da er, das Gebiet der bloßen Natur verlassend, in ihr Gebiet hinübertritt, beginnt für ihn ein Kampf, der nicht eher geendigt ist, als bis er sie mit der Natur in Uebereinstimmung gebracht hat. Denn ohne die Möglichkeit einer solchen Schlichtung des Streits durch nachfolgende Harmonie, wäre es thöricht, sich überhaupt in denselben einzulassen. Die ursprüngliche und lehendige Kraft muss also durch die Cultur sich bereichern, dagen aber ihrer unbestimmten Taugliehkeit ein bestimmtes Ziel geben, und das Todte nach und nach in Leben verwandele. Nur so wird der cultivirte (bloss bearbeitete) Mensch von dem bloß natürlichen zum gebildeten wie dem dem And Alle Cultur nemlich ist ein Werk des abgesonderhwinkenden Verstandes. Nun üben, ohne die Ausbildung der selben, die Dinge um uns her eben so wohl ihren Einflus auf unsre Empfindungen aus, erregen eben so wohl, unsre Neigungen und Leidenschaften. Aus beidem aber entstehen unsre Gesinnungen. Es ist also ein Charakter möglich, auf dessen Bildung der blosse Verstand gar keinen bedeutenden Einflus gehabt hat; die reine Natur hat allein

auf den reinen Menschen eingewirkt. Wir empfinden und begehren eben so gut, als nachher; aber das, was auf uns ein-, und was aus uns zurückwirkt, und die Art, wie dies geschieht, ist uns einzeln nicht klar und verständlich. Dies ist die Periode der blossen Natur.

Unser Verstand entwickelt sich, eine tiefere Einsicht beginnt, wir unterscheiden uns deutlicher von dem Objecte, und ein Object von dem andern. Wir verstehen besser, was mit uns vorgeht, aber wir lassen auch unsern Empfindungen weniger natürliche Freiheit, und so lange also unsre Cultur noch unvollständig und einseitig ist, verderben und verdrehen wir unser gesundes und gerades Gefühl. Dies ist die Periode der bloßen Cultur.

Unsre Einsicht erweitert sich, wir geben uns, besser über uns selbst belehrt, unsre natürliche Freiheit wieder, kehren von den Verirrungen, zu denen uns eine einseitige Cultur verführt hatte, auf die Spur der Natur zurück; wir werden nun wieder zu eben dem, was wir waren, ehe wir ausgingen, aber wir selbst und die Welt sind uns nun verständlich und klar, und dies bessere und vollere Verstehen hat zugleich unserm Gefühl und unsern Neigungen eine andre Gestalt mitgetheilt: sie sind verseinert worden, ohne eigentlich in ihrem Wesen verändert zu werden. Dies ist die Periode der vollendeten Bildung.

In dieser letzten Periode kann nun zwar der epische Dichter den Menschen wieder aufnehmen, und so auf einmal den doppelten Vorzug der Natur und der Cultur vereinigen. In gewissem Grade thut er dies auch wirklich. So hat der unsrige z. B. Dorotheen und dem Richter eine sehr hohe, aber eine durch Begebenheiten und Erfahrung, nicht durch Wissen und Studium hervorgebrachte gegeben. Doch abgerechnet, dass durch eine solche Beimischung einer inannigfaltigeren Bildung die dichterische Wirkung nur

wenig gewinnt, so wird er auch noch, sich jenes Vortheils ganz zu bedienen, durch etwas Andres verhindert.

Das Uebergewicht der Cultur giebt unsrer ganzen Lebensart eine gewissermaafsen unnatürliche und künstliche Gestalt, und einen ähnlichen Charakter tragen auch die Begebenheiten unsrer Zeit an sich. Da sie eine Menge neuer Bedürfnisse weckt, und vor allem darauf ausgeht, die möglichst große Zahl der Zwecke mit dem möglichst kleinen Aufwande von Mitteln zu erreichen, so hat sie zwischen die Kraft des Menschen und das Werk, das er dadurch hervorbringt, eine Menge von Werkzeugen und Mittelgliedern gesetzt, vermöge deren ein Einziger mit geringerer Anstrengung eine große Masse bewegen kann. Der Mensch erscheint also seltner als die einzige Ursache einer Begebenheit, und noch seltner als die unmittelbare. Er handelt nicht allein, oder nicht frei, oder wenigstens nicht selbst und geradezu. Das Zusammenwirken der Menschen und Ereignisse ist so vielfach und mächtig geworden, dass wir weit öfter den Zufall - das Zusammentreffen kleiner. für sich nicht bemerkbarer Umstände — als den Entschluß Einzelner herrschen sehen; die Ausführung der außerordentlichsten Unternehmungen hängt mehr von der klugen Berechnung der Umstände und einer geschickten Anlegung des Plans, als von der Kraft und dem Muth des Charatters ab. Der reine Mensch für sich vermag nur weng mehr über den Menschen, und nichts über den Haufen; er muss immer durch Massen handeln, sich immer in eine Maschine verwandeln. Wenn noch eine Energie mächtig ist, so ist es allein die Energie der Leidenschaften, und de Leidenschaften selbst verlieren durch kleinliche Eitelkeit und kalten Egoismus von ihrer furchtbaren Naturgröße Dadurch ist ein großer Charakter überhaupt, oder doch

Contractions

wenigstens die Stimmung seltner geworden, ihn in Andern zu finden, oder ihn sich selbst zuzutrauen.

XCVI.

Möglichkeit der heroischen Epopee in unsrer Zeit.

Bei dieser unpoëtischen Lage unsrer Zeit hat der Dichter nichts Eiligeres zu thun, als uns von da weg in eine Welt zu retten, die uns dem glücklicheren Alterthume näher führt; er muß daher seinen Stoff aus demjenigen Theil der Gesellschaft hernehmen, in welchem die ursprüngliche Natur noch die Cultur überwiegt, und ihn überhaupt mehr im bürgerlichen, als im öffentlichen Leben außsuchen; und dies ist es, wodurch die heroische Epopee jetzt beinah zu einer unmöglichen Aufgabe wird.

Einen antiken Stoff dürfte der epische Dichter nicht leicht, so wie der tragische, wählen; dieser hat nur einen einzelnen Vorfall, eine einzelne Leidenschaft zu schildern, der er, da sie durch alle Zeiten hin gleich menschlich bleibt, immer die Farbe der Wahrheit geben kann, und gewinnt nun einen, schon vor ihm in dem Geiste seiner Zuschauer poëtisch gebildeten Stoff. Jenem aber, der das ganze Leben seiner Helden zugleich mit allem, was sie umgiebt, schildern soll, der bei weitem nicht mit dergleichen Willkühr Züge aus seinem Bilde weglassen, oder andre hinzufügen darf, würde es auf diesem Boden immer an Natur und pragmatischer Wahrheit mangeln. Wo aber findet er nun in der neuern Geschichte eine eigentlich epische Handlung, eine solche, in welcher der Mensch allein und unmittelbar handelnd und zugleich als Held austritt? Gesetzt indeß, er fände auch diese, so bleibt noch immer ein andres, beinah unüberwindliches Hindernis übrig. Eben die Cultur, von der wir im Vorigen aprachen, hat in unsern

Handlungen einen Unterschied eingeführt, in dem sie, ganz unabhängig von der natürlichen moralischen Würdigung, einem bloß künstlich verabredeten Maassstab des Schicklichen und Würdigen unterworfen werden. Jede bloß körperliche Beschäftigung, alles, was zum bloß gewöhnlichen Leben gehört, ist diesen Begriffen nach unanständig und des gebildeten Mannes unwürdig; alles dies muß er andem äußerlich und innerlich minder vom Schicksal Begünstigten überlassen. Wie soll nun der epische Dichter diese Forderung mit dem Gesetze der höchsten Sinnlichkeit, der ununterbrochenen Stetigkeit reimen? soll er seinen Helden als eine Puppe zeigen, die, immer von Andern bedient, für sich selbst nur durch Anordnen und Gebieten, also durch Entschlüsse und Reden, thätig erscheint? oder soll er immer nur die Masse, die ihn umgiebt (immer also nur Begebenheiten, nicht Handlungen) schildern, ihn selbst aber, gleich einem Gott aus der Wolke, nur dann hervortreten lassen, wann er einen entscheidenden Streich auszuführen im Stande ist?

Bis also das epische Genie durch die That das Gegentheil beweist, kann man schon hiernach, ohne noch mat das Wunderbare, dessen sie schwerlich entbehren könnte, au denken, die heroische Epopee in unsern Tagen mit volkommenem Recht unter die Zahl der Unmöglichkeiten rethnen; und es bleibt daher so lange nichts andres übrig, als alle epischen Stoffe immer nur aus dem Privatleben und zwar aus derjenigen Menschenclasse zu nehmen, die wirklich auch jetzt noch natürlicher, einfacher und antiker lebt. Das hierbei in der That in Rücksicht auf die Charaktere kein Verlust ist, kann schon Herrmann und Dorothea beweisen. Was nur die Menschheit Grusses und Edles besitzt, ist darin in seinem vollsten Gehalte ausgeprägt. Dagegen ist an der Erhebung der Phantasie, an dem Schwunge

der Begeisterung ein wahrer und beklagenswerther Verlust; aber dieser wäre auch wahrscheinlich (wenn es hier der Ort wäre, die Möglichkeit der heroischen Epopee für uns allgemein zu untersuchen) noch aus andern Gründen, als aus dem bloßen Mangel eines passenden Stoffs unersetzbar. Der prächtige Glanz der Epopee scheint mit dem Sinken der griechischen Sonne erloschen zu seyn; glücklich genug, daß uns unser Dichter zeigt, daß sich wenigstens die reine Bestimmtheit ihrer Umrisse, das rege Leben ihrer Figuren, mit Einem Wort ihre volle und blühende Kraft überhaupt, noch bis zu uns frisch und ungeschwächt erhalten hat.

XCVII.

Darstellung einfacher Weiblichkeit in Dorotheen.

Den höchsten Gehalt in die einfachste Natursorm einzuschließen, ist die Aufgabe, welcher der Dichter bei der Bildung seiner Charaktere volle Genüge leisten muß, wenn er den Geist und die Einbildungskrast seiner Leser in gleichem Grade befriedigen will.

Hierin gleich glücklich zu seyn, wäre dem unsrigen ummöglich geblieben, wenn er nicht einen weiblichen Charakter gewählt hätte, die Hauptrolle in seiner Charakteristik zu spielen, den eigentlichen Ton darin zu bestimmen. Denn nur in der weiblichen Natur steht die natürlichste und die höchste Bildung in einer so sichtbaren Nähe neben einander; nur in ihr verschafft sich die ursprüngliche Eigenthümlichkeit immer einen vollen und leichten Sieg; nur auf sie übt die Verschiedenheit der Stände und Beschäftigungen eine minder fühlbare Macht aus. Zugleich aber konnte der Dichter auch, wie wir im Vorigen gesehn haben, seiner Hauptwirkung unbeschadet, Dorotheen eine feinere Bildung und einen freieren Schwung der Seele ein-

räumen. In ihr konnte er daher am besten neben einer schönen Individualität zugleich das reine Bild der Gattung aufstellen.

Denn so viele Schilderungen weiblicher Charaktere wir auch schon Göthe's Meisterhand verdanken, so zeigt kein einziger ein so treues Gemählde reiner und natürlicher Weiblichkeit, als der Charakter Dorotheens. Alle andern sind in besondern Lagen und Empfindungen, oder vielmehr — denn darin liegt der eigentliche Unterschied — kein einziger von jenen ist in epischem Geiste gezeichnet. In Dorotheen erblickten wir durchaus und vor allen andern nur zwei Haupteigenschaften — hülfreiche Geschäftigkeit und besonnene Gewandtheit; alle übrigen zeigen sich nur augenblicklich, nur wie die Veranlassung sie hervorruft; ohne sie bleiben sie tief im Innern der Seele verborgen; an jenen beiden läuft ihr ganzes Leben hin, so lange es in seinem gewöhnlichen Kreise fortgeht.

Die Stelle über die allgemeine Bestimmung des Weibes (S. 172.) gehört zu den schönsten und empfundensten, die je über diesen Gegenstand gesagt worden sind. In keinem Stande, in keinen Verhältnissen kann es, ohne eine solche Gesinnung, ohne diese herzliche Bereitwilligkeit # jedem hülfreichen Dienste, einen schönen weiblichen Charakter geben. Denn es ist ohne sie kein inniges Gefühl häuslicher Tugenden möglich, und jede weibliche Schinheit und Größe muß einmal immer auf diesem Stamm emporblüben. Das weibliche Geschlecht ist zu der schönsten und würdigsten Herrschaft, zu der Herrschaft über die Gomüther, bestimmt. Das Bewußtseyn dieser Bestimment. verburillen mit dem Bewußtseyn, daß diese moralische Gewalt aur durch die gänzliche Aufopferung aller physischen gewonnen werden kann, in deren Vereinigung das Wesen der Weiblichkeit bestaht, machen zusammen jene Gesinnung aus. Ohne dieses ist die Herrschaft des weiblichen Geschlechts empörend und widrig, ohne jenes seine dienstbare Unterwürfigkeit knechtisch und verächtlich.

Nicht weniger weiblich und mädchenhaft, als jener Zug, ist die anscheinende Kälte, mit der Dorothea bald die Empfindungen des Jünglings zurückscheucht, bald seine halb und dunkel gewagten Aeuserungen kurz absertigt; dass sie überall verständig, gewandt und besonnen, aber nur selten bewegt und gerührt erscheint. Die geschäftige Lebhaftigkeit der Phantasie in den Weibern, ihre größere Aufmerksamkeit auf die Dinge, welche sie umgeben, die schöne Leichtigkeit, mit der sie, wenn sie sich auch einem Gedanken, einer Empfindung überlassen, darum nicht alles Uebrige aus den Augen verlieren, contrastirt sehr gut mit der Heftigkeit, dem Tiefsinn und der Feierlichkeit des Mannes, und der Contrast wird noch auffallender, wenn, wie hier, die Individualität des Charakters, statt ihn zu mildern, ihn noch erhöht. Außerdem aber sind diese Eigenschaften zugleich die, welche sich in Dorotheens Lage am natürlichsten entwickeln mussten, und die am meisten einer noch höheren und feineren Ausbildung fähig sind.

XCVIII.

ldealität in der Charakter-Schilderung. — Verhältniss der Charaktere zu einander.

Durch diese Schilderung Dorotheens hat der Dichter gezeigt, wie genau er natürliche Wahrheit mit echter Idealität zu verbinden weiß. Dorothea ist in der That ganz das, was sie selbst von sich sagt:

- ein tüchtiges Mädchen,

Zu der Arbeit geschickt, und nicht von rohem Gemüthe.

Dies ist sie, wenn man sie mit dem kalten Auge des blofsen Beobachters betrachtet. Aber wie viel mehr noch erscheint sie dem Blick ihres Geliebten, wie viel mehr uns, da wir sie jetzt, durch den Dichter dazu begeistert, in dem Spiegel der Einbildungskraft ausehn! Ohne das jenes natürliche Bild sich im mindesten verändert, können wir ihr jede weibliche Größe, jede weibliche Tugend, jede weibliche Schönheit, die nur überhaupt mit diesem Charakter übereinstimmen, beilegen, und keine wird ihr fremd, jede eigenthümlich erscheinen.

Auf eine vielleicht noch auffallendere Weise finden wir indess dies Idealische in der Schilderung des Vaters. Gam wie er da ist, könnte ein solcher Charakter in der Natur existiren, und alsdann würden wir ihn wohl manehmal angenehm und ergötzend, aber gewiß nicht liebenswürdig im Ganzen finden. Wodurch kann er nun in den Händen des Dichters auf Idealität Anspruch machen? Bloss durch seine reine Eigenthümlichkeit, bloss dadurch, dass alles in ilm durchaus zusammenhängt, sich durchaus gegenseitig bestimmt, dass er das Gepräge einer reinen Geburt der Phatasie an sich trägt. Wodurch versichert er sich hier answe ungetheilten Beifalls? warum läßt er hier einen anden Eindruck, als in der Wirklichkeit, zurück? Wieder eben dadurch, dass wir ihn hier nur mit unsrer Einbildungskraft anschauen, dass wir dort einen Menschen sehen, der, wei er einem beschränkten Charakter bleibend angehört, dadurch minder vollkommen ist, hier nur einen Charakter sinnlich dargestellt, der awar im Leben manchmal vorkommt, hier aber nur als ein einzelner Zug in dem großen Bilde der Menschheit erscheint; nur dadurch dass wir in dem Gebiete der Wirklichkeit unsze Aufmerksamkeit, mit einer gewissen unruhigen Besorgnis immer nur auf die Schranken und Unvollkommenheiten derselben richten, da wir hingegen in Gebiete der Phantasie, besser und reiner gestimmt, nur ihre wirkliche Kraft, ihr wirkliches Wesen ins Auge fassen und jene Schranken nur als das ansehen, was diesem eine bestimmte individuelle Gestalt giebt.

Wie gut das Verhältnis der verschiednen Personen unter einander beobachtet ist, haben wir schon weiter eben bemerkt. Wir haben schon oben gezeigt, wie trefflich sich unter allen der Jüngling und die Jungsrau hervorheben; wie alle andern sich immer in dem Grade, in welchem sie ihnen näher verwandt sind, auch näher und dichter ihnen zur Seite stellen; wie natürlich sich Herrmann und seine Eltern in das Bild Einer Familie, sie und die beiden Freunde in das Bild benachbarter Bewohner desselben Orts; sie alle endlich mit der ausgewanderten Gemeine, dem Richter und Dorotheen in das Bild derselben, nur in mehrere an Gestalt und Bildung verschiedene Stämme getheilten, Nation zusammenschließen.

Ueberall treffen wir daher das schönste Gleichgewicht, vollkommene Totalität, die natürlichste pragmatische Wahrheit, überall den echten und reinen Charakter der epischen Diehtkunst an.

XCIX.

Diction.

Die Schönheit der Diction kann nur an einzelnen Beispielen gezeigt, nur empfunden werden; wir schränken uns daher hier bloß auf eine einzige Bemerkung und auf wenige Worte ein.

In keiner Stelle dieses ganzen Gedichts wird man einen überflüssigen Schmuck, eine müßige Metapher, überhaupt einen Ausdruck antressen, der stärker oder prächtiger wäre, als der Gegenstand ihn verlangt. Nichts kann dem oratorischen Styl in der Poësie, den wir vorzüglich in den Werken der Ausländer so oft bemerken, mehr entgegengesetzt seyn, als der Vortrag unseres Dichters. Ueberall schildert er nur die Sache, aber überall auch diese in ihrem ganzen und vollen Gehalt.

Wo er große Naturscenen beschreibt, ist sein Ausdruck sinnlich, prächtig und kühn. Herrmann und Dorothea gehen am Abend, da eben die Sonne sich zum Untergange neigt, nach Hause. Wie groß mahlt er uns dieses Schauspiel!

Also gingen die zwei entgegen der sinkenden Sonne, Die in Wolken sich tief, gewitterdrohend, verhüllte, Aus dem Schleier, bald hier, bald dort, mit glühenden Blicken Strahlend über das Feld die ahndungsvolle Beleuchtung.

Es wird Nacht.

Herrlich glänzte der Mond, der volle, vom Himmel herunter; Nacht war's, völlig bedeckt das letzte Schimmern der Some; Und so lagen vor ihnen in Massen gegen einander

Lichter, hell wie der Tag, und Schatten dunkler Nächte.

Ein reises Kornseld wogt, von der Lust bewegt, hin und wieder. Er nennt es eine goldene Kraft, die sich im ganzen Felde bewegt. Aber selbst bei diesen Schilderungen sieht man schon, dass er auch sinnliche Gegenstände nicht blos den Sinnen mahlt, dass er immer die Einbildungskraft zugleich tieser stimmt, alles charakteristisch, alles im Beziehung auf die ganze Wirkung zeichnet, die es auf ums ausübt.

Denn dies ist die große und schöne Eigenthümlichkeit seines Vortrags. So wie er, wie wir im ersten Theil dieses Außatzes sahen, überhaupt immer zugleich und in Eins verbunden die Gestalt mit der Gesinnung darstellt, eben so wählt er auch immer einen Ausdruck, der zugleich beides, die erstere in aller ihrer Individualität, die letztere in aller rer Wahrheit zeigt. Daher besitzt er eine so eigenthümche Kunst, viel durch einzelne Beiwörter auszurichten, am eisten durch die, welche auf den ersten Anblick, und aus m Zusammenhang herausgerissen, äußerst einsach schein, wie der wohlgebildete Sohn, der menschliche auswirth, die zuverlässige Gattin.

Wo er Empfindungen mahlt, oder Wahrheiten ausführt, vermeidet er jedes Wort, das übertrieben oder künstlich heinen, oder mit dem nur überhaupt das einsachste und hlichteste Gefühl nicht sympathisiren könnte; dagegen üpft er immer alles das auf einmal zusammen, was mit zer Einsachheit verträglich ist. Dadurch bekommt jeder iner Aussprüche ein gewisses gediegnes und antikes Anhn, und die Begriffe von Tugend, von Glück, von Leben winnen bei ihm einen Gehalt und eine Fülle, die wir rgebens bei einem andern Dichter suchen. Es scheinen iht mehr Worte und Schilderungen; es scheinen diese fühle selbst, wie sie aus dem Herzen hervorströmen. In lese die Rede des Geistlichen über das Bild des Tos (S. 203.) noch einmal nach, und fühle selbst, welch ein ben aus diesen Versen hervorquillt.

C.

Einfachheit der Diction.

So ist die Sprache unsres Dichters durchaus einfach, ihr und kräftig, durchaus in Harmonie mit seinem dichischen Charakter, wie wir ihn im Vorigen schilderten, d mit den Forderungen der epischen Dichtkunst. Kein selner Ausdruck, keine Wendung, kein einziger Vers in m Ganzen ist weder didaktisch, noch lyrisch.

Der Vorwurf aber, dem dies Gedicht schwerlich ganz igehn wird, ist der einer zu großen Einfachheit der Darstellung, einer solchen, die manchmal wenigstens matt und prosaisch wird. Bis auf einen gewissen Punkt ist dieser Tadel gegründet; es hätte in der That hie und da ein minder gewöhnlicher Ausdruck gewählt, der Gang der Perioden durch das Hinwegschneiden müßiger Partikeln rascher gemacht; oder ohne auch hierin etwas zu ändern, durch den Bau des Verses dem kleinen Uebelstand abgeholfen werden können.

Größtentheils aber entsteht jener Vorwurf nur aus einer einseitigen Ansicht derer, die ihn erheben. Einmal darf ein Gedicht, wie das gegenwärtige, nicht stellenweis, es muß im Ganzen beurtheilt werden. Nur wenn der Eindruck des Ganzen matt und prosaisch ist, oder wenn Leser, die mit vollkommener Theilnahme an dem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit durchaus auf das Ganze richten, durch einzelne prosaische Stellen gestört werden, nur dann ist jener Tadel gegründet. Sonst aber ist es sehr natürlich, daß, um dem Ganzen das nöthige Gleichgewicht zu erhalten, um nicht überhaupt in einen Schwung zu gerathen, der dieser Gattung nicht zukommt, einzelne Stellen so gemildert werden müssen, daß sie, allein herausgehoben, nicht anders als matt erscheinen können.

Dann giebt es auch bei der Beurtheilung dessen, was die einen matt, und die andern nur einfach und natürlich nennen, offenbar zwei verschiedene Standpunkte. Die einem nemlich gehen bei dem Dichter mehr von dem Begriff des Rhapso den (des Sängers), die andern mehr von dem des Poëten aus — wenn es nemlich erlaubt ist, diese bei den Begriffe, in so fern in dem einen mehr das Musikalische des Gesanges, in dem andern mehr das Künstlerische der Form herrschend ist, von einander zu trennen. Jene sehen ihn als einen Menschen an, der, durch die Eingebung eines Gottes in einen sindichen Schwung itr eine habe

Begeisterung versetzt, nun auch eine Sprache annimmt, die sich über alles Gewöhnliche emporhebt, nicht nur der Größe ihres Gegenstandes mit der Kühnheit ihres Ausdrucks folgt, sondern ihm vielmehr da, wo er kleiner erscheint, durch noch größere Kühnheit nachhilft. Sie wollen ganz andre Worte, andre Wendungen, kurz eine durchaus und in jedem Einzelnen andre Sprache, als die Prosa verlangt. Diese betrachten ihn als einen, dessen Einbildungskraft einen Gegenstand lebhaft aufgefaßt hat, und nun, mehr um die Sache, als um den Ton bekümmert, nur daran arbeitet, ihn auszubilden, und wieder der Einbildungskraft Anderer werth zu machen, im Einzelnen der gewöhnlichen Sprache nahe bleibt, aber das Ganze dadurch allein umändert und emporhebt, daß er es, seiner Form nach, zu einem reinen Werke der Phantasie macht.

Diese beiden Ansichten näher zu prüsen und zu würdigen, die Zeiten und Sprachen zu vergleichen, in welchen die eine oder die andre mehr gegolten hat, würde unläugbar zu wichtigen Resultaten führen. Es würde uns lehren, das erst die vollkommene Scheidung der poëtischen und prosaischen Sprache das Zeichen der vollendeten Bildung des Styls ist, und dass für diese Vollendung bei uns, wenn nicht die Poësie zu prosaisch, doch die Prosa noch zu poëtisch ist. Allein da dies eigne und weitläuftige Untersuchungen erforderte, da es uns offenbar nöthigen würde, tief in die Sprache Homers und Plato's (welcher letztere vorzüglich hierüber treffliche Winke enthält) einzugehen; so müssen wir uns hier dabei begnügen, dass in jeder dieser Ansichten, so wie sie im Vorigen geschildert sind, dennoch offenbar etwas Einseitiges und Uebertriebenes liegt, und dass jede unläugbar besser zu einer besondern Art der Dichtkunst palst. Wenn nun unser Dichter ein billigeres Urtheil nach der letzteren erfährt, so verdient er es mit

desto größerem Rechte, weil seine Gattung und sein Charakter derselben offenbar mehr angemessen ist.

CI.

Periodenbau.

Der Periodenbau ist so meisterhaft, dass er ein eignes Studium verdiente. Er schildert überall den Gegenstand selbst, folgt ihm in allen seinen Bewegungen, besitzt dabei einen so vollen Numerus des Wohlklangs, schlingt sich so schön durch alle Theile des Rhythmus und durch die Verse hin, und verbindet mit allen diesen Vorzügen eine so ungezwungene und natürliche Leichtigkeit, dass er dadurch allein gewiss sehr viel zu der Objectivität beiträgt, die wir mit so vielem Recht an diesem Gedichte bewundern. Sich hiervon im Einzelnen zu überführen, vergleiche man nur die Beschreibung des verwirrten Gepäcks auf den Wagen der Ausgewanderten, und des Umschlagens eines derselben (Sa 16.)

Unter den Constructionen sind mehrere, welche eine Grammatik, die streng am alten Gebrauch hängt, Neuerngen nennen würde. So hat der Dichter z. B. die Trennung des Genitivs von dem Substantivum, das ihn regiert, sehr häufig und an einigen Stellen sehr glücklich gebraucht. Wer fühlt z. B. nicht den größeren Nachdruck, dem durch diese Wendung folgende Worte der Mutter erhalten:

Denn mir gab der Tag den Gemahl; es haben die ersten Zeiten der wilden Zerstörung den Sohn mir der Jugend

Aber auch da, wo sie nicht gerade diese Wirkung hervorbringt, hat sie einen Reiz, der sich manchmal besser empsinden, als erklären läst.

此

CII.

Versbau und Rhythmus.

Die Behandlung der Verse gäbe einer Kritik, die ins Einzelne eingehen wollte, zu mancherlei Bemerkungen Stoff. Es ist nicht zu läuginen, das hier eine Menge kleiner Flekken ins Auge fallen, die man in einem tibrigens so vollkommnen Ganzen lieber wegwünschte. Indes zeigt sich doch auch hier eine gewisse Einheit in dem Charakter des Dichters.

Die blosse einfache Schilderung des Gegenstandes hat in seiner Seele vor der rhythmischen Form einen gewissen Vorzug behauptet. Daher ist der Bau der Perioden besser behandelt, als der Bau der Verse, der Numerus besser als der Rhythmus, welcher letztere nicht nur reicher sondern auch reiner seyn könnte. Sein Stoff hat sich ihm nicht gleich bei dem ersten Wurf hinlänglich rhythmisch geformt dargestellt, und sein nachheriger offenbar sichtbarer Fleis hat diesem Mangel nicht überall nachhelsen können. Die Vorzüge also, die ihm der Versbau darbot, hat er nicht eben so, als alle übrigen, geltend gemacht; er hat nicht einmal hier durch strenge Beobachtung der Regeln die nothwendige Correctheit erlangt. Dass er aber diese Regeln anerkennt, dass er nicht, wie wohl Andre, glaubt, es sey genug, wenn die Verse fließend und wohlklingend sind, sie möchten übrigens Hexameter seyn oder nicht, oder gar dass es andre Hexameter gebe, als die uns die Alten überliefert haben, beweist er genug dadurch, dass unter allen Hexametern, die wir ihm verdanken, diese nicht nur bei weitem die besten, sondern auch großentheils regelmäßig und tadelfrei, sehr viele derselben musterhaft und vortrefflich sind. Sollte er aber auch in der Folge dahin gelangen, alle kleinen Nachlässigkeiten zu vermeiden, so wird er doch schwerlich je dahin kommen, dass sich die Schönheit und Pracht des Verses, der Reichthum des Rhythmus mit einem gewissen Uebergewicht in seinen Productionen ankündigen sollte; und wer ihn tiefer studirt hat, wird dies nicht einmal wünschen können.

Nimmt man daher alles zusammen, was die Diction, den Numerus und den Rhythmus unsres Dichters betrifft, so erscheint er auch hier in durchgängiger Harmonie mit sich selbst, und läst auch von dieser Seite, im Ganzen genommen, nichts zu verlangen übrig. Im Einzelnen aber werden wir freilich hier kleine Flecken und Nachlässigkeiten gewahr, welche die einen minder, die andern mehr stören werden, je nachdem einige wirklich strenger und zarter, oder, was vielleicht eben so oft der Fall ist, kleinlicher und pedantischer in ihren Forderungen sind.

Aber selbst diese Nachlässigkeiten verdienen kaum diesen Namen, da sie fast alle wieder kleine Vorzüge mit sich führen. Man versuche es nur, Incorrectheiten in diesen Gedicht umzuändern, und man wird nur äußerst sehm darin glücklich seyn, ohne zugleich irgend eine, wenn anch wielleicht kleine, Schönheit der Diction aufopfern zu missen, wenn man nur fein und tief genug in die Eigenthünlichkeit des Dichters, in die Einfachheit und Objectivität seines Vortrags eingeht. Wie leicht scheint es z. B. in dem Verse: (S. 90.)

Reichen Gebreite nicht da, und unten Woinberg und

der freilich durchaus unstatthasten Verkürzung der Stammsylbe "— berg" durch die Versetzung:

- Garten und Weinberg

absubelsen. Aber alsdann wird die Folge der Gegenstände, wie sie in der Natur ist, verändert, und Herrmann neust

zuerst, was seinem Auge später erscheint, und eben so werden sich ähnliche Gründe dem Versuch einer bloßen Veränderung (die nicht die ganze Periode umarbeitet) in einer Menge andrer Stellen widersetzen. Nicht also in einer Unbekanntschaft mit den Regeln des Versbaus, und noch weniger in einer Geringschätzung derselben ist der Mangel, von dem wir hier reden, gegründet; er liegt tiefer in dem Charakter des Dichters, und entsteht allein durch das Uebergewicht eines großen und unläugbaren Vorzugs, so daß der Dichter, wo er glücklich genug ist, denselben ganz zu überwinden, nun auch die höchste Vollendung zugleich in der Form und in dem Tone der Darstellung erreicht.

CIII.

Uebereinstimmung des besondren Charakters des Gedichts mit den allgemeinen der Gattung, zu der es gehört.

Wir haben nunmehr die zwiefache Beurtheilung beendigt, welcher wir dieses Gedicht unterwerfen wollten.

Wenn wir unsern Blick noch einmal auf dieselbe zurückwenden, so finden wir den subjectiven Charakter des Dichters mit den objectiven Gesetzen der Gattung, die er behandelt hat, in durchgängiger Uebereinstimmung.

In ihm fanden wir vorzugsweise rein dichterische Darstellungsgabe, Natur und Wahrheit, Ruhe und Einfachheit, Kraft und diejenige Fülle des Gehalts, welche alle Kräfte des Gemüths, den ganzen Menschen befriedigt. Eben diese Eigenschaften fordert aber auch das epische Gedicht, und gerade in eben der Mischung und Stimmung diejenige besondre Art desselben, der wir Herrmann und Dorothea beigezählt haben.

Durch diese Uebereinstimmung nun muste nothwendig das entstehen, woven wir, als der Totalwirkung des ganzen Gedichts, im Anfange (L) ausgingen: die strenge und rein poëtische Objectivität, die Verbindung vollkommener Individualität mit echter Idealität. Es mußte die Erscheinung hervorkommen, daß wir uns von einem einsachen und schlichten Gegenstande aus in eine Welt idealischer Gestalten versetzt, von einem einzigen Bilde aus zu den höchsten Ansichten erhoben, von den tießten Empfindungen durchdrungen fühlen.

Wenn uns die Auseinandersetzung unsrer Gedanken gelungen ist, so muß der Leser nicht nur jetzt einsehen, wie dies zugegangen ist, sondern auch auf das deutlichste verstehen, wie es bloß dadurch möglich war, daß sich der Dichter ausschließlich unsrer Einbildungskrast bemeisterte.

CIV.

Schlufs.

Da wir jetzt nichts mehr über unsern Gegenstand his zuzufügen haben, so sey es uns erlaubt, noch einen allgemeinen Blick auf die Aesthetik überhaupt su werfen.

Wir haben in unsrer Untersuchung auf die ersten Grundsätze derselben zurückgehn, wir haben die Frage vorlegen müssen: wie sind überhaupt ästhetische Wirkungen durch den Künstler möglich? Wir haben es nicht vermeiden können, das Wesen der Kunst überhaupt nahe zu berühren, da sowohl unter allen Dichternaturen die umsres Dichters, als unter allen Dichtungsatten die epische das reinste Gepräge der darstellenden Kunst überhaupt an sich trägt

Wir haben uns bei dieser Veranlassung genauer über das Wesen und die Methode der Aesthetik im Allgemeinen geprüft, und zu finden geglaubt, dass sie alle ihre Gesetze

allein aus der Natur der Einbildungskraft, für sich genommen und auf die andern Gemüthskräfte bezogen, ableiten, und um vollständig zu seyn, einen doppelten Kreis vollenden muß, einmal objectiv den der Möglichkeit ästhetischer Wirkungen, dann subjectiv den der Möglichkeit ästhetischer Stimmungen, also, auf die Dichtkunst angewandt, eben so wohl die verschiednen Dichternaturen, als die verschiednen Dichtungsarten einzeln darzustellen und zu würdigen hat.

Diesen Grundsätzen sind wir bei der gegenwärtigen Beurtheilung gefolgt, und sie würde ihren Zweck ganz erreicht haben, wenn sie Anspruch darauf machen dürfte, als ein Fragment einer so ausgearbeiteten Theorie der Kunst betrachtet zu werden.

Die vollständige Ausführung einer solchen Theorie aber dürfte nie erwünschter als jetzt erscheinen, da sie die Kunst, sie immer auf den Menschen und sein innres Wesen beziehend, mit der moralischen Bildung in nähere Verbindung setzen würde, als bisher geschehen ist, und es nie nöthiger war, die innern Formen des Charakters zu bilden und zu besestigen, als jetzt, wo die äußern der Umstände und der Gewohnheit mit so surchtbarer Gewalt einen allgemeinen Umsturz drohen.

Ueber

den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur.

Von der Wichtigkeit des Endzwecks erfüllt, welchem der Unterschied der Geschlechter zunächst gewidmet ist, pflegt man die Bestimmung derselben auf ihn allein zu beschränken. Man nimmt ihn unmittelbar mit in den Begriff derselben auf, denkt sich unter dieser Anstalt der Natur weiter nichts, als ein zur Erzeugung nothwendiges Mittel, und würde, wenn diese auf einem andern Wege zu erhalten wäre, einen Unterschied leicht entbehren zu können glatben, der die Entwicklung der Gattung in den Individuen nicht selten zu hindern scheint. Nur allenfalls im Menschen wird auch die gemeinste Beobachtung mehr auf die heilsame Einwirkung des einen Geschlechts auf das andere aufmerksam gemacht. Allein auch in der übrigen Natur ist diese Erscheinung nicht weniger sichtbar, und es bedaf nur einer mäßigen Anstrengung des Nachdenkens, um den Begriff des Geschlechts weit über die beschränkte Sphäre hinaus, in die man ihn einschließt, in ein unermeßliches Feld zu versetzen. Die Natur wäre ohne ihn nicht Natur, ihr Räderwerk stände still, und sowohl der Zug, welcher alle Wesen verbindet, als der Kampf, welcher jedes einzelne nöthigt, sich mit seiner, ihm eigenthümlichen Energie

su wafnen, hörte auf, wenn an die Stelle dieses Unterschiedes eine langweilige und erschlaffende Gleichheit träte.

Das Streben der Natur ist auf etwas Unbeschränktes gerichtet. Alles Große und Tresliche, was in endlichen Kräften wohnt, will sie, ohne Ausnahme, und swar in ein Ganzes vereint, besitzen. Aber da diese Kräfte immer endlich und an die Gesetze der Zeit gebunden sind, so hebt die eine, solern sie thätig ist, die andre auf, und es ist nicht möglich, dass sie alle zugleich wirken. Diess gilt aber nicht bloß von ihren einzelnen Kräften, sondern überhaupt von ihren beyden haupsächlichsten Wirkungsarten, der Ausbildung des Einzelnen, und der Verbindung des Ganzen. Denn indess die Kraftübung Einseitigkeit hervorbringt, auf die auch die Beschaffenheit des Stoffs führt; so verlangt die verbindende Form Vielseitigkeit, und die eine Forderung vernichtet in dem Augenblick, da sie geschieht, nothwendig die andre. Wenn also, bei allen Schranken der Endlichkeit, ein unendliches Wirken zu Stande kommen sollte, so blieb nichts anders übrig, als die zugleich unverträglichen Eigenschaften in verschiedene Kräfte, oder wenigstens in verschiedene Zustände derselben Kraft zu vertheilen, und sie nun durch den Drang eines Bedürfnisses zu gegenseitiger Einwirkung zu nöthigen. Diese beyden Merkmale sind aber gerade auch die einzigen, welche der Geschlechtsbegriff in sich fast. Denn, geht man auch, um denselben so aufzusinden, wie er sich wirklich in der Natur zeigt, am besten von dem Begriff der Zeugung aus, so kann man ihn doch auch, ohne alle Rücksicht auf diese, in seiner völligen Allgemeinheit fassen; und alsdann beseichnet er nichts anders, als eine so eigenthümliche Ungleichartigkeit verschiedener Kräfte, dass sie nur verbunden ein Ganzes ausmachen, und ein gegenseitiges Bedürfnis, diess Ganze durch Wechselwirkung in der That herzustellen.

Denn auf der Wechselwirkung allein beruht das Geheimnis der Natur. Ungleichartiger Stoff verknüpst sich,
das Verknüpste wird wiederum Theil eines größeren Ganzen, und bis ins Unendliche hin umfast immer jede neue
Einheit eine reichere Fülle, dient jede neue Mannigsaltigkeit einer schöneren Einheit. Stoff und Form, so vielsach
in einander verschränkt, vertauschen ihr Wesen, und nirgends ist etwas bloß bildend oder gebildet. So erhält die
Natur zugleich Einheit und Fülle, zwey scheinbar entgegengesetzte, aber nah verwandte Eigenschaften, deren eine
dem Geist wohlthätige Ruhe gewährt, wenn ihn die andre
zu thätigem Nachdenken angespannt hat.

Von dem zauberähnlichen Wirken dieser zahllosen Kräfte erstaunt, verzweifelt der menschliche Geist, je in diess heilige Dunkel zu dringen. Dennoch sühlt er sich durch seine Natur aufgefordert, es zu versuchen. Soll nun der Versuch nicht gänzlich mislingen, so wende er seinen Blick von dem Zusammenfluss der Wirkungen ab auf die verschiedten wirkenden Kräfte. Was dort durch vielfaches Eingreifen in fremder und mannigfaltig verschiedener Gestalt erscheint, sieht er hier, vereinzelt, in seiner eigenthümlichen wieder. Denn jede Verbindung in der Natur geht aus der innren Beschaffenheit der Wesen hervor, und ihr stilles Wirken unterbricht keine eigenmächtige Wilküle. Was sich mit einander vereinigt, trägt in seinem Wesse selbst das Bedürfnis dieser Vereinigung; und alle Erscheinungen der Natur bestimmt der Charakter der wirkender Kräfte. Ist indess der Weg auf diese Weise vereinsacht. so darf man ihn nicht zugleich auch erleichtert nennen. Sehr schwierig ist es, diesen verborgenen Charakter zu erspähen, der nicht in dem Inbegriff der, oft nur zufälligen Acuserungen eines Dinges besteht, sondern ihr innerstes Wesen selbst ausmacht, nicht durch rhapsedistische Aufzählung der einzelnen Merkmale erschöpft wird, sondern in seiner ganzen Einheit aufgefaßt werden muß. Gerade weil er die letzte Verbindung von jenen ist, darf er keine Trennung verstatten, ist er für die innere Anschauung, was die äußere Gestalt dem Auge, und enthüllt sich fast nur einem gewissen ahnenden Gefühle, da er doch auf Begriffe zurückgeführt, und durch Beweise bestätigt werden soll.

Was, so wie dieser Charakter, das letzte Resultat aller vereinigten Kräfte ist, kann wieder nur mit vereinigten Kräften verstanden werden. In harmonischem Bunde muß das Gefühl mit dem Gedanken gemeinschaftlich thätig seyn. Hat der Verstand die Natur und die Wirkungsart des Wesens nach Begriffen untersucht, so muss die Phantasie das äußere Bild seines Erscheinens, die Form jenes Inhalts, auffassen, und nur die Einheit, zu welcher der Geist diess doppelte Resultat zu verknüpfen strebt, kann dem Gesuchten einigermaßen entsprechen. Keine Erscheinung einer Kraft darf daher der Forscher zurückweisen, und durch das ganze Gebiet ihrer Wirksamkeit muß er sie verfolgen. Bei Untersuchung der Körperwelt muss er mit der moralischen ebensowohl, als bey dieser mit jener vertraut seyn, und sein Bemühen gehe auf die größere Naturökonomie oder den kleineren Kreis des Menschen, so darf er nie das Ganze ans dem Gesichte verlieren. Denn die äußere sinnliche Gestalt der Gegenstände giebt ihm einen Spiegel in die Hand, in welchem sein Auge ihre innere Beschaffenheit erblickt.

Vorzüglich aber bedarf der Mensch zur Ergründung und Veredlung auch seiner moralischen Natur einer anhaltenden und ernsten Betrachtung der physischen um ihn her, und ihre Vorsorge hat ihm sogar dies Studium erleichtert. Schon in dem blos körperlichen Theil seines Wesens sindet er mit unverkennbarer Schrift dasjenige ausgedrückt,

was er in seinem moralischen zum Daseyn zu bringen stre-Freilich verweilt das Auge des Betrachters nur selten hinlänglich auf den Zügen dieser Schrift. Vorsichtige Besorgniss durch leere Bilder der Phantasie getäuscht zu werden, zieht oft die Ausmerksamkeit davon ab, und noch weit österer hindert sie Mangel an Feinheit des Sinns, überhaupt nur rege zu werden. Dennoch ist es unläugbar, dass die physische Natur nur Ein großes Ganze mit der moralischen ausmacht, und die Erscheinungen in beiden nur einerley Gesetzen gehorchen. Nach der Ersorschung der Körperwelt und dem Studium des innern Lebens der Geister bleibt daher noch endlich ein Blick auf das gegenseitige Verhältnis dieser beiden völlig ungleichartigen Reiche übrig, um diejenigen Gesetze aufzulinden, welche, in beiden herrschend, die höchste Verknüpfung des Naturganzen vollenden. Dieser Gesetze werden freylich immer nur sehr wenige und äußerst einfache seyn können, da sie die reiche Mannigfaltigkeit aller besondren unter sich befassen mussen. Allein eben dadurch wird es dem Menschen leichter werden, ihnen auch an seinem Theil zu gehorchen, und gerade die verborgensten Geheimnisse seines Wesens in ihnen besser enthüllt zu sehn. Denn vorzüglich in dem Felde der menschlichen Empfindung und Begierde giebt es Tiefen, welche der Forscher nie zu ergründen vermag, wenn er den Blick unmittelbar und allein auf sie hestet. Wo die Verwandtschaft mit der schlechterdings physischen Natur des Menschen zu nah ist, hört die Möglichkeit auf, alles durch seine bloß moralische zu erklären. Er muß daher zugleich auf jene zurückgehn, und dasjenige, was in einer feinen und verwickelten Organisation undeutlich erscheim. muß er da außuchen, wo es in großen und einfachen Zugen ausgedrückt ist. Wohin aber wendete er sich da beser, als an dieselbe Natur in ihrer weniger verwickelten.

aber größern Oekonomie? Aus ihr muß der Mensch sich besser verstehn lernen, und bey ihr den Stamm außuchen, von dem nur die feinste Blüthe in ihm sprosst. Hat er diesen entdeckt, so ist es nun weniger schwer, den wunderbaren Bau bis in seine äußersten Zweige zu verfolgen. Hier ist der Standpunkt, auf welchem der Kenner der physischen und der Erforscher der moralischen Natur einander gegenseitig die Hand bieten, um die steile Höhe zu ersteigen, von welcher jedes sein eignes Gebiet in einer neuen und nun erst in der wahren Gestalt erblickt. Den äußersten Gipfel dieser Höhe zu erreichen, dürste allerdings wohl menschlichen Kräften verwehrt seyn. Aber die Kenntniss der Natur wird sich immer ganz und gar von der Wahrheit entfernen, wenn man demselben nicht wenigstens entgegenstrebt, und er nicht der Gesichtspunkt ist, den man, auch bei der Beschäftigung in jedem einzelnen der beiden Reiche, unverrückt im Auge behält.

Aus endlichen Kräften bestehend, weiß die Natur sich durch ihre Form Unendlichkeit zu verschaffen. Dem Gesetze derselben gehorsam, hinterläßt das hinschwindende Wesen, ehe es von dem Schauplatz seiner Thätigkeit scheidet, ein neues an seiner Stelle, und indem so das Einzelne wechselt, bleibt das Ganze in ununterbrochener Einheit. Diese Sorgfalt für die Fortdauer der Gattungen, bei der Vergänglichkeit der Individuen, ist die erste Erscheinung, welche sich dem allgemeinsten Blick auf das gesammte Gebiet der Natur darstellt. Aber nicht auf blosse Fortdauer allein beschränkt, ist ihre Absicht hiebey zugleich auf etwas höheres gerichtet. Weil bei endlichen Wesen das Vortresliche nicht auf einmal entsteht, so erhebt sie sie von Stuse zu Stuse des bessren. Dadurch hat sie es möglich gemacht, nach dem ersten Wurf der Keime, ihre Hand von ihrem Werk abziehen zu können, und nun mit ruhigem Blick auf den Reihen der Wesen zu verweilen, die sich jetzt, unendlichen Ketten gleich, von selbst, und doch immer Einem Ziele zueilend entwickeln. Unter allen Verbindungen, die wir in ihr gewahr werden, sind gerade die höchsten, mannigsaltigsten und innigsten diesem doppelten Endzweck gewidmet; und gelänge es dem menschlichen Geist diese durch Erforschung des Charakters der dabey wirksamen Kräfte genauer zu durchspähen, so wäre es ihm dann möglich, dies tiese Geheimnis mit größerem Recht zu bewundern.

Bei allem Erzeugen entsteht etwas vorher nicht vorhandenes. Gleich der Schöpfung, rust die Zeugung neues Daseyn hervor, und unterscheidet sich nur dadurch von derselben, dass dem neu Entstehenden ein schon vorhandener Stoff vorhergehen muss. Dieser Nothwendigkeit ungeachtet, hat indess das Erzeugte dennoch eine von dem Erzeugenden unabhängige Kraft des Lebens, und weit entfernt, dass diese aus demselben erklärbar wäre, bleibt es vielmehr ein unergründliches Geheimnis, wie nur sein Daseyn daraus hervorgeht. Was durch Entwicklung oder Wachsthum entsteht, ist ein Theil desjenigen, zu dem es gehört, und empfängt aus fremder Hand seine belebende Kraft. Was aber durch Zeugung ans Licht tritt, ist ein Wesen für sich, besitzt selbst Leben und Organisation, und kann, wie es selbst hervorgebracht wurde, eben so wieder hervorbringen. Obgleich die Fähigkeit zu zeugen durch die ganze Natur verbreitet ist, so vermag doch keine Kraft Leben und Organisation mechanisch zu bilden; keine Weisheit den Weg dazu vorzuschreiben. Daher ist Zeugung von Bildung verschieden, und darf nur Erweckung genannt werden; die nachsolgende Bildung des Erzeugten gehört ihm selbst, nicht dem Erzeugenden an. Man kennt, was der Zeugung vorhergeht, und sieht das Daseyn, das dar-

auf erfolgt; wie beides verknüpst ist? umhüllt ein undurchdringlicher Schleier. Denn wie die Zeugung von Seiten des Erzeugten Erweckung ist, so ist sie von Seiten des erzeugenden Wesens nur eine augenblickliche Stimmung, die nicht bloß durch die höchste Anstrengung des Kräfte, sondern besonders durch die Vereinigung aller bezeichnet wird. Die Kraft, welche das Lebendige und Organische beseelt, kann, wie sie selbst in sich Eins ist, nur aus dem ihr Gleichen, hervorgehen, und nicht bloss dass jedes zeugende Wesen seine eignen gleichartigen Kräfte zur höchsten Harmonie gestimmt fühlt, so ist auch jede Zeugung eine Verbindung zweier verschiedener ungleichartiger Principien, die man, da die einen mehr thätig, die andern mehr leidend sind, die zeugenden (im engern Verstande des Worts) und die empfangenden nennt. So hat die Natur ihre Kinder, welchen, als endlichen Wesen, nicht alles zugleich zu besitzen vergönnt war, wenigstens an die Einheit erinnert, die allein jedem höheren Streben genügt, und ihrer Sehnsucht Momente geschenkt, die sie vergessen lassen, daß sie zu getrenntem Daseyn verurtheilt sind.

Diesem gegenseitigen Zeugen und Empfangen ist nicht bloß die Fortdauer der Gattungen in der Körperwelt anvertraut. Auch die reinste und geistige Empfindung geht auf demselben Wege hervor, und selbst der Gedanke, dieser feinste und letzte Sprößling der Sinnlichkeit, verläugnet diesen Ursprung nicht. Die geistige Zeugungskraft ist das Genie. Wo es sich zeigt, sey es in der Phantasie des Künstlers, oder in der Entdeckung des Forschers, oder in der Energie des handlenden Menschen, erweißt es sich schöpferisch. Was seiner Zeugung das Daseyn dankt, war vorher nicht verhanden, und ist eben so wenig aus schon Vorhandenem oder schon Bekanntem bloß abgeleitet. Zwar wird sieh im Gebiete des Denkens, in welchem durchgän-

giger logischer Zusammenhang herrschen muß, immer die Verbindung desselben mit dem schon Gegebenen zeigen lassen, aber dieser Weg ist darum nicht auch ebenderselbe, auf welchem es gefunden werden konnte Denn das wahrhaft Genialische ist keine Folgerung aus, bloß schnell übersehenen, mittelbar zusammenhängenden Sätzen, es ist wirkliche Ersindung, wenn gleich das, was nicht dieser Art ist, ebenfalls auf genieähnliche Weise hervorgebracht seyn kann. Was hingegen das ächte Gepräge des Genies an der Stim trägt, gleicht einem eigenen Wesen für sich mit eignem organischen Leben. Durch seine Natur schreibt es Gesetze vor. Nicht wie die Theorie, welche der Verstand langsam auf Begriffe gründet, giebt es die Regel in todten Buchstaben, sondern unmittelbar durch sich selbst, und mit ihr zugleich den Sporn sie zu üben. Denn jedes Werk des Genies ist wiederum begeisternd für das Genie, und pflanzt so sein eignes Geschlecht fort.

Durch Begeisterung gewirkt, ist dem Genie seine eigene Wirksamkeit unbegreiflich. Es geht nicht auf gebrochenen Bahnen fort, hier erscheint es und dort, aber vergebens suchten wir die Spuren seines wandlenden Fustritts. Daher ist es me zu berechnen, und vermag selbst nicht in verhürgen, ob sein Product gesetzlos oder regelmäßig seyn werde? Es kann dies Letztere nur mittelbar beförder. indem es sich selbst gesetzmäleig macht, and es ist ihm kein andrer Einflus auf das Erzeugte, in dem Augenbliche der Zeugung, erlaubt, als durch die allgemeine Stimmung seiner selbst, als des Erzeugenden. Da alle seine Kräfte in diesem Momente vereinigt sind, bleibt keine m missigem Zuschauen, oder kalter Leitung/übrig. Setbstthätigkeit und Empfänglichkeit sind beide gleich geschäftig in ihm, und dasjenige, dessen es sich einzig bewufst ist ist gerade die Vermählung dieser ungleichartigen Naturen. Nur

urch diese Wechselwirkung der Selbstthätigkeit und Emfänglichkeit wird es ihm möglich, sich aus sich selbst herıszustellen, und sich selbst, abgesondert von allem Zufälgen, zum Object seiner Reflexion zu machen. Diese Trening aber ist zu jeder genialischen Hervorbringung unentehrlich, da das Genie das Nothwendige nur aus der Tiese iner Vernunst hervorziehn, und es nicht anders, als durch inzliche Entfernung aus dem Kreise seines empirischen aseyns, rein absondern kann. Daher erfordert dasselbe, ofern es schöpferisch werden soll, die höchste Objectiviit, d. h. ein, in Bedürfnis übergehendes Vermögen, das othwendige zu ergreifen. Dieses aber kann es nur aus zinem Innren schöpfen, oder es muss vielmehr sein eignes ibjectives und zufälliges Daseyn in ein nothwendiges ver-'andeln. Nie wird der Hand des Künstlers ein Meisterverk gelingen, wenn er nicht die idealische Schönheit, zu er doch seine Phantasie die Züge selbst bildend entwarf, s eine wirkliche Gestalt zu umfassen vermag; nie wird er Philosoph einen Fortschritt gewinnen, der die Masse er Ideen wesentlich bereichert, wenn nicht die Wahrheit, ie er aus der Tiefe seines Geistes hervorzog, seinen innen Sinn, gleich einem äuseren Objecte bewegt; und nieird in schwierigen Fällen des Lebens der handlende Mensch lle verwickelte Knoten gegen einander wirkender Triebfeern genialisch lösen, wenn er nicht über der Welt sein ignes Ich vergisst, oder vielmehr sein Ich zu dem Umfang iner Welt erweitert.

Leichter als der Augenblick, in welchem das neue Dasyn erweckt wird, ist der Zustand zu beobachten, welcher emselben vorhergeht. In dieser Stimmung der schöpferichen Weihe ist, von welcher Art auch die Zeugung seyn nöge, das Gefühl einer überfließenden Fülle mit dem eies bedürstigen Mangels verbunden. Die Kraft sammelt

sich in sich selbet, nie fühlt sie gich reichet und größer, nie lebhafter bewegt, nie rüstiger zur helitischeten Thitigkeit: Selbet die Erinnerung an diese Stilrite vermag mech, sie in der Folge begeisternd zu erwecken. .. Aber in die Bewegung liegt der Keim einer unruhvollen Sohnsucht, die Hervorbringung reist. Sich, ihres Reichthams unge school, so wie sie ist, nicht genügend, ahnet sie utwas abdrus, mit dem vereint sie erst ein vollendetes Ganne libbit. Wird ihr Suchen hier mit glücklichem Finden gekrönt, a spill sie nach einer Vereinigung, welche jedes einselne Line yertilgt. Es entsteht ein Wogen, ein Hin- und Henwanken, und jene Sehnsucht erreicht eine sehmenlicht Höhe. Die ganze Erwartung ist nun auf die Hervecheingung guspannt, und das eigne Ich entäusert sich bin at gGrade, dass es sich selbst gern für die neue Schöpfung hitigeben möchte. Aus diesem höchsten Daseyn springt des Dussyn hervor. Auf diesem einzigen Moment bezuht die Erzeugung auch des geistigen Products. Hat die Phantasie des Künstlers einmal das Bild lebendig geboren, so ist das Meisterwerk vollendet, wenn auch seine Hand in demselben Augenblick erstarrte. Die wirkliche Darstellung gehört nur noch dem Nachhall jenes entscheidenden Moments an.

Eine befremdende Erscheinung ist es, das Kräfte, die sich so nothwendig sind, und so hestig suchen, getrennt existiren sollen, und das das zur Verbindung Bestimmte nicht Eins seyn kann. Denn überall sehen wir zur Zeugung zwei ungleichartige Kräfte ersorderlich, dieselben mögen nun, wie in einem Theil der Natur, in Einem Wesen verknüpst, oder in zwei verschiedne vertheilt seyn. Da das Erzeugte mit dem Erzeugenden immer gleichartig und ihm ähnlich ist, so scheint es wunderbar, warum nicht unmittelbar aus dem Leben das Leben, aus einer Krast die andere hervorgehen

könne? und da der Begriff der reinen Kraft hier nichts Widersprechendes enthält, so müssen wir diess in den Schranken derselben aussuchen.

Die lebendige Kraft, welche jedes organische Wesen beseelt, fordert einen Körper. Dieser Körper und jene Kraft stehen in unaufhörlicher Gemeinschaft, indem sie gegenseitig auf einander ein und zurück wirken. So ist in jedem organischen Wesen Wirkung und Rückwirkung verbunden. Wie unbegreiflich nun auch das Geschäft der Zeugung ist, so wird doch soviel wenigstens klar, dass das Erzeugte aus einer Stimmung des Erzeugenden hervorgeht, und, wie vorzüglich die Producte des Genies auffallend zeigen, derselben ähnlich ist. Die Erzeugung organischer Wesen erfordert daher eine doppelte, eine auf Wirkung und eine andre auf Rückwirkung gerichtete Stimmung, und diese ist in derselben Kraft und zu gleicher Zeit unmöglich.

Hier nun beginnt der Unterschied der Geschlechter. Die zeugende Kraft ist mehr zur Einwirkung, die empfangende mehr zur Rückwirkung gestimmt. Was von der erstern belebt wird, nennen wir männlich, was die letztere beseelt, weiblich. Alles Männliche zeigt mehr Selbstthätigkeit, alles Weibliche mehr leidende Empfänglichkeit. Indes besteht dieser Unterschied nur in der Richtung, nicht in dem Vermögen. Denn wie die thätige Krast eines Wesens, so auch seine leidende, und wiederum umgekehrt. Etwas blos Leidendes ist nicht denkbar. Zu allem Leiden (Empfinden einer fremden Einwirkung) gehört doch aufs mindeste Berührung. Was aber gar kein Vermögen der Thätigkeit besitzt, ist gar nichts, wird durchdrungen, aber nicht berührt. Daher überall gleichviel Entgegenwirken, als Leiden. Die thätige Kraft hingegen ist (wenn wir uns erinnern, dass hier nur von einer endlichen geredet wird) den Bedingungen der Zeit unterworfen, und an einen Stoff, mithin an etwas Leidendes gebunden. Ohne auch in tiefere Beweise einzugehen, sehen wir im Menschen immer
Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit einander gegenseitig
entsprechen. Der selbstthätigste Geist ist auch der reizbarste; und das Herz, das für jeden Eindruck am meisten
empfänglich ist, giebt auch jeden mit der lebhaftesten Energie zurück. Nur also die verschiedene Richtung unterscheidet hier die männliche Kraft von der weiblichen. Die erstere beginnt, vermöge ihrer Selbstthätigkeit, mit der Einwirkung; nimmt aber, vermöge ihrer Empfänglichkeit, die
Rückwirkung gegenseitig auf. Die letztere geht gerade
den entgegengesetzten Weg. Mit ihrer Empfänglichkeit
nimmt sie die Einwirkung auf, und erwiedert sie mit Selbstthätigkeit.

Diesen zwiefachen Charakter drückt auch der verschiedene Zustand aus, welcher in beiden der Hervorbringung unmittelbar vorhergeht. In beiden ist das Gefühl eines überströmenden Vermögens mit dem eines schmerzlichen Entbehrens gepaart. Aber wo die Männlichkeit herrscht, ist das Vermögen: Kraft des Lebens, bis zur Dürstigkeit vom Stoff entblosst; und die entbehrende Selinsucht auf ein Weself gerichtet, das der Energie zugleich Stoff zur This tigkeit gebe, und, indem es durch Rückwirkung ihre Empfänglichkeit beschäftigt; ihre glühende Heftigkeit linden In dem Kreise der Weiblichkeit hingegen ist das Vermögen: eine uppig überströmende Fülle, zu reich, als das die eigne Kraft allein ihrer Beligging genügte; indele die entbehrende Selmsucht ein Wesen sucht, das augleich den innern Stoff erwecke, und der eignen Kraft; indem es sie durch Einwirkung zu selbstthätiger Rückwirkung nöthigt, eine größere Stärke ertheile. In dem ersteren Fall ist daher eine Starte, die, auf Emen Pankt versammelt, von diesem miles aufsen hin strebt." Außer sich meht dasjenige

einen Stoff, was in sich nicht genug Beschäftigung seiner Thätigkeit findet. In dem letzteren ist eine Fülle des Stoffs, die sich einen fremden Gegenstand in einem Punkt inn erhalb ihres Wesens aufzunehmen, und von ihm Einheit zu empfangen sehnt. So befriedigt die eine Kraft die Sehnsucht der andren, und beide umschlingen einander zu einem harmonischen Ganzen.

Auch in der geistigen Zeugung nehmen wir nicht bloß dieselbe Wechselwirkung, sondern auch denselben Unterschied zwei verschiedner Geschlechter wahr. Ganz anders ist es in Gemüthern beschaften, die zu zeugen; anders in solchen, die zu empfangen bestimmt sind. Es ist schon schwer, so feine Verschiedenheiten im intellectuellen und moralischen Leben nur zu bemerken, und bei weitem schwerer noch, sie darzustellen. Wo indess das Genie männliche Kraft besitzt, da wird es, zeugend, mit selbstthätiger Vernunst auf das idealische Object einwirken. Wo demselben bingegen weibliche Fülle eigen ist, wird es, empfangend, die Einwirkung dieses Objects durch das Uebergewicht der Phantasie erfahren und erwiedern. Vorzüglich offenbart sich dieser Unterschied in der innren Stimmung bei der Hervorbringung selbst; dem geübten Blick aber wird er ebensowenig in den Producten entgehn. Denn ist gleich jedes ächte Werk des Genies die Frucht einer freien, in sich selbst gegründeten, und in ihrer Art unbegreiflichen Uebereinstimmung der Phantasie mit der Vernunst; so kann ihm dennoch bald die männlichere Vernunft mehr Tiefe, bald die weiblichere Phantasie mehr üppige Fülle und reizende Anmuth gewähren *). Da aber der Geschlechtsunter-

^{*)} Diese Vergleichung in einzelnen Fällen wirklich anzustellen, ist schon darum von vielen Schwierigkeiten begleitet, weil selten zwei Köpfe übrigens Aehnlichkeit genug zeigen, um gerade diesen Unterschied auffallend sichtbar zu machen. Nur also um an Bei-

schied überhaupt, als ein Unterschied der Natur, durch den formenden Willen, so viel als möglich zur Einheit erhoben werden muss; so wird freilich dasjenige Genie, das sich auf seine Bildung versteht, jene beiden Kräfte, bis zur gänzlichen Verkennung desselben, in ein reines Gleichgewicht zu stimmen bemüht seyn. Deutlicher, als hier, erscheint daher dieser Unterschied im praktischen Leben. Wo dort der Tugendhaste, von dem erhabenen Gefühl der Achtung des Gesetzes durchdrungen, der Ausübung seiner Pflicht sein Glück und sein Leben opfert, da ist eine große und heroische Handlung mit männlicher Kraft erzeugt. Der moralische Sinn fühlt sich in rüstiger Stärke, die Stimme der Pflicht ruft ihn zur That, und er empfindet sich gedrungen, dem Rufe zu folgen. Wo hingegen die Tugend, im Bündnifs mit der Phantasie, durch ihre Anmuth reizt, da ist jenes moralische Gefühl mehr empfangend, als zeugend. Es erhält aus der Hand der Einbildungskraft die wohlthätige Gestalt, schliesst sich mit Innigkeit an sie an, und strebt, sie mit seinem Wesen zu vereinigen; und so ist die tegendhafte Handlung, welche hervorgeht, nicht sowohl des Werk einer völlig frei und selbstthätig, als einer surückwirkenden Kraft.

Dieselbe Eigenthümlichkeit der zeugenden und empfangenden Kräfte, welche wir in den Momenten ihrer höch-

spiele zu erinnern, sey es erlaubt, hier Homer und Virgil, Ariost und Dante, Thompson und Young, Plato und Aristoteles einander gegenüber zu stellen. Wenigstens dürste niemand leicht in Abrede seyn, dass, in Rücksicht auf ihre Gegentheile, in den zuerst genannten, wenigstens in Vergleichung mit der aus ihnen hervorleuchtenden Krast, mehr Ueppigkeit der Phantasie herrscht, da aus den letzteren die Form der Vernunst mit einer sast an Härte gränzenden Bestimmtheit spricht. Zagleich von dieser Härte und von einer zu großen Ueppigkeit srei, kans Sophokles, in der Mitte zwischen Aeschylus und Euripides, zum Beispiel des geschlechtlosen Genies dienen.

sten Thätigkeit wahrnehmen, offenbart sich auch durch ihr ganzes Daseyn hindurch. Ueberall spricht aus den ersteren hervorbringende Kraft durch freies Geben aus eigner Fülle; überall ist in den letzteren Stärke des Auffassens durch festes Umschließen des Aufgenommenen sichtbar. Aber über das stille Daseyn der Wesen unaufmerksam hinwegrollend, eilt unser Blick immer nur ihren Wirkungen su, und doch ist es eben diess unbemerkte Leben, dem die Kräste der Natur ihre Fortdauer danken. Denn was ist jenes Daseyn andres, als eine ununterbrochene Wirksamkeit. welche unaufhörlich die Thätigkeit vorbereitet, die wir nur in dem letzten Theil ihrer Laufbahn erblicken, wenn das sortgesetzte Streben die Krast endlich bis zum Ueberströmen anschwellt? Nur die körperliche Wirkung rührt unsren gröberen Sinn, indess der feine, aber mächtige Einfluss, den alles, was lebt, unmittelbar dadurch verbreitet, dass es ist, uns gleich einem unsichtbaren Hauch entschlüpst. Eben so ist nun auch den zeugenden und empfangenden Kräften nicht die Sorge der Fortpflanzung allein anvertraut, nicht bloß die Erzeugung, die vor unsren Augen geschieht. Auch die Erhaltung, und da die Erhaltung des Endlichen nur unaufhörlicher Tod ist, an den immer wiederkehrendes Leben sich anknüpft, auch die uns verborgene Wiedererzeugung ist ihr Werk. Vermöchte daher auch die Natur jenen Zweck der Fortpflanzung auf einem andren Wege zu erreichen, so könnte sie doch nie die Wechselwirkung entbehren, in der die Kräfte der Geschlechter einander gegenseitig ergänzen.

Die Natur, welche mit endlichen Mitteln unendliche Zwecke verfolgt, gründet ihr Gebäude auf den Widerstreit der Kräfte. Alles Beschränkte zielt auf Zerstörung, und der himmlische Friede wohnt allein in dem Wirkungskreis dessen, was sich selbst genügt. Der zerstörenden Thätigkeit des einen muß daher das andre entgegenstreben, und in-

dem beide gegenseitig einander ihren Endzweck vereiteln, erfüllen sie den schrankenlosen Plan der Natur. Allein auch sie gewinnt diesen Sieg nur, wenn man sie in ihrem ganzen Umfang und durch die Dauer aller ihrer Epochen betrachtet; oder vielmehr derselbe liegt allein in dem Inhalte ihrer Gesetze. In jeder einzelnen Periode dauert der Kampf noch fort, und das Vollendete entbehrend, muss sie sich das Höchstmögliche zu besitzen begnügen. Da sie die Schranken nicht entfernen kann, muß eine Kraft die Lücken der andren ausfüllen; und da jede Thätigkeit sich endlich selbst aufreibt, Unthätigkeit aber verbannt ist, so muß die Ruhe in dem Wechsel der Wirksamkeit bestehen. Denn die höchste Krast ersordert die Vereinigung widersprechender Bedingungen. Mit rastloser Anstrengung soll beharrliches Ausdauern verbunden seyn. Aber die Anstrengung ist ein Feuer, das sich selbst verzehrt; um nicht an Intension zu verlieren, muss sie sich aller hindernden Masse entledigen, und den Stoff, den sie besitzt, energisch zusammendrängen. Denn giebt es gleich auch Kräfte, welche gerade durch Masse mächtig sind, wovon vorzüglich die unbelebte Natur auffallende Beispiele zeigt, so wirkt doch da eigentlich nur die vereinte Stärke vieler einzelnen, zufällig in Gemeinschaft stehenden Theile. Indem nun die Anstrengung die Empfänglichkeit ausschließt, nimmt sie sich selbst den Genuss erquickender Ruhe. Dagegen ersordert die Stärke des Widerstandes, welche zur ausdauernden Beharrlichkeit nothwendig ist, mehr Fähigkeit, die fremde Einwirkung aufzunehmen, als sie zurückzuweisen, mehr Stimmung zu leiden, und daher einen reicheren Stoff. Ist aber dieser, in sich zurückgezogen, so sehr zur Beschäftigung mit fremder Energie aufgelegt, so verbietet er sich dadurch selbst die Möglichkeit eigner selbstthätiger Anstrengung. schliesst die Dichtungskraft, wenn sie in glühendem Feuer

Bilder auf Bilder schaft, die Sinne den äußeren Eindrücken, und so verwehren diese, wenn sie mit lebendiger Wärme die Wirklichkeit umfassen, jener den kühnen Aufflug ins Land der Ersindung.

Die männliche Kraft, zu beleben bestimmt, sammelt sich von selbst, und durch eigne Bewegung. Allen Stoff, den sie besitzt, drängt sie zu ungetheilter Einheit zusammen. Je reicher und mannigfaltiger derselbe ist, desto ermattender ist die Anstrengung, aber auch desto größer die Wirkung. Der Stoff darf nicht schon durch seine eigne Natur zur Verbindung gestimmt seyn. Von ihr, als einem herrschenden Prinzip, muss er die Leitung erhalten. So in sich versammelt, wirkt sie aus sich heraus. Von hestigem Drange thätig zu seyn beseelt, wünscht sie einen Gegenstand zu finden, den sie durchdringe; aber ganz nur Selbstthätigkeit, ist sie in diesem Augenblick aller Empfänglichkeit verschlossen. Einer solchen Anstrengung folgt jedoch bald Ermattung nach, und sie gleicht einem Hauche, der mächtig belebt, aber bald verschwindet. Mit dem Gefühl' der sinkenden Stärke erwacht in ihr die Sehnsucht der Empfänglichkeit, und gern ruht sie da aus, wo sie vorher blos schöpserisch war. So ist sie, was sie ist, durch sich selbst, und ihre eigenthümliche Form. Der Mann, dessen Brust ein thatenkühner Muth begeistert, fühlt sich in sich verengt. Viel Erfahrungen hat er mit beobachtendem Geiste auf der Bahn des Lebens gesammelt, hohe Ideale aus seinem Innren hervorzuschaffen; mannigfaltige Gefühle bewegen ihn, bald die Würde der neuen Schöpfung, nach der er sich sehnt, bald theilnehmendes Mitgefühl mit den Wesen, die er zu veredeln strebt. Für alle diese erhabenen Bilder hat sein Busen nicht Raum genug, und heifser Durst nach Thätigkeit treibt ihn. Er sucht eine Welt, die seiner Sehnsucht entspreche. Uneigennützig und fern von jedemCodulties in eignen Genuta, befruchtet verseichtellichen Bille seiner Kraft. Die neue Schöpfung steht day und Treelig ruht ein aus im Aublicke seiner Kinder.

Die weibliche Kraft, sur Rückwirkung bestimmt, sun melt sich auf einen fremden Gegenstehe und durch fremden Reis. Da der Stoff, den sie in reicher Fülle desith. sich derch seine eigenthümliche Natur vereinty se winktede mehr durch ein leidendes, als ein selbetthätiges Vermägen: Mit dem Grade seiner Mannigfaltigkeit wächet gleichtel Schönheit der Wirkung, nicht aber zugleich ausbeite Austrengung. Vielmehr wird diese durch vielfachere rthrungspunkte erleichtert, und ihr Grad nur durch die light nightit des Umschließens bestimmt, die von der gegentie tiren Harmonie abhängt. Der Stoff der weiblichen Kark bedarf weniger der Herrschaft eines vereinenden Principa sendern verbindet sich mehr durch seine eigene Gleichigt tigkeit. In dieser Einheit erwiedert sie die Einwirkung mit immer steigendem Feuer, bis endlich ihre ganze Thätigkeit angespannt ist. Aber de ihre eigenthümliche Natur sie &higer macht, Widerstand zu leiden, und sie von der glühenden Hestigkeit frey ist, welche die männliche verzehrt, so vergütet sie die Langsamkeit ihrer Wirkung durch lingeres Ausdauern. So dankt sie der Beschaffenheit ihres Stoffs selbst einen Theil ihrer Wirksamkeit, die durch ihn vorbereitet und unterstützt wird. Ein Herz, das sich, ven mannigfaltigen Empfindungen bewegt und von einer eden Strebsamkeit beseelt, reich in sich selbst fühlt, aber den kühnen Muth vermisst, sich eine eigne Richtung zu geben, wird von unruhiger Sehnsucht gefoltert. Sich selbst unverständlich, und arm im Schoosse des Ueberflusses, wünscht es ein Wesen zu finden, das die verschlungenen Knoten seiner Gefühle freundlich löse. Je tiefer die Quelle dieser verworrenen Stimmung verborgen liegt, desto schwerer begegnet es der Gewährung seines Wunsches, aber desto inniger schließt es sich an die gesundene Erscheinung an. Je länger es an ihr verweilt, desto mehr Berührungspunkte entdeckt es, und verläßt sie nicht eher, bis der Keim zur vollendeten Frucht gereist ist.

Nicht also ihrem Grade, sondern allein ihrer Gattung nach, sind die zeugenden und empfangenden Kräfte von einander verschieden. Bloßes Aufnehmen ist kein Empfangen, sondern steht eben so unter diesem, als das Geben unter dem Zeugen. Beyde, Zeugen und Empfangen, sind höhere und kraftvollere Energien, beyde ein Hervorbringen durch Geben und Ausnehmen. Eigne fruchtbare Fülle muß bey jenem das Entäusserte begleiten, bey diesem das Aus-Der wahre Charakterunterschied genommene umfassen. beyder Kräste besteht darin, dass den empfangenden mehr Stoff, mehr Körper, den zeugenden mehr Seele eigen ist. wenn nemlich Seele jedes selbstthätige Prinzip bezeichnet. Gerade aber durch diese Verschiedenheit thun sie der Forderung der Natur ein Genüge. Sollte der Zerstörung drohenden Hestigkeit der männlichen Krast eine andre entgegengestellt werden, so durste es keine gleichartige seyn. Gegenseitige Ermattung hätte dann den Kampf beschlossen. in dem, wie überall in der Natur, der Unterliegende selbst neues Leben aus den Händen des Ueberwinders erhalten sollte. Der überströmenden Fülle musste daher ein Bedürfnis gegenüberstehn; aber da die Natur in ihrem Gebiet eben so wenig Armuth als Selbstgenügsamkeit verstattet, so ist das Bedürfnis wieder mit Reichthum verknüpft. Indem nun alles Männliche angestrengte Energie, alles Weibliche beharrliches Ausdauern besitzt, bildet die unaufhörliche Wechselwirkung von beiden die unbeschränkte Kraft der Natur, deren Anstrengung nie ermattet, und deren Ruhe nie in Unthätigkeit ausartet.

· Su'folier Bregging friedenber untgierlog selbe bendige Morpie der Erne, die auf Elnest Daniel sie primprojekt; unit lebendige Pille des Stelle; der ihre fileströntung in allen seinen Punkten seunfängt. Jens etgist daher three Natur nach, auf Teamann gutiahtita afflore was micht die selbst int, die in ihrer reinterte halt hindert: Diese wird auf Einheib gesichtet vogen mage alles ditien au die einwirkende Kraff, de seinwirke Wont das Genie (da diese Erscheinungen durch die ginge Zotte der hervorbringenden Wester dieselben eindhauten der weinen Selbstibätigkeit der Vernunft, die beleb Blanche ausstrümt, der, gleich einem Funken, das, gibl detepoliti, so muje die Phastesie nichie fibrand Milliohmen, und wohlthitig unschließen. Die ge Black warmachte sich nicht energisch zu tammele gefang sie nicht alles surückwiese, was diese Anstrongung blimite; and der emphagenden mitre de anabiglish, si von allen Seiten her nach Einem Punkt hin zu neigen, wenn sie nicht die höchste Uebereinstimmung in sich bewahrte. Die Hestigkeit, mit der die erstere sortstrebt, richtet sie auf einzelne Gesichtspunkte, und ihre unaufgehaltene Wirkung müßte überall Trennung und Zerstörung seyn. Dagegen macht der letzteren die harmonische Sensmuth, mit der sie entgegenkommt, eine mehr umfassende Einheit zum Gesetz, und ihre Frucht ist Erhaltung. Was su beleben bestimmt ist, muß reizend erwecken. Aller Reis aber richtet die Aufmerksamkeit auf einen einselnen Zustand, und das Gefühl durchgängiger Gleichgültigkeit würde Schlummer oder Tod seyn. Das Belebende darf deher nicht, mit allzugroßer Schonung, jede Erschütterung vermeiden. Dagegen muß der Stoff, welcher der Belebung entgegengeführt wird, gleichmäßig und ganz von ihr durchdrungen werden. Was endlich mehr Form besitzt, ziek

zwar auf Verbindung, aber, wie die Form überhaupt, nur durch Trennung; so wie, was dem Stoffe näher liegt, wie dieser selbst, zwar in sich ein Mannigfaltiges, aber noch wenig geschieden ist.

Ueberall, wo der männliche und weibliche Charakter sichtbar ist, wird man in ihm diese Seiten gewahr; in dem ersteren ein Streben, mit trennender Hestigkeit erzeugend, in dem letzteren ein Bemühen, durch Verbindung erhaltend zu seyn. Alle Eigenschaften, in welche gekleidet beyde Geschlechter durch die ganze Natur, aber vorzüglich im Menschen, erscheinen, bringen denselben verschiedenen Eindruck hervor. Die reizende Anmuth und die liebliche Fülle der Weiblichkeit bewegt die Sinne; die nicht sowohl anschauliche, als bildliche Vorstellungsart und der sinnliche Zusammenhang aller Begriffe geben der Phantasie ein reiches und lebendiges Bild; und die Einheit des Charakters, der, jedem Eindruck offen, jeden mit entsprechender Innigkeit erwiedert, rührt die Empfindung. So wirkt alles Weibliche vorzüglich auf diejenigen Kräfte, welche den ganzen Menschen in seiner ursprünglichen Einfachheit zeigen. Was dem Mann und seinem Geschlechte angehört, lässt dagegen diese minder befriedigt, beschäftigt aber mehr das Vermögen der Begriffe. Die Gestalt hat mehr Bestimmtheit, als anmuthige Schönheit; die Begriffe sind deutlicher und sorgfältiger geschieden, stehn aber auch in weniger leichter Verbindung; der Charakter ist stark und hat feste Richtungen, erscheint aber nicht selten auch einseitig und hart. Alles Männliche, kann man daher sagen, ist mehr aufklärend, alles Weibliche mehr rührend. Das eine gewährt mehr Licht, das andere mehr Wärme. Da in der endlichen Natur das Leben immer dem Tode zur Seite steht, und das Bessre nur an die Stelle des minder Guten tritt; so muss dem neuen Daseyn das schon vorhandene weichen. Die

Kenft wan, die, von eignem Entschlafe getrieben/auferthitig ist anife allt einer Wilküler handeler aller Weden Hindernisse sensitivend kinwegribant milets authorale walthätig erscheinen kann. Daher inti kulu Mathanai footen Unternehimungen ohne eliter guitrine Hillered Da aber die neue Schöpfung nicht gedelich verente ble mit weiblicher Schonung gepflegt wird; de Wandelt's annt syahrhidi num handlenden Leben gebornen Ochjott Milde die Härte in ernste Festigkeit um. m: Dean nur die Verbindung der Eigenthünklichkeitstelbig) dag Goschlochter bringt das Vollendete hervor, und we dus Studium des männlichen den Verstand anhaltundet sublitati, und die Betracktung des weblieben die ille delle lebhalter bewegt, so befriedigt der die Verhal bindir, eder vielmehr das reine Wesen, abgedond alland Geschlechtsunterschied die Verhund als in Verh get der Ideen. Die höchste Einheit erfordert allambigunt entgegengesetzte Richtungen. Da die Einheit überhaupt nur dann Werth hat, wenn sie aus der Fülle, nie aber, wenn sie aus der Armuth entspringt; so darf die Stärke und Ausbildung der einzelnen Theile nicht minder greß seyn, als die Innigkeit des Zusammenhangs aller. Allein um das Einzelne zu üben, wird-Trennung erfordert, und eben diese Trennung schränkt die Möglichkeit der Verbindung ein. Da nun das eine Geschlecht jene, das andre diese mehr begünstigt, so befördern beyde, indem sie einander entgegenwirken, gemeinschaftlich die wunderbare Einheit der Natur, welche zugleich das Ganze aufs innigste verknüpft, und das Einzelne aufs vollkommenste ausgebildet zeigt.

Denn die ursprünglich ansangende Thätigkeit ist den zeugenden Krästen, so wie die erwiedernde den empsangenden eigen, und die Zeugung, als das gemeinschaftliche

Werk beider, ist auf diese Weise zwischen ihnen vertheilt. Alle Hervorbringung setzt einen Stoff voraus; denn nur an das schon vorhandene knüpft die Natur das Neue an. Dieser Stoff bildet sich aus, und zwar durch einen Trieb, welcher mit eigenthümlicher Kraft, und nach einer Regel (die, wie vorhin bemerkt worden, die Erzeugung des Gleichartigen scheint) thätig ist. Zu diesem Triebe aber, als zu einer ihm vorher fremden Energie, muß er erweckt werden, und diese Erweckung ist der Ansang des Lebens, als der Verbindung des Bildungstriebes (im allgemeinsten Verstande) mit der rohen Materie. Das erste Geschäft dieses Bildungstriebes ist die Ausbildung selbst, und, ist diese vollendet, die Ersetzung dessen, was der organische Körper zufällig verliert. Allein auch außerdem ist er ununterbrochen fort thätig, um die einmal vollendete Bildung zu erhalten. Denn da die Gesetze der Materie, hier vorzüglich die chemischen Verwandtschaften, den Gesetzen des Lebens, d. i. der Organisation, immerfort entgegenarbeiten, und das Leben wie die Resultate neuerer Untersuchungen zeigen, nichts andres ist, als der Sieg der letzteren über die ersteren; so ist ein unaushörlicher Kampf nöthig, diese Oberherrschaft zu behaupten. Das Prinzip, das hier thätig ist, pflegt man die Lebenskraft zu nennen, und von ihr macht der Bildungstrieb (im engern Verstande) nur eine besondre Modification aus. Die Hervorbringung erfordert daher zwey unentbehrliche Elemente, rohen Stoff, und Belebung desselben zur Ausbildung.

Sollen diese beyde unter die zeugenden und empfangenden Kräste vertheilt werden, so scheint es natürlich den Stoff den letzteren, die Belebung den ersteren zuzuschreiben. Wenigstens zeigte sich, nach dem bisherigen Raisonnement, bey den zeugenden Krästen die Energie, bey den empfangenden das ursprünglich Vorhandne, worauf die Energie wirkt, in höherem Grade. So schien in Absicht der hervorbringenden Krast den erstern mehr selbstthätiges Fener, den letztern mehr entgegenwirkende Stärke; in Absicht der Einheit der Wirkung den ersteren ein stärkeres vereinendes Prinzip, den letzteren mehr freiwillige Uebereinstimmung des Einzelnen eigen zu seyn. Auch in der Betrachtung der Natur entdeckt schon ein slüchtiger Blick überall in dem männlichen Geschlecht mehr Ausdruck von Krast, in dem weiblichen, zwar nicht an sich, aber in Vergleichung mit der, aus demselben hervorleuchtenden Krast, mehr Ausdruck von Fülle.

Jeder reinen Theilung widerspricht indess schon die Analogie der Naturgesetze. Denn soweit unsre Beobachtung reicht, sehen wir, dass die Natur, immer bemüht, den höchsten Reichthum durch die einfachsten Mittel hervorzuschaffen, Wesen von ungleichartiger Wirksamkeit nicht sowohl durch den Grad, als die Richtung ihrer Kräfte von einander unterscheidet. Eben so ist nun auch in den empfangenden nicht weniger Kraft, als in den zeugenden Steff in dem Augenblick der Hervorbringung wirksam; und de Verschiedenheit liegt allein in der Art, wie beyde gegenseitig gestimmt sind. In dem männlichen Geschlechte ist alles allein auf die Einwirkung gerichtet. Da der Stoff bles bestimmt ist, sie dadurch zu verstärken, dass er ihr zieichsam einen Körper leiht, so sucht sie ihn sich, fast bis sur Vertilgung seiner eigenthümlichen Natur, zu assimiliren. In dem weiblichen geht dagegen die ganze Stimmung auf die Rückwirkung. Indem die Kraft diese in dem Stoff un erhöhen strebt, behandelt sie ihn mit größerer Schonung. Eigentlich geschieht daher die Belebung durch beyde Geschlechter zugleich, nur dass die männliche Krast dech allein die Erweckung bewirkt, indess die weibliche nur ihre Möglichkeit vorbereitet, und ihre Fortdauer sichert. Nie

vermöchte auch die belebende Kraft auf den Stoff zu wirken, wenn nicht zugleich eigne Thätigkeit desjenigen Wesens hinzukäme, welchem derselbe angehört. Selbst die stärkste Einwirkung kann nur durch Rückwirkung in das eigne Wesen aufgenommen werden, und aus dem ganzen Umfange ihres Gebiets hat die organische Natur bloss un-Dadurch, dass sie jedem Gethätiges Leiden verbannt. schlecht beyde zur Erzeugung nothwendige Kräfte verliehen, hat sie es möglich gemacht, dass Mangel der Krast auf der einen Seite durch ein Uebergewicht auf der andern gleichsam übertragen werden kann. Wo es der männlichen Kraft an Stärke gebricht, da kann die Lebendigkeit der weiblichen noch die Möglichkeit der Fruchtbarkeit retten, wie dies die Ersahrung in der That nicht selten beweist, und umgekehrt kann, wo die weibliche einen zur Empfänglichkeit wenig vorbereiteten Stoff darbietet, die männliche diesen Fehler wiederum gut machen. Mag man sich diess nun durch einen wirklichen Austausch der Functionen, oder, was wahrscheinlicher ist, durch eine Erweckung und Unterstützung der Schwäche des einen Theils vermöge einer außerordentlichen Stärke des andren erklären, die, indem sie ihrer Verrichtung in einem eminenten Grade genügt, die gegenseitige erleichtert; so bestätigen Fälle dieser Art, ebenso wie die, wo augenblickliche Stimmungen der Mutter auf die Beschaffenheit der Frucht wirksam schienen, das hier Gesagte auch auf dem Wege der Erfahrung. Wenn indels Zeugung und Empfängnis beyde einen Stoff und eine Krast ersordern; so ist bei der ersteren der Stoff nur nothwendig, weil die Kraft nicht ohne Stoff zu wirken vermöchte, und bey der letzteren die Krast nur ersorderlich, weil ohne sie die Einwirkung auf den Stoff nicht-geschehen kann. Redet man daher bloß von der Hauptrichtung beyder Geschlechter; so gehört dennoch die Krast bei der

Howerbringing blefe dem trougenites der filtel blefe der sandadenden der interes ergeleigte eine eine eine gefengene geneber er ib Den geweihten Schleier au dertheinem in der die Nober: gerade übr heiligetes Bilden werhalt gehalt genachen Schwierigkeit begleitet, welche eich echen deuch alle unge nightligen und glänslich verschiederen Abergereithen lief sen Gegeneland vertith. Die wahtechtinfichete abter Att. selben stimmt jedoch genau mit dem eben Genggletelellen in Deberall, we die Natur Zeugung und Bangliegei swer verschiedenen Wesen anvertraut hat, itt des Sieffis dem ampfangenden, das belebende Prinzip in dem naturia den Damit aber beyde miteinander in Verhindung-ginital watten können, maß noch eine Ehittigheit auch des delite nin hinkukommen, durch welche ein Theil des Stoff sich learnifet, und Keim zur ferneren Ausbildung wird z. Gutab in flage geheimsten Werkstätte wirkt deher die Naturien meisten schöpferisch und am wenigsten unchaningh z. Chi rade hier läset sich am wenigsten die Wirkung aus den Ursachen berechnen; vielmehr zündet nur ein Funke des Diess haben am meisten diejenigen gesühlt. andern an. welche diess Phänomen durch jene Wirkungsart zu erklären unternahmen, da doch dem menschlichen Verstand hier nichts übrig blieb, als die hervorbringenden Ursachen aufzusuchen, den Erfolg zu beobachten, und nicht zu erklären. sondern schweigend zu bewundern, ein Gipfel der bescheidenen Achtung gegen die große Werkmeisterin, zu welchem nur die neuere philosophische Naturkunde führen konnte. Wunderbar ist es zu sehen, wie die Natur, inden sie sich jener körperlichen Kräfte nur in soweit bedient, als es ihr gleichsam unentbehrlich schien, die Freiheit, dies große Vorrecht der Geisterwelt, auch in das andre Gehiet ihres Reichs hinüberzuführen strebt. Nur eine Partikel des Stoffs nimmt sie auf, nur zur ersten Belebung entlehnt sie eine fremde Krast. Wie der erste Funke glimmt, lodert er durch sich selbst auf, empfängt Nahrung, aber die er nach eignen Gesetzen gebraucht.

Achtung für alles wirkliche Daseyn, und Streben demselben eine bestimmte Gestalt nach eigner Willkühr zu geben, bezeichnen überall den weiblichen und männlichen Charakter, und so erfüllen sie beide dadurch gemeinschaftlich den großen Endzweck der Natur, die unaushörliche Wechselwirkung der Form und des Stoffes. telbar gegenübergestellt, müßten Form und Stoff einander feindlich begegnen. Da aber, bei der, den beiden Geschlechtern eigenthümlichen Wirkungsart, die Strenge der Form durch den Stoff, den dieselbe annehmen muss, gemildert, und der Stoff durch eine formende Kraft zur Empfänglichkeit vorbereitet wird; so ist nun die innige Vereinigung möglich, auf welcher allein das Geheimnis der Organisation beruht. Die Nothwendigkeit, mit welcher alle wechselseitig aufeinander wirkende Kräste eine der andren bedürfen, macht auch die zeugenden und empfangenden abhängig von einander. Indess ist den ersteren doch nicht alle Beschäftigung ihrer Wirksamkeit für sich allein, so wie den letzteren, verwehrt, und diess begründet eine größere Unabhängigkeit von ihrer Seite. Eben darum aber sind die entgegengesetzten das höchste Beförderungsmittel aller Verbindung, und da nun gerade die Kunst der Verbindung das höchste Daseyn in der Natur bewahrt, so sind dieselben durch ihre innre Beschaffenheit mehr und dringender, diess zu befördern, veranlasst. Sie sind es, die man als das eigentlich verknüpfende Band in dem Ganzen der Natur ansehen kann; die am emsigsten Gegenstände aufsuchen, welche ihre Energie zu beleben vermögen, und bei den gefundenen am längsten verweilen.

Durch dies Verweilen führt die Fähigkeit zu empfan-

Bin in danmer Debartichtette Miche ferstehten Athren, about weste Person us deheralite datch iles Not selbet versalaist, and alle employmenty Westersich a attitives; thirder weekpeludes Gluig gefestelle: Upudes Kor die Amer-entgegen komint; inndnbentale-Sticke-untg auffectung den Getrumbe im verhänden sind die ali-certioders, bedtirfen sie eines hattit addination Strobent. De mit dem Emple elith die Ausbildung des Keims verbunden ist; so desfut dell'diese häufig eine verwickeltere Organisation; applicable niether must die Natur, um diesen Zweck nicht ausmal Miles, Wesen, die hiere bestimmt sind, mit doppeller: Warbi statist en ihre Geseter hinden. Beharrichteit aber ich Unwatenderlichkeit des Endlichen, und so scheint-disabli attibiliesen letzten Verzug, welcher enst allem übeigen, die olate that more cire erbotestes und vergängliches Desegna line sätter wirden, den wahren innret Werth und den achibsten äußern Glanz giebt, den empfangenden Kräften vorzugsweise von selbst und aus freier Gunst zu ertheilen.

Aber die Beharrlichkeit hat nur dann einen Werth, wenn sie das Gesetz der Thätigkeit ist, nicht wenn sie zur Unthätigkeit herabsinkt. Besitzt nun das weibliche Geschlecht ein Prinzip der Beharrlichkeit, so ist ihm nicht auch zugleich ein andres der Thätigkeit eigen, sondern es muß dieß von der wechselseitigen Einwirkung des minslichen erwarten. Die Kraft, die mit so großer Hestigkeit wirkt, daß sie selbst die Zerstörung nicht scheut, und fremden Stoff nach eigner Willkühr zu formen unternimmt, ist unermüdet, aber auch leicht dem Wechsel unterwurfen. Da sie nicht Raum genug in sich fühlt, das schwellende Streben zu fassen, so ist ihr Ruhe unerträglich; und da sie nicht sowohl der Beschaffenheit des Staffs nachgiebt, ab von eignem Feuer beseelt wird, so läßt sich die Stätigkeit

ihrer Wirksamkeit nicht verbürgen. In demjenigen Theil der Natur, in welchem überhaupt wenig oder gar keine Willkühr herrscht, wird diess wenig sichtbar seyn; vielleicht aber ist es auch nur, wie so vieles in diesem Gebiet. wenig beobachtet, und wenigstens bestätigt in dem übrigen die Erfahrung diese, hier blos aus Begriffen gesolgerte Behauptung. Soll der Mensch zu dem Ideale gelangen, das die Vernunst ihm vorschreibt; so muss der Mann seine natürliche Thätigkeit an ein sestes Gesetz binden, das Weib die Gesetzmäßigkeit, welche es seinem Wesen eingeprägt fühlt, durch innre Antriebe mit Thätigkeit beleben. Unterliegt aber das Bemühen der Vernunft hier dem Hang der Natur, so hebt der doppelte Fehler beider Geschlechter sich selbst wieder auf. Mit verschiedenen Eigenschaften versehen und doch unzertrennlich von einander, beschränken sie sich selbst bis auf die Gränze, welche dem Endzweck des Ganzen entspricht.

Die Natur, in ihrem ganzen Umfang betrachtet, ist unveränderlich. Die Thätigkeit ihrer Kräfte rostet nie, und
ihre Gesetze verschaffen sich immer gleichen Gehorsam.
So unterbricht nichts je weder den Grad, noch die Form
ihrer Wirksamkeit. Diese Thätigkeit aber un veränderlich zu erhalten findet sie in der gegenseitigen Eigenthümlichkeit beider Geschlechter eine mächtige Stütze. Indess
sie aus dem einen Rastlosigkeit schöpst, verbürgt ihr
das andre die Stätigkeit.

So sind nun zwischen beiden Geschlechtern die Anlagen vertheilt, welche es ihnen möglich machen, diess unermessliche Ganze zu bilden. Nur dadurch gelang es der Natur, widersprechende Eigenschaften zu verbinden, und das Endliche dem Unendlichen zu nähern. Denn überall droht angestrengte Thätigkeit dem ruhigen Daseyn, so wie erhaltende Ruhe der regen Energie den Untergang. Darum

beseelte die Natur ihre Söhne mit Krast, Feuer und Lebhastigkeit, und hauchte ihren Töchtern Haltung, Wärme und Innigkeit ein. Indes nun die einen ihr Gebiet zu erweitern streben, bereichern es die andern mit sorgsamer Hand innerhalb seiner Gränzen. Denn der ganze Charakter des männlichen Geschlechts ist auf Energie gerichtet; dahin zielt seine Kraft, seine zerstörende Hestigkeit, sein Streben nach Außenwirkung, seine Rastlosigkeit. Dagegen geht die Stimmung des weiblichen, seine ausdauernde Stärke, seine Neigung zur Verbindung, sein Hang die Einwirkung zu erwiedern und seine holde Stätigkeit, allein auf Erhaltung und Daseyn. Mit gemeinschaftlicher Sorgfalt verrichten sie daher die beiden großen Operationen der Natur, die, ewig wiederkehrend, doch so oft in veränderter Gestalt erscheinen, Erzeugung und Ausbildung des Erzeugten. Vergleicht man indes ihre eigenthümliche Beschaffenheit noch näher mit einander; so hat die Natur die empfangenden Kräfte noch unter genauere Obhut genommen. Sie theilen mit ihr ihre entschiedensten Vorzüge, und, gleich den Töchtern im Hause, schließen sie sich näher an die sorgsame Mutter an.

Daseyn, von Energie beseelt, ist Leben, und das höchste Leben das letzte Ziel, in dem sich das Streben aller verschiedenen Kräfte der Natur vereint. Die Verschiedenheit beider Geschlechter befördert die Erreichung dieses Ziels, oder vielmehr ihre eigenthümliche Beschaffenheit führt sie zu demselben hin, ohne dass sie selbst sich dessen bewusst sind. Denn keine Kraft der Natur dient als Mittel einem Zweck, oder strebt einer sremden Absicht entgegen. Indem alle harmonisch wirksam sind, solgt jede nur ihrem eignen Triebe, und das letzte Resultat der Thätigkeit aller geht mit einer Nothwendigkeit hervor, die, da sie alle Absicht ausschließt, auf den ersten Anblick zutallig

scheinen kann. In gleicher Freiheit wirken nun auch die Kräste beider Geschlechter, und so kann man dieselben als zwei wohlthätige Gestalten ansehen, aus deren Händen die Natur ihre letzte Vollendung empfängt. Dieser erhabenen Bestimmung genügen sie aher nur dann, wenn sich ihre Wirksamkeit gegenseitig umschlingt, und die Neigung, welche das eine dem andren sehnsuchtsvoll nähert, ist die Liebe. So gehorcht daher die Natur derselben Gottheit, deren Sorgfalt schon der ahnende Weisheitssinn der Griechen-die Anordnung des Chaos übertrug.

Die hiesigen Königlichen Antikensammlungen besitzen vier Bildsäulen weiblicher löwenköpliger Aegyptischer Getthui-

^{. 9} Da mich die Untersuchung dieser Denkmale über mehrere Publie zweiselhaft liefs, so wandte ich mich mit einer Reihe sie betreffender Fragen an Herrn Champollion den jungeren. Nach der großen und wahrhaft musterhaften Gefälligkeit, mit welcher dieser Gelehrte, frei von aller kleinlichen Eifersucht und angstlichen Geheimhaltung, über die ihn die Sicherheit seiner Forschungen emporhebt, seine Entdeckungen frei und offen mittheilt, beantwortete derselbe meine Fragen in einem ausführlichen Briese, in welchem er jede seiner Erklärungen, mit gewohnter Genauiskeit mit Beweisen aus Aegyptischen Denkmalen belegt. Ich habe es mir zur Pflicht gemacht, dasjenige aus diesem Briefe, was zunächst hierher gehört, in meine Abhandlung zu verweben, und wo ich Herrn Champollion, ohne Nennung einer seiner Schriften anführe, beziehe ich mich auf diese briefliche Mittheilung. Ich boffe Herrn Champollion richtig verstanden zu haben; sollten indes Unrichtigkeiten in dem als seine Meinung Vorgetragenen verkenmen, so bitte ich, sie nur mir, nicht ihm beizumessen. Zwar lieft er in seinem, aus Livorno datirten Briefe darüber, dass er sich dort entfernt von allen seinen Handschriften und Materialien befand. Allein der Inhalt beweist, wie die abgehandelten Gegesstände ihm geläufig und seinem Gedächtniss gegenwärtig sind Diejenigen, welche den Versuchen der Hieroglyphen-Entzifferung sorgfältig gefolgt sind, werden auch aus diesen brieflichen Mitthei-

ten, von welchen zwei Geschenke des Grasen von Sack sind, die beiden andern aber zu der Minutolischen Samm-

lungen mit Vergnügen sehen, wie Herr Champollion immer neue Fortschritte macht, immer mehr Zeichen zu entziffern lehrt, und auch hie und da von ihm bisher angenommene Entzisserungen berichtigt. Die Offenheit, mit der er begangene Irrthumer anerkennt, zeigt nicht nur seinen unpartheilschen Eiser für die Entdeckung der Wahrheit, sondern seine Verbesserungen beweisen selbst die Richtigkeit des Von ihm eingeschlagenen Weges. Bei einer Entzifferung, die zwar auf sicheren Grundlagen ruht, aber nur von der Vergleichung immer neuer Zeichen und Anwendungen derselben ihre Vollendung erhalten kann, müssen die Fortschritte, sowohl dem Umfang als der Genauigkeit nach, nothwendig allmählich geschehen, aber die Berichtigungen der einzelnen Erklärungen, wenn genau verfahren worden, zu Bestätigungen des Systems werden. Ohne selbst daranf Anspruch zu machen, das Studium der Hieroglyphen-Entzisserung durch eigene Entdeckungen zu erweitern (wie denn auch das, was in der gegenwärtigen Abhandlung Verdienstliches liegen konnte, allein Herrn Champollion angehört) habe ich mir ein besonderes Geschäft daraus gemacht. was von Andrea darin geschehen ist, einer möglichst genauen Prüfung zu unterwerfen, und das Studium der Koptischen Sprache nach ihrem Baue und den von Zoega herausgegebenen Texten damit verbunden. Ich lege daher gern hier das Bekenntnis ab. dass mir der von Herrn Champollion eingeschlagene Weg der einzig richtige scheint, dass ich die von ihm gegebenen Erklärungen. die vorzüglich in historischer Rücksicht zu so wichtigen Entdeckungen geführt haben, (bis vielleicht auf wenige bei einem solchen Studium unvermeidliche Ausnahmen) für wahr und fest begründet balte, und dass ich die gewisse Hoffnung nähre, dass, wenn ihm vergönnt bleibt, diese Arbeiten eine Reihe von Jahren hindurch fortzusetzen, man ihm eine so sichere und vollständige Entzifferung der Hieroglyphen-Denkmale verdanken wird, als sie von Urkunden möglich ist, von denen, wie viele man auch besitzt, doch immer ein gewisser Theil, der gerade zur Vollendung der Entzifferung unentbehrlich seyn kann, unwiederbringlich verloren gegangen ist. Ein bei weitem vollgültigeres Zeugniss für das Champollionsche System, als das meinige, und eine wahre Bestätigung desselben, gewährt Herrn Salt's Schrift: essay on Dr. Youngs and Mr. Champollions phonetic system of hieroglyphics, Herr Salt kannte, während er diese Schrift abfaste, Herrn Champollion's ideen nur sehr unvollkommen, fand aber selbst Vieles auf dem nämlichen Wege übereinstimmend mit ihm auf.

lung gehören. Eine der letzteren ist eine stehende, mit dem Lotusstabe in der einen, und dem gehenkelten Kreuze, (dem Zeichen des göttlichen Lebens) in der andern. Die andren sind sitzende, und wie schon Herr Hirt (Abhand). d. Akad. d. Wissensch. Hist. phil. Klasse 1820, 1821. S. 136. Anm.) bemerkt hat, durchaus der in der Descr. de l'Egypte (T. 3. Pl. 48.) abgebildeten ähnlich. Diese Bildsäulen waren überaus häufig in Aegypten, man fand bei einer einzigen Ausgrabung in den Trümmern von Thebae bei Karnak über 15 derselben, (ib. Déser. A. T. I. Chap. 9. p. 278. 279.) die Drovettische Sammlung enthält deren allein zehn. se sitzenden Statuen tragen, wie es beliebet itt n diccollica Hieroglyphen-Inschriften an wi re hexichen sich auf dieselbe Epoche dar i Geschichte. Die stehende, welcher auch die Fi Theil der Beine fehlen, hat leider ger kuine inschift. Sowohl Herr Champollion der führer Thentes à Mr. le Duc de Blacas. Lettre 1. p. 39.) als Herr Gazzera (Descrizione dei monumenti Egisj p. 16.) haben Besehreibungen und Erklärungen der sitzenden Bildsäulen dieser Art im Turiner Museum gegeben, und diese Bildsäulen kommen im Wesentlichen ganz mit den hiesigen überein. Die Inschristen der unsrigen weichen aber in mehreren, und nicht ganz unwesentlichen Punkten von jenen ab. Schriften des Herrn Champollion und Gassera geben auch nur die französische und italienische Uebersetzung der Hieroglyphen, ohne sie einzeln in diesen nachzuweisen, und stimmen nicht ganz mit einander selbst überein. Auch habe ich geglaubt, dass bei der Theilnahme, welche die so ganz unerwarteten Entdeckungen des Herrn Champollion erregen, es, selbst wenn ich wenig Neues hinzufügen könnte, schon interessant seyn würde, nur dasjenige, wes über ver unsren Augen befindliche Denkmale gesagt worden ist, so

zusammenzustellen, dass dadurch das Urtheil über jene Entdeckungen geleitet werden kann ').

§. 1.

Erklärung der sitzenden Gottheit.

Man erkennt bei dem ersten Anblick, dass die Statuen. mit welchen wir uns hier beschäftigen, Vorstellungen einer weiblichen Gottheit sind. Die genaue Bestimmung der Aegyptischen Gottheiten wird aber dadurch erschwert, dass dasselbe göttliche Wesen, nach den verschiednen ihm zugetheilten Geschäften, auf ganz verschiedene Weise vorgestellt wird, und wieder gleiche Attribute verschiedene Gottheiten bezeichnen. So kommt Phthah bisweilen mit menschlichem Haupte, oft aber auch mit einem Falkenkopf, und andremale mit einem sogenannten Nilmesser an der Stelle des Kopfes vor, und ebenso giebt es auf der andren Seite mehrere falkenköpfige Götter, und mehrere Göttinnen, deren Kopsschmuck in einem liegenden Geier, oder einer Scheibe zwischen Kuhhörnern besteht. Einige Götter sind auch bloß Incarnationen einer des andren, und erscheinen daher, indem sie wirklich nur Eins sind, als zwei. So der dreimal große falken - oder habicht - (hieracocephale) und der zweimal große ibisköpfige Hermes. (Champollions Panthéon VII. ad Pl. 30. Tölken, Reise des Freiherrn von Minutoli, S. 139.)

Hieraus muß man wohl die vielen Ungewißheiten und unläugbaren Verwirrungen herleiten, die noch in der Bestimmung der Aegyptischen Gottheiten herrschen. Man ist

^{*)} Auf der angehängten Kupfertafel befindet sich eine treue Abbildung der an unsern Statuen vorhandenen Inschriften, bei welchen bloß die sich wiederholenden Zeichenreihen weggelassen sind. Fig. A. ist von der einen Sackischen; B. C. von der andern Sackischen; D. E. F. von der Minutolischen Statue entnommen.

es auch hier Herrn Champollion schuldig, dass er einen Weg vorgezeichnet hat, der wenigstens zu einem entscheidenden Mittel der Anerkennung hinführt, nemlich den, nur diejenigen Bestimmungen als gewiss anzusehen, die aus Verstellungen genommen sind, wo die Bilder von Inschristen begleitet sind. Aus diesen, sie mögen den Namen, oder die den verschiedenen Gottheiten eigenthümlichen Titel enthalten, läst sich alsdann wenigstens mit Sicherheit sehen, wofür die Vorstellungen bei ihren eignen Urhebern galten. Herr Champollion bemerkt an mehreren Stellen seiner Werke (z. B. Panthéon VII. ad Pl. 15. c.) dass bisweilen nur die Inschrist bestimme, welche der mehreren ähnlich vergestellten Gottheiten gemeint sey. Nach diesen Grundsätzen hat derselbe in seinem Aegyptischen Pantheon eine ebense anziehende, als belehrende Darstellung der Aegyptischen Gottheiten angefangen, die sich schon dadurch auszeichnet, dass sie ganz aus Denkmalen genommen ist, und die Zeugnisse der alten Schriftsteller nur mit diesen vergleicht.

Es war nothwendig, diese Bemerkungen voranzuschicken. da auch die hier vorgestellte Gottheit in verschiedenen Gestalten, und verschiedenen Graden ihres göttlichen Ranges angetroffen wird.

Was nemlich die hier betrachteten Bildsäulen charakterisirt, ist das Löwenhaupt. Nach diesem, dem Symbol der Tapferkeit und der durch Edelmuth gebändigten Stärke. hatte schon Herr Hirt (a. a. O.) dieselben für Vorstelluzgen der Neith, der Aegyptischen Minerva ') erklärt 'L. Herr

^{*)} In einer andren Ideenverbindung entsprach Neith auch der Argyptischen Iuno. (Champollion, Panthéon Heft XI. zu Pl. 🗲

^{**)} In ihrer Beziehung auf Amon-Ra war der Göttin Neith 222 das Symbol des Widders nicht fremd. In Sais sowohl als in Taben wurden heilige Widder unterhalten und Herr Champolitischält es für wahrscheinlich, dass Neith auch mit einem Widderkeit dargestellt wurde. (Panthéon Eg. Heft V. zu Pl. 2. bis. Guitter

Champollion ist der gleichen Meinung, hat dieselbe aber weiter und bestimmter ausgeführt, und ein zweites, die Göttin charakterisirendes Kennzeichen in der Hieroglyphen-Inschrift (Fig. B. Zeichen 9—11.) aufgefunden. Diese beiden vereinten Kennzeichen heben allen Zweifel über die Deutung dieser Denkmale im Ganzen auf.

Neith ist in der Aegyptischen Mythologie das zweite der göttlichen Wesen, das, als das urweibliche Princip, mit Ammon, dem urmännlichen, von dem es aber seinen Ursprung erhalten hatte, vor aller Schöpfung vorhanden war, und in dieser Epoche mit Ammon dergestalt Eins ausmachte, dass die Göttin oft auch als Mannweib bezeichnet und dargestellt wird. Von diesem Grundbegriffe ausgehend, findet Herr Champollion die Göttin in folgenden bildlichen Vorstellungen und Bestimmungen ihres Wesens.

1) Mit menschlichem, mit dem vollständigen Pschent geschmücktem Kopf, in ihrem Hauptbegriff, als weibliches Urwesen, mit dem hieroglyphisch geschriebenen Namen der Mutter, oder großen Mutter. Der Begriff der Mutter wird alsdann durch einen Geier (Vautour), der eine Geissel auf dem Rücken trägt, angedeutet. (Champollion Panthéon Eg. Heft I. zu Pl. 6.) Von dem Beinamen der großen Mutter, Aegyptisch tschor-maut, oder dschor-maut leitet Herr Champollion die griechische Benennung Tequovic oder Θεομοντίς ab, und hält also die mit demselben bezeichnete Göttin für diese Urmutter der Wesen. (Panthéon Heft VIII. zu Pl. 23. a.) *)

niaut Réligions de l'Antiquité. T. I. P. 2. p. 828. not. p. 900. not. 1.) Dies spricht für die von Herrn Tölken (Reise des Freiherrn von Minutoli S. 145. Taf. IX.) gegebene Erklärung einer stehenden widderköpfigen Figur. Auf den Begriff der Rhea, welchen Herr Tölken auf eine stehende löwenköpfige Figur anwendet, werden wir weiter unten zurückkommen.

^{*)} Ich bemerke hier, dass ich in der Schreibung der Koptischen Wör-

2) In weiblicher Gestalt, aber mit dem Löwenhaupt, das mit der Sonnenscheibe oder zwei langen Blättern geschmückt ist. In dieser Gestalt, welche unsren Bildsäulen entspricht, trägt sie den mit den Zeichen 9. 10. 11. der angehängten Tafel (Fig. A.) geschriebenen Namen. Die beiden letzten Zeichen bilden das koptische Wort: ein anderer"), werden aber hier phonetisch genommen; das erste der Gruppe, ein Scepter, ist, seiner Aussprache nach, noch

ter mit Lateinischen Buchstaben ou durch u, den Sten Buchstaben des Scholtzischen Alphabets (Gram. Aegypt. p. 2.) (das hida) durch ä, den 23sten (das chi) durch ch, den 25sten (das schei) durch sch, den 26sten (das phei) durch f, den 27sten (das chei) durch chh, den 29sten (das genga) durch tack oder dach, den 30sten (das skima) durch sk, den vorletzten (das dei) durch ti bezeichne. Die richtige Bestimmung der Aussprache des Koptischen ist soch großen Schwierigkeiten unterworfen. Es entgeht mir bei der hier gewählten Bezeichnung nicht, wie unbehülflich das Italienische ei und gi durch tech und deck ausgedrückt werden. Unstreitig ist es gefälliger für das Auge und richtiger für das Ohr, sich, wie Herr A. W. v. Schlegel thut, für diese Laute des Englischen ch und j zu bedienen. Dies führt aber die, meines Erachtens, noch wesentlichere Unbequemlichkeit mit sich, Buchstaben, die in unserer Sprache festbestimmte Laute haben, mit solchen zu gebrauchen, die ihnen eine fremde giebt. Man kann, wie es mir scheint, in unserer Sprache fremde Laute nur entweder durch Verbindungen unserer Buchstaben in ihrer gewöhnlichen Stellung, oder durch ganz fremde Zeichen, wie Herr Klaproth in der Asia polyglota gethan, wiedergeben. Dass das Englische j ein einfacher Laut ist, dürste der Schreibung durch dech wenig entgegenstehen, da man im Deutschen die, meinem Urtheil nach, auch einfachen Laute ch, sch gleichfalls mit zwei und drei Buchstaben schreibt.

^{*)} Herr Champollion führt, indem er in seinem letzten Briese an mich diese Erklärung giebt, das Koptische Wort ke, chet, oder chhet, als die Bedeutung der Zeichen 10.11. an. Ich möchte aber nicht behaupten, dass er darum das 10. Zeichen, den leeren oder gestreisten Kreis, als Buchstaben für k oder ch nimmt. In seinem hieroglyphischen System erklärt er es durch w, und ein späterer Bries von ihm bestätigt mir diese Entzisserung. Sie verträgt sich auch mit seiner jetzigen Behauptung, da auch das Koptische Wort wet dasselbe als ke bedeutet.

unbekannt, und mit ihm daher auch dieser ganze Name der Gottheit. Dass aber diese löwenköpfige Figuren die Göttin Neith vorstellen, wird dadurch ausser Zweisel gestellt, dass diese Göttin mit dem so eben beschriebenen Namen auf dem letzten Theile der großen Leichenrituale vorkommt, dass sie darin dem Amon-Ra unmittelbar zur Seite steht, und in den daneben besindlichen Hieroglyphen als königliche Gemahlin Palehakas, eines Beinamen des Ammon, und königliche Mutter Pschakasis, eines Beinamen des Phthah, bezeichnet wird. Die Göttin heist auch auf vielen löwenköpfigen Bildsäulen Beherrscherin der Gegenden Ameru (oder Amerlu) und Sesau, die an andren Orten beständig der Neith zugeschrieben werden.

3) Mit menschlichem Haupt, aber nur mit dem unteren Theile des Pschent geschmückt. In dieser Gestalt wird sie hieroglyphisch so bezeichnet, wie man es in Herrn Champollion's Panthéon Heft VIII. Pl. 23. Fig. 12. findet, nämlich durch ein figürliches Zeichen und ein nachfolgendes t, dem auch wohl das Zeichen der Weiblichkeit bei-Das figürliche Zeichen hatte Herr Champolgefügt ist. lion für zwei Bogen mit ihren Pfeilen gehalten. (a. a. O.) Jetzt erklärt er es für ein Weberschiff, dem es auch in der That viel ähnlicher sieht. Neben dieser Bezeichnung findet sich bisweilen phonetisch nt, und nat oder net heißt, nach Herrn Champollion (im La Crozischen Wörterbuch finde ich das Wort nicht) ein Weberschiff. Die Saitische Göttin wird daher hierdurch, wie die Griechische Minerva, als Erfinderin und Beschützerin der Webereien dargestellt. Die Saitischen Monumente bieten häufig diesen Namen, auf die obige Weise geschrieben, dar. Herr Champollion leitet sogar Neith aus nat oder net ab, und findet den Namen der Göttin auch in dem der Königin Nitokris der sechsten Dynastie, den er, nach Eratosthenes Uebersetzung desselben in 'Αθηνα ναηφόρος, (Eratosthenica, Ed. Bernhardy. p. 260.) von Neith (nit) und skro, siegen, ableitet. Auf Namenschilden, die Herr Champollion von dieser Königin gefunden hat, kommt der Name mit demselben Zeichen des Weberschiffs, übrigens aber phonetisch vor '). In dieser Vorstellung erhält die Göttin Neith bei den Griechen den Namen Buto, und wird mit Latona verglichen. Sie gehört in dieser Eigenschaft zu den ersten Aegyptischen Gottheiten, ist die uranfängliche Nacht, aber die Mutter des Sonnengottes Phre. (Champollion Panthéon Heft VIII. Pl. 23, 23 a. Heft XI. Pl. 23 e. 25 d. und die Erklärungen dazu). Denn Phre ist ein weniger alter Gott als Amon-Ra (l. c. Heft IV. zu Pl. 24.) und so kann Neith Buto zugleich die erste Emanation Amon-Ra's, der gleichfalls in unmittelbarer Beziehung auf die Sonne steht, Amon-Sonne ist (l. c. Hest I. zu Pl. 2.) und Mutter Phre's seyn.

Von dem ersten Range der Gottheil in die Gottheilen des zweiten tretend, wird Neith

4) erstlich zur Netpe oder Netphe, der Aegyptischen Rhea, der Mutter der Isis und des Osiris. Die hieroglyphische Bezeichnung dieser Göttin giebt Herr Champeltion im Précis du systême hiéroglyphique. (Kupfertafeln nr. 54.) Herr Salt hat (Essay etc. p. 36.) die hieroglyphischen Namen der Neith und Netphe verwechselt, indem er das figürliche Zeichen des Himmels (phonetisch pe) zu den letzteren nicht hinzugenommen hat. Dieser Irrthum ist aber gering, da die beiden Gottheiten nahe verwandt, ja dieselben, nur in verschiednen Potenzen genommen sind. Es würde daher auch weniger sonderbar seyn, als es bein ersten Anblick erscheint, wenn Netphe in einer Griechi-

^{*)} Herr Champollion theilt mir in seinem Briefe Titel - und Namenschild dieser Königin mit Ich habe aber diese Schilde nick hier mit abbilden lassen, um ihm hierin nicht vorzugreifen.

schen, von Herrn Bankes in der Nähe von Esneh abgeschriebenen Inschrift (Salt l. c. p. 46. not. 7.) als Athene dargestellt würde. Denn in der That war die Aegyptische Rhea, Athene in der zweiten, niedrigeren Potenz. Dagegen ist seine Lesung des Namen, in dem er (l. c. p. 47.) die Göttin Netphe, Anephthe geschrieben, gefunden zu haben glaubte, durchaus falsch. Ich vermuthete bei der Ansicht seiner Kupfertasel, dass er das k mit dem p (Champollion syst. hiérogl. Alphab. nr. 47. mit nr. 106.) verwechselt habe, und der hieroglyphische Name die Götlin Anuki, die Aegyptische Vesta (Champollion Panthéon Hest IL zu Pl. 19.) bezeichnen müsse, und Herr Champollion bestätigt mir diese Vermuthung in seinem, mir aus Livorno geschriebenen Briefe, wo er das Monument selbst vor Augen hatte *), vollkommen. Der Name Anephthe ist ihm nie in Hieroglyphen vorgekommen.

schen Herkules, Tafne. Diese ist die eigentliche Incarnation der löwenköpfigen Neith-Beschützerin, mit der wir uns hier beschäftigen, und immer auch löwenköpfig, so wie ihr Urbild. Die griechischen und römischen Schriftsteller und die Inschriften in diesen Sprachen erwähnen dieser Göttin nicht, man findet sie nur in Hieroglyphen-Denkmalen, aus welchen Herr Champollion ihren Namen in seinem Système hieroglyphique nr. 53. gegeben hat. Das in diesen Inschriften dem Namen nachfolgende t gehört nicht zu demselben, sondern ist der weibliche Artikel. Durch diese Inschriften nun lassen sich die beiden löwenköpfigen Gottheiten, die beide Neith sind, die des ersten Ranges, die Neith-Beschützerin, und die des zweiten Ranges, die Neith-

^{*)} Die Saltische Sammlung Aegyptischer Alterthümer ist bekanntlich von der Französischen Regierung angekauft worden, und Herr Champollion besorgte ihre Versendung zur See von Livorno aus.



Tafne, bestimmt unterscheiden. Die erstere führt die oben erwähnten (Kupfertafel A. Zeichen 9-11.) in dem jetzigen Zustand des Hieroglyphen-Studiums noch nicht lesbaren Zeichen, die letztere den eben erwähnten Namen mit sich. Die sitzenden Statuen, die wir hier vor uns haben, und welche mit jenen Zeichen versehen sind, dürsen daher nicht Tafne genannt werden, sondern können nur die Neith des ersten uralten Götterranges vorstellen. Von allen ähnlichen Statuen, die Herr Champollion gesehen, und deren keiner jene Zeichen fehlen, gilt dasselbe. So erklärt sich jetzt Herr Champollion ausdrücklich und bestimmt. Was er über diese sitzenden Statuen in seinem ersten Briefe an den Herzog von Blacas (p. 44.) sagt, konnte zweiselhaster scheinen. Wirklich belegt Herr Gazzera (Descrizione dei monumenti Egizi del regio Museo. p. 18.) eine den unsrigen ganz gleiche Bildsäule fälschlich mit dem Namen Tafne.

Als Göttin des dritten Ranges wird Neith endlich

6) zur Isis, so wie Osiris und Horus Incarnationen von Amon-Ra und Phthah sind.

In dieser, aus Herrn Champollion's neuestem Schreiben an mich entlehnten, lichtvollen Aufzählung der verschiedenen Vorstellungen und Eigenschaften der Göttin Neith erwähnt derselbe nicht ihrer Erscheinung als llithyia, Aegyptisch Suan'), durch welche Neith auch mit der Griechsschen Here zusammenhängt. Man kann aber über diese die Erklärung zu den Kupfertafeln 28. 28 a. 28 b. im XI. Heft seines Aegyptischen Pantheons nachlesen.

Nach allem, bis hierher Gesagten leidet es demnach keinen Zweisel, dass die Bildsäulen, mit denen wir uns hier

^{*)} Man sehe die von Herrn Bach mann übersetzte Schrift des Herrn Angelo Mai über die Vaticanischen Papyrus. S. 26. R. nr. 7. Der Falkenkopf erscheint hier befremdend, da das Zeichen der Mütterlichkeit bei den Aegyptiern immer der Geier ist.

beschäftigen, Vorstellungen der Neith in ihrer beschäftigenden Eigenschaft und in ihrem höchsten Götterrange sind. Das Löwenhaupt und die Inschrift vereinigen sich, diese Deutung festzustellen; außerdem aber folgt (Kupfertafel A. Zeichen 12) in den Inschriften unsrer Bildwerke unmittelbar auf den Namen der Göttin ihr Bild. Denn in der kleinen, auf Aegyptische Art am Boden sitzenden Figur erkennt man, obgleich der an diesen Stellen sehr verwitterte Stein die Löwenmaske nicht mehr deutlich zeigt, doch den thierischen Kopf an der sehr verlängerten Gesichtslinie. An einer ganz ähnlichen, mit demselben Königsnamen, als die unsrigen, versehenen Statue der Pariser königlichen Sammlung ist das Löwenhaupt an dieser kleinen Figur noch in allen seinen Zügen sichtbar.

Die sitzenden Statuen der Beschützerin Neith wurden in großer Anzahl vor den Tempeln in gerader Linie, oder als Zugänge, wie die Widder und Sphinxe, in Doppelreihen aufgestellt, um diese heiligen Oerter gegen den Zutritt von Gottlosen zu sichern, und Herr Champollion, der viele derselben mit einander zu vergleichen Gelegenheit hatte, glaubt, daß die unsrigen, eine der Pariser Sammlung, zwei der Turinischen, zwei der Saltischen nun auch nach Paris gekommenen, und drei des Vaticans zu derselben Doppelreihe gehört haben, und von dem gleichen Ort nach Europa gebracht worden sind.

§. 2.

Namen- und Titelschild des Königs.

Der historisch wichtigste Theil der hier betrachteten Statuen sind die in der Inschrift befindlichen Namenschilde des Königs, welcher sie entweder selbst aufrichten liefe, oder welcher der Gründer oder Verschönerer des Gebäud des war, vor dem sie standen. Nach Herrn Champon li on's Deutung ist dies Amenophis II. der achte König der achtzehnten Dynastie, wenn man die Königin Amense mitzählt, derselbe, der bei den Griechen Memnon hieß, und dem der große tönende Koloß bei Thebae gewidmet war. Daß diese Champollionsche Erklärung die richtige ist, wird es leicht seyn, aus Denkmalen, die wir theils selbst, theils in getreuen Abbildungen vor uns haben, zu beweisen.

Die Einrichtung der königlichen Namenschilde ist schon im Ganzen hinlänglich bekannt. Jeder König führt bestimmt zwei, einen, welchen ich den Titelschild nennen werde, der seinen officiellen Beinamen, eigentlich seinen angenommenen Titel enthält, und meistentheils, jedoch bei weitem nicht immer, das phonetisch geschriebene Wort König und eine Biene, als Sinnbild des gehorsamen Volks über sich führt, und einen zweiten eigentlichen Namenschild, in dem sein Name steht, und der oben mit der Sonnenscheibe und der Fuchsgans versehen ist. Nur wo diese beiden Schilde die nämlichen sind, ist von einem und demselben König die Rede, und in der Regel reichen die Titelschilde zur Bezeichnung hin. Indess führen doch die Könige Usirei und Mandueï (Champollion I. lettre au Duc de Blacas. p. 85.) den nämlichen, der auch in der Abydischen Geschlechtstasel (es ist der 16te in der zweiten horizontalen Reihe von der rechten Seite an gerechnet; Salt L c.) wer einmal vorkommt, da beide Könige unmittelbar auf einander folgten.

Diese Geschlechtstassel ist als die vorzüglichste Urkunde zu betrachten, aus der sich die Reihe der Könige der achtzehnten Dynastie und einiger der siebenzehnten herstellen lässt, und man mus gestehen, dass dies Herrn Champollion, der ausserdem viele hieroglyphische Inschristen und die Berichte Manethos dabei benutzte, äusserst glücklich gelungen ist. Die Tasel ist aus einer der Wände

Ĺ

eines Gebäudes in Abydos eingehauen, die Wand ist aber oben und an einer ihrer Seiten zertrümmert. (Champollion Syst. hiéroglyphique p. 245. II. lettre au Duc de Blacas. p. 12. Salt l. c. p. V-VIL) Das übrigens gut erhaltene Denkmal wurde in verschiedenen Zeiten von Herrn Bankes und Herrn Cailliaud entdeckt und abgezeichnet, und beide Zeichnungen sind nun, die erstere in Hrn. Salt's oft angeführtem Werk, die letztere in Herrn Champollion's zweitem Briefe an den Herzog von Blacas herausgegeben worden. (Taf. 6.) Obgleich beide Zeichnungen im Wesentlichen übereinstimmen, so weichen sie doch in einigen Stücken von einander ab, wie man sich durch die eigene Vergleichung besser, als durch Beschreibung, davon überzeugen kann '). Suchen wir nun den Titelschild unsrer Statuen (Kupfertafel A. B. C.) auf der Abydischen Geschlechtstafel auf, so finden wir ihn in beiden Zeichnungen als den dreizehnten der mittleren Horizontalreihe von Schilden und erkennen ihn aus dieser Stellung als den des sechsten Abkömmlings des Stifters der achtzehnten Dynastie, dessen Titelschild die siebente Stelle in derselben Reihe einnimmt. Ehe wir aber in der Erklärung dieses Titelschildes weiter vorgehn, ist es besser, uns erst zu dem Namenschilde zu wenden.

Dieser (Kupfertasel E.) ist an der sitzenden Bildsäule

^{*)} Ueber die Gründe dieser Abweichung drückt sich Herr Champollion in seinem neuesten Briefe an mich folgendergestalt aus: La différence entre la table d'Abydos donnée par Mr. Salt et le même monument dessiné par Mr. Cailliaud, ne vient que de ce que l'un des deux dessinateurs a sù distinguer mieux que l'autre, au milieu des fractures les lignes constituantes de quelques cartouches de plus dans la seconde série. Le dessin de Mr. Cailliaud est défectueux dans la troisième rangée de cartouches en ce qu'il ne donne pas, comme l'a fait Mr. Bankes, toutes les variations du nom propre de Ramsès le Grand qui avec son prénom ordinaire occupe cette troisième série.

der Minutolischen Sammlung, an der überhaupt die Hieroglyphen vortrefflich eingeschnitten sind, so schön und vollständig erhalten, dass er nichts zu wünschen übrig läst. Die an den beiden Sackischen sind verwittert, jedoch bleiben die Buchstaben des Namen kenntlich. Vergleicht man nun den erhaltenen Namenschild und alle Titelschilde, so stimmen sie vollkommen mit mehreren in der großen Pariser Beschreibung der Aegyptischen Alterthümer abgezeichneten, namentlich aber mit zwei vor dem Porticus des grofsen Tempels von Ombos (T. I. Pl. 43. nr. 12. 13.) hergenommenen überein. Es fehlt blos bei dem Namenschilde der letzteren ein Zeichen, (Kupfertafel E. Zeichen 13.) das aber, wie wir gleich sehen werden, nicht wesentlich ist. Mit derselben unbedeutenden Veränderung haben beide Schilde die Herren Champollion (Lettre L à Mr. le Duc de Blacas Pl. 2. nr. 9 a. b.) und Gazzera (l. c. Pl. 4. A. B.) nach einer stehenden Bildsäule des bezeichneten Königs und nach einer eben solchen sitzenden Neith, als die unsrige ist, gegeben. Diesen Namenschilden ganz gleich ist der in Herrn Salt's Schrift (Pl. IV. nr. 12.) vorkommende. Endlich sind dieselben Schilde an dem nördlichen Memmen-Kolofs, dem tönenden, (Déscr. de l'Egypte T. II. Pl. 22. nr. 3.) und mit kleinen, den Namen nicht angehenden Verschiedenheiten, auch an dem südlichen (Le. Pl. 21. nr. 2) zutreffen.

Die Namenschilde enthalten sehr häufig nach dem Namen noch einen Titel, oder ein Beiwort des Regenten und so stehen in dem unsrigen erst die Buchstaben a (Kupfertafel E. Zeichen 8.) m (Zeichen 9.) n (Zeichen 10.) einer, der ein langes o, n oder f bedeuten kann; (Zeichen 11.) dann folgt in drei andren Zeichen (Zeichen 12-14.) ein Titel. Von diesem gleich nachher. Jene Buchstaben lesen sich also mit bloßer Hinzusetzung der Vocallaute Amene

oder Amenof. Da nun Memnon in einer griechischen Inschrift an den Beinen des nördlichen Thebaeischen Kolosses ausdrücklich, mit hinzugefügtem Aegyptischem Artikel gauerwig genannt wird (Μέμνονος η φαμενώς) und auch Manetho bei Georgius Syncellus (p. 57. 120.) von einem Amenophis aus der achtzehnten Dynastie der Aegyptischen Könige sagt, dass er sür den Memnon, den tönenden Stein, gehalten werde, so kann die von Herrn Champollion behauptete Identität (Syst. hier p. 235.) des auf unsern Statuen genannten Königs mit den Thebaeischen Kolossen nicht in Zweisel gezogen werden.

Man kann dem so eben Gesagten auch noch das Zeugniss des Pausanias (I. 42. 2.) hinzusügen, obgleich dies weniger beweist, da nach ihm auch Sesostris von einigen für Memnon gehalten wurde.

Bei Georgius heifst dieser König Αμενώφις und Αμεwigglic, welches vermuthlich daher kommt, dass im Aegyptischen amnf nur eine Abkürzung von amnftp, dem von Ammon Geprüften, Gebilligten ist. Nach Herrn Champollion's in seinem hieroglyphischen System (p. 238.) geäußerter Meinung, wurden beide Namen gleichgültig von denselben Personen gebraucht, und er erklärt ein Grabmal, in dem man Figuren mit dem Namen Amenostep fand, für ein Grabmal des Amenophis Memnon. Herr Salt führt auch einen deutlichen Amenostep mit dem unverkennbaren Titelschilde unsres Amenophis Memnon (l. c. Pl. 4. nr. 11.) an, so dass es offenbar ist, dass dieser König beide Namen trug. Indess hat Herr Champollion selbst in seinen Briefen an den Herzog von Blacas doch den Unterschied beibehalten, und den Gründer der achtzehnten Dynastie (Br. 1. p. 19.) Amenostep, seinen Ururenkel (L. c. p. 38.) Amenophis L, dessen Enkel (L. c. p. 85.) Amenophis II. und den dritten König der neunzehnten Dynastie (Br. 2. p. 85.) Amenostep II.

genannt. Herr Champollion schreibt mir aber, dass er nur um der gewöhnlichen Schreibung auf den Denkmalen getren zu bleiben, diese Bezeichnungen gewählt hat. Sonst beharrt er bei seiner früheren Meinung über die Einerleiheit beider Namen, und erklärt sich jetzt noch deutlicher dahin, dass der Name, der bei den Griechen als Amenophis, Amenophthes, Ammenephthes und Amenoth vorkommt, nach der Geltung der hieroglyphischen Zeichen eigentlich, nach Verschiedenheiten des Thebanischen und Memphitischen Dialects, sollte Amenothph oder Amenotp gelesen werden, und dass er genauer versahren wäre, wenn er die Zahl der Regenten hätte durch alle durchlaufen lassen. Wirklich heißt der Amenostep der neunzehnten Dynastie bei seinem Bruder, Herrn Champollion-Figeac (2ter Brief an den Herzog von Blacas p. 157.) Amenophis IV. Ich würde hierbei nicht so lange verweilt haben, wenn Herr Gazzera (l. c. p. 21.) nicht irrigerweise die nothwendige Unterscheidung beider Namen als einen unumstößlichen Grundsatz aufstellte.

In der Reihe der von Manetho angegebenen Könige ist Amenophis-Memnon der achte der achtzehnten Dynastie, und Nachfolger eines Thutmosis. Unter seinen sieben Vorsahren ist aber eine Königin Amense (Josephus contra Apionem I. 15.) oder Amesse, und da diese die Schwester, nicht die Tochter ihres Vorsahren auf dem Throne war, so ist Amenophis-Memnon nur der siebente in der Geschlechtsfolge. Gerade so verhält es sich nun auch in der Tafet von Abydos, welche nicht eine Reihe von Königen, sondern eine Geschlechtstafel derselben giebt. Sechs andere Titelschilde gehen dem Zuf unsren Statuen gezeichneten voran, nämlich von Amenostep (Salt. Mittlere Reihe. Schild 7.) an gerechnet, und die Tasel von Abydos stimmt also genau

mit dem Zeugnis Manethos überein. (Champollion lettres à Mr. le Duc de Blacas. Lettre I. p. 77.)

Durch diese glückliche Uebereinstimmung wird gerade dieser Amenophis der feste Punkt, an welchen die weitere Vergleichung des Schriftstellers und der Monumente angereiht werden kann. Denn einige wenige Ausnahmen abgerechnet, weichen die Namen des Manetho von denen der Monumente, und sehr bedeutend ab, wie man aus der Nebeneinanderstellung beider (l. c. p. 107.) sehen kann. In der Zahl aber herrscht genaue Uebereinstimmung, und für die Abweichungen giebt Herr Champollion (l. c. p. 77.) Gründe an, die man selbst bei ihm nachlesen muss. Ich hebe nur die eine, wie es mir scheint, höchst glückliche Bestätigung der Champollionschen Behauptungen heraus, dass der von ihm auf den Monumenten gelesene Name des großen Sesostris (des ersten Königs der neunzehnten Dynastie) Rhamses, im ganzen Alterthum nur bei Tacitus (Annal. II. 60.) und Ammianus Marcellinus (XVII. 4.) vorkommt, wo die Stellen selbst zeigen, dass er von Gebäuden durch einheimische Erklärer abgelesen worden war.

Auf den Namen folgt, noch im Namenschilde, ein Titel, der Amenophis den II. (um bei dieser einmal angenommenen Bezeichnung stehen zu bleiben) von den andren Königen gleiches Namens unterscheidet. (Kupfertafel Fig. E. Zeichen 12-14.) Der genaue Sinn und die Lesung dieses Titels sind Herrn Champollion, so wie er es schon im Système hiéroglyphique (p. 235.) gestand, auch jetzt noch unbekannt. Von dem ersten dieser Zeichen (nr. 12.) ist es Herrn Champollion durch viele Stellen bewiesen, dass es Leiter, Aufseher, Herrscher bedeutet, und es sindet sich in verschiedenen Zusammensetzungen als ewiger Herrscher, Herrscher aller Lebenden u. s. s. Das zweite Zeichen (nr. 13.) ist ein k und muss zu dem hier

gemeinten, noch unbekannten Aegyptischen Worte gehören. Es fehlt in einigen Inschriften, was sich eben daraus leicht erklärt. Von dem letzten dieser Zeichen (nr. 14.) hält es Herr Champollion für ausgemacht, dass es der symbolische Name irgend einer himmlischen oder irdischen Gegend ist, da in ausführlichen Texten die Zeichen, Land, Gegend, ihm regelmäßig nachfolgen, und dasselbe auch in Texten in hieratischer Schrift im Turiner Museum bei dem Titel Amenophis II. der Fall ist. So wie oft weibliche Gestalten mit der sich auf Aegypten beziehenden Lotuspflanze auf dem Kopf auf den Denkmalen vorkommen, so finden sie sich auch dieses Zeichen als Kopfschmuck tragend. Als Beherrscher dieser Gegend wird der Gott Mandu genannt '). Allein welche Gegend mit diesem Symbol genannt sey, bleibt ferneren Untersuchungen vorbehalten.

Der Schild an dem südlichen Memnons-Kolofs hat zum Titel das gehenkelte Kreuz, und eine thronende Figur, die wohl eine Gottheit vorstellt. Man müfste ihn also wohl: der leben dige Gott übersetzen. Eine der Sackischen Statuen scheint auch das gehenkelte Kreuz im Titel (Kupfertafel Fig. D. Zeichen 9.) gehabt zu haben, doch ist die Stelle zu sehr verwittert, um genau darüber urtheilen zu können.

Die kleine sitzende Figur des Titelschildes (Kupfertafel Fig. A. B. Zeichen 7. Fig. C. Zeichen 10.) erklärte Herr Champollion bisher für die Göttin Sate **) (Syst. hiéroglyph. Planches nr. 51. p. 99. 100.) und übersetzte die ganze laschrift des Schildes (l. c. p. 234.) Herr durch Phre und

^{*)} Man sehe über diesen Gott Champollion B Panthéon Heft 10. zu Tafel 27. Nie buhr a Inscriptiones Nubienes p. 10.

^{**)} Auf welche Weise Herr Champollion in dieser Voranssetzung die Verrichtungen der Göttin Sate in der Unterwelt erklärte, kans man in Angelo Mai's Verzeichnis der Aegyptischen Papyrus (Bachmanns Uebers: S. 12—14.) ausführlich nachlesen.

Sale. Seit ganz kurzer Zeit aber glaubt er mit (persent) gefunden zu haben, dass die, vorzüglich durch see Peder oder das Blatt auf dem Haupte charakterisirte Götin des Sinnbild der Wahrheit ist. Er übersetzt daher jetzt kenn königlichen Titel: Sonne, Herr der Wahrheit, le soleit, seigneur de vérité. Nach den gleich anzusührenden (pinden hat diese Meinung wirklich sehr viel Wahrscheinsichkeit für sich.

Zuerst wurde Herr Champollion auf diese Vermethung dadurch gesührt, dass er am Halse einiger sehr reich ausgestatteten Mumien das Bild der Göttin, wie sie auf dem Titelschild des Amenophis vorgestellt ist, hängend sand, und dass er sich dabei an die Erzählung Diodor's von Sicilien (I. 75.) erinnerte, dass es zur Amtspslicht des Oberrichters in Aegypten gehörte, ein kleines Bild, das man die Wahrheit nannte, an einer goldnen Kette am Halse zu tragen. Hieran knüpste Herr Champollion, dass in der Vorstellung des Todtengerichts, mit welcher der zweite Theil der großen Leichenrollen immer schließt '), nicht nur eben

^{*)} Die genauere Einsicht in den Inhalt dieser Leichenrollen, der großen mit Bildern und Hieroglyphen- oder hieratischer Schrift versehenen Papyrus, die man gewöhnlich zwischen den Schenkeln der Mumien findet, verdankt man gleichfalls Hrn. Champollion's gründlichen Entdeckungen. Die zerstreuten Bemerkungen, die sich darüber in seinen Schriften und seinen Briefen finden, zeigen, wie er selbst nach und nach tiefer in dieselben eindringt, und es wird höchst interessant seyn, einmal die vollständige Erklärung dieser großen Leichenrituale von ihm zu erhalten. Das in dem großen Aegyptischen Werk in Hieroglyphen-Schrift enthaltene giebt nur den zweiten der verschiedenen Abschnitte, in welche, nach Herrn Champollion, diese Rituale zerfallen. Dieser zweite Abschnitt wird durch die beiden Bilder, die Vorstellung der drei Regionen der Götter, der Sonne und des Mondes (die letztere fehlt in dem Pariser Papyrus) und die des Todtengerichts begränzt. Sehr viel Lehrreiches über den Inhalt und die Anordnung dieser Leichenrituale findet sich in dem von Angelo Mai herausgegebenen Verzeichniss der Vaticanischen Papyrus von Herrn Champollion

solche Figur (als er bisher Sate nannte) Vorsitzerin der zweiundvierzig Richter ist, sondern auch ihr charakteristisches Sinnbild des Blattes häufig in der einen Wagschale liegt, indess in der andern ein Gefäls ist, welches die begangenen Fehler des Verstorbenen vorstellen soll. (Die Papyrus der Vaticanischen Bibl. Aus d. Ital. des Angelo Mai von L. Bachmann. S. 4.) Das Blatt stellt ihnen mithin seine guten, in Wahrheit und Gerechtigkeit gegründeten Handlungen entgegen. Beides kann man auch in dem grosen Aegyptischen Werk (Kupsertaseln. Antiquités Vol. II. Pl. 72.) deutlich sehen, wo die Wahrheit die obere Reihe der Richter zur rechten Hand eröffnet, und obgleich auch die Richter das ihr charakteristische Blatt tragen, am mangelnden Bart kenntlich ist. Mit diesen Symbolen verbindet sich das erste Zeichen des hieroglyphisch geschriebenen Namen der Göttin, (Champollion. Syst. hiérogl. Alphab. nr. 95.) welches ein Längenmaas (coudée) vorstellen soll. Was aber in meinen Augen dieser neueren Erklärung des Hrn. Champollion den größesten Werth giebt, ist die glückliche Anwendung, die er auch hier, wie schon sonst öfter, von der uns durch Ammianus Marcellinus (XVII. 4 Ed. Bip. Vol. I. p. 130.) erhaltenen Uebersetzung einer Obeliskeninschrift nach Hermapion macht. In dieser Inschrift wird dem Könige Ramestes (wie er dort heisst) der Beiname φιλαλήθης gegeben, und auf allen Römischen Obelisken hat Herr Champollion die Figur dieser sitzenden Göttin mit dem Blatt auf dem Kopfe und dem gehenkelten Kreuz in der Hand angetroffen, namentlich auch mit dem bekannten Zeichen des Aegyptischen Wortes mei, geliebt.

⁽Bachmannische Uebersetzung S. 1—23.) Es werden darin ver Abschnitte derselben erwähnt. Die Vergleichung der ähnlicher hiesigen Papyrus in dieser Rücksicht behalte ich einer andren Gelegenheit vor.

unmittelbar verbunden. Den Namen liest und erklärt Herr Champollion jetzt auch anders als bisher, nemlich nicht mehr (Syst. hiér. Planches nr. 51.) stä sondern smä, indem er hiebei an das Koptische Wort mäi, gerecht, wahr, denkt, und das s (was aber fernerer Rechtfertigung bedürfen wird) als präfigirten Buchstaben annimmt. Er hat nämlich über das zweite hieroglyphische Zeichen des bisher stä gelesenen Namen seine Meinung geändert, und hält dasselbe nicht mehr, wie früher (Syst. hierogl. Alphab. nr. 30.) für ein t, sondern für m, weil er die Sylbe ma durch einen von diesem Zeichen durchkreuzten, a bedeutenden Vogel, mithin als eine synonyme Gruppe von andren ma anzeigenden gefunden hat.

Die Göttin Satc, die darum den Aegyptischen Denkmalen nicht entzogen wird, findet Herr Champollion jetzt in der Göttin, die er bisher (Panthéon Heft II. zu Taf. 19.) Anuki benannte, so wie er der letzteren jetzt die Gestalt giebt, welche Tiphe oder Tpe (der Himmel. Panth. Heft III. zu Taf. 20.) führt. Denn er gesteht freimüthig, dass er bisher diese beiden Göttinnen, Anuki und Sate, die übrigens gewöhnlich eine die andre begleiten, verwechselt hat. Er ist zu diesem Irrthum durch einen Englischen eine Stele des Lord Belmore vorstellenden Kupferstich verleitet worden, auf dem die Namen dieser Göttinnen falsch gestellt sind. Der hieroglyphische Name der Anuki ist in dem Panthéon (Heft II. Taf. 19.) zu sehen; der der Sate, stä, kommt, wie ihn Herr Champollion jetzt annimmt, noch nicht darin vor. Er besteht aus dem 101sten, 28sten und 6ten Buchstaben des Champollionschen Alphabets, von welchen aber der erste auf seiner oberen Spitze noch einen abgestumpsten Kegel trägt. Der horizontale Strich des Kreuzes, aus dem dieser Buchstabe besteht, ist bisweilen ein Pfeil, wodurch das figürliche Zeichen der Göttin, der

Pseil, mit der hieroglyphischen Gruppe gepaart ist. Mit dem Pseil bringt Herr Champollion auch den im Koptischen diese Wasse bedeutenden Namen der Göttin, Sate'), in Verbindung. Dass in Amenophis II. Titelschilde das Zeichen der Wahrheit dem Zeichen der Herrschaft vorangeht, dürste schon an sich nicht wundern, da ja der Genitiv in der Verbindung die erste Stelle einnehmen kann. Herr Champollion macht aber hierbei darauf ausmerksam, dass aus architektonischen und statuarischen Denkmalen die Zeichen, der blosen Symmetrie wegen, wohl anders gestellt werden, als es die Aussprache sordert. In der hieratischen Schrift, bei welcher diese Rücksicht hinwegfällt, geht auch in den Titeln Amenophis II. das Zeichen Herr, die henkellose Schale, dem Bilde der Wahrheit, der sitzenden Göttin mit dem Blatt auf dem Haupte, voran.

Nach einer Hieroglyphenschrift im großen Französischen Aegyptischen Werke von einem Pfeiler des Südtempels in Elephantine (Antiquités. Planch. Vol. I. Pl. 36. Fig. 3.) sollte man glauben, daß der Titelschild Amenophis II. auch einem andren Könige angehörte, dessen hieroglyphisch geschriebener Name Entonts gelesen werden kann. Ich hielt diesen Namen für verschrieben, nur die ausdrückliche, dieser Abbildung in der Erklärung der Kupfertafeln hinzugefügte Versicherung der Genauigkeit dieser hieroglyphischen Abschrift (Fig. 3. tous les hiéroglyphes sont exacts) ließ mich zweiselhaft. Herr Champollion bestätigt aber meine Vermuthung, und sagt mir, daß die genaueren Zeichnungen dieser Pfeilerinschrift der Herren Huyot aus Paris und Ricci aus Florenz den Namen Amenophis geben.

Die ältesten Theile des Pallastes von Louqsor, das

^{*)} Nämlich von sat, werfen. Sate findet sich im La Crozisch-n Wörterbuch nicht als Pfeil. Der Pfeil heisst aber darin sothaes, worin sichtbar dasselbe Stammwort liegt.

Memnonium, der Tempel des Ammon-Chnubis und andre große Gebäude bis in Nubien hinein wurden von Amenophis II. theils erbaut, theils verziert. Nach der chronologischen Bestimmung des Herrn Champollion-Figeac (Lettre I. à Mr. le Duc de Blacas p. 107.) fällt seine dreißigjährige Regierung von 1687 bis 1657 vor unsrer Zeitrechnung, also um mehrere Jahrhunderte vor den Memnon des Troischen Kriegs.

§. 3. Inschriften.

Herr Gazzera giebt (l. c. Pl. 3. nr. 2. 3.) die Inschriften von zwei der löwenköpfigen Statuen des Turiner Museums, so dass wir mit den unsrigen die Inschriften von fünsen vor Augen haben. In jeder von diesen sinden sich Verschiedenheiten.

Die Einrichtung der unsrigen, und wahrscheinlich auch der Turiner ist so, dass die den Titelschild begleitenden Hieroglyphen neben dem rechten, die andern neben dem linken Bein der Bildsäule in einem schmalen Streisen herablausen. Ich sange von jenen an.

Ueber dem Titelschild steht in allen der Gott, nute, (Kupsertasel. Zeichen 1.) der gute (wohlthätige, heilbringende) nanef, (Zeichen 2.) der Herr, näb, (Zeichen 3.) der irdischen Welt, to, (Zeichen 4.5.) In der Minutolischen solgt hierauf noch: der Herr (Fig. C. Zeichen 6.) der drei Regionen. (Zeichen 8.7.)

Dann-kommt der schon oben erklärte Titelschild.

Hinter diesem steht eine Phrase, die sich auf das zuletzt nachfolgende Participium: geliebt, mei (Fig. A. Zeichen 16. 17. Fig. B. Zeichen 18. 19. Fig. C. Zeichen 21. 22.) bezieht.

Das Wesen von dem er geliebt wird, ist unmittelbar

nach dem Titelschild ausgedrückt, und die ersten drei Zeichen nach demselben sind daher in allen fünf Inschriften
ohne allen Unterschied dieselben. In einer der Turiner
Statuen (Gazzera Pl. 3. nr. 2.) und in unsren beiden Sackischen ist ihnen zu größerer Deutlichkeit das figürliche Zeichen der Göttin (Kupfertafel. Fig. A. B. Zeichen 12.) beigefügt, und dann folgen bis zum Ende der Phrase Titel,
die nicht überall dieselben sind.

Von den in allen fünf Inschriften auf den Titelschild folgenden drei Zeichen und der sie begleitenden Figur habe ich schon oben bei Gelegenheit der Göttin Neith geredet.

Nach dieser Gruppe kommen in jeder Inschrift verschiedene Zeichen. Ich bleibe aber bei denen der Berlinischen Statuen stehen.

Auf der einen Sackischen folgt in der Inschrift hier der Artikel des weiblichen Geschlechts t, (Kupfertafel Figur A. Zeichen 13.) die beiden Zeichen, welche Herr Champollion (Syst. hiérogl. p. 136. Planches nr. 347.) durch müchtig erklärt, und mit sehlendem Vocal dschr (bei la Croze dschor) schreibt.

Auf der zweiten Sackischen Bildsäule steht nach dem Titel der Göttin wieder das Participium mei, geliebt (Fig. B. Zeichen 13. 14.) und ein darauf folgender Zirkelabschnitt (Zeichen 15.) Diesen erklärt Herr Champollion, ehne sich über die phonetische Geltung auszulassen, für ein Zeichen, welches anzeigt, daß das Wort, hinter dem es steht, doppelt genommen werden soll, entweder so daß es dedurch in den Dualis gesetzt, oder so, daß sein Sinn verstärkt genommen, oder endlich so, daß das Wort selbst zweimal ausgesprochen werde. Denn es war, wie man noch aus dem Koptischen sieht, der Aegyptischen Sprache eigen, in Substantiven und Verben dieselbe Sylbe, pur bisweilen mit verändertem Vocal, zweimal auf einander fol-

gen zu lassen *). Gewöhnlich führt nun zwar der Zirkelabschnitt in dieser Bedeutung zwei kleine Striche nach
sich, wie sie im Champollionschen Alphabet (nr. 42.) den
Vocal i bezeichnen, und die Erklärung dieser beiden verbundenen Zeichen, als Verdoppelungsandeutung, rührt ursprünglich von Herrn Salt her. Unsre Inschrift hat nur
das erste der beiden Zeichen, Herr Champollion versichert
aber die Gruppe öster so abgekürzt gefunden zu haben.

Eine andre solche Abkürzung sieht er in derselben Inschrift in dem Charakter, welcher dem am Ende stehenden Participium: geliebt, unmittelbar vorhergeht (Fig. B. Zeichen 17). Es ist ein s (Champollion Syst. hiérogl. Alphab. nr. 86.) und der Anfangsbuchstabe der schon oben erwähnten Gegend Sesau, über welche die Herrschaft der Göttin Neith durch die unmittelbar vorhergehende Schale (Fig. B. Zeichen 16.) angedeutet wird. In andren Texten ist der Name hieroglyphisch vollständig angeschrieben und mit dem erläuternden Zeichen: Land, Gegend versehen. Die Göttin trägt diesen Titel als Göttin des ersten Ranges in menschlicher Bildung sowohl, als mit dem Löwenhaupt vorgestellt.

Die in der Inschrift der Minutolischen Bildsäule auf den Namen der Göttin folgende Gruppe (Fig. C. Zeichen 15-17.) heißt: der Guten, (Wohlthätigen). Sie pflegt aber an andren Stellen zwischen den auf der angehängten Kupfertafel (Fig. C.) mit 15. und 16. bezeichneten Charakteren noch ein f (Champollion. Syst. hiérogl. Alphab. nr. 119.) zu füh-

^{*)} Solche Wörter sind susu, Augenblick, chremrem, Gemurmel, loflef, zermalmt werden, mokmek, denken, monmen, bewegt werden,
kemkem, Trommel, ladschledsch, Demuth, u. s. w. Sie scheinen,
wie so vieles in der Sprache, aus phonetischer Gewohnheit entstanden zu seyn, und der Grund der Veränderung des Vocals der
Endsylbe liegt wohl in der größeren dadurch bezweckten Leichtigkeit der Aussprache.

ren, dessen Mangel indes hier die Lesung nicht aufhalten dars. Denn das erste Zeichen dieser Gruppe (nr. 15.) ist eine Theorbe, ein musikalisches Instrument, das als Symbol der Wohlthätigkeit gilt. (Champolition. L. Lettre au Duc de Blacas p. 17.) Da mithin hierin schon der ganze Begriff liegt, so kann das nachfolgende (nr. 16.) nur die Endung des gesprochenen Wortes nof-ri seyn. Der Zirkelabschnitt (Zeichen 17.) ist bekanntlich der weibliche Artikel.

In der in derselben Inschrift weiter folgenden Gruppe (Zeichen 18-20.) erkennt man nur die beiden letzten den Pluraf andeutenden Zeichen, das erste ist bis jetzt noch von unbekannter Bedeutung, obgleich es oft auf Mumien und Papyrusrollen angetroffen wird. Herr Champollion sieht es für ein mit zwei Geißeln versehenes Siegel an.

Die letzte Gruppe der Inschriften der Minutolischen und einer der Sackischen Statuen und die vorletzte der andren Sackischen heißen: Geber des Lebens. Der Begriff des Lebens liegt in dem gehenkelten Schlüssel. (Kupfertafel Fig. A. Zeichen 19. Fig. B. Zeichen 21. Fig. G. Zeichen 24.) Es ist das Koptische Wort onchh. Das vorhergehende Zeichen, der Triangel, bedeutet den t Laut, (Champollion Syst. hier. p. 43. Pl. 3. Fig. 3.) und ist hier das koptische ti, geben. Die ganze Gruppe sieht Herr Champollion für das koptische Wort tanchho, beleben, der Belebende an, da seiner Bemerkung nach, die langen. Vocale in masammengsactzten Wörtern kurz zu werden pflegen.

Die Schlusgruppe der Inschrift der einen Sackischen Statue hat nach vielen Stellen und namentlich auch der Rosettischen Inschrift die Bedeutung für immer, (eucig) allein das dadurch ausgedrückte Koptische Wort weiß Herr Champollion noch nicht anzugeben. (Kupfertafel Fig. B. Zeichen 22-24.)

Die Hieroglyphensäule des Namenschildes fängt bei

allen hier betrachteten Statuen, außer der Minutolischen, mit den Worten an: Sohn der Sonne, welche ihn liebt, rä, (Kupfertafel Fig. D. Zeichen 1.) schäri, (Zeichen 2.) m, Abkürzung von mei, (Zeichen 3.) f angehängtes Pronomen 3. pers. sing. mascul. (Zeichen 4.)

Auf der Minutolischen Statue folgen auf die Worte: Sohn der Sonne fünf Zeichen (Kupfertasel E. Zeichen 3-7.) die theils an sich, theils in dieser Verbindung in den Schriften des Herrn Champollion nicht angetroffen werden. In seinem Briefe an mich aber giebt er über dieselben folgende Erklärung, die er jedoch von der des 4ten Zeichens abhängig macht. Er glaubt nämlich in diesem einen Aegyptischen Spiegel (ial bei la Croze) zu erkennen, und in dieser Voraussetzung hieße nun die Hieroglyphengruppe, welche dem Namenschild vorhergeht: Sohn der Sonne und sein Bild oder wörtlicher Spiegel. Das dritte Zeichen, n. kann man entweder für das Casuszeichen des Nominativs, oder für den Anfangsbuchstaben des Verbindungswörtchens nem, und, nehmen. Hr. Champollion äußert sich darüber nicht bestimmt. Das siebente Zeichen ist das schon oben erklärte Pronomen der 3ten Person. Sehr merkwürdig aber. und für die ganze Hieroglyphen-Entzifferung erweiternd ist. was mir Herr Champollion über das fünste und sechste Zeichen mittheilt. Diese Gruppe wird nämlich gesetzt. wenn ein zugleich figürlich und phonetisch geltendes Zeichen in einer Stelle die erstere Geltung, wie hier der Spiegel, haben soll. Auf diese Weise bezeichnen das Auge der Mund, die Hand, mit diesen beiden Zeichen nach sich, diese Gegenstände, ohne dieselben die Buchstaben a, r, t. (Champollion. Syst. hiérogl. Alphabet. nr. 9. 59. 22.)

Auf diesen Eingang folgt der Namenschild, und nach diesem werden auf jeder der fünf Statuen dieselben Hieroglyphen wiederholt, welche hinter dem Titelschild stehen. Die ganze Inschrift der Berlinischen Statuen, mit Bemerkung der noch nicht zu entziffernden Stellen lautet daher folgendermaßen.

Ich lege nemlich hier die Inschrift der einen Sackischen Statue (Fig. B. D.) als die vollständigste zum Grunde, und bemerke die Abweichungen in Parenthesen und Anmerkungen.

Der Gott, der Wohlthätige, der Herr der irdischen Welt, (Fig. C. der Herr der drei Regionen) die Sonne, der Herr der Wahrheit, von der der Göttin Neith') (Fig. A. der Grofsen) (Fig. C. der Wohlthätigen den) der doppelt geliebten ") Herrscherin über Sesau, geliebt, der Geber des Lebens, für immer.

Der Sohn der Sonne geliebt von ihr (Fig. E. und ihr Spiegel) "") Amenof "") (Fig. e. der Herrscher über ...) u. s. f.

Es ist bekannt, dass den Aegyptischen Königen nicht bloss erst nach ihrem Tode, sondern auch schon bei ihrem Leben göttliche Ehre erwiesen wurde.

§. 4.

Verzierung des Fussgestells.

An den beiden Seiten des Fussgestells unsrer, und vermuthlich aller ähnlichen Statuen sieht man eine Verschlingung von Lotusstengeln und Blumen, die man schon darum nicht für eine bedeutungslose Verzierung halten könste,

^{*)} Dies Figurchen befludet sich nur auf den beiden Sachischen Statuen.

^{**)} Herr Champollion übersetzt deux fols aimable dame. Ich bin bei der auf dasselbe hinauskommenden, wörtlichen Uebertragung geblieben.

^{***)} Die Worte geliebt von ihr, sehlen hier.

^{****)} Man kann auch Ameno lesen.

weil sie so überaus häusig und immer auf fast ganz gleiche Weise gefunden wird. (Kupfertafel Fig. F. ferner Déscr. de l'Egypte T. I. Pl. 16. 80. nr. 5. T. II. Pl. 89. Gazzera l. c. Pl. 4. nr. 4. Pl. 9.) Wo dieser Vorstellung die ganze Ausführung gegeben ist, stehen neben ihr zwei Figuren, eine auf jeder Seite, die selbst Lotuspslanzen in Gefässen auf dem Kopf tragen, und die der Verzierung zusammengeknüpft halten. (Déscr. de l'Egypte. T. I. Pl. 10. nr. 5. T. II. Pl. 28. gr. Form. Pl. 21. 22.) Dieselben Figuren kommen auch oft einzeln vor, und sind zugleich mit dem gehenkelten Kreuz und andren Emblemen versehen. (l. c. T. III. Pl. 47. nr: 4.)

Da Herr Gazzera nach Herrn Champollion die in dieser Verzierung enthaltene Hieroglyphe für ein Symbol der Erhaltung oder Beschützung der obern und untern Gegend erklärt, so war es leicht, das spatenähnliche Werkzeug, welches die Verzierung in zwei Hälften theilt, für die schon oben erwähnte Theorbe, das Symbol der Wohlthätigkeit und Beschirmung, zu erkennen. Zwar weicht die Gestalt ein wenig davon ab, allein man findet auch auf andren Denkmalen, das jenes Emblem bisweilen in ein solches herzsörmiges Blatt endigt, und mit dem langen Stiel nicht über den oberen Querstrich hinausgeht. (Déscr. de l'Egypte T. I. Pl. 36. nr. 3. T. II. Pl. 21. nr. 2)

Auch in dem erklärenden Verzeichniss der Papyrus der Vaticanischen Bibliothek (Bachmann S. 7.) übersetzt Herr Champolli on diese Hieroglyphe in die Worte: Wohlthätter der obern und der untern Region.

Die Bezeichnung der beiden Theile Aegyptens, die hier mit der obern und untern Gegend gemeint sind, liegt in den beiden Lotuspflanzen, wie durch eine Stelle der Inschrift von Rosette (Zeile 5.) deutlich zu beweisen ist. Nur über den Unterschied beider Gegenden in der hieroglyphischen Deutung ließ mich das, was Herr Champollion in seinem Panthéon (Hest VII. nr. 7. A. B.) sagt, zweiselhaft. Sein letzter berichtigender Brieß an mich aber hebt alle Dunkelheit in dieser Rücksicht auf, und stellt beide Zeichen bestimmt sest. Das obere Aegypten wird durch eine Lotusart, deren immer blau und roth gefärbte Blume der Lilie gleicht, mithin durch die in unsrer Kupsertasel zur Linken stehende Pslanze bezeichnet, die untere durch die daneben zur Rechten besindliche mit andrer, blau und grün gefärbter Blume. In dieser Gestalt der Blumen, nicht aber in den zur Seite zerknickt herabhängenden Stengeln liegt der Unterschied beider Gegenden. In dem Münchner Abdruck der Inschrist von Rosette ist zwar nicht der oben angegebene Unterschied der Blumen, aber ganz deutlich eine Verschiedenheit der Pslanzen selbst zu erkennen.

Die mannweiblichen, am Bart und den weiblichen Brüsten kenntlichen Figuren, welche der hier betrachteten Verzierung oft gleichsam zu Schildhaltern dienen (Déscr. de l'Egppte 11. cc.) erklärt Herr Champollion für Vorstellungen des oberen und unteren Nils. Er bemerkt zugleich, dass die Aegyptier den oberen und unteren Theil ihres Landes noch bestimmter als den südlichen und den nördlichen sasten, daher die Embleme, von denen wir hier reden, auch den Süden und den Norden überhaupt bezeichnen. Er knüpft hieran sehr interessante Ausführungen, wie nördliche und südliche besiegte Völker auf diese Weise angedeutet werden, und beweist dies aus Stellen hieroglyphischer Denkmale. Ich trage indes gerechtes Bedenken, hierin weiter einzugehen, um ihm nicht in der eignen Mitteilung dieser interessanten Entdeckungen zuvorzukommen.

Der Lotus spielt in der Aegyptischen Symbolik eine wichtige Rolle. Er galt auch für das Symbol der Erhabenheit des göttlichen Verstandes über die Materie. Diese

Deutung war von dem Emporragen der langstieligen Lotusblume über dem Wasser hergenommen. Dieselbe Eigenschaft veranlasste die Indischen Dichter, das sittlich Reine mit der Lotusblume zu vergleichen, die auf dem Wasser schwimmt, ohne benetzt zu werden. Man muß aber gestehen, dass die Aegyptische Deutung tieser geschöpst ist.

3

Irdischer Zwiespalt I.

Demetern wir in reiner Demuth dienen. Wir sehen zwar des Himmels goldne Sterne, Doch Geist und Busen niemahls sich erkühnen Zu schweifen in so ungemessne Ferne.

Denn dass der Furchen Saaten fröhlich grünen, Gehören wir der Erde dunklem Kerne, Und unsres niedren Looses Schmach zu sühnen, Ziemt uns, dass unsre Brust nicht Zucht verlerne.

Die Erde, wenn nicht Licht ihr Helios sendet, Dem Himmel zu die finstre Scheibe drehet, Und Tagsgeschlecht, mit Arbeit ringend, träget,

Das sich in enggezognem Kreis beweget, Und Thränen erntend, wo es Mühe säet, Dankopfer doch der Götter Tempeln spendet.

H.

Mit lautem Cymbelklang wir preisend dienen Dem Gott der Sinnenlust und wilden Freude, Weil prächtig anmuthsvolle Augenweide Ihm unsre mächtge Zwiegestalt geschienen.

Doch spricht die Lust nur aus Gesang und Mienen, Die Brust ist angefüllt mit bittrem Leide, Weil die uns eigenen Naturen beide Mit gleichem Glück an gleichem Stamm nicht grünen;

Die Enge dumpfer Thierheit hält gefangen Der Menschheit ahndungsehnende Verlangen, Und sie mit trübendem Gewölk umhüllet.

Doch sie, die gottentsprossne Hoheit füllet, Mit diesem fremden Klement vermischet, Verschleiert trauert, aber nicht erlischet. Die schönen Tage sind dahin gegangen, Wo uns Albano freundlich sah vereinet; Wenn je uns jene Sonn' auch wieder scheinet, Stillt nicht, wie dannals, sie der Brust Verlangen.

Was war, kann niemals wieder man empfangen.

Das Schicksal mit dem Mennehen streng' es meinet,

Und was sein Ausspruch einmal hat verneinet,

Gewähret nie es thränbenetzten Wangen.

Denn Zähren würden sich dem Aug' entstehlen, Wenn wir die theuren Häspter sähen fehlen, Die damals glänzeten in unsrem Kreise,

Und zu des Aethers Räumen aufgestiegen, Nun schlürfen, nach der alten Götter Weise, Unsterblichkeit in langenthehrten Zügen.

Das fremde Land.

Wenn man verläßt der Erde reizend Grünen, Die Schritte sich zum Felsensteg erkühnen, Und man erklimmt die hohen Bergessitze, So starret rauh von Schnee die öde Spitze.

Wenn, wohin nie der Sonne Strahlen schienen, Man tief sich senkt in Schachtes nächt'ge Minen, Den Boden spaltend, wie mit Jovis Blitze, Steht kalt Gestein in harter Erdenritze.

Und doch auf Krden kein Katschlafner bleihet, Der Tod ihn fort von diesem Lichte treibet; Wo wird ein schönres Land ihm neu erblühen?

Von uns weis Niemand, wo es ist gelegen, Und Forschen ist umsonst nach seinen Wegen; Doch schön Gemüth wird Schönes an sich ziehen.

Kalter Trost.

Ich denke wohl bei mir: es ist natürlich,
Dass nicht im Leben Alles geht so ehen,
Dass manchmal Sturm und Klippe sich erheben,
Allein wenns kommt, so traur' ich unwillkührlich.

Dann sag ich mir: doch Schein nur und figürlich Ist Vieles, dem wir falsch Bedeutung geben, Und suche so mir ein Gespinnst zu weben Von Scheintrostgründen deutlich und ausführlich.

Allein des Busens still gefühlte Schmerzen, Die unbesänftigt glühn im tiefsten Herzen, Dies kalte Denken nicht in Schlummer wieget.

In ihnen nur des Daseins Wahrheit lieget, Und des Verstandes blendend Gaukelscherzen Das wahr und rein Empfundne nicht betrüget.

Die Gesinaung.

Was jeder thut und wirkt auf dieser Erde, — Er mög' in Thatengröße Ruhm erstreben, Er möge weilen still am Heimaths-Heerde, — Es ist stets vor dem Ziel doch endend Leben.

Wer will, dass es vollendet Ganzes werde,
Der muss im Busen sich ein eignes weben
Aus Wonn und Schmerz, Gelingen und Beschwerde,
Dem Aeussren nichts, dem Innren Alles geben.

Dann kann er dreist ins Weltgewühl sich tauchen, Die Kräfte, die sonst unerforschet schliefen, An reichgegebnem Stoffe kraftvoll prüfen;

Es wird ihm nicht die innre Freiheit binden, Im wildsten Sturm sich wird er wiederfinden. Und was vom Himmel stammt, zum Himmel hauchen.

-9

Der Ritter.

Der Ritter will grad' in den Bügel steigen, Sein stämmig Rofs hält schon den Fuß gehoben, Da winkt ein Mönch aus seiner Zelle oben. Er geht hinauf in ehrfurchtsvollem Schweigen,

Und vor dem Mönch sich seine Kniee beugen Nach abgenommem Helm. Nicht schmeichelnd Loben Vernimmt er, heilgen Eifers heftig Toben, Das Sünden noch sein Herz und Wandel zeigen,

Und kehren soll er zu des Mittags Stunde. Er weiß sein Herz in Demuth still zu fassen, Er küßt des Alten dürre Hand gelassen,

Und lenkt sein Ross zum Rückweg, wie befohlen, Nicht seiner Seele milden Trost zu holen, Nein, zu erneuen schwerer Kränkung Wunde.

Die Treue.

Als Knappe meinem Herrn auf seinen Zügen Folg' ich, und treuer Muth den Arm mir stählet, Doch meine Ahndung nicht es mir verhehlet: Verscharrt werd' ich hier in der Wüste liegen.

Furchtlos mein Rofs und ich zum Schutz ihm fliegen, Wenn er zum Ziel die kühnsten Feinde wählet. Sei mir der Tage letzter zugezählet, Ich sterbe gern, seh' ihn ich herrlich siegen.

Das dürre Gras der Steppe wird mich decken, Ein einsam Kreuz auf öder Haide stehen, Und die, vorüberziehend, dann es sehen

Noch mein gedenkend, werden rühmend sagen, Dass treu mein Herz in meiner Brust geschlagen, Und freudig werd ich dann im Grab mich strecken.

11:

Wesen der Schönheit.

Wen das Gefühl des Schönen soll durchdringen, Dem muß aus Sinnenklarheit es entspringen, Wie Unschuld glänzet auf der Jungfrau Wangen, Die noch nicht kennt der Liebe füß Verlangen.

Es regt nicht frei die silberhellen Schwingen, Wo Wünsche menschlich nach Besitze ringen; Nur um es tief und tiefer zu umfangen, Darf Sehnsucht brünstig an dem Schönen hangen.

Wer eine innre Welt sich also bauet In reiner Schönheit still empfundnem Walten, Dem von den Schlacken irdischer Gestalten,

Wie von den Sternen Meeresglanz, sie thauet. Dafs von dem Himmel sei auf Erden Kunde, Steht sie mit allem Irdischen im Bunde.

Der Komet.

Wird deines Schweises Schimmer zu erblicken, Mein Auge noch das Licht des Tages schauen? Wird, wenn uns deine Strahlen nahe rücken, Mein Antlitz schon des Grabes Nacht umthauen?

Dem Menschen wechselnd Loos die Götter schicken. Er kann auf sichre Felsen niemals bauen; Der Fels auch fühlt der Erde krampfhaft Zücken. Auf deinen Lauf kann die Sekunde trauen.

Du gehst, gleich todtem Weltenuhrenrade,
Die vom Gewicht dir zugewägten Pfade.
Dem Menschen Freiheit wählt die eignen Bahnen,

Wo Leidenschaft ihn treibt, ihn Pflichten mahnen. Sie führt ihn jenseits auch der Erdengränzen, Wo oft ihm kann dein lichter Pfad noch glänzen.

Die Falkenberge.

Bei Fischbach im Gebirge der Sudeten
Giebt es zwei schön bekränzte Zwillingshügel,
Abrundend sich am blauen Himmelsspiegel,
Halbmonden gleich, die Schöpferhände drehten.

Gestripp, aus Saamen, den dort Falken säten, Aufstarrend, Hemmung setzt dem Fuß und Riegel: Ursprünglicher Natur jungfräulich Siegel Sind die von reiner Lüfte Hauch Umwehten.

Doch wollen Menschenhände sie entweihen, Mit Axt und Beil die üppgen Sträucher hauen, Durchfurchend sie mit Egg' und Pflug bebauen,

Dass, wo sonst Unschuld der Natur gewaltet, Jetzt Menschen-Eigenmacht und Laune schaltet, So müssen sie die Doppelwölbung leihen.

Die Brahmin und das Sudra-Weib.

Enthebe dich, unreine Menschheit-Schande!
Wie kannst du Wasser hier zu schöpfen wagen,
Da du mich, Reine, siehst am Ganges-Strande?
Die Brahmin sprichts, die Sudra hörts mit Zagen.

O weh, du hast mir mein Gefäs zerschlagen. — Barfüsige mit schmutzigem Gewande, Recht dir geschiehts; nicht in unheil'ge Bande Gefast, muß heilig Wasser man enttragen. —

Die Brahmin schöpft, doch sie das Wasser fliehet; Dem Sudraweib zum festen Ball sichs rollet, Und still geht sie zu ihrer niedren Hütte.

Dem Stolz die Brahmin schwere Busse zollet; Mit abgeschornem Haar durchs Land sie ziehet, Vom Mann verstoßen nach Brahmanen Sitte.

Hulda.

Ich sitz' und denk' in dieser nächtgen Stille An den Geliebten, den ich nie mehr sehe; Zum Sterne sag' ich, dass er zu ihm gehe, Und melde ihm, wie Gram mein Herz umquille.

Denn so mich bannt hier ernster Fügung Wille, Daß ich mit ihm nicht kenne andre Nähe, Als daß sein Hauch mich von dem Stera anwehe, An dem ich hänge in Erinnrungsfülle.

Sein milchweißreiner, stiller Aetherschimmer Uns leuchtete in jenen seelgen Tagen, Wo wir gestanden uns mit Wonne-Zagen,

Dass eines nur im andren konnte leben. Darum wenn wir den Blick zum Stern erheben, Sehn wir in ihm noch unsres Glückes Trümmer.

Ate.

Wenn unglückdrohend leuchten die Planeten, Ein giftger Hauch von schwarzem Unstern wehet, • Dann auf der Menschen Häuptern Ate gehet, Damit sie erndten, was sie frevelnd säten.

Sie will der Erde Boden nicht betreten. Damit kein Ohr nach ihrem Tritt sich drehet; Wie ungeahndet schwarz Gespenst dastehet; Will aus das sündige Geschlecht sie jäten.

Und wenn den Stolzen sie in Staub gebeuget, Sie in die Lüfte hoch den Fittig schwinget; Es hört der Mensch, wie dumpf sein Rauschen klinget,

Und angsterbleichend zittert er und schweiget. Vor des Geschickes furchtbar mächtger Größe Erbebt des Menschenfrevels schuldge Blöße.

Die Eiche.

Des Nordens stammhaft dichtbelaubte Richen Die Königinnen heißen wohl der Bäume; Wie duftig auch Gewächs in Süden keime, So brauchen dennoch keinem sie zu weichen.

Sie sind des deutschen Volks und Sinnes Zeichen, Und wie der Meeres-Tiefe dunkle Räume Nicht hindern, dass am Licht die Welle schäume, Sie auch zugleich in Erd' und Himmel reichen.

Denn Stärke, die mit dem Gefühle ringet, Bis alle Tiefen sie der Brust durchdringet, Und Phantasie, die sich im Aether wieget,

Dem Zartesten sich an in Milde schmieget, Und sich in neuen Blüthen stets vergünget, Von Urzeit her in Thuiskons Volke lieget.

Vereinigung.

Wenn einst der Erde dumpfe Nebel sinken, Die Augen sich, des Tages müde, schließen, Und auf des Leibes Grabe Blumen sprießen, Wird reinen Aethersduft die Seele trinken.

So geht die Sage, und der Sterne Blinken, Die freundlich nieder uns vom Himmel grüßen, Wird sie mit seinem Strahlenlicht umfließen, Schon jetzt sie zu im Leid uns Hoffnung winken.

Doch dass sich Dasein pilgernd stets erneuet, Des Busens Sehnsucht keine Ruh gewähret, Und wenn der Mensch nicht weilet mehr auf Erden,

Er süßer ahndendes Verlangen nähret, Von irrdischem, geschiednem Sein befreiet, Mit dem, was er geliebt hat, Eins zu werden.

Der Schauspieler.

Es muß der Mensch zu Vielem sich bequemen; Ich muß zu dichten krümmen mich und winden, Ein Schauspiel jeden Monat neu erfinden, Und selbst die erste Rolle übernehmen.

Die Herrn, die zusehn, nicht den Tadel zähmen, Durch gellend Pfeifen sie ihn laut verkünden, Und zählen vor mir dann des Stückes Sünden, Heraus mich rufend, mehr mich zu beschämen.

Drauf wird zu Hause mir der Text gelesen, Dass, folgend meinen läppischen Gesühlen, Ich nach der Menge Beifall nicht will streben,

Und wenn ich einmal glücklicher gewesen, Man Beifall hat ertheilet meinem Spielen, So lobt man mich zu Hause nur so eben.

Blinder Gehorsam.

Frage.

Warum hier stehst Du, wie granitne Säule, Dass starr nur vor sich hin die Augen sehen, So wie in Sonnenbrand und Sturmeswehen Brahmane steht, als ob er Schmerz nicht theile?

Antwort.

Der Brahme steht zu seinem Seelenheile, Daß, wie die Wesen sich der Sinne drehen, Gefühl und Denken ihm in Nichts vergehen, Ich aus Gehorsam unbewegt hier weile.

Frage.

Doch der Gehorsam sich auf etwas gründet?

Antwort.

Ein fester Grund ist pflichtgemäßes Müssen. Frage.

Doch wer Gehorsam noch so streng auch übet,

Kann doch die Gründe des Befehles wissen?

Antwort.

Durch Grübeln der Gehorsam wird getrübet, Die ächte Pflicht gehorchet und erblindet.

Durga.

Sie dem Gemahl folgt in das Reich der Schatten, Und strafet selbst mit streng gehobnem Arme; Was sie erblickt, erbangt in Angst und Harme, Denn Zorn und Rachsucht nie in ihr ermatten.

Sie straft gerecht nur die gesündigt hatten, Doch nicht geschiehts, daß sie sich je erbarme, Und Menschenbrust an ihrer Huld erwarme; Sie übertrifft den furchtbar grausen Gatten.

Wie wer sich schwimmend will am Felsen retten, Sich muß in sichren Tod der Wellen betten, Weil, wie er angstvoll aus die Arme strecket,

Zurückgeworfen wieder ihn die Fluth bedecket; So unzugänglich Durgas Busen starret, Wenn Menschenlippe auf Erhörung harret.

Das Gold.

Der Bergmann wohnet in der Erde Schlunde, Und fördert Erz, doch nicht zu eignem Frommen; Des Tageslichtes Lust ist ihm genommen, In Dunkel jagt er nach dem reichen Funde.

Und doch hat man von keinem Glanze Kunde, Vergleichbar dem, den wir durch ihn bekommen. Der Sonne scheint des Goldes Strahl entglommen, Wenn heiß sie brennt in schattenloser Stunde.

Der Bergmann seinen Schweis in Nacht vergießet, Und findet oft des dürftgen Lebens Ende, Wenn von dem eignen Werke seiner Hände

Zusammen über ihm die Erde schießet. In Finsterniß er dann begraben lieget, Des Goldes Schimmer alle Zeit besieget.

25

Freiheit und Gesetz.

Die Menschen der Natur die Form gern geben, In der sich regt ihr enges geistges Leben, Und ihre Blicke sich im Stillen freuen An schöngepflanzter Bäume langen Reihen.

Doch der Natur aufwuchernd üppges Leben Ist ein verwirrtes Durcheinanderweben. Wie Wind und Zufall blind den Saamen streuen, So Wies' und Feld den bunten Schmuck erneuen.

Denn selbst was kreist nach ewigen Gesetzen, Die keiner Freiheit Willkühr kann verletzen, Des Himmels ungezählte Sternen Menge,

Scheint nur ein fröhlich luftges Glanzgedränge, Wo in den tief von Licht durchstrahlten Räumen, Wie Gras der Nacht, Myriaden Welten keimen.

Die Wehmuth.

Wie wenn dahin des Winters Monde gehen, Und sanften Zephyrs laue Lüfte wehen, Sich lösen nach und nach der Erde Schollen Und freudig fesselfrei die Wogen rollen;

So wenn erstarret Gram und Kummer stehen, Muß Wehmuth erst der Mensch sie schmelzen sehen, Wenn im Empfinden und im zarten Wollen Ertönen seelenvolle Klänge sollen.

Denn zwischen Himmel Mittlerin und Erde, Als eigen einzig ihm gegebne Blüthe, Wohnt Wehmuth tief im menschlichen Gemüthe,

Des Schmerzes starren Trübsinn zu erschließen Und Schatten in zu blendend Licht zu gießen, Daß süßer Dämmerschein dem Blicke werde.



Opfer der Tyrannei.

Dein treues Weib der Schande zu entziehen, Tauchst du in ihre Brust dein mordend Eisen, Und da sie fühlt das Leben scheidend fliehen, Die stillen Züge noch dich segnend preisen.

Befangen in der Knechtschaft engen Gleisen War keine andre Freyheit euch verliehen, Als in der Lüfte öden, wästen Kreisen Zu suchen Ruhe von der Erde Mühen.

Der Mensch, den Menschen hart in Ketten schläget, So Herrschaft auf mit Sclavenelend wäget; In tausend Formen lehrt es die Geschichte,

Denn wenn auch Menschlichkeit oft rügend waltet, Tönt Knechtschaftsklage, ewig neu gestaltet, Doch wieder vor des Ewgen Strafgerichte.

Juno Ludovisi.

Du lebtest nie, hast nie dich aufgeschwungen Zum Göttersitz, bist niemahls ihm entstiegen; Im Marmor ewig deine Lippen schwiegen, Aus Künstlers Phantasie bist du entsprungen.

Doch hast du eignes Wesen dir errungen, Das ruht in deinen stillen Götterzügen, Und keine Macht der Zeit kann es besiegen, Da tief es ist in Menschenbrust gedrungen.

So alle Ewigkeiten zû durchwalten

Dass in der Schattenmenge Traumgewirre

Er nicht, ein Bruchstück nur des Hausens, irre,

Kann auch der Mensch zu Eignem sich gestalten. Dem Erdenstoff ein Funken nur entsprühet, Die eigne Bahn er dann selbst leuchtend ziehet.



Paros.

Als Hellas Ruhm noch nicht war ganz gefallen,
Da hörte man in Paros Berges-Klüften
Die Klänge des geschäft'gen Meißels schallen,
Und ihre Marmorfelsen fernhin schifften.

Denn hohes Bildwerk heilger Tempelhallen Entstieg den jetzt in Nacht begrabnen Grüften, Wo kunstlos heut die dürftgen Wohner wallen, Und Wild grast einsam auf den öden Triften.

Wenn deiner Fackel Licht sich hell entzündet, Athenes Abglanz, bildender Gedanke, Wie mächtig auch es die Natur umranke.

Aus ihrem Schools das Schöne los sich windet. Wenn du nicht krönst sein sehnendes Verlangen, Hält ewig sie in Dunkel es gefangen.

Die Jungfrau Israels.

Mit Stolz ich auf die Nachbarvölker blicke, Weil uns der Herr zu seinem auserwählet, Und Juda's Flammenschwert mit Kraft gestählet Zu bändigen der Heiden freche Tücke.

Die Blume reiner Frömmigkeit ich pflücke, Und uns kein Seegen der Verheifsung fehlet; Drum Davids heilger Harfe laut vermählet Zum Dank empor ich meine Stimme schicke.

Wenn auch zerstört sind Zions Tempelmauern, Und wir, zerstreut in alle Länder, trauern, Doch edler Stolz in unsrem Busen glühet.

Denn bis zur Weltzerstörung Zorngerichte Doch in der völkerwägenden Geschichte Rein unvermischet unser Zwölfstamm blühet.

Die Schauspielerin.

Der Bühne Bretter sind mein wahres Leben, Das eigentliche hab ich aufgegeben, Und den Geliebten nur ans Herz ich drücke, Den mir der Tag zuführt in jedem Stücke.

Doch dies der nackten Wirklichkeit Entheben Ist nur ein reiner ahndend Wahrheitsstreben. Denn vor des Dichters gottbeseeltem Blicke Füllt im Geschick und Brust sich jede Lücke.

Die Dichtung hin durch meine Lebenstage Wie reich gewirkten Gürtel zaubrisch schlinget, Und was in Menschenloose Wahrheit bringet,

Vor mir verklingt, wie alt verschollne Sage. Der Tod erst beide Göttinnen vereinet; Zur Wahrheit wird, was irdisch Dichtung scheinet.

Der Schmerz.

- Wie gehst du so beherzt den Pfad der Schmerzen, Als fühltest nicht du deine Thränen rinnen?
- Da ich in Schmerz mein Leben muß abspinnen,
 Soll er mir meines Himmels Glanz nicht schwärzen.
- 1. Wie Gaukler kühn mit giftgen Schlangen scherzen, Glaubst über ihn den Sieg du zu gewinnen.
- Wer Stärke schöpft aus ruhig tiefem Sinnen, Läfst duldend nagen ihn am wunden Herzen.

Die Zeit rauscht hin in Wonn- und Schmerzenstagen, Und Heil bringt, was zurück von beiden bleibet, Doch segensvoller ist des Schmerzens Zagen.

Wem es des Lebens Prüfungsblick erweitert, Und seines Busens tiefste Gründe läutert, Der keinem Schicksal sich entgegen sträubet.

Molfy.

Und sollten meine Füse auch ermatten, Ich musste auf und ab-doch spät noch gehen, Um an der Balkendecke ihren Schatten Vorüberstreisen wenigstens zu sehen.

Der Liebe Pfeile mich bethöret hatten, Ich konnte mehr nicht selber mich verstehen; Wenn Eifersucht sich und Verlangen gatten, Gesunden Sinn zu Wahnein sie verdrehen.

Doch diese Fieberglut ist längst verflogen, Und ruhige Vernunft zurückgekehret. Nun sie zu mir hat Liebe angezogen,

Doch ihre Neigung meine Kälte mehret. Der Schleier rollte vor den Augen nieder, Enttäuscht, so wie sie ist, seh' ich sie wieder.

Die Nonne.

Die Nonne kennt nur ihren Klostergarten, Den ihre Hände liebend sorgsam warten, Die andre Welt ist weit von ihr geschieden, Vom Himmel wie die Erde ist hinnieden.

Auf stille Ruh der Brust Verlangen harrten, Doch im Gewühl des Lebens bang erstarrten; Nun keine Wünsche mehr im Busen sieden Wallt er in ungetrübtem Seelenfrieden.

Zwei Wonneblüthen Ruh sind und Verlangen, Die nie zugleich dasselbe Haupt umfangen. Erreichte Sehnsucht gleicht den Sonnenblicken,

Die gaukelnd tanzen auf der Woge Rücken; Die Ruhe aus der dunklen Tiefe steiget, Wo, fern vom Sturm, die feuchte Oede schweiget.



35

Die Doppelwesen.

Kennst du wohl, Stella, jene alte Sage, Die hold durchwaltete der Vorzeit Tage, Daß, die fest liebend an einander hingen, Als Doppelwesen durch das Leben gingen?

So dir zu sein mit jedem Herzeusschlage, Ich das Gefühl im tiefen Busen trage. Zwei Wesen engre Bande nie umschlingen, Als mich dir, mir dich, Hohe, nahe bringen.

Man sagt wohl sonst, um Nähe anzuzeigen, Daß eins der Schatten ewig sei des andern. Doch wir viel enger uns zusammenfügen;

Denn wir von früh bis zu der Sonne Neigen, Wenn einsam wir durch Roms Gefilde wandern, Mit Einem Schatten beide uns hegnügen.

Ein alter Freund.

Der Baum, kein andrer, soll mein Grab beschatten; Mein Lebensloos steht mit ihm im Vereine, Oft vor der Sonne frühem Morgenscheine Schon seine Zweige mir gelispelt hatten.

Die Wesen der Natur bedeutsam gatten Sich mit des Menschen Schicksal. Bäume, Steine Es stumm bewahren, wie in heilgem Schreine, Wie goldgegrabne Schrift auf Marmorplatten.

Denn nie konnt' ich mich von dem Baume trennen. Wie Schatten hinter seinem Körper schreitet, Hat er durchs lange Leben mich begleitet.

In der Gefühle sehnsuchtsvollem Brennen Ehrt' ich, wenn ihn auch nicht die Blicke sahen, Doch seines Rauschens mir geweihtes Nahen.

Pflichterfüllung.

Ein eingeborner Trieb, der es bestimmt, Beseelet jedes Wesens Sein und Leben, Und mit dem tiefen innren Seelenstreben Den gleichen Weg das äußre Schicksal nimmt.

Glück ist nicht Lust; sie plötzlich aufglimmet, Dann sieht man sie erlöscht in Rauch entschweben; Was wahrhaft Glück allein der Brust kann geben, Ist Pfad, der nie vom Ziele ab sich krümmet.

Und Ziel ist jenes Triebes ernst Erfüllen, Wenn Müh' auch ringt und Thräne schmerzlich rinnet. Wer, still ergeben in den ewgen Willen,

Aus sich hervor des Schicksals Faden spinnet, Genießt, wenn um ihn her auch Sturm nie schließe, Doch Götterruhe in des Busens Tiese.

Entschuldigung.

Mit Unrecht, Verse, nenn ich euch Sonette, Da ihr nicht schlinget in gleich engem Kreise Der Wechselreime leicht gewundue Kette, Mehr folgend freier, selbst gewählter Weise.

Mein Ohr und Sinn es freilich lieber hätte, Ihr bliebet in Hesperiens Wohllautsgleise, Doch den Gedanken auf Prokrustes Bette Müst ich einpassen seinem Reimgehäuse.

Dem wahren Dichter ists allein gegeben Dass, aus einander wie von selbst entsprungen, Sprachsessel und Idee zusammenstreben;

Umsonst von Mühe wird danach gerungen. Ich folge nur dem Trieb, in leichte Schranken Zu heften frei hinströmende Gedanken.

Die sieben Rischis.

Der Bärin sieben helle Sterne lohnen, Glaubt man am Ganges, jenen heilgen Weisen, Die, zugesellet zu der Götter Kreisen, In Indras lichtumglänztem Himmel wohnen.

Ihr wisset nichts von jenem eitlen Thronen Von Wesen, welche Wahn und Dichtung preisen; Ihr, Welten, rollt in weitgeschiednen Gleisen, Kein Land umschlingt euch in den Aetherzonen.

Der Welt Atome auseinandergehen, Und wenn Gestalt soll und Begriff erstehen, Muß sie zu einigen dem Geist gelingen:

Doch auch in unvermischten Daseins Reinheit Giebt es unsichtbar wesenhafte Einheit, Und der zu nahen, muß der Mensch vollbringen.

Die Wolken. 3

Die Wolken hin und her am Himmel gehen,
Und bald sich trennen, bald zusammenziehen,
In lichten Farben bald hell funkelnd glühen;
Bald schwarz wie Nacht, wie Schnee bald flockig stehen.

So auch die Menschen sich im Wirbel drehen, In buntem Erdenschmuck, wie Pflanzen, blühen, Sich ohne Ursach suchen und dann fliehen, Wie Spreu, bewegt von leichtem Windeswehen.

6

Doch durch des irrlichtgleichen Haufens Mitte Der Götter ewges Schicksal ernsthaft schreitet, Nicht achtend auf ihr launenhaftes Wollen.

Was auf der Erde nahet ihrem Kreise, Doch thun es beid' auf weit geschiedne Weise, Wenn jenes sinkt, sich diese aufwärts schwingen.

Des Feuers Kräfte jedes Ding durchdringen, Die Flut des Wassers bricht durch Felsen-Schleuse, So wüten sie in ihnen eignem Gleise, Und in Ruin, was sie erfassen, bringen.

Doch wenn den Stoff sie schonungslos verzehret, Die Flamme steigend sich aetherisch nähret, Und was der Erde Bürde niederbeuget,

Durch Schmerz geläutert sie, wie neu erzeuget, Daß es empor sich aus der Asche hebet, Und Phönix ähnlich zu den Wolken strebet.

42

Die Säule.

Wie schlank die Säule in die Lüfte rage, Sie fordert, dass sie höhres Kunstwerk kröne, Vermählend freundlich sich mit ihrer Schöne, Und ist zusrieden, dass sie dienend trage.

Im Saal, bestimmt zu festlichem Gelage, Schmückt, daß durch Anmuth Knechtschaft sie versöhne, Und nicht ihr Haupt unwillig dienstbar fröhne, Sie es, wie Blüthenkelch an sonn'gem Tage.

Und wenn nun sanken des Pallastes Mauern, Sie, von Gebüsch umranket, einsam stehet, Wo Dach einst lieblich schützte, Sturm nun wehet,

Sieht man, des Schmucks beraubt, sie einsam trauern. So führt, von Mann und Kindern sonst umgeben, Verwaistes Weib in Gram versunknes Leben.

Der Osten.

Wo stralend her die Sonne kommt geschritten, Ist das Geschlecht der Sterblichen entsprungen. In früher Urwelt kindlich reinen Sitten Wird lieblich da ihr erstes Sein besungen.

Zuerst hat dort der Mensch sich kühn erstritten
Unsterblich Licht, dem Dunkel abgerungen,
Und ist mit leis geschwungnen Geistertritten
Bis zu der Gottheit Wesen vorgedrungen.

Drum dort hin sich des Abends Blicke wenden, Und suchen dort des Urlichts freudge Strahlen; Doch die oft schwachen Glanz nur aufwärts senden,

Und den Tribut dem Zeitenwechsel zahlen.

Denn wie am Himmel wechselnd Wolken ziehen,
Muß vor dem Dunkel oft das Licht entsliehen.

44

Eilen und Verweilen.

Der Welt Betrieb ist, niemals stehn zu bleiben. Wie Blut mag von geschwungnen Schwertern thauen, Sie scheuet nicht des Todes finstres Grauen, Wenn sie nur fort und fort ihr Werk kann treiben.

Sie hält kein Mitleid, hemmt kein Gegensträuben, Man darf nicht rückwärts, soll nur vorwärts schauen, Nicht klagend um Verlornes, weiterbauen, Das Funken sprühen aus der Kräfte Reiben.

Des Geistes Art dagegen ist Verweilen, Und starr den Blick auf Einen Punkt zu lenken, Um weiter, als der Erdengränze Säulen,

Sich in die Nacht der Tiefe zu versenken.

Der Mensch muß beide Weisen in sich einen,

Doch Seelenkleinod ihm Beschauung scheinen.

Die Legirung.

Das glänzendste der glänzenden Metalle Ist Gold; es Helios Feuerlocken gleichet, Und funkelnd es von Pol zu Pole reichet Im Schimmer der gewölbten Sternenhalle.

Doch in Selenens sanftrem Strahlenballe, Mit Silber es gepaaret mild erbleichet, Und erst mit dem, was ihm an Adel weichet, Gemischt, macht Kunst, daß es als Schmuck gefalle.

So ist des Menschen Treiben auch und Sinnen, Die, wie aus unvermischtem Erz gegossen, Nicht sind von schmeidigerem Stoff durchflossen,

Zu starr und spröde sind für irdisch Streben. Ein wenig Zusatz schon verlangt das Leben, Wenn es soll Reiz und Leichtigkeit gewinnen.

Heilsame Zucht.

Man ziehet straffer an des Schülers Zügel, Bewegen muß er sich in engem Kreise, Arbeiten auf die vorgeschriebne Weise, Und wenn er abschweift, kürzt man ihm die Flügel.

So mühvoll er erklimmt des Wissens Hügel, Bis frei er gehn lernt in der Forschung Gleise; Und wenn er litt erst, wird belohnt mit Preise, Und endlich löst der Weisheit ächtes Siegel.

Die bis zu ihr aufragenden Gedanken Bedürfen fest bestimmt gezogner Schranken; Des Geistes Fesseln seine Flügel werden-

Die Schönheit nur entspringt aus Formenstrenge, Die Wahrheit aus des tiefen Spähens Enge, Und Freiheit fessellos nie frommt auf Erden.

Die Amazonen.

Verachtend Schlachtgefahr und Kriegesmühen,
Eilt in den Kampf die Schaar der Amazonen,
Sie nicht den Feind, die eigne Brust nicht schonen,
Nur Eines fürchtend, weibisch feig zu fliehen.

Doch wie die starken Glieder Kraft auch sprühen, In ihren Zügen Schmerz und Wehmuth wohnen; Des Sieges Freuden niemals sie belohnen, Gesenkten Hauptes sie gefangen ziehen.

So zart von Hellas Kunst ward abgewogen,
Was fodern des Geschlechtes ewge Rechte.

Das Weib mischt muthig wohl sich dem Gefechte,

Von der Gewalt des Schicksals hingezogen.

Doch wilde Kampflust, Zuversicht zu siegen

Nicht kennt die Brust, der Lieb' und Sehnsucht gnügen.

Macht und Ohnmacht.

Was Feuer wild im Felsgebirg' erzeuget, In ungeheuren Massen aufgeschichtet, Daraus Gestalt hervor dem Künstler steiget; Die edle Form den rohen Stoff vernichtet.

Der starre Stein, der seelenlos sonst schweiget, Sich lebend nun an den Beschauer richtet. Vor dem Gedanken die Natur sich beuget, Und sich vor seinem Licht in Felsnacht flüchtet.

Des Lebens innre Kraft den Tod besieget. Wie mächtig Stein an Stein sich enge füget, Der Pflanze quillend Wachsen sie zersprenget.

Allein das Leben auch dem Tod erlieget. So ist der Sterbliche in Loos gezwänget, Wo Sein und Nichtsein wechselsweis sich dränget. Sie und das Wasser wechselnd sich erzeugen, Wenn feuchte Nebel auf - und abwärts steigen, Der Flamme Spitzen unstät lodernd beben.

Sie alle zum verwandten Himmel streben, Die Fluthen sehnsuchtsvoll zum Mond sich neigen, Der Flamme Sprühn ahmt nach der Sterne Reigen, Doch alle niedrig sie im Dunstkreis schweben.

Die Erde nach so kühnem Ziel nicht jäget; Sie bleibt am Grund, und Wohnung bietet Dem Menschen, den sie lebend nährt und hütet,

Und todt im kühlen Schoosse freundlich heget Und seinen, tiefem Sinn entschöpften Worten Erschließen wahrhaft sich des Hinmels Pforten.

Die Zeit.

Was ist der Strom, der keinen Ursprung kennet, Und sich in keinen Ocean ergießet, Der ohne Unterbrechung ewig fließet, Deß Länge keine Zunge messend nennet?

Die Zeit es ist, die alle Dinge trennet, Und doch im weiten Bett zusammenschließet, Die in demselben Nu vergeht und sprießet, Und mehr verzehrt, als Gluth, die lodernd brennet.

Doch der die Allmacht vor nicht Gränze schreibet, Der setzt der Mensch in seinem Innren Schranken Durch seines Geistes Fühlen und Gedanken.

Denn was in ihm beständig gleich sich bleibet, Das der Natur gemäße, stete Wollen Läst fort sich nicht vom Zeitenstrome rollen.



Die Baguette.

Da Alles, was umgiebt mein innres Leben,
Ich flecht' in schnell verblühende Sonette,
Muss ich vor Allem auch in sie verweben
Dich, Ernst und Spiel, leicht wiegende Baguette.

Wenn Wichtiges ich glücklich wollt' erstreben, Zurück ich niemals dich gelassen hätte, Wenn mich Gedanken sollten still umschweben, Umschaukeltest du ihre schwanke Kette.

Doch wie wer lang' auf hohem Meer geschweifet, Dass endlich er Gesahr und Arbeit meide, Das Ruder müde heftet in die Erde;

So ich, Baguette, oft jetzt von dir scheide, Und bald dich also niederlegen werde, Dass niemals meine Hand nach dir mehr greiset.

Die Natur.

Die man die Mutter aller Dinge nennet, Die ewige Natur, der Frucht und Blüthe Entsprießen, die als Urquell aller Güte Der Mensch ansieht, die Mitleid niemals kennet,

Im harten, unerbittlichen Gemüthe Sie, was sich liebt, unwiderruflich trennet, Und statt daß sie des Menschen Werk behüte, Sie niederschmettert, überschwenmt, verbrennet.

Die weise hält die Erde eingepresset,
Die wilden Kräfte, stürmisch los sie lässet,
Geschlechter nach Geschlechtern graussen schlachtet,

Und Menschennoth und Menschenschmerz nicht achtw, Zufrieden, wenn aus Kräften Kräfte streben, i der in Und durch einander wimmeln Tod und Leben.

53

Der Tod.

Den Geist mit heitern Bildern angefüllet,
Aus welchen mir des Lebens Glück gequollen,
Will ich dem Tod die letzten Stunden zollen,
Dem Grabe hold, das jedes Sehnen stillet.

Ich werd ihn sehen frei und unverhüllet,

Den in der Ewigkeiten ewgem Rollen

Stets gleichen und doch ewig wechselvollen,

Der Leben schließt, und aus dem Leben quillet.

Denn ich der Liebe heilger Kraft vertraue, der Die in der Blüthe der Gefühle gründet, ander blüthe der

Was Herz an Herz in heißem Glühen dränget, in heißem Glühen dränget, in heißem Grabe starre Bande sehnend sprengetst mehr habe und überm Grabe suchend wiederfindet.

Des Alters Gewinn.

I.

Ich schelte nicht des Hauptes graue Haare, Die sich allmählig in die dunklen schleichen; Wenn alle dunklen auch einmal erbleichen, Ich doch Zufriedenheit in mir bewahre.

Viel gute Gaben bringen viele Jahre, Wenn Reiz und Frische von dem Weibe weichen; Sie lernt, dass sich nicht alle Tage gleichen, Zum Glück nicht hilft, dass man sich Mühe spare.

In vieles will die Jüngre nicht sich fügen Worin die Aeltere sich lernet schicken, Um sich mit stillen Seufzern zu besiegen.

Dann in den ruhgen, immer gleichen Blicken Trägt sie des Busens tiefen Seelenfrieden, Der sehten schmerzlos wird erkauft hienieden, 57

Irdisches Treiben.

Ein schwinmend Eiland wohl ein Schiff man nennet, Denn rings ist es von Wogenflut umgeben, Und Felsen gleich, die über Meer sich heben, Die Menschen wahrend es vom Wasser trennet.

Doch nicht der Feste Sicherheit es kennet. Leicht muß es auf der Wellen Rücken schweben, Und selbst die felsenharten Herzen beben, Wenn aufgewühlt der Stürme Wuth entbrennet.

So ist von himmelströmenden Gedanken
Im Erdgewühl des Menschen Brust umflossen,
Und in des Wandeldaseyns irrem Schwanken auf und

Erblüht Gefühl an ewgem Queit entsprossen.

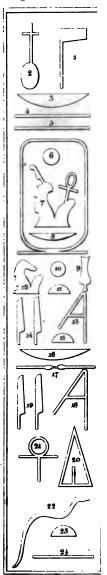
Doch unerschüttert fester Seelenfrieden

Ist nur der Götter ehrnem Sitz beschieden.

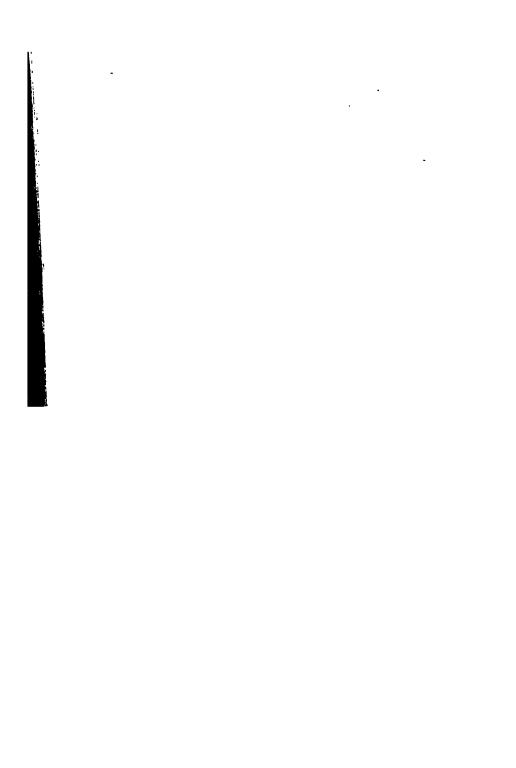
Fig. A.



Fig. B.









-

.

